V. 199.
1333
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE ROMA
1
4 -G
22
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorleſungen

über

die alte Geſchichte.

Erſter Band.

Digitized by Google

4/704

Vorleſungen

über

die alte Geſchichte

von

Friedrich von Raumer.

In zwei Bänden.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Ihrer Königlichen Hoheit,

der

Prinzeſſinn von Preuſſen.

Digitized by Google

Durchlauchtigſte Prinzeſſinn!

Gnädigſte Prinzeſſinn!

Euer Königliche Hoheit kennen und verſtehen die Gegenwart wie Wenige, und ſchauen mit ernſtem Tiefſinn in die Zukunft. Dies wäre unmöglich wenn Sie nicht auch die Vergangenheit gern und ſorgſam erforſcht hätten. Deshalb, und weil Sie nicht den Werth des Dargebotenen, ſondern die Geſinnung des Darbietenden huldreich ins Auge faſſen, wage ich es Euer Königlichen Hoheit dieſes Werk, als ein, ſchon früher dargebotenes

und angenommenes, Zeichen der größten Anhänglichkeit und Verehrung zu überreichen, mit welcher ich verharre,

Euer Königlichen Hoheit

Berlin, den 22. März
1847.

unterthäniger
von Raumer.

Vorrede.

Vorleſungen über die alte Geſchichte, welche ich vor 36 Jahren hielt und niederſchrieb, waren keineswegs für eigentliche Gelehrte, ſondern für das größere, im beſten Sinne des Wortes gebildete Publikum beſtimmt. Seitdem ſind unbekannte Welten (Indien, Aegypten) aufgeſchloſſen, und über andere Völker (Juden, Griechen) das Vorhandene nochmals ſcharfſinnigen und erfolgreichen Prüfungen unterworfen worden. Aber in dem Maaße, als ſich der Stoff mehrte und man auch das Kleinſte durch Mikroſkope betrachtete und vergrößert darſtellte; erſchien es für dieſe neue, meiſt umgearbeitete Ausgabe meiner Vorleſungen doppelt nöthig, das wahrhaft Denkwürdige, Geiſt und Gemüth Anſprechende, aus der ungeheuren Menge von Thatſachen und Anſichten auszuſondern. Dies Auswählen, dies Zuſammendrängen auf einen kleinen Raum und Umfang (mit Weglaſſung aller irgend entbehrlichen Anführungen und Noten), war eine ſehr ſchwere, für meine Zwecke aber ganz unerläßliche Aufgabe. Leſer, wie ich ſie mir denke und wünſche, werden mich meines Verfahrens halber nicht anklagen; und gegen Angriffe von anderen Standpunkten aus, darf ich zu meiner Rechtfertigung die Aeußerung eines Mannes anführen, welcher den eingeweihten Sachverſtändigen beizuzählen iſt. Bernhardy ſagt[1]: „Die Detailforſchung iſt, auch wenn ſie im beſten Sinne wirkt, von einem ſichtbaren

[1] Geſchichte der griechiſchen Literatur II, XVII.

Nachtheile begleitet: ſie ſchwächt die Einfachheit des Studiums, ſie ſtört den treuen, unbefangenen Geiſt der Hingebung an den antiken Text, und man hat nunmehr häufig genug bemerkt daß unſere wenig älteren Vorgänger, bei geringerer Gelehrſamkeit, das Alterthum mit einer jetzt verſchollenen Wärme und Weihe der Begeiſterung aufnahmen."

Denjenigen meiner Freunde und Kollegen, welche die ſchwierigſten Kapitel meiner Handſchrift, einer ſorgfältigen, belehrenden Prüfung unterwarfen, ſage ich hiefür nochmals den verbindlichſten Dank. Wenn das Werk (wie ſich von ſelbſt verſteht) deßungeachtet mangelhaft iſt und bleibt, ſo bemerke ich: „So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig[1]; man muß ſie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umſtänden das Möglichſte daran gethan hat."

Gewiß hat mir die Arbeit ſelbſt (das Leſen, Lernen, Durchdenken, Niederſchreiben) den größten Genuß gewährt und mich am Abende meines Lebens noch einmal verjüngt; — was denn aber freilich für Andere kein Grund iſt das Dargebotene zu billigen, und ſich auch daran zu erfreuen.

Die vortreffliche Weltgeſchichte meines Freundes Löbell, erhielt ich erſt nach völliger Beendigung meiner Handſchrift. Ich konnte deshalb nur Einzelnes benutzen, nicht aber Plan und Umfang meiner, überdies durch Perſönlichkeit (wie immer) bedingten Arbeit ändern. Sehr erfreute mich indeſſen unſere Uebereinſtimmung faſt in allen wichtigen Punkten.

1 Worte Göthes, Leben II, 2.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung.
Die Einleitung 1

Zweite Vorleſung.
Die wilden Völker der alten Welt, und die Inder . 21

Dritte Vorleſung.
Die Inder (Fortſetzung.) 62

Vierte Vorleſung.
Die Aethiopen und Aegypter 96

Fünfte Vorleſung.
Die Aegypter (Fortſetzung.) 123

Sechste Vorleſung.
Die Aſſyrer, Babylonier und Meder 168

Siebente Vorleſung.
Die Juden 188

Achte Vorleſung.
Die Phönicier 245

Neunte Vorleſung.
Die Perſer und Lyder 254

Zehnte Vorleſung.
Die Griechen. Mythiſche Zeit, Pelasger, Hellenen, Kolonien, Wanderungen, die Argonauten, Troja, die Herakliden, die öffentlichen Spiele, die Amphiktionen, die Orakel 269

Eilfte Vorleſung.
Athens Anfänge, Theſeus, Kodrus. Spartas Anfänge, die meſſeniſchen Kriege 294

Seite

Zwölfte Vorleſung.
Lykurgus, und die ſpartaniſche Geſetzgebung 316

Dreizehnte Vorleſung.
Solon, und die atheniſche Geſetzgebung 337

Vierzehnte Vorleſung.
Zoroaſter, und die perſiſche Geſetzgebung 367

Funfzehnte Vorleſung.
Darius und die Scythen, die Empörung der Jonier, Piſiſtratus und ſeine Söhne, Demaratus, Miltiades, Marathon 391

Sechzehnte Vorleſung.
Der große perſiſche Krieg. Xerxes, Themiſtokles, Ariſtides, Pauſanias, Cimon 410

Siebzehnte Vorleſung.
Die Zeit vom cimoniſchen Frieden, bis zum Ausbruche des peloponneſiſchen Kriegs 428

Achtzehnte Vorleſung.
Perikles und ſein Zeitalter 446

Neunzehnte Vorleſung.
Der peloponneſiſche Krieg bis zur Unternehmung der Athener gegen Syrakuſä 473

Zwanzigſte Vorleſung.
Aeltere Verhältniſſe Siciliens und der Feldzug der Athener 488

Einundzwanzigſte Vorleſung.
Von der Niederlage der Athener in Sicilien, bis auf die Einnahme Athens durch Lyſander 506

Erste Vorlesung.

Die Einleitung.

Nie war vielleicht eine Zeit reicher an großen Ereigniſſen als die jetzige, und dennoch ſcheinen Viele durch dieſen Reichthum und dieſe Größe mehr verwirrt und beunruhigt, als belehrt und geſtärkt zu werden: — weil nämlich ſelbſt die ernſthafteſte Betrachtung der Gegenwart, nicht zu einer vollkommenen Verſtändigung und zu einem würdigen und klaren Ueberblicke hinreicht; weil die unmittelbare Theilnahme, das unmittelbare Gelingen oder Mißlingen, weil Glück oder Unglück, Freude oder Leid zu mächtig unſere Anſichten beſtimmt, oder unſere Unbefangenheit vertilgt. Deshalb ſollen wir unſeren Blick auf die Vergangenheit richten und einſehen lernen: daß der letzte Tag ein unerklärliches oder mißgedeutetes Geheimniß bleibt, ohne die Lehren der Jahrtauſende, welche die Geſchichte darbietet. Wenn wir das Herrlichſte wie das Gräuelvollſte, was die Einzelnen und die Völker vollbracht haben, vor unſerem inneren Auge vorübergehen laſſen; ſo werden wir frei von einer blos zeitlichen und örtlichen Anſicht, wir überblicken von Bergeshöhen den unendlichen Reichthum einer Welt und ſehen ein, daß die früheren Ergebniſſe unſerer Betrachtungen (welche wir in krittelndem Tadel oder roſigen Hoffnungen ausſprachen),

von dieſem erhabeneren Standpunkte aus, oft nur einſeitig, kleinlich und abgeſchmackt erſcheinen.

Aber freilich wird die Einſicht keineswegs immer in dem Maaße erhöht, als man eine größere Maſſe von Thatſachen kennen lernt: vielmehr muß derjenige, welcher nicht in dem Mannigfachſten die Regel und in dem Aehnlichſten dennoch eigenthümliches Weſen erkennt, durch geſchichtliche Forſchungen nur verwirrt und dahin gebracht werden, daß er entweder Alles mit Gleichgültigkeit wie ein Schattenſpiel an der Wand betrachtet, oder in bittere Verzweiflung und finſteren Unglauben geräth. Wer dagegen mit Gott beginnt, dem kann die höhere Klarheit und Heiligung nie ganz mangeln: alle Fehden und Gegenſätze, die ſich auf niederem Standpunkte zwiſchen Dichtung, Geſchichte, Philoſophie, Natur, Religion u. ſ. w. zeigen, verklären ſich zu einer großen Harmonie. Es iſt dann nicht mehr die Rede von feiger Ergebung unter das Joch einer eiſernen Nothwendigkeit, nicht (in anmaßlichem Stolze) von einer unüberwindlichen, unfehlbaren Willenskraft; ſondern die Läuterung beginnt in Demuth und Vertrauen und wächſt unter freudigem Erkennen der Offenbarung des Göttlichen auf Erden, bis ſich der Blick geſtärkt und umfaſſend, von der Zeitlichkeit zur Ewigkeit zu erheben vermag.

„Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde und Alles was darinnen iſt, und den Menſchen nach ſeinem Bilde"; das iſt die älteſte wie die weiſeſte Erzählung, und damit ſtimmen, nach Wegwerfung alles Ueberladenen und Willkürlichen, auch die älteſten indiſchen[1] und baktriſchen Sagen. Was dagegen in den phönizifchen Bruchſtücken des Beroſus und Sanchoniathon über die Weltbildung gelehrt wird, erſcheint buchſtäblich oder ſinnbildlich genommen, faſt nur verwirrt und verwirrend.

1 Nämlich die Vedas; das Spätere iſt deſto ungebundener. Nach Henry (l'Egypte I, 215) übernahm Moſes die älteſte ägyptiſche Weltbildungslehre, welche nachher in Aegypten verloren ging.

Digitized by Google

Diodor von Sicilien giebt im Anfange ſeines Werks blos Anklänge ſpäterer philoſophiſcher Lehren, und Platons Timäus kann noch weniger bei einer geſchichtlichen Darſtellung erwähnt werden.

Jene Leere, welche ſich vor dem ſicheren Anfange eigentlicher Geſchichte zeigt, hat Sage und Dichtung auszufüllen verſucht. So wie jeder Einzelne Jugenderinnerungen in ſich trägt, die ihn in den Morgen ſeines Daſeins verſetzen und wunderbar berühren, denen er nicht mit kritiſcher Hand naht, um ihren freien Wuchs zu regeln und zu beſchränken; ſo hat auch jedes Volk Jugenderinnerungen in ſeinen Sagen, welche es noch in ſpäteren Zeiten pflegt und verehrt. Aber wie ſelten hat man verſtanden dieſe Sagen zu würdigen, und ſchon aus ihnen das Eigenthümliche der Völker zu erkennen! In der freien Mannigfaltigkeit ſahen Viele nur eine tadelnswerthe Abweichung von dem, was ihnen alleiniges Muſter zu ſein dünkte, und wie ſollten ſie die Jugend Anderer begreifen, da ſie, gar weiſe geworden, auf ihre eigene nur mitleidig zurückblickten!

Indeſſen ſteht dies bunte Gebiet der Sage, es ſtehen die anmaßlichen Weltbildungslehren auf keinem ſicheren Boden; erſt beobachtende Erfahrung hat wiſſenſchaftliche Erkenntniß herbeigeführt, oder doch den Weg hiezu zweckmäßig eröffnet. Damit die Geſchichte der Menſchheit aufgehellt werde, mußte man die Geſchichte der Erde erforſchen; und wiederum war deren Natur und Stellung unverſtanden, ſo lange man von der Ausdehnung und den Geſetzen des Weltalls nichts wußte, oder nur weſentlich Irriges verkündete. Es wäre gleich verkehrt, die alten Völker gering zu ſchätzen, weil ihnen viele Kenntniſſe unſerer Tage fehlten; oder dieſe Kenntniſſe nicht zur Beleuchtung ehemaliger Zeiten zu benutzen.

Leere Anmaßung (wird uns eingewandt) bleibt es, von der Natur und der Geſchichte der Erde zu reden, da man nur den tauſendſten Theil des Erdhalbmeſſers,

und auch dieſen geringen Theil nur an ſehr wenigen Stellen kennt. — Iſt es aber nicht ſchon ein unermeßlicher Fortſchritt, von Durchmeſſer und Umfang der Erde reden zu können; im Vergleiche mit jenen Zeiten, wo man glaubte ſie ſei eine flache Scheibe, oder ruhe auf dem Rücken einer Schildkröte?

Die Feſſeln welche eine irrige Deutung bibliſcher Schriften der Naturforſchung anlegte, ſind für immer geſprengt: die Schöpfungstage mußten ſich zu langen Zeiträumen ausdehnen, und auch der eigenſinnigſte Dogmatiker verlangt nicht mehr, daß die Erde unbeweglich ſtill ſtehe. Gegen die chriſtliche Verdammung des Hochmuths und die ernſte Hinweiſung zur Demuth, ſind theoretiſch und praktiſch gar viele Einwendungen erhoben worden; gegen das copernikaniſche Weltſyſtem, welches der Erde und dem Menſchen ſeine wahre und demüthige Stellung anweiſet[1], kann Niemand Zweifel erheben, und in ihm liegt eine ſo großartige Beſtätigung dieſer chriſtlichen Lehre, daß ſchon deshalb alle Anklagen über die gottloſen Ergebniſſe der Naturforſchung verſtummen ſollten.

Alle erderkundende (geognoſtiſche) Forſchungen beweiſen, daß die Erde nicht immer in dem Zuſtande unſerer Gegenwart beharrte, ſondern zeiträumlicher Wechſel von Ruhe und erhöhter Thätigkeit ſtattfand; ja daß manche erhebliche Veränderung eine plötzliche, augenblickliche geweſen ſeyn müſſe. Zur Erklärung dieſer Veränderungen ſind Gründe mancherlei Art aufgefunden, oder künſtlich herbeigezogen worden. Zuvörderſt außererdliche, z. B. gewaltige Einwirkung eines Kometen, Umſtellung der Sonnenbahn und des Gleichers; wofür aber eigentliche Erfahrungen fehlen, und welche zum Begreifen mancher Erſcheinungen (ſo der ehemaligen klimatiſchen Verſchiedenheiten) auch nicht ausreichen.

1 Dauerte ein Tag acht Tage, eine Nacht acht Nächte, wäre die Erde ſo entfernt von der Sonne wie der Uranus u. ſ. w., wir müßten durchaus andere Geſchöpfe ſein.

Als den, auf und in der Erde befindlichen Hauptgrund aller größeren Veränderungen, haben Einige, mit ausſchließender Vorliebe das Waſſer, Andere das Feuer betrachtet; während umfaſſendere Unterſuchungen genügend erweiſen, daß beiden Elementen für jede Zeit eine entſcheidend wichtige Einwirkung muß zugeſtanden werden.

Hätte das Waſſer immer allein gewirkt, ſo müßten die Niederſchläge aus demſelben ſich gleichartig verbreiten, es müßte alles Land zwiebelartig und wagerecht übereinander liegen[1] und nirgends ein ſchroffer, ſchräger, ja ſenkrechter Abſchnitt zu finden ſein.

Die Annahme einer durch vieltägigen Regen herbeigeführten allgemeinen Fluth[2], erklärt weder das Auffinden von Meer- und Salzwaſſerthieren bis 14,000 Fuß über der Meeresfläche, noch woher eine ſolche Maſſe von Waſſer hergenommen ward, um die Erde ſo viel höher als zuvor und gewöhnlich zu überſchwemmen.

Dieſe und andere Gründe haben zu einem zweiten Erklärungsverſuche geführt, wonach die Erde ehemals bis über die Spitzen der höchſten Berge hinauf ringsum mit Waſſer bedeckt war, welches dann allmählig bis auf den jetzigen Stand geſunken ſey. Aber auch hier bleiben viele höchſt wichtige Fragen unbeantwortet; z. B. woher ſind bei dieſer Alleinherrſchaft des Waſſers und ſeinen allmähligen Niederſchlägen, die ungeheuren Höhen und Tiefen, die Bergrücken und Spitzen entſtanden? Wohin iſt die unermeßliche Maſſe des, die Erde bedeckenden Waſſers hingeſchwunden? Kann es in die Erde hineinſinken, oder im Weltraume verdunſten, oder ſich in Gasarten verwandeln? Oder iſt der Mond aus der Südſee herausgeflogen, um Raum für den Ueberfluß zu gewinnen? Noch jetzt ſind faſt drei Viertheile der Erde mit Waſſer bedeckt

1 Je weniger kriſtalliniſch, deſto wagerechter.

2 Warum wurden bei dieſer Sündfluth die Fiſche allein begnadigt?

und nur etwa ein Fünftel iſt bewohnbar; aber es fehlt an Beweiſen für eine fortdauernde Zunahme oder Abnahme des Meeres. Auch würden die Maſſen der jetzigen Gebirge des Flachland nur um wenige Fuß erhöhen[1].

Wenn gleich nicht alle, ſo werden doch manche Schwierigkeiten gelöſet, ſobald wir dem Feuer, neben dem Waſſer, eine mächtige Einwirkung zugeſtehen und, auf zureichende Erfahrungen geſtützt, dem angeblich ſteten Sinken des Waſſers gegenüber, die Entſtehung vieler Gebirge[2] mittelſt Erhebung des Bodens durch Feuersgewalt anerkennen. In mehreren, entſcheidenden Zeitpunkten und durch lange Zeiträume hindurch, iſt die Erde vermöge jener elementariſchen Kräfte zu dem gebildet werden, was ſie jetzt iſt, und die Gebirge ſind die deutlichſte Lapidarſchrift für ihre Geſchichte[3]. Demgemäß unterſcheiden wir

1) neptuniſche Gebirge (oder Felsarten), in Schichten und Lagen, meiſt durch Niederſchlag entſtanden und voll Verſteinerungen mancherlei Art;

2) vulkaniſche Gebirge, ungeſchichtet, ohne Verſteinerungen, mehr oder weniger kriſtalliniſch; theils durch Ausbrüche an der Oberfläche zu Tage gekommen, oder in größerer Tiefe unter ungeheurem Drucke gebildet;

3) umgewandelte (metamorphiſche) Gebirge, geſchichtet und kriſtalliniſch, deren erſte Beſchaffenheit durch Feuer wahrſcheinlich ſehr verändert ward;

4) Conglomerate, gemiſchte Felsarten, zuſammengeſetzt aus mechaniſch getheilten Maſſen, der drei vorigen Gattungen.

1 Kosmos 319.

2 Der Streit über die Entſtehung des Baſaltes, und ob und wie ſeine auch wagerechte Lage zu erklären ſei, gehört nicht hieher.

3 Lyell Elemente der Geologie, Humboldt's Kosmos, Buckland Geology, Hoffmann nachgelaſſene Schriften, Link Urwelt u. A. Ich berichte nur, ohne mir irgend eine Entſcheidung anzumaßen.

Die Entwickelung dieſer vier Gebirgsarten ſchreitet nicht blos nach einander, ſondern auch gleichzeitig fort; und eben ſo kann jede früher oder ſpäter beginnen, kürzer oder länger dauern. Das Alter beſtimmt ſich meiſt durch Auflagerung, mineralogiſchen Charakter und organiſche Reſte. Es giebt übrigens weit weniger Steinarten, als Arten von Pflanzen und Thieren, und jene ſind in verſchiedenen Gegenden der Erde ſich ähnlicher als dieſe.

Mit jeder weſentlichen Veränderung des Erdbodens ſcheinen zum Theil neue organiſche Schöpfungen eingetreten zu ſeyn. Je älter die Gebirgsbildung, deſto größer iſt die Verſchiedenheit der vorgefundenen Verſteinerungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, deſto weniger Gleichartiges findet ſich im Vergleiche mit den heutigen Gattungen; ja die älteſten Abdrücke oder Ueberreſte von Pflanzen und Thieren ſind jetzt gar nicht mehr vorhanden, obgleich ſich im Ganzen derſelbe Styl, dieſelbe Richtung dergeſtalt offenbart, daß es ſelten nöthig iſt ganz neue Klaſſen zu bilden. Eben ſo wenig ſcheinen die älteſten Verſteinerungen ein weſentlich verſchiedenes Klima, oder eine andere Lage der Sonnenbahn zu verlangen. Ueberhaupt gäbe eine Veränderung derſelben im Allgemeinen kein beſſeres Klima für das ganze Jahr. Allerdings kann eine größere oder geringere Ausſtrahlung der inneren Erdwärme das Klima ohne Veränderung der Weltſtellung erhöhen oder erniedrigen. War es aber jemals überall wärmer als in unſeren Tagen (ſo daß z. B. Thiere und Pflanzen der heißen Zone in Sibirien fortkamen), dann wäre die Hitze unter dem Gleicher wohl zerſtörend geworden. Jedenfalls iſt ein plötzliches Sinken der Wärme bis unter den Gefrierpunkt, es iſt das Vorfinden eingefrorner Elephanten, noch nicht genügend erwieſen, oder erklärt.

Wenn alle Erdlager, ohne größere Umwälzungen wie Zwiebelſchalen um die ganze Erde herumliefen, ſo wäre die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit ohne Zweifel ge-

ringer; und in gleichem Maaße ſtände es übel wenn das Feuer und ſeine Wirkung allein vorgeherrſcht hätte. Beide Elemente, Feuer und Waſſer, fanden ein Feſteres, Erdiges ſchon vor, und die Luft- und Gasarten wurden von ihnen in mächtige Bewegung geſetzt.

Unter den Verſteinerungen finden ſich bis jetzt keine Ueberbleibſel von Menſchen, woraus man (jedoch nicht mit völliger Gewißheit) geſchloſſen hat, daß ſie erſt nach der letzten Erdrevolution erſchaffen worden; während die Vertheidiger einer allgemeinen Sündfluth, ihre Entſtehung vor dieſelbe ſetzen und nur Wenige daraus erretten laſſen. Gewiß konnten Menſchen nicht leben, bevor es Pflanzen und Thiere gab; es fehlt aber an hinreichenden Beweiſen[1] daß das Pflanzenleben auf Erden älter ſey als das thieriſche. Eben ſo unhaltbar iſt die gewöhnliche Annahme: der Urſitz des Menſchen müſſe da geſucht werden, wo ſich die höchſten Berge befinden, weil dieſe zuerſt aus dem Waſſer hervorgetreten ſeyen, denn:

Erſtens, könnte (ſelbſt bei dieſer Vorausſetzung) die Schöpfung des Menſchen erſt nach ſehr bedeutendem Sinken der Gewäſſer eingetreten ſein.

Zweitens, ſind manche der höchſten Gebirgsrücken ſpäter erhoben worden, als niedrigere und z. B. das Erzgebirge wahrſcheinlich älter, als die Alpen.

Drittens, waren die höchſten Berge wohl von jeher zu kalt und unbewohnbar, und die Menſchen kletterten gewiß nicht von einer Spitze zur andern weiter. Vielmehr mag der erſte Menſch in einer fruchtbaren, nahrungsreichen Gegend, einem Garten, einem Paradieſe aus der Hand Gottes hervorgegangen ſeyn. Reicht auch die bibliſche Beſchreibung nicht hin, dieſe Stelle mit Beſtimmtheit wiederzufinden; ſo iſt doch, wie geſagt, die Erhebung der Berge über die Meeresfläche, kein Wegweiſer für dieſe Unterſuchung.

1 Humboldt Kosmos 293.

Die Frage nach dem Wo der Entſtehung des Menſchengeſchlechts, ſteht in genaueſter Verbindung mit dem Wann? Einwendungen gegen die, auf Moſes Erzählungen gegründete Zeitrechnung, ſind gewiß von erheblichem Gewichte, geben uns aber keine Mittel einen Zeitraum von etwa 6000 Jahren (wie viel weniger einen längeren) inhaltsreich mit Menſchengeſchichte auszufüllen. Ganz anders ſtellt ſich die Sache bei der Naturgeſchichte, welche ohne Zweifel einen viel längeren Inhalt nachweiſet, und es mit Recht für grundlos erklärt[1], die Zeit ſeit der Schöpfung auf wenige tauſend Jahre zu beſchränken. Selbſt das Licht, das ſchnellſte aller Weſen, brauchte unendlich mehr Zeit um von den entfernteſten Weltkörpern zur Erde zu gelangen, als die Chronologie mancher bibliſchen Erklärer zugeben will; und der jetzt unläugbaren unermeßlichen Ausdehnung des Raumes gegenüber, erfordert die Naturgeſchichte auch eine Unermeßlichkeit der Zeit.

Bei der Frage nach dem Wo und Wann der Entſtehung des Menſchen, legen die meiſten Forſcher eine Vorausſetzung zum Grunde, welche ſelbſt einer näheren Prüfung und eines genaueren Beweiſes bedarf: nämlich daß alle Menſchen von einem Paare abſtammen, alſo auch an einer einzigen Stelle entſtanden. Welche unter den vorhandenen Abarten der Menſchen weiſet uns nun am Beſtimmteſten zu jenem Urpaare? In welches Land müſſen wir das Paradies verlegen?

Die Natur (ſagt ein kundiger Schriftſteller[2]) ſchreitet fort vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, läßt lebendige Geſchöpfe da entſtehen, wo ſie am leichteſten leben, fortkommen und ſich ſchützen, zeigt daß überall das ſchwarze Thier das ältere und urſprüngliche war; — mithin bilden die, innerhalb der Wendekreiſe ins Daſein gerufenen Neger, den älteſten Menſchenſtamm.

1 Kosmos 161.

2 Link Urwelt 309.

Hiegegen läßt ſich einwenden: 1) daß etliche Gelehrte behaupten, nicht immer gehe das Unvollkommene der Zeit nach voran, ſondern urſprünglich Vollkommenes könne auch ausarten und herabſinken. 2) Die wärmeren Theile Aſiens und Amerikas bieten gleiche Leichtigkeit des Lebens und Entwickelns. 3) Die dunkle Farbe findet ſich nicht überall vor, und iſt, unter mannigfachen Eigenſchaften, keine der wichtigeren. 4) Die Verbreitung der Menſchen aus dem Inneren Afrikas, wird um ſo weniger durch geſchichtliche Spuren unterſtützt, als die Behauptung[1]: die herrſchenden Aegypter hätten zum Negerſtamme gehört, aus vielen Gründen (z. B. der vorgefundenen Abbildungen halber) unerweislich bleibt.

Andere Forſcher haben deshalb die Entſtehung des Menſchengeſchlechts in die Gegend des Kaukaſus gelegt und den jetzt ſogenannten kaukaſiſchen Stamm als den älteſten bezeichnet. Weil aber die Verbreitung der Menſchen von hier nach Vorder- und Hinterindien und nach China, Schwierigkeiten zeigt, verſetzen noch Andere die Wiege des Menſchengeſchlechts öſtlicher in das mittlere Hochaſien, an den Himalaya. Sofern bei den Annahmen die ſtillſchweigende, oder ausgeſprochene Vorausſetzung zum Grunde liegt: daß die höchſten Gebirge am erſten waſſerfrei, und deshalb bewohnt wurden, müſſen wir an die ſchon erwähnten Gegengründe erinnern, und hinzufügen: daß wenn jener Umſtand entſcheidend wäre, Anſprüche Amerikas nicht, wie bisher, ganz unberückſichtigt bleiben dürften.

Mag man aber nun den Urſprung des Menſchengeſchlechts nach dem Innern Afrikas, nach dem Kaukaſus, oder dem Himalaya verlegen; immer laſſen ſich heutiges Tages große Verſchiedenheiten nicht läugnen; weshalb Naturforſcher von vier (oder fünf) Menſchenſtämmen, Arten, Raſſen ſprechen, nämlich: Afrikaner oder Neger, Europäer und Weſtaſiaten (weißer kaukaſiſcher Stamm), Nordaſiaten

[1] Movers Phönicier 41.

(Mongolen), Oſt- und Südaſiaten (Malayen und Chineſen), Amerikaner. Andere fügen zur mongoliſchen Raſſe die Amerikaner, zur ſchwarzen oder äthiopiſchen die Malayen (als Uebergangsſtufen) hinzu; während noch Andere, geringere Verſchiedenheiten berückſichtigend, von 15, 16 Raſſen ſprechen, oder für jeden Welttheil eine erweiſen möchten.

Dafür daß alle dieſe Stämme von einem Paare abſtammen, ſind mannigfaltige und erhebliche Gründe aufgezählt worden:

Erſtens, das Zeugniß der älteſten moſaiſchen Urkunde.

Zweitens, die Möglichkeit ſich untereinander fortzupflanzen.

Drittens, die Unbedeutenheit der Verſchiedenheiten, im Vergleiche mit dem Uebereinſtimmenden, ſowohl hinſichtlich des Leibes als des Geiſtes.

Viertens, das Daſeyn vieler vermittelnder Uebergangsſtufen.

Hiegegen läßt ſich einwenden:

Erſtens: ſo wenig die moſaiſche Urkunde für Stern- und Erdkunde eine unbedingte Vorſchrift iſt, eben ſo wenig für die Menſchengeſchichte. Weitere Forſchungen über ihre Glaubwürdigkeit ſind vielmehr nothwendig und nützlich.

Zweitens: die Möglichkeit ſich untereinander fortzupflanzen zeigt allerdings eine Aehnlichkeit der Stämme; ſie ſchließt jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß an verſchiedenen Stellen der Erde mehre Menſchenpaare verwandter Natur erſchaffen wurden; ſie erweiſet nicht die Nothwendigkeit eines Urpaares für alle Menſchen. Eben ſo könnte aller Roggen und Weizen, es könnten alle Thiere und Pflanzen von mehreren Saamenkörnern und Paaren herrühren.

Drittens, die große Verſchiedenheit der Länder erfordert und erzeugt, wie verſchiedene Pflanzen und Thiere, ſo verſchiedene Menſchenarten; auch laſſen ſich die, unter ſich durchaus unähnlichen Sprachen, nicht auf eine zurückführen.

Viertens, die Verſchiedenheiten des Leibes und Geiſtes unter den verſchiedenen Menſchenſtämmen ſind nicht ſo geringe, als man aus Liebe für die Einheitshypotheſe oft annimmt. Nie haben ſich Neger und Uramerikaner zu höherer Bildung erhoben, nie einen wahren Staat gebildet und zu inhaltsreicher Geſchichte Stoff geboten. Auch iſt (wie Löbell mit Recht ſagt) wahre Kultur, mehr als Gelehrigkeit und Geſchick der Anwenduug[1]. Deshalb müſſen ſich die Betrachtungen und Erzählungen in unſern Vorträgen dem edleren Menſchenſtamme anſchließen, welcher überall als der leitende und herrſchende erfuuden wird.

Zwar läugnet einer der ſcharfſinnigſten Forſcher (W. Humboldt) niedere und höhere Menſchenraſſen[2]. Wenn er aber hinzuſetzt: „es giebt bildſamere, höher gebildete, durch geiſtige Kultur veredelte, aber keine edlere Volksſtämme"; ſo ſtimmt dies ganz mit den vorliegenden Erfahrungen, und wenn das Beiwort edlere, ungeſchichtlich und voreilig auch die Unmöglichkeit einer künftigen höhereu Bildung der bis jetzt zurückſtehenden Stämme anzudeuten ſcheint, ſo kann man es vermeiden und ſich mit der Anerkenntniß begnügen: daß es eben ihnen gegenüber einen bildſamern, höher gebildeten und durch Kultur veredelten Stamm giebt. Auch darf niemand von vorn herein läugnen, daß vielleicht dereinſt vollkommenere Geſchöpfe auf Erden erſchaffen werden, als die begabteſten Menſchen. Weil aber Thierquälerei ſchon Roheit und Gefühlloſigkeit beweiſet, ſo würde der angeblich edlere, oder veredelte Menſch unter den niedriger geſtellten ſinken, ſobald er dieſen wie ein Thier behandeln wollte. Alle haben ein Anrecht auf die Freiheit, wenn auch nicht gleiche Fähigkeit, nicht gleiche Uebung für dieſelbe.

Im Fall Menſchen verſchiedener Stämme ſich kreuzen nd untereinander fortpflanzen, ſo gleichen ſich die Ver-

1 Weltgeſchichte I, 26.

2 Kosmos 385.

ſchiedenheiten nach wenigen Geſchlechtsfolgen aus; wogegen bei unvermiſchter Fortpflanzung äußere Verhältniſſe in Jahrhunderten noch gar keine Umwandlung der urſprünglichen Beſchaffenheit herbeiführen. Amerikaner und Europäer ſind z. B. in der heißen Zone nicht zu Negern, Neger in der kalten nicht zu Europäern geworden. Dieſe Erſcheinung iſt bei der Annahme mehrer Adams leicht, bei der Annahme nur eines Adam ſchwer zu erklären; oder es müßte wenigſtens zur Verwandlung und Ausbildung der verſchiedenen Menſchenſtämme, ein viel längerer Zeitraum angenommen werden, als die meiſten Ausleger der Bibel zu bewilligen geneigt ſind. Zuletzt verdient die oft verſpottete Lehre von den Erdgebornen (Autochthonen) wenigſtens in ſo fern Billigung, als ſie ein mittelbares Bekenntniß der geſchichtlichen Unwiſſenheit über den erſten Anfang der Menſchengeſchichte in ſich ſchließt.

Wenn wir (aus den angegebenen Gründen) Neger und Amerikaner zur Seite ſtellen und den Boden bloßer Vorausſetzungen (Hypotheſen) verlaſſen; ſo weiſen alle geſchichtlichen Spuren und Fäden auf das mittlere Aſien hin, als den erſten Sitz des bildungsfähigſten Menſchenſtammes. Von da ſtiegen die Chineſen öſtlich hinab, die Inder ſüdlich, das Zendvolk, oder die Baktrier weſtlich. Dieſe erfreuliche, ſcheinbar bereits geſchichtliche Thatſache, hat aber bei näherer Prüfung ebenfalls bedeutende Schwierigkeiten. Denn ſie nimmt von den nördlichen, mongoliſchen Stämmen gar keine Kenntniß, und weiß die erſtaunliche Verſchiedenheit der Chineſen nicht aus dem einen Urquell zu erklären.

Mit Recht hat man in dieſer Bedrängniß und bei ſo großem Mangel an eigentlichen Thatſachen, die Sprachforſchung und Geſchichte der Sprachen zu Hülfe gerufen. „Die Geiſteseigenthümlichkeit und die Sprachgeſtaltung eines Volkes (ſagt W. v. Humboldt[1]) ſtehen in ſolcher

1 Die Kawiſprache 53, 54.

Innigkeit der Verſchmelzung zu einander, daß wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollſtändig aus ihr abgeleitet werden können. — Die Sprachen ſind verſchieden, weil und als es die Geiſteseigenthümlichkeit der Nationen ſelbſt iſt."

Hier hat nun ſorgfältige Forſchung ergeben, daß Sanskrit, Zend, Griechiſch, Lateiniſch, Slaviſch und Deutſch[1] einer großen, bildſamen, beugungsfähigen, mehrſilbigen Familie angehören; während die ſemitiſchen Sprachen ſchon große, dem Urſprunge nach unerklärte Verſchiedenheiten zeigen, und das einſilbige Chineſiſch ſo ohne Fähigkeit zur Beugung, Zuſammenſetzung, Organismus und Grammatik iſt, daß Humboldt behauptet[2]: Chineſiſch und Sanskrit gehe weder aus einer gemeinſamen Wurzel hervor, noch in einander über. Ja an einer anderen Stelle geſteht er: „wenn wir von urſprünglichen Sprachen reden, ſo ſind ſie dies nur für unſere Unkenntniß ihrer früheren Beſtandtheile." Gewiß bringen dieſe Ergebniſſe keine genügende Aufklärung über den Urſitz des Menſchengeſchlechtes, und über ſeine urſprüngliche Einheit, oder Verſchiedenheit; weshalb die bibliſchen Thatſachen oder Mythen vom Paradieſe und dem Thurme zu Babel auf anderem Wege weder genügend beſtätigt, noch vollſtändig widerlegt ſind. Als Glaubensartikel, oder als Räthſel behalten ſie noch immer ihre Wichtigkeit, und was Bunſen ſchön und ſcharfſinnig für die Geſchichte ſagt[3], gilt auch für dieſen Boden: „Die Fähigkeit zu glauben zeigt oft noch mehr Geſundheit des Urtheils, als die Leichtigkeit zu läugnen." Mag nun jemand glauben, oder zweifeln, gewiß iſt Gottes Bild in Kanuibalen und Buſchmännern weniger erkennbar, als in griechiſchen Weiſen und chriſtlichen Heiligen.

1 Bopp vergleichende Grammatik.

2 Kawiſprache 33, 48. Nicht minder fern liegen die afrikaniſchen und amerikaniſchen Sprachen.

3 Aegypten I, 19.

Mit dem bisher Verhandelten ſteht die Frage in enger Verbindung: ob das Menſchengeſchlecht von einem Zuſtande höherer Bildung ausgegangen und herabgeſunken ſey, oder ob es ſtrebe ſich aus urſprünglicher Roheit zu erheben? Ob man gebildete oder ungebildete Völker an den Anfangspunkt aller Geſchichte ſtellen müſſe? Wir wollen zuvörderſt davon abſehen, was die älteſten Nachrichten hierüber enthalten, und annehmen daß Adam nicht roh und thieriſch, ſondern daß er unendlich höher gebildet war als irgend ein einzelner Menſch bis auf den heutigen Tag; immer blieb er jedoch nur ein Einzelner, konnte alſo unmöglich alle Beſchäftigungen, Gewerbe, Künſte, Wiſſenſchaften u. ſ. w. ſelbſt üben, oder durch Lehre und Beiſpiel fortpflanzen. Laſſen wir dagegen ſeinen Nachkommen einzeln, dieſen oder jenen Bildungsgrad, dieſe oder jene Kenntniß anerſchaffen oder ſie anlernen; ſo kommen wir damit zu einer ſo durchaus allmähligen Entwickelung, daß die Annahme von einem urſprünglichen, vollendeten Bildungszuſtande faſt ganz abhanden kommt und noch täglich um uns geſchieht, was wir für Seth und Abel verlangen.

Doch ſo leicht iſt die Unterſuchung allerdings nicht erſchöpft und die Vertheidiger der entgegengeſetzten Anſicht dürften behaupten: es ſey verkehrt zu glauben, daß Gott bei Erſchaffung des Menſchengeſchlechts nur geſtümpert habe, daß viele tauſend Jahre dazu gehören ſollten um ſein Werk zu Verſtande zu bringen; warum überhaupt einen dürftigen Adam an die Spitze ſtellen, wo (laut Fichte) eben ſo gut ein hoch gebildetes, vollkommenes, ein Normalvolk angenommen werden könne, ja angenommen werden müſſe? — Hierauf antworten die Gegner: ihr werft uns zwar vor, die Menſchen als Stümperwerk aus den Händen der Gottheit hervorgehen zu laſſen; allein iſt denn eure Anſicht nicht blos ſcheinbar tiefer, und wißt ihr denn nun wirklich, warum nicht lauter fertige Normalmenſchen ſondern hülfloſe Kinder geboren werden? warum das ur-

ſprünglich vortreffliche Werk der Gottheit ſo ſchnell ausgeartet und nicht einmal ſo lange richtig gegangen iſt, als eine tüchtig zuſammengeſetzte Uhr? oder warum denn die Menſchen faſt nur als ein Anhängſel zu den unzähligen Steinen, Pflanzen und Thieren erſcheinen, und nicht wenigſtens jeder Affe und Papagei ein Normalmenſch geworden iſt? Beweiſen ferner die einzelnen Spuren früher Wiſſenſchaft wohl mehr, als daß der Anfang unſerer Geſchichte nicht der Anfang aller Menſchengeſchichte iſt; — und ſtehen dieſen einzelnen Spuren nicht andere noch beſtimmtere Erfahrungen gegenüber, daß die Bildung der Menſchen nicht mit dem Zuſammengeſetzten beginnt? Unſtreitig führt der Jäger die einfachſte Lebensweiſe, allein die geringſte Zahl braucht hier den größten Raum. Durch Zähmung der Thiere entwickeln ſich Hirten und Hirtenvölker: ſie ſtehen auf einer höheren Stufe als die Jäger, ihre Familienverbindungen ſind enger, es zeigen ſich vorbereitende Ideen von Eigenthum, von Herrſchaft und Unterwürfigkeit. Unſtete Lebensart und die ebenfalls zum Unterhalt erforderlichen großen Flächen hindern jedoch die Fortſchritte. Wenige Begriffe und Kenntniſſe genügen, und das Streben nach ihrer Mehrung bleibt gering. Erſt mit dem Ackerbau, — mag nun Noth oder inwohnende Anlage, oder eine Gottheit dazu geführt haben, — entſteht Anſäſſigkeit, Eigenthum, und daraus allmählig Geſetze, Verfaſſungen, Handel, Wiſſenſchaft, Kunſt.

Von philoſophiſchem Standpunkte aus erſcheint nun jene erſte Beantwortung genügend in Hinſicht des urſprünglichen, angeblich vollkommenen, ungenügend in Erklärung des nachher ausgearteten Zuſtandes der Menſchen; die zweite entwickelt die Bildungsgeſchichte löblich, unzureichend aber die erſten Anfänge. Beide Anſichten gehen über die geſchichtlichen Thatſachen hinaus, und es iſt unzuläſſig, wenn einerſeits der Philoſoph bloße Hypotheſen (gegen die Zeugniſſe der Geſchichte), dem Hiſtoriker aufdringen und für Thatſachen, oder gar für noch mehr aus-

geben will, und wenn andererſeits der Geſchichtſchreiber den rohen Zuſtand der Menſchen vorzugsweiſe als den natürlichen bezeichnet. Allerdings findet ſich jene Stufenfolge von Jägern, Hirten und Ackerbauern in der Natur; allein es darf auf den Grund einer pſychologiſchen Abſtraktion nicht behauptet werden, daß jedes Volk dieſe Stufenfolge ſtets durchlaufen könne, oder ſolle. Die entgegengeſetzten Behauptungen: daß jedes Volk ſich aus der äußerſten Roheit herausgebildet habe, und daß kein wildes Volk eine höhere Stufe erreiche, ſondern ganz roh bleibe oder ausſterbe, gehen auf beiden Seiten über das richtige Maaß und die geſchichtliche Wahrheit hinaus. So wenig wir im chemiſchen Ofen Pflanzen erzeugen werden, ſo wenig wir Affen zu Hottentotten umbilden lernen; eben ſo wenig kann der Ablauf der Zeit, Hottentotten in Athener verwandeln. Daß ſich jedoch Griechen, Römer, Araber, Deutſche, kurz alle gebildeten Völker von denen die Geſchichte weiß, aus einem roheren Zuſtande emporgearbeitet haben, iſt auf der anderen Seite über allen Zweifel gewiß. Wir glauben deshalb an einen natürlichen Unterſchied der Einzelnen und der Völker, und daß dieſer Unterſchied durch keine Erziehung oder Bildung, — und würden auch die Erzieher vom Normalvolke verſchrieben —, ganz und gar umgewandelt oder vertilgt werden kann: wir treiben aber dieſen Glauben nicht auf eine ſolche Spitze, daß er alle Gemeinſchaft, alle Bewegung, alles Leben aus der Geſchichte verbannen müßte, und nur ſtarre, unbildſame, fertige, gänzlich verſchiedene, von aller Einwirkung und Rückwirkung ausgeſchloſſene Menſchen und Völker übrig ließe. Zuletzt geht aus dem Allem hervor: daß die hier berührten Fragen weder durch Geſchichte, noch durch Philoſophie vollſtändig gelöſet werden können.

Wir gleichen überhaupt auf Erden den Schülern einer beſtimmten Klaſſe, wo an die Stelle der ausſcheidenden, neue eintreten, für welche aber die Gegenſtände der Lehre und Uebung nicht durchaus und in allen Theilen verändert

werden. Hiemit iſt jedoch keineswegs alle Perſönlichkeit, alles Volksthümliche und aller Fortſchritt vertilgt, oder ein geiſtloſes, gleichförmiges Umtreiben ohne ein Beſſer oder Schlechter begründet; denn die Verſchiedenheit der Naturen offenbart ſich ja in dem unendlichen Reichthume der Geſchichte, und die Aermlichkeit entſteht erſt, wenn man an die Stelle dieſes Mannigfaltigen eine leere Zwangsvorſchrift unterſchiebt, und nur eine Natur als ausſchließend gute und löbliche Muſterform anerkennt. Sollen die Eichen Roſen tragen, oder die Roſenſtöcke Kürbiſſe? Und dieſe Ehrfurcht, welche wir ſogar für jede Pflanzennatur hegen, wollten wir gegen Menſchen und Völker nicht üben, und die Weltgeſchichte durch die Brille unſerer kleinlichen Eitelkeiten und Grillen betrachten?

Iſts nöthig nach dem Geſagten, und da die Gemeinſchaft des Menſchen und der Natur, ſeine Einwirkung auf dieſe allgemein anerkannt iſt, noch ernſthaft der Frage zu erwähnen: ob Menſchen in Gemeinſchaft leben ſollen? Nur derjenige kann ſie verneinen, dem (wie wir ſchon andeuteten) mit großem Unrecht ein Zuſtand des Geſchlechts als natürlich erſcheint, welcher noch unter den Zuſtand der in Heerden lebenden Thiere hinabgeht, der da meint daß durch die Geſellſchaft das moraliſche Uebel entſtehe, und vergißt, daß vielmehr ohne dieſelbe weder Bildung noch Sittlichkeit möglich iſt. Jeder Verſtändige ſäet, obgleich von der hundertfältigen Frucht der Wurm eine zerfrißt, und das Leben iſt beſſer als der Tod, obgleich die Lebendigen ſterben und nicht die Todten.

Ohne die Tüchtigkeit der Einzelnen entſteht keine tüchtige Familie, ohne dieſe keine Gemeine, und ſo aufſteigend kein tüchtiger Verein zu einem Staate, kein edles großes Verhältniß unter Völkern. Nur zu oft iſt vergeſſen worden: daß wenn auch nur ein Glied in dieſer Kette untauglich und zerbrechlich iſt, das Ganze allemal den Grund des Todes in ſich trägt. Wir können in dieſer Einleitung, — welche überhaupt nur Vielfaches an-

deuten und daran erinnern, Nichts erſchöpfen ſoll, — keineswegs unſere Anſichten über den Staat umſtändlich mittheilen; — zunächſt wird ja die Geſchichte belehren: doch dürfte es nicht unzweckmäßig ſeyn, gegen zwei Verkehrtheiten einen Widerſpruch einzulegen. Erſtens, gegen die Anſicht vieler Neuern als diene der Staat nur zur Sicherſtellung nach außen und gegen Gewalt überhaupt: denn wie kann eine bloße Beziehung auf ein zweites, ohne Erklärung des eigenen Weſens, wie eine blos verneinende Bezeichnung etwas Tüchtiges feſtſtellen? Iſt denn der Wille, fremde Einwirkung abzuwehren, an ſich ſchon jedesmal gerechtfertigt, und könnte dies nicht eine Zurückweiſung des Beſſern in ſich ſchließen? Oder wie, wenn nun keine Gefahr vorhanden wäre? Und würde nicht der Staat in dem Maaße, als er ſich ſeiner Vollkommenheit näherte, unnützer und entbehrlicher? Zweitens verwahren wir uns gegen den Aberglauben, daß ohne Rückſicht auf die Unendlichkeit einwirkender Verhältniſſe, von jedem Staate vorzugsweiſe oder gar ausſchließlich nur ein vereinzelter Zweck erſtrebt werden ſolle; dieſer möge nun heißen Obermacht, Verfaſſungsbildung, wiſſenſchaftliche Bildung, Reichthum u. ſ. w. Bei der Größe der Erde, der Verſchiedenheit des Himmelsſtriches, des Bodens, der Anlägen, der Kräfte u. ſ. w. ſind mehrere Staaten nöthig:

Gleich ſey Keiner dem Andern, doch gleich ſey jeder dem Höchſten;
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

Die vielen Einzelnen, die vielen Staaten müſſen in Berührung kommen, in freundſchaftliche wie in feindliche: der Krieg iſt unvermeidlich, ſo lange man die Löſung irdiſcher Mißverſtändniſſe nur durch irdiſche Mittel herbeizuführen ſucht. Ja auf Erden können ehrenwerthe Kämpfe gegen das Böſe Statt finden: man ſoll das Leben laſſen um es zu gewinnen, und ein gerechter Krieg iſt beſſer als ein ſchläfriger, kraft- und ſittenloſer Friede. Ungerechte Kriege führen dagegen eine ſolche Maſſe von Zer-

ſtörung, Freveln und Nichtswürdigkeit in ihrem Gefolge, daß die Thiere dem Menſchen gegenüber, hier beinahe ſittlicher und vernünftiger erſcheinen. Freilich kann man mit Novalis ſagen: „die Leute glauben ſich für einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen und merken nicht, daß ſie der Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu vernichten. Beide Heere folgen einer unſichtbaren Fahne.“ Dies giebt indeſſen den Ungerechten, welche wiſſentlich der Fahne des Teufels folgen und an eine höhere Führung nicht glauben, keine Entſchuldigung, ſondern verdammt ſie doppelt.

Als Regel darf man es überhaupt aufſtellen, daß die friedliche Entwickelung des Menſchengeſchlechts, zunächſt durch Ackerbau, Verkehr und Handel, ohne Zweifel weit reiner ſey und auf heitererem Wege zu erfreulicheren Zielen führe; obgleich insbeſondere beim Handel ſich Eigennutz ſo vergiftend einſchleichen kann, wie dort die Herrſchſucht und der Blutdurſt. Wer aber den großen Kaufmann nicht vom kleinlichen Krämer, die weltgeſchichtliche Bedeutung des Handels nicht von engherzigen Gaunereien unterſcheiden kann, der wird auch im Helden nur einen plündernden, unter das Vergrößerungsglas geſetzten Nachzügler, im frömmſten Geiſtlichen nur einen abgefeimten Betrüger, und in den Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt, nur unnütze Glieder des geſelligen Vereines ſehen. Es iſt unmöglich, ſich mit ſo Geſinnten über irgend einen Theil der Menſchengeſchichte verſtändigen zu wollen.

Doch treten Mißverſtändniſſe ſolcher Art noch mehr bei der mittleren und neueren, als bei der alten Geſchichte heraus, wo der Reichthum der Erſcheinungen auch die Unempfindlichen zu dem begeiſterten Ausſpruche fortreißt: kein Theil der Geſchichte könne mit jener Jugend der Welt um den Vorrang ſtreiten!

Zweite Vorleſung.

Die wilden Völker der alten Welt, und die Inder.

Lange Zeit hat man aus einer einſeitigen Verehrung der Bibel alle Urgeſchichte allein an die moſaiſchen Nachweiſungen und Völkertafeln geknüpft; dann, zum anderen Aeußerſten überſpringend, ſie anmaaßlich verworfen, oder übereilt zur Seite geſtellt. Auch jetzt behalten ſie noch ihre Bedeutung für den Unbefangenen, ohne daß man manche alte Künſteleien wieder hervorſuchen, oder andere höchſt wichtige und großentheils neuaufgefundene Zeugniſſe, von vorn herein verwerfen ſoll. Man darf unbeſchadet der Größe Moſis zweifeln: ob er genau und allein gewußt habe, wie und woher die Erde allmählig bevölkert worden ſey. Dagegen zeigt der ſchon erwähnte, ſo oft falſch gedeutete Mythos von Thurme zu Babel, am ſchönſten, wie und woher Völker entſtehen: nämlich keineswegs durch den Zorn Gottes über die Bildung[1], ſondern jede fortſchreitende umfaſſendere Bildung begründet Selbſtändigkeit und erfreuliche Trennungen, bei einer höheren Einheit.

Die älteſten Ueberlieferungen, ſowie die älteſten hiſtoriſchen Urkunden erwähnen gleichmäßig roher und ge-

1 Wir heben die ſittliche Beziehung, welche hier einen zweiten Sündenfall andeutet, diesmal nicht hervor, ſo wenig als den Gegenſatz zum Pfingſtfeſte.

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

bildeter Völker; weshalb (ſobald man ſich nicht in das Gebiet der Dichtungen begeben will, und die einfache Erklärung der Schrift für ungenügend hält) das frühere Daſeyn der einen oder der andern, gleich ſchwer zu erweiſen ſeyn möchte. Doch darf nicht unbemerkt bleiben: daß der rohe Zuſtand mancher Stämme, an ſich keiner frühern vorangehenden Bildung zu bedürfen ſcheint; die gebildeten Völker dagegen mit erheblichen Gründen auf eine geſchichtliche, aſtronomiſche und mythiſche Vorzeit hindeuten, ja durch ungeheure, in einer oft vorgeſchichtlichen Zeit aufgeführte Gebäude, ein älteres Daſeyn erweiſen. Und könnte man dies auch läugnen, ſo würden ſie doch immer als die würdigeren anzuerkennen ſeyn, und mit ihnen (nicht mit den Bruchſtücken zerſtörter, oder den Anfängen künftiger Völker) müßte die Weltgeſchichte beginnen. Weil wir indeſſen unſere Vorträge über die gebildeten Völker nicht unterbrechen wollen, und die Nachrichten der Alten über rohe Völker keineswegs ganz verſchweigen dürfen, ſo mag das Folgende voranſtehen und beweiſen, welcher Gegenſatz ſich in dieſer Hinſicht durch die ganze Geſchichte hindurchzieht.

Aus dem Geſagten kann man jedoch ſchon abnehmen, daß ſich auf der einen Seite, Reichthum, Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit, Entwickelung und eigentliche Geſchichte findet; auf der anderen dagegen Aermliches, bei allem Scheine der Abwechſelung Gleichartiges, ohne Bewegung, Fortſchritt und ächte Geſchichte. Die wilden Völker Afrika's erſcheinen, nach mehr als zweitauſend Jahren, eben ſo wie ſie Herodotos ſchildert: noch jetzt giebt es viele Stämme, von denen ſich nichts weiter ſagen läßt, als was bereits Diodoros erzählt. Die körperliche Erhaltung erſchien als das allein Wichtige, drüber hinaus gab es keine Thätigkeit und nichts Bemerkenswerthes, und in den von den Nahrungsmitteln hergenommenen Namen[1]:

1 Aehnliche Nachrichten hat Agatharchides bei Photius S. 1357; Plin. hist. natur. V, 8; VI, 30; VII, 2, aber viel Lügenhaftes.

Fiſcheſſer, Wurzeln-, Muſcheln-, Zweigeeſſer, Pferdemelker u. ſ. w. lag die ganze Charakteriſtik.

Die Sonderbarkeiten, welche Herodot über mehrere beſonders nordafrikaniſche Stämme ausſagt, haben erſt Glauben gefunden, nachdem neuere Forſcher in vielen Gegenden nicht minder vom Gewöhnlichen Abweichendes bezeugen mußten; nur hatte ſich jener herrliche Vater der Geſchichte kein Mißfallen an der helleniſchen Bildung angekünſtelt, und trieb keine Heuchelei, keinen lügenhaften Götzendienſt mit den angeblichen Tugenden dieſes rohen Naturzuſtandes[1].

Die Adyrmachiden biſſen das Ungeziefer todt, ehe ſie es wegwarfen[2]; die Jungfrauen wurden ihren Königen vor der Hochzeit angeboten. Unter den Naſamonen ſchlieſen alle Hochzeitgäſte bei der Braut, und den Gindanen erſchien diejenige Frau am ehrwürdigſten, welche die meiſten Riemen um die Knöchel gebunden hatte; jeder Riemen bedeutete einen beſondern Liebhaber. Die Auſeer ſchloſſen keine Ehen, ſondern der galt für den Vater, welchem ein Kind unter den verſammelten Männern am meiſten glich u. ſ. w. — Mithin fehlte es dieſen nordafrikaniſchen Stämmen durchaus an einer würdigen Grundlage der häuslichen Verhältniſſe und des Familienlebens; wie dürften wir alſo nach Staat, Wiſſenſchaft oder Kunſt fragen? — Wenn die Maſſageten, in einer anderen Weltgegend, ihre Weiber in Gemeinſchaft hielten und ihre Alten todt ſchlugen; ſo ſtanden ſie, trotz des Scheines einiger Bildung, doch der Wahrheit nach nicht höher als jene Afrikaner.

Die Vielweiberei einiger thraciſchen Stämme und die damit verbundene ſtrenge Bewachung der Frauen mag im Vergleich mit Obigem noch für das Beſſere gelten; aber die den Mädchen vor der Ehe erlaubte unkeuſche Lebensweiſe mußte ſehr nachtheilig fortwirken, und es iſt nicht recht begreiflich, wie irgend eine der vielen Frauen den

1 Heyne opuscula acad. III, 1, 2.

2 Daſſelbe geſchieht auf Nucahiva. Langsdorfs Reiſe, I, 132.

Mann zärtlich lieben und es für eine große Ehre halten konnte, auf ſeinem Grabmal erſtochen und neben ihm begraben zu werden. Am wenigſten ſieht man ein, wie die Trauſer, ein anderer thraciſcher Stamm, zu nachdenklichem Trübſinn und dem Ausſpruch kamen: „alle Gebornen wären beklagenswerth, alle Verſtorbenen glücklich.“

Etwas reichhaltiger ſind die Nachrichten über die Scythen, welche zum mediſch-perſiſchen, oder nach Anderen zum mongoliſchen Stamm gehören. Man fand bei ihnen weder Bildſäulen noch Altäre; doch opferten ſie den Göttern Pferde, und dem Ares (welchem man allein Tempel weihte) ſogar Menſchen. Sie ſcalpirten die todten Feinde, und bereiteten Trinkgefäße aus ihren Schädeln. Edle Metalle wurden wenig geachtet, weil man ihren Gebrauch nicht kannte. Ihre dürftige Kleidung beſtand aus Häuten und Pelzen, und mit Häuten bedeckte Wagen wurden nicht allein zur Fortſchaffung der geringen Beſitzthümer gebraucht, ſondern auch des Winters als Wohnungen benutzt. Auf Beobachtung der Sitten und des Herkommens beſchränkte ſich die Wiſſenſchaft des Rechts; doch mußte da, wo Alles frei und offen und unverwahrt blieb, der Diebſtahl hart geahndet werden. Bei Abſchließung eines feierlichen Vertrages goſſen ſie Wein in einen Becher, tranken dann daraus, und ſchwuren die Eide. Mit dem Könige beerdigte man eine Beiſchläferin, einen Mundſchenken, Koch, Stallknecht, Diener, und etwas von jeglichem anderen Beſitzthume; ja nach Ablauf einer Jahresfriſt wurden ihm noch an funfzig Jünglinge geopfert.

Die Scythen beſaßen Sklaven und geriethen, als ſie von einem langen Zuge nach Medien wiederkehrten, mit dieſen (welche ſich den zurückgebliebenen Weibern zugeſellt hatten) in einen ſo ſchweren Krieg, daß ſie ihn nur durch eine Kriegsliſt beendigen konnten. Die Sklaven nämlich, (ſo wird berichtet) welche voller Muth jedem Angriffe mit Waffen widerſtanden hatten, flohen, als die Scythen das alte Strafwerkzeug, die Peitſche, ergriffen.

Digitized by Google

Die alte Geſchichte kennt keine Unterjochung der Scythen und der übrigen Völker des nördlichen Aſiens; denn die Beſchaffenheit jener großen, abgeſonderten, unzugänglichen, kalten Länder, und der hiedurch faſt nothwendig gewordene geringe Bildungszuſtand derſelben, erhöhte die Schwierigkeiten und verminderte den Lohn. Umgekehrt können Stämme dieſer Art gebildeten Völkern in raſchem Angriffe zwar gefährlich ſeyn, eine dauernde Unterjochung der letztern wird aber nur eintreten, wenn ihnen die Kraft des Willens fehlt ihre geiſtige Ueberlegenheit muthig geltend zu machen. Glücklich, im Fall die Roheren dankbar die Kenntniſſe der Gebildeten annehmen, und dieſe ſich an der Kraft jener wiederum ſtählen. — Wären die Quellen über die Geſchichte der alten Welt vollſtändiger, ſo ließe ſich vielleicht eine Stufenfolge von den roheſten bis zu den gebildetſten Völkern nachweiſen; jetzt ſtellen ſich die letzten immer noch in ſchroffem Gegenſatze zu jenen dar, und deshalb wollen wir, ſtatt uns bei dem Dürftigen nutzlos länger aufzuhalten, uns kühn in das älteſte Heiligthum eigentlicher Geſchichte hineinwagen.

Es iſt, beſonders in neueren Zeiten, ſo viel von einer aſiatiſchen Zeit der Geſchichte, als von einem weſentlich Gleichartigen geſprochen und geſchrieben worden, daß wir an dieſer Stelle eine allgemeinere Bemerkung voranſchicken. Von jeher ward Aſien geprieſen als der größte, mannigfachſte, reichſte, eigenthümlichſte der drei alten Welttheile; obgleich Aegypten jetzt mit ganz anderem Gewichte in die Wagſchale fällt, als noch vor fünfzig Jahren, und Europa in Wahrheit Aſien bereits ſeit dem trojaniſchen Kriege überflügelt und erwieſen hat, daß der Geiſt die Maſſen belebt und beherrſcht. Hievon iſt jedoch an dieſer Stelle nicht die Rede, ſondern von der Frage: ob die alte aſiatiſche Zeit wirklich ein durchaus Gleichartiges darbiete? — was aus erheblichen Gründen zu läugnen iſt. Denn nicht blos das nördliche und das öſtliche Aſien (China, Japan) zeigt einen durchaus eigenthümlichen Cha-

rakter; ſondern auch Aſien bis zum Himalaja und Ganges läßt ſich nicht unter *einen*, mehr als geographiſchen, wirklich *inhaltsreichen* Begriff zuſammenzwängen. Inder, Baktrier, Aſſyrer, Perſer, Phönicier, Juden zeigen ſo große Verſchiedenheit des Charakters, ſo große Eigenthümlichkeit der Entwickelung, als irgendwie und wo in der geſammten Geſchichte zu finden iſt. Obgleich die Geſchichte der Aegypter und Juden, und ſelbſt der Arier, oder des Zendvolks höher hinauf beglaubigt iſt, als die der *Inder*, wollen wir doch aus andern Gründen unſere Betrachtungen mit dieſen beginnen.

Indien iſt mehr als ein einzelnes, gleichartiges Land, es iſt ein Welttheil wie Europa, und ſo groß wie das romaniſch-germaniſche Europa. Durch die größten Gebirge der Erde wird es von Tibet und China getrennt, durch Wüſten von dem abendlichen Aſien dieſſeit des Indus. Alle Abſtufungen jedes Klimas[1], alle Erzeugniſſe vereinigt das überreich begabte, ſich ſelbſt genügende Indien: Weizen und Reiß, Flachs und Baumwolle, Wein und Zucker und Kokospalmen. Edelſteine, Perlen, Gewürze, Färbeſtoffe, Gewebe u. ſ. w. bietet es anderen Völkern; die Inder dagegen bedürfen der Fremden nicht, ſie wanderten nie aus, ſie eroberten nie; ſondern ihre eigenen Kreiſe erſchienen ihnen immerdar groß und reich genug.

Zwei Meere umſpülen die indiſche Halbinſel und erzeugen nicht blos die gewöhnlichen, gleichartigen Vortheile zweier Küſtenſtriche, ſondern zwei, durch tauſend Eigenthümlichkeiten ganz entgegengeſetzte, ſich wechſelſeitig unterſtützende und bereichernde Länder. In der *Mitte* ſteigt nicht weniger merkwürdig das Hochland von Dekan empor; nördlicher endlich ſtreckt ſich in ungeheurer Ausdehnung das erſte aller Flußthäler[2]. Der Ganges iſt der Mittel-

1 Ritters treffliche Erdkunde I, 428, 585, 699, 708, 816 u. ſ. w.

2 Der Miſſiſſippi und Miſſouri werden dereinſt gleiche, ja noch großartigere Bedeutung gewinnen.

punkt[1], Beſtimmer und Erhalter des indiſchen Lebens; kaum waren die Aegypter auf ſo vielfache und vielbedeutende Weiſe mit dem Nile verbunden, als die Inder mit ihrem heiligen Strome[2]. Aus den Gletſchern oder Schneefeldern des Himalaja (deſſen höchſter Gipfel, der Dhawala-Giri oder weiße Berg, 27,500 Fuß[3] über die Meeresfläche erhaben iſt), unter dem einunddreißigſten Grade nördlicher Breite entſpringend, ſtürzt er in jugendlicher Eile durch das Alpenland von Sirinagur, ſtrömt dann ſegnend durch die herrlichſten, fruchtbarſten, mannigfachſten Gegenden, und bildet endlich am Ausfluſſe in dem heißen Bengalen ein ebenes Delta, welchem das des Nil und des Indus weit nachſteht. In ſeinem Laufe von mehreren hundert Meilen nimmt er unzählige kleinere Flüſſe und eilf Ströme in ſich auf, deren keiner geringer iſt als die Themſe und von denen einige dem Rheine an Größe nahe kommen. Unermeßlich ſind die Pilgerungen zu dem heiligen Ganges, und ſelbſt in den Zeiten des Verfalls ſehen wir ſeine Ufer mit Tempeln, Pagoden, Hallen, Städten, Badeplätzen u. ſ. w. ſo bedeckt, wie die keines anderen Stromes der Erde. Das Land zählt hundertundfunfzig Millionen Einwohner, welche wir Inder nennen, ſo wie wir von Europäern ſprechen; ſonſt möchten ſich unter jenen nicht geringere Unterſchiede, als unter dieſen vorfinden.

Ehe wir aber von der Andeutung der unwandelbaren natürlichen Verhältniſſe zu den veränderlichen geſchichtlichen übergehen, die erſt in den neueſten Zeiten ſo außerordentlich viel Aufklärung erhalten haben, müſſen wir, unſerem Zwecke gemäß, abgeſondert erzählen, was die Alten über Indien wußten oder glaubten. Herodots Kenntniſſe gingen wohl kaum über den Indus hinaus. Thiere und

1 Im Ganges, Jumna und Dewafluß, verehrten die Inder ſinnbildlich die Trimurti.

2 Flußüberſchwemmungen am Indus, wie am Nile. Strabo XV, 17.

3 Engliſche Fuß, doch iſt die Meſſung noch nicht genau.

Pflanzen, — nur dies erzählt er —, gelangen im äußerſten Morgenlande zu einer ungewöhnlichen Größe. Die tapferſten Völker wohnen gen Baktrien bis an die große Wüſte; andere Stämme leben vom Fiſchfange, andere von der Viehzucht, noch andere blos von Pflanzen. Einige halten es für gottlos, irgend etwas Lebendiges zu tödten, während andere den Todſchlag ihrer Alten und Kranken mit religiöſen Anſichten in Verbindung bringen. — Weiter reichen die, größtentheils übereinſtimmenden Nachrichten des Arrian, Strabo und Diodor. Ihnen gränzt Indien gegen Morgen und Mittag ans Meer, gegen Mitternacht an den Taurus, welcher ſich durch ganz Aſien hindurchzieht, gegen Abend an den Indus. Fünfundachtzig ſchiffbare Ströme bewäſſern das Land, und der Ganges iſt größer, als die Donau und der Nil zuſammengenommen. Kein Thier wird ſo hoch geehrt, als der Elephant; und ſelbſt keuſche Weiber pflegen dem nichts abzuſchlagen, der ihnen als Preis ihrer Schönheit einen Elephanten ſchenkt.

Wilde Elephanten fängt man gewöhnlich auf folgende Weiſe[1]: innerhalb eines mit Wall und Graben umſchloſſenen Bezirks befinden ſich zahme weibliche Elephanten, zu denen die wilden männlichen über eine mit Gras belegte Brücke eilen. Kaum aber ſind ſie hineingedrungen, ſo wird dieſe hinter ihnen abgenommen, und bald nachher beſiegt man die durch Hunger ermatteten wilden Elephanten, mit den gezähmten. Die Betrübniß jener über den Verluſt ihrer Freiheit iſt indeſſen ſo groß, daß man ſie durch Muſik und Geſang erheitern muß.

Palibothra im Lande der Praſier, in der Nähe des heutigen Patna[2], gilt für die größte Stadt. Sie iſt funfzehn Stadien breit und achtzig lang; ſie zählt vier-

1 Noch jetzt verfährt man ſo in Birmanien. Symes Reiſe 135.

2 Plinius hist. natur. VI. 19. Mannerts Erdbeſchreibung, V, 100. Doch bleibt die Lage noch zweifelhaft.

undſechzig Thore und in den gewaltigen Mauern 570 Thürme.

Die Inder haben gleich den Aethiopen eine ſchwarze Haut, allein ihre Naſen ſind nicht ſo platt, und ihre ſchwarzen Haare nicht ſo kraus. Aus leichten baumwollenen Zeugen werden alle Kleider verfertigt; nur die Schuhe ſind von Leder und mit hohen Sohlen verſehen. — Die Waffen der Fußgänger beſtehen in Pfeilen und Bogen, in großen Schilden von Leder und breiten Schwerdtern; die Reiter tragen Wurfſpieße und kleine Schilde, und ſitzen auf ungeſattelten Pferden. — Fremde nimmt man freundlich auf, beſtellt von Amtswegen Perſonen um für ſie zu ſorgen, Aerzte um die etwa Erkrankten zu heilen und ſendet, ſofern ſie ſterben, ihren Nachlaß unverkürzt an ihre Erben. Geldzins iſt in Indien unbekannt[1]. Weinbau, Ackerbau und Geſetze hat ihnen der helleniſche Dionyſos gebracht, auch Herkules kam nach Indien. Von Dionyſos bis Sandracottus rechnet man 6042 Jahre, und der erſte durchzog Indien 1500 Jahre vor dem Herkules.

Die Inder waren in ſieben Claſſen oder Kaſten abgetheilt:

Erſtens, die Philoſophen, Weiſen oder Sophiſten; die Geehrteſten, der Zahl nach aber die Geringſten. Sie gingen nackt, und aßen faſt nur Pflanzenſpeiſen; ſie waren frei von öffentlichen Bedienungen, öffentlichen Abgaben und aller Leibesarbeit. Dagegen verſahen ſie den Gottesdienſt und gaben Rath über öffentliche, nicht über kleine oder blos einzelne Perſonen betreffende Gegenſtände; wer aber dreimal falſch rieth oder wahrſagte, mußte in Zukunft ſchweigen.

Zweitens, die Ephoren, welche im Lande umherreiſeten, die Aufſicht über mancherlei Gegenſtände führten, und (wenn man einer Nachricht Strabo's Glauben bei-

1 Aelian. variae historiae, IV, 1. Siehe weiter unten abweichende Angaben.

mißt) ſogar an eine geheime Polizei erinnern, da ſie es nicht verſchmähten, durch Huren Neuigkeiten zu erfahren.

Drittens, die Senatoren. Sie ſaßen im Rathe des Königs, und bildeten die höchſten Landesbehörden.

Viertens, die Ackerbauer, — bei weitem die zahlreichſte Claſſe —, waren frei von öffentlichen Geſchäften und vom Kriegsdienſte, ihre Felder wurden angeblich ſelbſt im Kriege geſchont. Den Königen gaben ſie den vierten Theil der Früchte, und außerdem noch einen beſondern Zins; denn alles Land ſtand in Indien dergeſtalt unter der Oberherrlichkeit jener, daß kein Einzelner Grund und Boden als volles, ganz unbeſchränktes Eigenthum beſitzen durfte.

Fünftens, die Claſſe der Soldaten zählte (obgleich die Packknechte und der Troß nicht zu ihr gehörte), nächſt den Ackerbauern die meiſten Glieder. Im Frieden gingen die Soldaten müßig, ergaben ſich dem Spiele und erhielten aus öffentlichen Kaſſen ſo reichlichen Lohn, daß ſie davon noch Andere unterhalten konnten.

Sechſtens, die Künſtler, Handwerker und Kaufleute (wozu man auch die Gaſtwirthe und Tagelöhner rechnete) leiſteten öffentliche Dienſte und zahlten Abgaben. Nur den Waffenſchmieden und Schiffsbaumeiſtern, welche oft ausſchließlich für die Könige arbeiteten, bewilligte man natürlich beſondere Vergütungen.

Siebentens[1], die Hirten wohnten nicht in Häuſern, ſondern in beweglichen Zelten, und trieben zugleich Jägerei. Nach Arrian gaben ſie Zins für ihr Vieh, nach Strabo dagegen empfingen ſie vom Könige Geſchenke in Getraide, weil ſie das Land von Raubthieren und Samen freſſenden Vögeln reinigten.

Alle dieſe dürftigen und zum Theil unrichtigen Nachrichten der Griechen und Römer erhalten, wie geſagt, erſt

[1] In dem Abſchnitte über Aegypten werden wir noch einmal auf dieſe Nachrichten zurückkommen.

Licht durch die, in neuern Zeiten aufgefundenen indiſchen Quellen. In der gerechten Freude über die ſo große und unerwartete Ausbeute, haben ſich die Forſcher bemüht Alles und Jedes in Zuſammenhang, in ein feſtes überſichtliches Syſtem zu bringen, an deſſen Natürlichkeit und Nothwendigkeit niemand zweifeln dürfe. Wenn wir aber ſehen, wie der Eine das zum Aelteſten erhebt, was der Andere als das Jüngſte bezeichnet, Manche das Ausartung ſchelten, was von entgegengeſetztem Standpunkte aus als der Gipfel der Vortrefflichkeit erſcheint, oder wie Einige Perſonen und Zuſtände als gleichzeitig annehmen, welche Andere um Tauſende von Jahren auseinanderrücken; ſo möchten wir jenem natürlichen, aber etwas voreiligen Dogmatismus gegenüber, eine Skepſis herbeiwünſchen, die (weit entfernt von dem ehemaligen allgemeinen Unglauben an die neu entdeckte indiſche Welt) auf eine beſonnene, von Hypotheſen a priori ganz entfernte Grundlegung, beſonders des Geſchichtlichen und Religiöſen ausginge. Freilich ſehen wir, daß bereits jetzt faſt jeder Forſcher alles Gegebene gewiſſenhaft benutzt und ordnet, und eben deshalb auch Glauben und Beiſtimmung verlangt; wir ſind jedoch hiebei nicht ſelten an das Spiel erinnert worden, wo man gegebene Worte in einer Erzählung anbringen muß. Jeder von den Mitſpielenden nimmt alle dieſe Worte ohne Widerrede in ſeine Erzählung auf, allein jeder an anderer Stelle und in anderer Beziehung; ſo daß (ohne die Regeln der Aufgabe zu verletzen) das Entgegengeſetzteſte ſich gleich anmuthig darſtellt und des gleichen Beifalls erfreut. Wir ſelbſt, aus vielen Gründen unfähig in dem geiſtreichen Spiel eine Rolle zu übernehmen[1], oder gar anmaßlich eine neue Bahn zu betreten, bitten vielmehr um die Erlaubniß, von den aufgegebenen Worten gar viele in unſerer Erzählung wegzulaſſen. — Noch immer reichen die Quellen nicht hin, Landſchaften, Zeiträume, Stämme, Sekten, Uebergänge, mit einem Worte, die ſachliche Wahrheit zu erkennen; deshalb wird jeder nach ſeiner Perſön-

lichkeit mehr oder weniger erklärend oder ergänzend hinzuthun, was nie über alle Einwürfe erhaben, aber auch darum noch nicht ganz verwerflich iſt, weil es einem Zweiten mißfällt. Ueber Religion, Mythologie, Sitten, Geſetze, Wiſſenſchaften und Künſte iſt die Ausbeute größer, als über eigentliche Geſchichte. Noch vermag man in der letzten Hinſicht Fabelhaftes vom Wahren nicht zu unterſcheiden.

Etwa zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, unter dem Könige Vicramaditya, ſtand nach gewöhnlicher Annahme die indiſche Bildung in ihrer höchſten Blüthe. Während aber Einige dieſe Thatſache bezweifeln, oder weit ſpäter hinabſetzen, behaupten Andere daß von da ab ſchon der Verfall beginne, und weit Mehreres und Wichtigeres in die, der Geſchichte entweichende Vorzeit, als in die ſpäteren Jahrhunderte falle. Nehmen wir (mit einigen Forſchern) vier Zeiträume indiſcher Entwickelung an, den theologiſchen, den philoſophiſch wiſſenſchaftlichen, den epiſchen und den äſthetiſch-kritiſchen; ſo würden die drei erſten zur Zeit jenes Königs Vicramaditya ſchon abgelaufen ſeyn. Die indiſche Zeitrechnung hilft uns hier nicht weiter, da ſie (die Aufklärung der Geſchichte ganz bei Seite ſetzend) faſt nur theologiſch-philoſophiſche Bedeutung hat, und wie es ſcheint, Zeit und Ewigkeit in Uebereinſtimmung bringen möchte. Abgeſehen davon, ob die aſtronomiſchen Syſteme in früherer oder ſpäterer Zeit ausgebildet wurden, wiſſen wir auf geſchichtlichem Boden mit den vier Weltaltern nichts anzufangen, von denen das laufende 432,000 Jahre, oder, wie Andere ſchreiben, gar 4320 Millionen Jahre zählen ſoll. Auch ſey dies letzte, kürzeſte Zeitalter ſchlecht, und nicht der Mühe einer geſchichtlichen Beſchreibung werth. Nirgends tritt die Ehrfurcht vor der einfachen Wahrheit des Geſchehenen heraus, überall wird dies mit religiöſen Anſichten, dichteriſchen Bildern, willkürlichen Erfindungen und künſtlichen Symbolen eingehüllt und verdeckt; A. W. Schlegel[1]

[1] Berliner Kalender 1829, S. 13.

erklärt den Mangel geſchichtlicher Literatur aus der Denkart der Braminen. Wenn ſie demgemäß auch nicht die Geſchichte der Könige, oder ihrer Gegner ſchreiben wollten, warum nicht ihre eigene? Hauptgrund bleibt deshalb der Mangel an Sinn für Wahrheit und Maaß, welcher ſich ja auch (wie wir ſehen werden) in den indiſchen Gedichten offenbart. Im Viſhnu-Purana, wird die Geſchichte künftiger Könige ganz in derſelben Weiſe erzählt wie die Geſchichte verſtorbener[1]; auch erſcheint Alles gleich wahr, oder gleich unwahr. Zur Erdbeſchreibung wird ebendaſelbſt berichtet: es giebt ſieben große Inſelländer von ſieben Meeren umfloſſen. Das erſte Meer beſteht aus Salzwaſſer, das zweite aus Zuckerſaft, das dritte aus Wein, das vierte aus klarer Butter, das fünfte aus Molken, das ſechſte aus Milch, das ſiebente aus friſchem Waſſer. Aus Aepfeln ſo groß wie Elephanten, entſtehen Flüſſe. Die Stadt des Brahma auf dem Berge Meru umfaßt 14,000 Meilen. In einigen Reichen giebt es keine Krankheit, Sorge, Hunger u. dergl., ſondern Alle leben herrlich und in Freuden 10—12,000 Jahre lang u. ſ. w. — So fließen Wahrheit und Dichtung nicht mit Bewußtſeyn, oder durch künſtleriſchen Vorſatz in einander; ſondern es überwiegt nur zu oft eine bewußtloſe und urtheilsloſe Vermiſchung. Bei dieſen Verhältniſſen iſt es doppelt ſchwierig, das Wahre und Geſchichtliche, ſo wie es das Abendland mit Recht fordert, herauszufühlen und abzuſondern; doch muß der Verſuch gewagt werden.

Indien war wohl nie ein Staat; ja wir haben Gründe, mehr als ein Hauptvolk anzunehmen, ob wir gleich nicht wiſſen woher das zweite vorgefundene, von dem erſten unterworfene Volk herkommen, wie man deſſen Daſeyn und Abkunft mit dem (von Nordweſten her, den Ganges hinabziehenden höheren Urvolke) in Uebereinſtimmung bringen ſoll[2]. Dieſes, das hellfarbigere, ſchönere,

1 S. 461, 168, 173.

2 Schlegel sur l'origine des Hindous im Vol. II. der Transactions

geiſtreichere Volk, findet man mehr im Norden und Weſten[1]; jenes, das dunkelfarbigere, im Oſten und Süden. Reihet ſich nun die Kaſten-Eintheilung an dieſes ſiegende und dieſes beſiegte Volk, oder liegt jeder Kaſte ein beſonderer Stamm zum Grunde? Beruht die ganze Eintheilung auf willkürlichen Feſtſetzungen innerhalb eines und deſſelben Volkes, oder beruht ſie auf religiöſem Glauben? Mit voller Gewißheit laſſen ſich dieſe Fragen nicht beantworten, das Folgende aber ſcheint außer allem Zweifel zu ſeyn:

Die Inder[2] zerfallen in vier Hauptabtheilungen, welche ſie Giadi oder Varna, wir aber, nach einem verdorbenen portugieſiſchen Worte[3], Kaſten nennen. Kein Glied einer Kaſte darf willkürlich in eine andere übergehn, oder den Beruf und die Lebensart ſeiner Vorfahren verlaſſen. Die erſte Kaſte bilden die Brahmanen oder Prieſter, die zweite die Kſchatrijas (Rasbuten) oder Krieger; die dritte die Waiſchyas (Banianen) oder Gewerbtreibenden, die vierte die Sudras oder Dienenden. Im Gegenſatz der letzten Kaſte ſind die drei erſten die Herrſchenden, und unter dieſen dreien haben wiederum die Brahmanen bei weitem die größten Vorrechte. Brahma ſchuf die Kſchatrijas[4], weil die Brahmanen ſich nicht vertheidigen konnten, die Waiſchyas, weil ſie ſich nicht nähren, die Sudras, weil jene nicht für jegliches ſorgen konnten; und zwar ſchuf er die Brahmanen aus ſeinem Haupte, die Krieger aus ſeinen Armen, die Gewerbtreibenden aus ſeinen Lenden,

of the royal society of literature. Wilſon Viſhnu-Purana, Vorrede 66. Lassen de Pentapotamia.

1 Ritters Erdbeſchreibung I, 802.

2 Wiederum läßt ſich zweifeln, ob das Wort urſprünglich portugieſiſch ſey.

3 Der alte einheimiſche Name für das Volk iſt Arja, d. h. die ehrwürdigen Männer, die Leute aus gutem Geſchlechte. Löbell I, 84.

4 Viſhnu-Purana von Wilſon 44.

und die Dienenden aus ſeinen Füßen[1]. Hiemit iſt zugleich ihre Würdigkeit, und in den Wörtern Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit ihre Beſtimmung angedeutet. Auch äußerlich unterſcheiden ſich dieſelben durch Kleider, Gürtel, Binden und Stäbe.

Die ſieben Claſſen, deren die Alten erwähnen, laſſen ſich leicht auf jene vier zurückbringen; denn die Ephoren, Senatoren und Hirten bildeten keine Hauptabtheilungen, ſondern ſchloſſen ſich als Unterabtheilungen an jene an. Unterabtheilungen entſtanden aber, erſtens auf die eben bezeichnete Weiſe durch den, beſonders in der Kaſte der Gewerbtreibenden, ſehr verſchiedenen Beruf. Sie erinnern an Gewerke und Zünfte. Zweitens entſtanden gemiſchte Kaſten, wenn ſich Glieder[2] der drei obern Kaſten, in zweiter Ehe (was nicht unbedingt verboten war) mit Frauen aus einer anderen Kaſte verehelichten und Kinder zeugten; ferner wenn ſich jene mit Frauen aus gemiſchten Claſſen verbanden[3]; endlich wenn Mann und Frau aus verſchiedenen gemiſchten Claſſen waren. Dies zeigt, wie beſonders die niederen Claſſen in einander übergehen; auch haben die Glieder der gemiſchten Claſſen eine freiere Wahl in Hinſicht ihrer Lebensweiſe. Nur die Sudras bleiben immerdar ſcharf geſondert in der Dienſtbarkeit, und die Brahmanen halten durch Geſchlechtsregiſter und Strenge bei den Verheirathungen, ihre höhere Stellung unwandelbar feſt. Geräth jemand aus einer höheren Claſſe in ſolche Noth, daß er ſich ſchlechterdings nicht erhalten kann, ſo darf er (ein ſehr geringer Troſt) die Beſchäftigung der zunächſt niedrigeren ergreifen, und umgekehrt darf der Sudra in ſolchem Falle ein Landbauer werden[4]. Die Landbauer

1 Polier Mythologie des Indous I, 168. Colebrooke von den Kaſten, in den Aſiat. Unterſuchungen, Theil V, S. 53.

2 Manu's Geſetzbuch.

3 Feminis corruptis, existit ordinum colluvies. Bhagavad-Gita Lect. I, 42.

4 Colebrooke ſ. o. — Nur den Troſt ließ man dem Sudra: er

und die von der Viehzucht Lebenden gehören nämlich zu den Waiſchyas, wogegen die Sudras ſchlechterdings nur zum Dienſte der höheren Claſſen beſtimmt ſind.

Endlich werden die, vielleicht von einem anderen Volke abſtammenden Parias (wenigſtens in mehreren Landſchaften) auf eine im höchſten Grade verwerfliche Weiſe von allen Menſchenrechten ausgeſchloſſen, ärger wie die Thiere behandelt und als Geſchöpfe betrachtet, die durch Berührung und Umgang jene ſich höher Stellenden verunreinigen und vergiften.

Die Brahmanen ſind durch Geburt, ohne Abſtufung gleichgeſtellt, halten aber doch viel auf Abſtammung, Verheirathung mit angeſehenen Familien u. dgl.[1]. Sie dürfen Waffen tragen und Handel treiben, ſie werden Aerzte, Richter und Staatsbeamte; aber die mit der Religion beſchäftigten ſind die geehrteſten, das Prieſterthum iſt ihr eigentlicher Beruf. Sie allein erklären die heiligen Schriften, ihre Ausſprüche ſind entſcheidend, ihre Beſitzungen frei von Abgaben, ihre Perſonen wo nicht ganz doch inſoweit unverletzlich, daß man ſie um keines Verbrechens willen körperlich ſtrafen darf. Alles, heißt es in Manu's Geſetzbuche[2], iſt ein Reichthum der Brahmanen, ſie erhalten Welten und Könige mit durch ihre Spenden, ihr Fluch ſtürzt Könige ins Verderben. Gelehrt oder ungelehrt bleibt der Brahman eine mächtige Gottheit, gleichwie das Feuer, dies mag geheiligtes oder gemeines ſeyn. Wer einen Brahmanen nur mit einem Grashalme ſchlägt, oder ihn im Streit durch beſſere Gründe demüthigt, muß ſich

könne bei gutem Betragen durch die Seelenwanderung dereinſt in eine höhere Claſſe kommen. Manu IX, 335. Die drei erſten Kaſten ſollen nur in den heiligen ächt indiſchen Ländern wohnen, ein Sudra mag ſich, wenn es ihm an Nahrung fehlt, aufhalten wo er will.

1 Menu, Manu, iſt das Urbild eines gottbegeiſterten Geſetzgebers. In dem, ihm zugeſchriebenen Geſetzbuche, iſt der Kern ſehr alt, Vieles aber ſpäter geſammelt und hinzugeſetzt. Ewald I, 367.

2 Colebrooke essays II, 190.

vor ihm zur Erde werfen. Nur durch die Gunſt der Brahmanen (lehrt der Bhagavat-Purana) leben die übrigen Claſſen. Der Menſch welcher nicht den Staub von ihren Füßen ſammelt, iſt nur ein lebendiger Leichnam[1].

Dieſen und andern Anſichten und Rechten, welche bis zu harter Tyranniſirung der übrigen Claſſen hinanführen, ſteht jedoch ein Inbegriff gar mannigfacher und mühſeliger Vorſchriften gegenüber: der Brahman ſoll fleißig die heiligen Bücher oder Vedas leſen, ſie Andere lehren und erklären, opfern, beim Opfern helfen, Almoſen geben wenn er reich, ſie aber auch unbedenklich nehmen, wenn er arm iſt. Er darf kein Thier umbringen, und nur Fleiſch geopferter Thiere, Kuhfleiſch aber gar nicht eſſen. Ueber eſſen, ſich kleiden, ſich reinigen, über Alles und Jedes ſind unzählige Vorſchriften vorhanden; ſogar wie der Brahman ſeine Nothdurft verrichten, und ſich mit Kuhmiſt beſchmieren ſolle[2]. Hat ein Brahman, heißt es ferner, die Vedas nicht geleſen, keinen Sohn gezeugt, kein Opfer verrichtet, ſo ſinkt er in einen Ort der Erniedrigung: durch das Züchtigen ſeines Körpers, durch gleiche Entfernung von Widerwillen und Zuneigung, und dadurch daß er den empfindenden Geſchöpfen keinen Schmerz verurſacht, bereitet er ſich dagegen zur Unſterblichkeit vor. Die zehn Hauptpflichten des Brahmanen ſind: zufrieden ſeyn, Böſes mit Gutem vergelten, die ſinnlichen Lüſte unterdrücken, ſich unerlaubten Gewinn verſagen, ſich reinigen, ſeine Glieder bezähmen, die Schrift erforſchen, den höchſten Geiſt kennen, wahrhaftig ſeyn, und ſich nicht zum Zorne verleiten laſſen. Diejenigen (heißt es ferner in Beziehung auf die Brahmanen) welche viele Bücher geleſen haben, ſind erhabener, als die welche wenig lernen; die welche das Geleſene behalten, erhabener als vergeßliche Leſer; die, welche das was ſie leſen, vollkommen verſtehen, haben den Vor-

[1] Bhagavat-Purana I, 221; II, 211.

[2] Manu's Geſetzbuch IX, 205, 313—317.

zug vor denen, die ſich blos daran erinnern; und die welche die gekannte Pflicht ausüben, ſind würdiger als diejenigen, welche ſie blos kennen.

Nach angemeſſenen Vorbereitungen ward der junge Brahman ſpäteſtens im ſechzehnten Jahre eingekleidet und zur höchſten Verehrung ſeines Lehrers angewieſen. Wenn er dieſen, obgleich mit Grunde tadelt, wird er (nach Manu's Geſetzbuche), bei der Wiedergeburt zum Eſel, wenn er ihn fälſchlich verunglimpft, zum Hunde, wenn er ſeine Sachen ohne Erlaubniß braucht, zum kleinen Wurme, wenn er ſein Verdienſt beneidet, zum großen Ungeziefer. Wer ſeine eigene Mutter ehrt, gewinnt die irdiſche Welt, wer ſeinen Vater ehrt, die mittlere oder ätheriſche Welt, wer ſeinem Lehrer beſtändige Achtung erweiſet, die himmliſche Welt des Brahma. Der Schüler ſchenke dem Lehrer einen Acker, oder Gold, oder einen Edelſtein, eine Kuh oder ein Pferd, einen Sonnenſchirm, einen Schemel, Getraide, Kleider, oder ein Paar Pantoffeln, oder ein vorzüglich gutes Gemüſe, ſo wird er ſich in Gunſt und Andenken bei ſeinem Lehrer erhalten. — Nach beendigten Lehrjahren lag dem Brahmanen ob, zu heirathen; hatte er dieſen zweiten Lebensabſchnitt als Hausvater würdig erfüllt, ſo ſollte er eigentlich auf der Bahn der Vollendung weiter rücken und Einſiedler werden, endlich ſich zur ungeſtörten Selbſtbeſchauung erheben, und ſo zum Anſchauen Gottes gelangen. Einzelne Gemüther mögen ſich auf dieſem Wege gewiß über die Erkenntniſſe und Beſtrebungen der gewöhnlichen Menge erhoben haben, aber die meiſten kamen nur zu Büßungen und fratzenhaften Selbſtpeinigungen, die alles das ohne Vergleich überbieten, was das Abendland in dieſer Richtung hervorgebracht hat. Dahin führten ſchon die im Allgemeinen gegebenen Regeln. „Der Brahman ſoll ſich als Einſiedler nur von Blumen, Wurzeln und reifen Früchten nähren. In der heißen Jahreszeit muß er ſich ſo ſetzen, daß fünf Feuer auf ihn wirken, vier die rings um ihn lodern, und die Sonne von oben.

Zur Regenzeit muß er da, wo Wolken die ärgſten Ströme herabgießen, ganz unbedeckt und ohne Mantel ſtehen; ſobald die Kälte eingetreten iſt, muß er naſſe Kleider tragen u. ſ. w. Wenn er durch ſolche Andachtsübungen ſeinen Körper unvermerkt zerrüttet hat und gleichgültig gegen Kummer und Furcht geworden iſt, dann wird er, (nach der Verſicherung der heiligen Bücher) in dem göttlichen Weſen ſehr erhaben werden.“

Die Pflichten des Kſchatrija oder Kriegers ſind: das Volk vertheidigen, opfern, den Armen Almoſen, den Brahmanen und den Königen aber Geſchenke geben[1], die Vedas leſen, und ſich vor den Reizen des ſinnlichen Vergnügens hüten. In uralter Zeit kam es zwiſchen den Brahmanen und Kſchatrijas zu großen Kämpfen; dieſe unterlagen, und ſeitdem traten jene wahrſcheinlich noch mehr als vorher an die Spitze aller Regierung.

Die Waiſchyas ſollen Ackerbau, oder Handel, oder Viehzucht treiben, und dabei gleichwie die Krieger opfern, Geſchenke geben und in der Schrift leſen.

Die Sudra dürfen die heiligen Schriften nicht leſen, und ſind meiſt auf bloße Handarbeit angewieſen[2].

Sklaven wurden geboren, gekauft, im Kriege gemacht oder geſchenkt; ja wegen Unfähigkeit große Geldbußen zu zahlen[3], verloren auch freie Perſonen geſetzlich ihre Freiheit. Der Krieger mußte ſich ſpäteſtens im zweiundzwanzigſten, der Gewerbtreibende im vierundzwanzigſten Jahre feierlich in ſeine Klaſſe aufnehmen laſſen. Bei Prieſtern, ſagt Manu's Geſetzbuch, berechnet man den Vorzug nach heiliger Gelehrſamkeit, bei Kriegern nach

1 Viſhnu-Purana 292.

2 Im Bhagavata-Purana I, 205, heißt es ohne weitere Erklärung: Die Leute, welche ſchwarze Farbe haben, bilden die letzte Claſſe.

3 So nach indiſchen Quellen; nach Arrian. Indic. X, und Diodor II, 39 hätte es in Indien nicht einmal Sklaven aus fremden Völkern gegeben.

der Tapferkeit, bei Handelsleuten nach dem Ueberfluß an Getraide, bei der Sklavenclaſſe allein nach dem Alter. Reichthum, Verwandtſchaft, gute Aufführung und göttliche Kenntniſſe geben Anſpruch auf Achtung; aber das zuletzt Genannte iſt das Achtungswürdigſte von Allem.

Bei ſo ſcharf geſonderten, mit beſtimmten Rechten und Pflichten verſehenen Claſſen, war eine reine Monarchie unmöglich; wohl aber ſcheinen in der Regel Könige an der Spitze der Regierung geſtanden zu haben. Während aber die Aegypter ſo lange und ſorgfältige Verzeichniſſe ihrer Könige beſaßen, fehlt es in Indien (wie geſagt) an allen beglaubigten Nachrichten, und nur in ihrem Chandra Gupta hat man den Sandrakottus wieder zu kennen geſucht, obwohl die abendländiſchen und indiſchen Berichte über ihn durchaus verſchieden lauten. Dagegen wird in dieſen, von einem Könige erzählt der 36,000 Jahre herrſcht[1], und von einem anderen der 100 Jahre Flitterwochen hält und von ſeiner einzig geliebten Gemahlin 111 Söhne und 110 Töchter hat. Jeder dieſer Söhne hatte wieder 100 Söhne, ſo daß ein nachtheiliges Ausſterben des Geſchlechts nicht zu beſorgen war.

Man nahm die Könige aus der Kriegerkaſte, theils der Natur ihres Berufes halber, theils weil die Brahmanen leichter einen Kſchatrija, als einen ihres Stammes beherrſchen konnten. Auch heißt es[2]: aller Glanz der Könige in ihrer Majeſtät, kann nicht über den der Brahmanen obſiegen, welche durch ſich ſelbſt, ihre Geduld, Enthaltſamkeit und Wiſſenſchaft ſtrahlen. Könnte ich doch (ſagt ein König, oder läßt man ihn ſagen), mein ganzes Leben hindurch den Staub der Füße dieſer Brahmanen auf meinem Diadem tragen. Vor all den Tugenden die ſich in dieſem Staube verſammeln, ſchwinden ſchnell alle Fehler deſſen der ihn trägt.

1 Bhagavat-Purana II, 121, 247.

2 Ibib. 197, 199.

Trotz dieſer wirklichen, oder erwünſchten Beſchränkungen der königlichen Gewalt durch die Prieſterkaſte, gab das oberrichterliche Amt und die Anführung, den Königen einen bedeutenden Einfluß, den ſie und ihre Beamten gegen die untern Claſſen ſelbſt in tyranniſcher Weiſe geltend machten. Als der König von Noruka Geld brauchte, ſagten ihm ſeine beiden erſten Miniſter[1]: es iſt mit einem Lande, wie mit dem Samen des Seſam. Dieſer giebt kein Oel, wenn man ihn nicht preßt, ſtampft, abſchneidet und verbrennt.

Dagegen heißt es an einem anderen Orte: der König ſoll, auch wenn er ſterben müßte, keine Abgabe von einem Brahmanen nehmen. Er richte ſich nach ihren Befehlen und ſuche (wenn gleich ſeine Seele klug iſt) dennoch bei ihnen die Klugheit. — Dies und Aehnliches bezeichnet ein neuerer Geſchichtſchreiber der Philoſophie[2], als den Anfang eines Dualismus zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen!

Die Hitopadeſa ſpricht mit mehr Ehrfurcht von den Königen[3], doch wird daſelbſt erzählt, charakteriſtiſch für jene, wie für alle Zeiten:

ſchweigt man am Hofe, ſo heißt man ein Thor;
iſt man beredt, = = = = Schwätzer;
= = geduldig, = = = feige;
erträgt man nichts, = = = = Zänker;
bleibt man dem Könige zur Seite = = = zudringlich;
bleibt man fern, = = = blöde.

Wer ungerufen kommt, ungefragt viel ſpricht und ſich für gern geſehen hält, den hält der König für einen Narren. Wer ihm nahe ſteht, den ehrt der König, ob er gleich

1 Burnouf Buddhisme I, 146.

2 Windiſchmann I, 581, 582, 585.

3 S. 66, 72.

nicht vornehm, und nicht gelehrt und gebildet iſt. Wie die Frauen und die Winden (Convolvolus) umarmen die Könige oft den, der ihnen zufällig zur Seite ſteht. Der Hofdienſt iſt wahrlich eine Qual, welche ſelbſt die Jogis, die ſtrengen Büßer nicht ertragen. — Von den unzähligen, ihr Leben regelnden Vorſchriften, haben ſich die Könige hingegen gewiß oft entbunden.

Es iſt irrig (ſagt Manu) einen König, wäre er auch noch ein Kind, mit Gleichgültigkeit zu behandeln, oder ſich einzubilden er ſey ein bloßer Sterblicher; vielmehr iſt er eine mächtige Gottheit, die in menſchlicher Geſtalt erſcheint. Wenn der König die Schuldigen nicht beſtrafte, ſo würde der Stärkere den Schwächeren bald wie einen Fiſch am Spieße braten. Strafe hält das Menſchengeſchlecht in Ordnung, und ſchwerlich findet man einen ganz ſchuldloſen Mann; wendet nun der König zur rechten Zeit Strenge und Gelindigkeit an, ſo macht er ſich allgemein beliebt. Ein König deſſen Verſtand ungebildet, deſſen Herz der Sinnlichkeit und der Geldgier ergeben iſt, kann nicht gerecht ſtrafen. Niemals das Treffen verlaſſen, das Volk beſchützen und die Prieſter ehren, ſind die größten Pflichten der Könige und ſichern ihnen Glückſeligkeit zu. — Alle Gegenſtände worüber ſie nachdenken ſollen, ſind genau vorgeſchrieben; wir heben aus den zweiundſiebenzig Punkten, welche die auswärtigen Verhältniſſe betreffen, Beiſpielsweiſe die folgenden aus: er halte dasjenige Land für freundſchaftlich, welches an ſeine natürlichen Feinde gränzt, diejenigen Mächte aber für unparteiiſch, welche außerhalb dieſes Bezirks liegen. Durch Erwerbung von Reichthum und Land vermehrt ein König ſeine Macht nicht ſo ſehr, als durch die Vereinigung mit einem zuverläſſigen Bundesgenoſſen, der in Zukunft mächtig werden kann, ob er gleich anfangs ſchwach iſt. Im Kriege (wird ferner vorgeſchrieben) gebrauche Niemand ſcharfe in Holz verborgene Gewehre, oder gezackte, vergiftete, feurige Pfeile. Man verwunde Keinen der abgeſtiegen iſt, der den Panzer verlo-

ren hat, deſſen Haare aufgelöſet ſind daß er nicht ſehen kann, keinen Schlafenden, Entwaffneten, Flehenden, Verwundeten, Keinen deſſen Gewehr zerbrochen iſt, der ſchon mit einem Anderen ſtreitet, oder den Rücken wendet, Keinen der von häuslichem Grame niedergedrückt iſt, Keinen der nicht mitſtreitet.

Uralte Inſchriften[1] bezeugen viele königliche Vergabungen von Aeckern, und man betrachtete die Könige vielleicht als Obereigenthümer des ganzen Landes, ohne daß dadurch den Einzelnen ihr Schaltungsrecht bedeutend eingeſchränkt wurde; oder jenes Recht bezog ſich vielleicht nur auf die Erhebung einer Grundſteuer, von welcher, wie von allen Abgaben, allein die Brahmanen befreit blieben. Laut Manu's Geſetzbuch erhob man, nach Maßgabe des Bodens und der Beſtellungskoſten, ein Sechſtel, ein Achtel, oder ein Zwölftel vom Getraide. Ferner ein Sechſtel des reinen Gewinnes von Bäumen, Blumen, Wurzeln, Früchten, Honig, Fleiſch, Butter, Specereien, Arzneiwaaren, Getränken, irdenen Gefäßen und Geräthſchaften aus Leder oder Bambus. Dagegen nur ein Fünfzigſtel von Vieh, Edelſteinen, Gold und Silber was jährlich, ohne für den Handel beſtimmt zu ſeyn, dem Hauptvorrathe hinzukam. Ueberhaupt ſollte die gewöhnliche Abgabe vom Handel und perſönlichen Gewerbe, jenes Fünfzigſtel, von Gewinn auf Geld und anderen beweglichen Sachen ein Zwanzigſtel nicht überſteigen; allein im Fall großer öffentlicher Drangſale erhöhte man dieſe Steuern bis auf ein Viertel. Zoll ward theils nach Gewicht und Fuhrwerk, theils nach dem Werthe entrichtet; zollfrei waren Brahmanen, Einſiedler, religiöſe Bettler und ſchwangere Weiber. Gemeine Handwerksleute und Tagelöhner zahlten keine Abgaben in Gelde, ſondern arbeiteten alle Monate einen Tag für den König. Derſelbe erhielt ferner die Hälfte von allen in der Erde gefundenen Metallen und Schätzen, die Gerichtsbußen und

1 **Asiatic researches IX, 445.**

die drei Jahre lang ohne Anſpruch erblos bleibenden Güter. Nur Erbſchaften der Brahmanen konnten nie in ſeine Hände fallen.

Daß bei dem Reichthume des Landes der innere Handel bedeutend ſeyn mußte, verſteht ſich von ſelbſt, und die Pilgerungszüge nach heiligen Orten, waren wohl oft mit Handelskaravanen verbunden. Der auswärtige Handel ging nördlich bis China, ſeitwärts nach Arabien und Vorderaſien, und von da immer weiter und weiter; ein eigentlich ſeefahrendes Volk ſind aber die Inder, ſelbſt nachdem ſich die Abneigung vor dem Meere gemindert hatte, nie geworden. Zu jeder Zeit überſtieg die Ausfuhr um ein bedeutendes die Einfuhr, was bei der Genügſamkeit der Einwohner zum Anhäufen großer Schätze führen mußte. Ueber die Art und Größe der Zinſen waren mehre geſetzliche Beſtimmungen erlaſſen. Sie betrugen, nach dem Stande des Schuldners, monatlich zwei bis fünf vom Hundert. Spiel- und Trinkſchulden, Geld- und Zollbußen, und Schulden an Schauſpielerinnen, war der Sohn des urſprünglich Verpflichteten in der Regel nicht zu zahlen verbunden. Der Genuß berauſchender Getränke ward ſtreng beſtraft; er erniedrigte einen Brahmanen zum Sudra. In einigen Fällen bediente man ſich der Feuer- und Waſſerprobe zur Beweisführung.

Ueber die Licht- und Schattenſeiten der Ehe, der indiſchen Frauen und der Familienverhältniſſe, werden wir an anderer Stelle im Zuſammenhange ſprechen.

Gleich Eigenthümliches wie die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe, zeigt die Sprache, die Wiſſenſchaft und die Kunſt. Schon im höchſten indiſchen Alterthume finden wir keine Hieroglyphen, ſondern Buchſtabenſchrift mit Zeichen für Mitlauter, Selbſtlauter und ſogar für zuſammengeſetzte Mitlauter. Das Sanskrit [1] iſt die heilige, wiſſenſchaftlich gebildete Sprache, für Religion, Wiſſen-

1 Vielleicht iſt das Sanskrit von Nordweſten nach Indien gekommen.

ſchaft und Kunſt. Prakrit heißen alle geſprochenen Abarten und Dialekte, deren Grammatik weniger ausgebildet iſt, als die jener Schrift- und Bücherſprache[1]. — Alle Wurzeln des Sanskrit ſind einſilbig und mit einem Selbſtlauter verſehen. Jene werden nicht umgebildet, ſondern alle Veränderungen erfolgen durch Anfügungen von außen. Die Biegung der Hauptwörter dreier Geſchlechter geſchieht an dieſen ſelbſt auf ſo reiche Weiſe[2], daß das, was man in anderen Sprachen durch die Vorwörter mit, durch, von u. ſ. w. ausdrücken muß, dort durch Endungen des Wortes ſelbſt bezeichnet wird. Es giebt außer der einfachen und mehrfachen Zahl, auch (wie im Griechiſchen) die zweifache, den Dualis. Die Umwandlung der Zeitwörter (deren ſich jede mögliche Art vorfindet) iſt in zehn Conjugationsclaſſen ſehr regelmäßig und reich; ſie kann mit, oder ohne Hülfszeitwörter ſtattfinden. Es giebt drei vergangene und zwei zukünftige Zeiten. Die Zuſammenſetzung der Worte iſt leicht und mannigfaltig, die Wortſtellung ſo frei wie in wenigen Sprachen und ein ſchönes Verhältniß zwiſchen Selbſtlautern und Mitlautern erzeugt großen Wohlklang[3].

Gewiß war Sprache und Schrift bei den Indern viel ausgebildeter als bei den Ägyptern; ob aber dem Sanskrit unter allen Sprachen die erſte Stelle einzuräumen ſei, iſt nicht blos nach ihrer theoretiſchen Fähigkeit, ſondern auch nach der praktiſchen Vollkommenheit ihrer Anwendung zu entſcheiden. Diejenige Sprache, welche die meiſten und mannigfachſten Gedanken und Gefühle zu Tage förderte, verdient, wenn nicht ihres Baus, ihrer Organiſation halber, dann wegen ihrer Literatur den Vorrang; ſonſt ließe

1 Auch das Pali in Hinterindien iſt damit ſehr verwandt. Burnouf et Lassen sur le Pali, 4, 13, 158.

2 Ueber die Zahl der Deklinationen können die verſchiedenen Meinungen hier nicht angeführt werden.

3 Doch hat das a unter den Selbſtlautern ein großes Uebergewicht.

ſich vielleicht behaupten, das Slaviſche ſtehe ſo hoch, oder noch höher als das Griechiſche.

Die Urtheile über den Werth der reichen indiſchen Literatur [1] gehen ſehr weit auseinander, und müſſen ſich nach Maßgabe der täglich vermehrten Entdeckungen noch oft verändern und berichtigen. Die Freude über jene großen, unerwarteten Entdeckungen, und die Vorliebe für das Neue womit man ſich eifrig beſchäftigt, führt leicht zu einer Ueberſchätzung des Indiſchen; während eine Gegenpartei nicht unnatürlich auf ſtrengere Kritik dringt, und zwar billigt, daß man ſich in die neue Literatur hineindenke und hineinfühle, aber läugnet, daß nach dem Vollziehen dieſer Aufgabe nothwendig und von Rechtswegen die höchſte Bewunderung eintreten müſſe. Das Verſetzen in ein Fremdartiges hebt das Urtheil und die obwaltenden Verſchiedenheiten und Rangſtufen nicht auf. So ſagt lobpreiſend Friedrich Schlegel [2]: „in der indiſchen Dichtung iſt Alles eingeſenkt in ein Gefühl harmoniſcher Milde, und übergoſſen mit dem ſanften Anhauche elegiſcher Wahrheit. — Das auf vier großen Füßen erhaben einherſchreitende indiſche Diſtichon gleicht dem Rieſengange des mächtigen Elephanten und iſt mit der geſammten indiſchen Gedankenſtruktur weſentlich vereinbart und innig verwandt. Hier iſt der einfach große Schritt und Geiſt der Urwelt, für welchen die geflügelte Eil des Hexameters nicht paßt. — Das Gedicht Nalas [3] kann an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenſchaften, wie an Hoheit und Zartheit der Geſinnungen ſchwerlich übertroffen werden.“ — Dieſe abendländiſchen Lobpreiſungen weit überbietend, heißt es im Ramajana [4]: wer das Gedicht von der Herabkunft der

1 Ueber dieſen Reichthum, ſiehe Franks Vyaſa und Adelungs Literatur der Sanskritſprache.

2 Werke I, 196; IX, 226.

3 A. W. Schlegel indiſche Bibliothek I, 98.

4 I, 406. A. W. Schlegels Werke III, 29. Obwohl A. W. Schlegel dieſe Epiſode des Ramajana meiſterhaft überſetzt hat, dürf-

Ganga hört, deſſen ſämmtliche Wünſche werden erfüllt, ſein Leben verlängert und alle ſeine Sünden vernichtet.

Dieſe Begeiſterung, mit welcher ſich Etliche für alles Indiſche und ſo auch für die indiſche Philoſophie und Religion ausgeſprochen haben, darf uns nicht abhalten prüfend all dieſen Gegenſtänden näher zu treten, ſie kürzlich zu ſchildern und mit möglichſter Unbefangenheit zu beurtheilen.

Der Reichthum der indiſchen Literatur iſt (beſonders wenn wir ſie mit der ägyptiſchen vergleichen) erſtaunlich groß, und ihre Entwickelung durchläuft viele Jahrhunderte. Wie unzuſammenhängend und lückenhaft deßungeachtet unſere bisherige Kenntniß derſelben iſt, geht daraus hervor: daß ſelbſt die Sachkenner einzelne Werke um tauſend Jahre älter oder jünger ſetzen, während man im Stande iſt das Alter faſt aller griechiſchen oder römiſchen Schriften mit ſehr großer Genauigkeit nach Sprache, Form und Inhalt feſtzuſtellen. Aus überwiegenden Gründen nimmt man gewöhnlich vier literariſche Zeiträume an [1], den der Vedas, der Heldengedichte, der dramatiſchen Ausbildung und der ſpäteren Ausartung durch Uebertreibungen und leeres Wortgepränge. In allen Zeiträumen fehlen aber Redner und Geſchichtſchreiber, und die philoſophiſchen Darſtellungen entbehren faſt ohne Ausnahme der wiſſenſchaftlichen Form; ja im helleniſchen Sinne giebt es in Indien kaum eine eigentliche Proſa, woraus man hat ſchließen wollen, daß, weil ſich das Höchſte immer nur im Gegenſatze vollſtändig entwickelt und darſtellt, es auch daſelbſt keine vollkommene Dichtkunſt geben könne.

Ungeachtet dieſes Einwandes führt die Dichtkunſt in der indiſchen Literatur ohne Zweifel den Reigen. Betrachten wir zuerſt ihre Form, ſo giebt es gemeſſene und ge-

ten viele Abendländer finden, daß Vieles darin abgeſchmackt, geſchmacklos und abergläubig ſey.

1 Laſſen, in Schlegels indiſcher Bibliothek III, 1, 15.

zählte Füße, lange und kurze Vokale, Poſition, Verſe und Strophen der mannigfachſten Art, reimloſe und gereimte Verſe, ja ſogar die Alliteration iſt in vielen Gedichten zur Anwendung gebracht[1]. Die indiſchen Heldengedichte, die Geſetze des Manu und ein Theil der Vedas ſind in zweizeiligen Sloken abgefaßt[2], mit denen gewöhnlich der Sinn abſchließt. Jeder Sloke hat 16 durch Cäſur getheilte Sylben. Ihre Länge und Kürze iſt für das zweite und letzte Viertel beſtimmt, für das erſte und dritte Viertel aber willkürlich kurz, oder lang. Alſo:

◡ ◡ ◡ ◡ | ◡ — — ⏓ | ◡ ◡ ◡ ◡ | ◡ — ◡ ⏓
— — — — | | — — — — |

Eben ſo wenig hat der Sloka ein feſtes Maaß und einen hindurchgehenden Rhythmus; er hat blos ungleiche Gewichte, Beſchleunigungen und Hemmungen, ſobald von 16 Sylben willkürlich acht lang, oder kurz ſeyn dürfen. Hier zeigt ſich Gleichgültigkeit und Läſſigkeit, und keineswegs Erhabenheit der Urwelt, weshalb A. W. Schlegel (von ſeinem Bruder abweichend) mit Recht ſagt: „mir ſcheint der Hexameter ein weit größeres Meiſterſtück der rhythmiſchen Kunſt zu ſeyn, als der Sloka“[3]. Später, zur Zeit des Kalidaſa, kamen übertriebene metriſche Künſteleien zur Anwendung[4], und es werden Streckverſe von ſo viel Sylben erwähnt, daß man ſich keinen deutlichen und verſtändigen Begriff davon machen kann. Aehnlicher Weiſe wurden in der ſpäteren, ausgearteten Proſa, Wortzuſammenſetzungen ohne Ende bis zu 100 Sylben gehäuft[5], Miſchung der Proſa mit Verſen gebilligt, oder eine Zwit-

1 Asiat. researches X, 389; XX, 1, 135. Die Lehre von den etwanigen Sprach- und Sinnaccenten iſt noch nicht ins Klare gebracht, auch dürfte ſchwer nachzuweiſen ſeyn, wie dieſe (deutſche) Metrik zugleich mit der antiken zur Anwendung kommen könne.

2 A. W. Schlegels Werke III, 18.

3 Ebendaſ.

4 Nala, von Koſegarten, VII.

5 Colebrooke essays II, 133.

terart poetiſcher Proſa für einen weſentlichen, ſchönen Fortſchritt gehalten.

Stellen wir die heiligen Geſänge, Gebete und Liturgien zur Seite, welche durch das bloße Sylbenmaß nicht in das Gebiet der eigentlichen Dichtkunſt eingeführt werden, ſo treten uns (gleichwie die Ilias und Odyſſee) zwei indiſche Heldengedichte als die älteſten entgegen: der Ramajana, oder die Rameis, und der jüngere Mahabharata. Wenn beide (wie einige Sachverſtändige behaupten) jünger ſind als der Buddhismus, ſo ſind ſie auch jünger wie jene homeriſchen Geſänge. Der Ramajana handelt von dem Kampfe und Siege des göttlichen Helden Rama, über Ravana, den Fürſten der Rakſchaſas, oder böſen Genien. Auf die Bitte der unteren Götter entſchließt ſich Viſchnu[1], der Herr der Welt, zum Beſten der geſammten Schöpfung in dem Leibe einer Königin Platz zu nehmen, deren Gemahl ſich Kinder wünſcht, um als deſſen Sohn 11,000 Jahre unter den Menſchen zu bleiben und jene böſen Genien zu bezwingen. Seine Hauptgehülfen ſind die, nachmals beſonders dazu erſchaffenen, Affen.

Der Mahabharata handelt von dem Kriege zweier verwandten Geſchlechter, der Pandavas und Kurus, welche letztern durch Hülfe des Kriſhna beſiegt werden. Ein näherer Inhalt beider Gedichte läßt ſich in wenigen Worten durchaus nicht geben, und zu längeren Auszügen iſt hier nicht der Ort.

Der Ramajana beginnt mit Lobſprüchen auf den Dichter des Werks und mit einer Art von Inhaltsanzeige, welche die trockene, undichteriſche Beſchreibung einer Stadt, eines Königs und ſeiner Beamten in ſich ſchließt. Im Vergleiche mit dieſen Eingängen, oder Zuſätzen, ſind die oft getadelten Einleitungen zur Ilias und Odyſſee meiſterhaft, zu dem Ganzen gehörig und mit ihm verwachſen. Man hat behauptet: jene Einleitung zum Ramajana und eine ähnliche zum Mahabharata bezweckten, Verwirrungen

1 Ramajana, engliſche Ausgabe I, 183, 224.

in der Anordnung, ſowie Einſchiebſeln vorzubeugen und den Text feſtzuſtellen. Denn die einzelnen Erzählungen ſeyen früher von Munde zu Munde gegangen und erſt von Valmiki zu dem Ganzen des Ramajana verarbeitet und erhoben worden. Dies angebliche Ganze zeigt aber nicht blos ſo viele Verſchiedenheiten der Lesarten, ſondern auch ſo viel offenbare Lücken, Einſchiebſel und Abſchweifungen, daß von Abrundung zu einem einigen Kunſtwerke kaum die Rede, und ſchwerlich ein Einzelner Urheber der 48,000 Verſe (faſt das Doppelte der Ilias und Odyſſee) ſeyn kann. Wenn es andererſeits heißt: Valmiki machte das Gedicht fertig und ließ es dann von Sängern auswendig lernen, damit es in der Welt bekannt werde, ſo iſt dies eine ganz andere Theorie und Praxis, als man jetzt hinſichtlich des Homer und der Nibelungen annimmt. Auch müſſen wir widerſprechen, wenn A. W. Schlegel behauptet[1]: die Grundſätze der epiſchen Darſtellungsweiſe ließen ſich eben ſo gut am Ramajana entwickeln, als an der Ilias.

Trotz dem Geſagten finden wir im Ramajana mehr Einheit des Inhalts, Gleichheit des Styls, Rückſicht auf das dichteriſche Intereſſe und das äſthetiſche Gefühl, als im Mahabharata. Um den Kern des letzten ſind mythologiſche, didaktiſche und dogmatiſche Stücke von ungeheurer Länge umhergelegt. Faſt könnte man ihn eine Encyclopädie aus verſchiedenen Zeitaltern nennen[2], deſſen loſe Theile eine Art von Dialog nur ſehr ſchwach verbindet. Gewiß iſt Vyaſa, der angebliche Verfaſſer des Mahabharata, keine Perſon, ſondern eine Perſonifikation, und das Wort bedeutet ſo viel als Sammeln und Ordnen. Der, oder die Ordner haben allerdings neben der eigentlichen Hauptaufgabe manches Anziehende und Lehrreiche aufgenommen; dennoch finden ſich gar viel langweilige Wiederholungen,

1 Werke III, 19.

2 Bhagavata-Purana I, xxiv Ewald I, 61, IV, 311. Rhode Hindu I, 138. Epiſoden aus dem Mahabharata im Journal asiatique, III Serie, Vol. II, 13.

widerwärtige Erzählungen, rohe Verfluchungen, Unanſtändigkeiten und Geſchmackloſigkeiten[1]. Wenn deßungeachtet Friedrich Schlegel ausruft[2]: „es iſt als ob hier Homer und Parmenides, Heſiodus und Solon, Moſes und Salomon in einem Gedicht vereinigt wären;“ ſo wollen wir dieſe außerordentliche Vorliebe, oder Begeiſterung nicht bekritteln, müſſen aber doch daran erinnern, daß jenes Urtheil (ſofern es begründet iſt) in Wahrheit nur eine chaotiſche Verwirrung bezeichnen würde. Auch hat ſich gewiß Schlegel, es haben ſich gewiß ſehr wenige andere Europäer durch 18 Theile und 400,000 Verſe des Mahabharata durchgearbeitet[3].

Man hat geſagt: die Heldengedichte (insbeſondere der Mahabharata) ſollen Unterricht und Belehrung geben über Götter, Geſetze und Pflichten; ſie ſind vorzugsweiſe auf dem Boden der Kriegerkaſte erwachſen und zeigen die Geſtalt, welche die Religionslehre in deren Sinn erfahren hat. Abgeſehen davon, daß dies keine Aufgabe der epiſchen Dichtkunſt iſt, und daß ſich einige Lobpreiſungen über Würde und Wichtigkeit der Könige finden[4], bleibt doch Alles und Jedes den Brahmanen und der Prieſterherrſchaft unterworfen. Brahmanen haben z. B. einen König entſündigt und zum Himmel verholfen. Dafür bitten ſie um eine kleine Gabe (a trifling gift)[5], und erhalten eine Million Kühe, eine Million Goldſtücke, vier Millionen Silberſtücke und ſpäter zuſammen zehn Millionen Goldſtücke. Hierauf ſagen ſie: wir ſind zufrieden, während der König vor ihnen demüthig ausgeſtreckt auf der Erde liegt. — Ebenſo zeigt die Epiſode des Ramajana[6]: König Wis-

1 Desgleichen im Ramajana: engliſche Ausgabe I, 347, 433; III, 169, achtzig Verſe Verfluchungen.

2 Werke I, 177.

3 Bopp, Ardſchuna 1.

4 Ramajana III, 97.

5 Ebendaſ. I, 176, 592; III, 218.

6 Bopp, Conjugationsſyſtem 261.

mâmitras Büßungen, weder Maß, noch Haltung. Es wird eine übertriebene Wichtigkeit auf thörichte Büßungen gelegt, und der unermeßliche Unterſchied zwiſchen einem Brahmanen und einem Kſchatria anmaßlich und einſeitig hervorgehoben.

Das Auftreten höherer, göttlicher Perſonen, die Incarnationen, würden trotz der übermäßigen Häufung keinen Anſtoß geben; wäre nur nicht menſchlicher Eindruck und menſchliche That dadurch faſt ganz in den Hintergrund gedrängt, und das Geprieſenſte nicht oft unſittlich im höchſten Sinne. Eine Zeit lang wird man fortgeriſſen von dem bunten Getümmel, den unerwarteten gehäuften Ereigniſſen, den blendenden Lichtern; allein allmälig bemerkt man, daß dieſelben Grundlagen und Verwickelungen von Begriffen wiederkehren, und hat man einmal den Schlüſſel des allgemeinen Syſtems gefunden, ſo wird das Ganze faſt nüchtern und trocken. Die Darſtellung und Anordnung iſt oft weder logiſch, noch epiſch; die Sitten, Komplimente und Ceremonien werden bis zur Langweiligkeit umſtändlich dargeſtellt; wogegen die eigentlichen Begebenheiten oft geſtaltlos verſchwimmen und verſchwinden. Verſchiedene Welten miſchen ſich ſo, daß man kaum Grund und Boden finden kann, und die meiſten Charaktere ſind faſt einerlei, nämlich ſchlechthin vortrefflich, oder ſchlechthin böſe. Deßungeachtet iſt die Zahl der auftretenden Perſonen ſo groß, daß ein gewöhnliches Gedächtniß nicht hinreicht, ſie zu behalten, und ſelbſt die Götter laufen oft ununterſcheidbar ineinander und durcheinander.

Neben aller theilnehmenden Anerkenntniß des im Einzelnen Vortrefflichen in den indiſchen Heldengedichten, fehlt ihnen doch im Ganzen künſtleriſche Anordnung, Maaß und Schönheit, Anſchaulichkeit und Fortſchritt, welches Alles wir (wie man auch ihre Entſtehung erkläre) ewig an den homeriſchen Geſängen bewundern müſſen. Erſt die Griechen haben wahrhafte Perſonen und Charaktere, ſowohl in der Dichtkunſt wie in den bildenden Künſten, mit un-

erreichter Beſtimmtheit und Schönheit erſchaffen. Und zwar ohne Vorbild und Nachahmung; denn bis jetzt fehlen Beweiſe, daß der Ramajana, oder der noch jüngere Mahabharata eher entſtanden ſeyen, als die Ilias und die Odyſſee; oder, wenn dies der Fall wäre, läßt ſich doch durchaus keine Verbindung, kein Zuſammenhang zwiſchen ſo verſchiedenen Welten nachweiſen.

Später und in entgegengeſetzter Richtung entſtanden Apologen, Denk- und Sittenſprüche. Die Sinne (heißt es in einem der erſtern[1]) ſtritten einſt über den Vorrang, verließen nacheinander den Menſchen und kehrten wieder in ihn zurück. Da ergab ſich, daß der Lebensgeiſt (le souffle de vie), der erſte und wichtigſte iſt. — Im Bhartrihari finden ſich folgende Fragen und Antworten[2]:

Was iſt Gewinn? Mit Guten ſtreben;
Was Schaden? Unter Thoren leben;
Der beſte Witz was? Redlichkeit;
Der rechte Muth? Vorm Böſen ſcheu;
Das beſte Liebchen? Ehweib treu;
Was Reichthum? Seine Kunſt verſtehn;
Was iſt Glück? Nicht auf Reiſen gehn;
Was Königsmacht? Die Seinigen gehorſam ſehn.

Der Hitopadeſa iſt eine, nach Weiſe der 1001 Nacht ineinander geſchobene, fortſpielende Sammlung von Fabeln, Apologen und Erzählungen. Einer gewiß alten Grundlage ſind Zuſätze und Bearbeitungen hinzugefügt, aus der Zeit der Reflexion und einer reichern Lebenserfahrung, die es mit der Sittlichkeit nicht ſo genau nimmt. Faſt jede Fabel oder Erzählung iſt mit Lehrſätzen und Betrachtungen umkränzt, bald tiefſinnig und verſtändig, bald ſonderbar und ſcharf, nicht Weniges trivial. Wir geben einige beſſere Beiſpiele[3]. Alles Glück beſitzt der, deſſen Sinn zufrieden

1 Burnouf Bhagavat-Purana 126.

2 Ueberſetzt von Rückert, in Ewalds Zeitſchrift für das Morgenland I, 16—18.

3 Hitopadeſa überſetzt von Müller 44, 45, 46, 49.

iſt. Die ganze Erde iſt für den mit Leder bedeckt, deſſen Fuß einen Schuh an hat. Der hat Alles geleſen, gehört und erworben, welcher der Hoffnung den Rücken kehrt und nichts mehr erwartet.

Einen Einzelnen ſoll man verlaſſen der Familie wegen,
die Familie " " " der Gemeine "
die Gemeine " " " des Landes "
die Erde " " " ſeiner ſelbſt "

Entweder Waſſer ohne Anſtrengung, oder gute Speiſe nach Gefahren; — wenn ich dies bedenke, ſo ſehe ich, das Glück iſt da, wo Ruhe iſt. An den Giftbäumen des Lebens wachſen zwei ſüße Früchte: der Genuß des Nektars der Dichtkunſt, und Umgang mit edeln Menſchen. Beſſer iſt der Wald, wo Tiger und Elephanten wohnen, ein Haus von Bäumen, Nahrung von reichen Früchten und Waſſer, Laub zum Lager und Baumrinde zum Kleide, — als in der Mitte von Verwandten leben, wenn man ſein Vermögen verloren hat. Wenn wir reich ſind durch Güter, welche wir weder ausſpenden noch genießen, ſo ſind wir auch reich durch die Schätze, welche in den Schachten der Erde vergraben ſind. Wem die Tage hingehen, ohne daß er wohl thut und genießt, der lebt nicht, obwohl er athmet gleich dem Blaſebalge eines Schmidts. Der Schatten einer Wolke, die Gunſt der Menge, neues Korn, Frauen, Jugend und Reichthum, kann man nur einige Zeit genießen. Wonach man keine Sehnſucht mehr hat, das hat man erlangt.

Der Gita-Govinda [1], ein Gedicht in verſchiedenen Sylbenmaßen, iſt nach Einigen älter als Kalidaſa, nach Anderen aus dem funfzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung; — wiederum ein Beweis, daß es, trotz des gerühmten Reichthums der indiſchen Literatur, wie geſagt, noch immer an den unentbehrlichſten Mitteln geſchichtlicher und ſprachlicher Kritik fehlt. Am wahrſcheinlichſten wird

1 Ausgabe von Laſſen.

das Gedicht ins zwölfte Jahrhundert geſetzt und dem Dſchayadevas zugeſchrieben. Es iſt, ſagen Etliche, ein vornehmes, myſtiſch-allegoriſches Idyll. Kriſhna, der Gott in Menſchengeſtalt, verkehrt mit vielen Mädchen, welche nur ſinnliche Eindrücke und Aufregungen bezeichnen, und den Geiſt von Gott abziehen. Die zuletzt obſiegende Geliebte, Radha, iſt dagegen die zu Gott führende reinigende Betrachtung (Kontemplation), oder das göttliche dem Menſchen eingepflanzte Bild Gottes, welches man im Auge behalten und das von zerſtreuenden Eindrücken und Genüſſen zurückführen ſoll. — Dieſe Auslegung erſcheint ebenſo richtig, oder unrichtig, als die welche das hohe Lied Salomonis auf die chriſtliche Kirche deutet. Gewiß iſt in dem Gita-Govinda das angeblich Myſtiſche und Geiſtige ſo verdeckt, daß man es mit einem Vergrößerungsglaſe ſuchen muß; während das Sinnliche, Begehrliche, Wollüſtige ſehr breit und mit ermüdenden Wiederholungen und Aehnlichkeiten zu Tage gelegt wird. Griechiſche und römiſche Gedichte ſind in dieſen Richtungen viel geiſtreicher, poetiſcher, mannigfaltiger, perſönlicher.

Unter den größern lyriſchen Gedichten, wird eine Hymne an die Parvati geprieſen[1], welche Cagkara, ein Dichter gefertigt haben ſoll, der im erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt lebte. Parvati, heißt es, ſey Aphrodite und Artemis, und Demeter und Adraſtea, und wer weiß was ſonſt noch. Im Widerſpruch mit Friedrich Schlegels Behauptung[2]: „in der indiſchen Dichtung ſey Alles eingeſenkt in ein Gefühl harmoniſcher Milde, und übergoſſen mit dem ſanften Anhauche elegiſcher Weichheit;“ könnten wir aus indiſchen Gedichten viele Beiſpiele ausheben von Grauſamkeit und Menſchenopfern, von Wolluſt und Häßlichkeit, von Geſchmackloſigkeiten und Unanſtändigkeiten. Es möge aber

1 Journ. asiatique III, Vol. 12, p. 298, 320, 327—330, 332, 436.

2 Oben, Seite 46.

mit dem ſein Bewenden haben, was wir in der Note (allein aus jener Hymne an die Parvati) mitzutheilen wagen [1].

Wenn die Blüthe der dramatiſchen Literatur Indiens in die Zeit des Königs Vikramaditia fällt, und dieſer wirklich ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Auguſtus war, ſo hatte das Theater der Griechen mindeſtens 400 Jahre früher ſeine höchſte Vollendung erreicht. Gewiß hat jede dieſer Literaturen ſich ganz unabhängig von der anderen entwickelt; und wenn auch hier die Hellenen, Alles zu Allem gerechnet, unläugbar den Sieg davontragen, kann doch Niemand den hohen Werth einzelner indiſcher Schauſpiele (ſo der allgemein bekannten Sakuntala des Kalidaſa) läugnen, und in die Eigenthümlichkeit mancher anderen wird ſich ein europäiſcher Leſer leichter hineinfinden, als in die maßloſen Willkürlichkeiten des Ramajana und Mahabharata. Daß in

1 O toi qui portes le poids d'un sein qui ressemble aux protubérances frontales d'un jeune Elephant. Ton visage orné de deux boucles d'oreilles, dans lesquelles se réfléchit la plénitude de tes joues arrondies, me paroit semblable au char à quatre roues du dieu de l'amour. — Le dieu de l'amour ayant vu tes seins qui resplendissent semblables à des vases d'or heurtant tes aisselles, et qui sont facilement humectés par la sueur, percent à travers ton corset. — Le dieu qui nait dans le coeur, sauta dans le lac profond de ton ombilic; il s'en eleva une fumée onduleuse, qui produisit la trace velue sur ton beau corps. Ta taille est doucement partagée par une ligne velue, de même qu'une rivière est enfermée par les plantes qui croissent sur ses bords. — L'élevation solide et immense de tes flancs couvre et conduit facilement le monde entier. Tu l'emportes par la rotondité de tes cuisses sur la trompe des éléphans de choix, et le tronc d'un bananier: tes deux genoux bien arrondis et endurcis à force de fléchir souvent devant ton époux, triomphent des deux protubérances frontales d'éléphants. — Pose tes deux pieds, que les auteurs immortels des Veda tiennent sur le sommet de leur tête, poses les aussi sur ma tête. Quand boirai-je l'eau melée de la laque livide qui a lavé tes pieds; cette eau parfumée du bétel et du lotus de ta bouche. — Brimha (ſagt eine Schöne) entreated me to remain; and purifiing his thigs with cow-dung, he placed me upon them. Moon of intellect 15.

dieſen dramatiſchen Werken Verſe und Proſa und die verſchiedenen Dialekte den Verhältniſſen gemäß wechſeln, wird kein Verehrer Shakſpeare's und Goldoni's tadeln; auch iſt die dialogiſche Form zur Mittheilung philoſophiſcher Anſichten benutzt worden, obwohl nur in der Katechismusform von Frage und Antwort, und nicht mit der Kunſt platoniſcher Entwickelung. In einer ſpäteren Vorleſung, über die Verhältniſſe der Weiber in der alten Welt, werden wir Gelegenheit haben, allerhand Proben aus den indiſchen Schauſpielen mitzutheilen.

Die erſte Erfindung der *Algebra* wird deu Indern zugeſchrieben und Arjabhatta als Begründer der wiſſenſchaftlichen *Aſtronomie* genannt. Ob er, oder die griechiſchen Mathematiker der Zeit nach vorangingen und wie ſich der Umfang und Inhalt ihrer Kenntniſſe zu einander verhielt[1], iſt noch nicht ermittelt. Die ungeheuern Zeitperioden der Inder von vielen Millionen Jahren, ſind willkürliche Multiplicatiouen ohne Inhalt; und als Gegenſtück oder Zugabe zu wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen heißt es im Viſhnupurana[2]: die Sonne ſey nur 50,000 Meilen von der Erde entfernt und die ganze Welt rings eingeſchloſſen von der Eierſchale des Brahma.

Die *Muſik*, behauptet man, beruhte bei den Indern auf einer ſtreng mathematiſchen Grundlage. Dies iſt ohne Zweifel aller Orten der Fall, weil es in der Natur der Dinge liegt. Die Frage bleibt aber: ob man über dieſe Grundlage zu wiſſenſchaftlichem Bewußtſeyn gekommen, und was man mit oder ohne dieſes Bewußtſeyn wirklich geleiſtet hat? Die ſchon in den älteſten Schriften erwähuten ſieben Töne[3], laſſen auf eine diatoniſche Tonleiter ſchließen. Man theilte die Oktave in 22 Theile, und rechnete angeblich vier auf einen großen ganzen Ton, drei auf einen kleinen ganzen

1 Ewald I, 355; III, 381; IV, 336. Colebrooke essays II, 417.

2 212, 214.

3 Asiat. research. III, 63, 87; IX, 448.

Digitized by Google

und zwei auf einen halben Ton. Doch iſt dieſe Angabe nicht ganz genau, und die Nothwendigkeit zu temperiren, fand, wie überall, ſo auch in Indien ſtatt. Ihre Tonleiter ſoll aus zwei Tetrachorden beſtehen, wird aber (etwa wie bei unſeren Kirchentonarten) durch Verſetzung der halben Töne geändert und verſchieden benannt. Doch muß Dur und Moll als das wichtigſte Verhältniß heraustreten. Die Inder kennen Erhöhungen und Erniedrigungen eines Tons; ſie ſollen chromatiſche und enharmoniſche Tonleitern haben. Zwar darf man die altindiſche Muſik nicht nach dem gegenwärtigen Zuſtande dieſer Kunſt beurtheilen; doch bleibt es ſehr wahrſcheinlich, daß jene weder Harmonie, noch Takt kannte. Wenn man ſich deßungeachtet auf den außerordentlichen natürlichen Ausdruck beruft, ſo findet ſich dieſer keineswegs in den zeither gegebenen alten, oder neuen Muſikproben [1]; auch iſt jenes Lob da nur ein erkünſtelter Nothbehelf, wo es an allen Kunſtmitteln zur Hervorbringung jenes Ausdrucks fehlt. Eben ſo wenig hat es auf ſich, wenn man von 84 höchſt charakteriſtiſchen Tonarten ſpricht, während ſie in Wahrheit unmöglich ſind, und man noch nicht zwei zu behandeln verſteht.

Bewundernswertheres als die Muſik zeigt die **Baukunſt**. Sie ſchließt ſich ſo eng an die Religion an, daß man das Weſen der einen ſchon in der anderen erkennen kann. Es gehörte eine lange Zeit, große Kraft und eine ſtarke religiöſe Begeiſterung dazu, die zum Theil noch vorhandenen und von Kaſchemir bis Ceylon zerſtreuten Gebäude und Tempel zu Stande zu bringen. Manche der letzten haben die Geſtalt abgeſtumpfter Pyramiden, ſind aus Felsſtücken von erſtaunlicher Größe bis zu einer Höhe von 344 Fuß hinangeführt [2], und äußerlich mit halb erhabener Arbeit reich verziert. Bisweilen hat man (vielleicht

1 Dalberg über indiſche Muſik.

2 Langles monumens. Daniels excavations of Ellora. Ritter I, 797.

im Angedenken an den heiligen Berg Meru) Felſen in die Geſtalt von Gebäuden gebracht und unten einen Theil zum Gottesdienſte ausgehöhlt. Und dieſe Gebäude, Höhlen und Grotten ſind theils in weichem Steine ausgehauen, theils in hartem, rothem Granite[1]. Ohne die Nebenkammern und Kapellen mißt eine ſolche in den Felſen gehauene Tempelgrotte auf der Inſel Elephante, 120 Fuß in der Länge und Breite und 14½ Fuß in der Höhe. Kleiner aber höher und mit ſchönern Säulen geſchmückt iſt der Haupttempel in Salſette. Ringsum finden ſich viele Felsgemächer, einſt die Wohnungen der Prieſter, jetzt der Tiger[2]. Gleich ausgezeichnet ſind die Gebäude in Ellora, Mavalipuram, Chalembrun u. a. O. Auf der Inſel Seringham finden ſich ſieben viereckige Bezirke, deren innerſter die Tempel einſchließt. Die 25 Fuß hohen und vier Fuß dicken Umfaſſungsmauern der Bezirke ſind 350 Fuß von einander entfernt und die äußerſte des ſiebenten mißt faſt eine engliſche Meile. Nach jeder Weltgegend ſteht ein mit Thürmen und Säulen geziertes Thor aus Steinen erbaut, die zum Theil 33 Fuß lang ſind und fünf Fuß im Durchmeſſer halten. Und die Steine, welche das Dach bilden, übertreffen dieſe noch an Größe. Es giebt runde und mehrſeitige, glatte und gereifte Säulen und Pfeiler; manche haben in der Mitte einen Abſatz, und die Knäufe ſind mehr, oder weniger geſchmückt. Bisweilen ſtellen ſich Elephanten als Träger der Säulen dar, bisweilen als Träger des Gewölbes über den Säulenknäufen. Einzelnes, was man anderwärts unabhängig auch mag erfunden haben, findet ſich ſchon in Indien, ſo z. B. der Gebrauch der Spitzbogen. Faſt alle Wände ſind mit halberhabener Bildhauerarbeit bedeckt, und gewaltige Götterbilder erſchrecken in den mattbeleuchteten Tempelhöhlen.

Die Forſchungen über das Alter dieſer Gebäude haben

1 Fergusson illustrations 44, 54. Bunſen I, 291.

2 Forbes oriental memoirs I, 424—430.

noch zu keinem irgend ſicheren Ergebniſſe geführt, und es fehlt an allen Beweiſen, ſie mit den ägyptiſchen Denkmalen gleichzuſtellen, oder gar noch höher hinaufzurücken. Wenn viele dem Schiva, oder Buddha geweiht ſind, ſo können ſie nicht vom höchſten Alter, ſie müſſen jünger als die Vedas und der letzte Buddha, und wahrſcheinlich aus der Zeit mancher Puranas ſeyn. Deshalb ſetzt ein neuerer Forſcher[1] die älteſten indiſchen Bauwerke in das zweite Jahrhundert vor Chriſtus und ein anderer ſagt: ſie tragen alle Zeichen des Verfalls der Kunſt an ſich[2], oder ſind vielmehr von einem durchaus verdorbenen Geſchmack, der vom Charakter eines urſprünglichen Styles weit entfernt iſt.

Obgleich der Eindruck jener indiſchen Bauwerke im Ganzen groß und überraſchend bleibt, ſtehen ſie doch an Umfang, Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit gewiß hinter den, ihnen verwandten ägyptiſchen zurück, und noch weniger findet ſich Schönheit, Ebenmaß und Harmonie griechiſcher Tempel; oder wer wagt es, eine in die Geſtalt einer ungeſchickten Pyramide behauene Felsmaſſe, oder eine Felſenhöhle, mit dem Wunderbau eines ſtraßburger Münſter zu vergleichen?

Noch übler ſteht es mit der **Bildhauerei** (von Malereien iſt nichts wahrhaft Altes erhalten), und trotz aller vorhandenen mechaniſchen Fertigkeit muß der Künſtler behaupten, daß die Inder nie eine echte Kunſt hatten[3]. So war ſie der ausgearteten Dogmatik als Sklavinn überantwortet und mußte ſich hergeben, das Abenteuerliche, Fratzenhafte, Häßliche und Eckelhafte darzuſtellen; alſo z. B. Götter mit vielen Köpfen, Armen, Beinen u. ſ. w. Unter der Laſt willkürlich gehäufter Symbole und platter Allegorien verſchwand Maß und Form, und indem man die Bedeu-

1 Fergusson illustrations of the Rock-cut Temples.

2 Gau, Nubien IV, V.

3 Creuzers Symbolik I, 647.

tung erhöhen wollte, ging alle und jede Schönheit unrettbar verloren. Deshalb ſagt ein Beobachter[1]: unter vielen tauſend Geſtalten drücken in Elephante nur wenige einen entſchiedenen Charakter, oder eine beſondere Leidenſchaft aus: ſie haben allgemein ein ſchläfriges Anſehen, und tragen eine größere Aehnlichkeit zu den zahmen (tame) Bildwerken Aegyptens, als zu den belebten (animated) Werken des griechiſchen Meißels.

Ob dieſe Mängel von einer wichtigeren Seite her hinreichend begründet, oder erſetzt ſind, wird ſich aus den Andeutungen ergeben, welche wir in der nächſten Vorleſung über die indiſche Religion, Mythologie und Philoſophie folgen laſſen.

1 Forbes I, 432.

Digitized by Google

Dritte Vorleſung.

Die Inder.

Die Urquellen der Religion und Theologie Indiens ſind die Vedas oder heiligen Schriften, welche (der Sage nach) Brahma offenbarte, und Vyaſa ſpäter ſammelte und ordnete. Aus Gründen, welche von der Sprache, der Zeitrechnung, der Reihefolge von Lehrern und Schülern hergenommen ſind, hat man die Vedas für das Aelteſte der geſammten indiſchen Literatur erklärt[1]. Ihr erſter Urſprung iſt uns jedoch unbekannt, und eben ſo: ob ſie vor der ſchriftlichen Abfaſſung mündlich mitgetheilt und geehrt wurden[2]. Gewiß ſind ſie nicht gleich alt, nicht ohne Verſtümmelungen und mancherlei Zuſätze. Sie füllen in den Handſchriften viele Bände und wurden noch niemals ganz gedruckt, oder bekannt gemacht. Gewiß würde eine ſolche Mittheilung unzählige Wiederholungen nachweiſen, und auch den geduldigſten Leſer ermüden. Die drei Haupttheile der Vedas heißen der Rigveda, Jadſchurveda und Samaveda; woran ſich ein vierter jüngerer Theil, der Atharvaveda anſchließt[3]. Jeder Veda beſteht aus zwei

1 Daß ſie älter ſind als Homer, iſt um ſo ſchwerer zu erweiſen, da man ja ſtreitet ob und wann Homer lebte.

2 Rhode, Hindus I, 78, 91.

3 Colebrooke über die Vedas. Aſiat. Unterſ. VIII, 377.

Hauptabſchnitten, aus Mantras[1] und Brahmanas, oder aus Gebeten und Vorſchriften, obgleich dieſe Sonderung nicht überall ganz ſtreng und Manches aus einem Veda in den anderen übernommen iſt.

Der Rigveda (oder Lob- und Preisveda) enthält zuvörderſt Lobgeſänge, Hymnen, welche größtentheils metriſch ſind und gerichtet an Sonne, Mond, Waſſer, Feuer, Erde, Luft, Geiſter u. ſ. w., ferner proſaiſche Gebete und Formeln (Liturgien) im Einzelnen großartig gedacht und ausgeſprochen, im Ganzen voller Wiederholungen, wunderlich, langweilig, gedankenleer und geſchmacklos[2]. Andeutungen von Mythologie und Kosmogonie, werden in ſpäteren Werken weiter entwickelt.

Der Jadſchurveda (Opferveda) iſt zum Theil in Proſa geſchrieben und bezieht ſich hauptſächlich auf Gaben und Opfer, Erhaltung des heiligen Feuers u. ſ. w. Beigefügt ſind Gebete an verſchiedene göttliche Perſonen, und einzelne dogmatiſche Geſpräche.

Der Samaveda (ſündenzerſtörende Veda) enthält Gebete und Geſpräche über die Schöpfung, das Weſen Gottes u. ſ. w. zum Theil in einer pantheiſtiſchen Richtung.

Der Atharvaveda endlich enthält 760 Hymnen zur Ehre der Gottheit, Verfluchungen zur Zerſtörung von Feinden, Gebete zur Abhaltung von Unfällen und dergl.

Etliche haben angenommen, daß den Indern durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung die vollkommenſte Religion ſey zu Theil geworden, welche Thatſache aber geſchichtlich durchaus nicht zu erweiſen iſt. Bleiben wir bei dem Inhalte der Vedas ſtehen, ſo iſt derſelbe allerdings weit entfernt von den Ausſchmückungen und Ausar-

1 Die Mantras (Hymnen) ſind gewöhnlich metriſch, und zählen in den vier Vedas etwa 30,000 Doppelverſe. Roth Literatur der Vedas 3.

2 Z. B. wenn es heißt: Indrae venter qui libaminum potor maximus est, maris instar turget, abundantes salivae veluti oris. Roſen, Rigveda 12.

tungen wie ſie ſich in den Mythologien der Puranas finden; doch bleibt es übertriebene Vorliebe, mit Bezug auf die Vedas zu behaupten: daß gleich Anfangs vorhanden geweſen ſey die reinſte Religion, die edelſte Sittlichkeit und die beſonnenſte Wiſſenſchaft. Allerdings iſt die Gotteslehre der Vedas einfacher, monotheiſtiſcher als alles Spätere; doch neigt ſich Einiges zum Pantheismus, Anderes weiſet auf Naturdienſt, auf Verehrung von Sonne, Mond und Sterne hin. Ueberhaupt boten die Vedas Anknüpfungspunkte, woraus ſpäter hervorgingen die kühnſten und willkürlichſten Erfindungen, die ſpitzfindigſten Forſchungen, der ſinnlichſte Götzendienſt und die übertriebenſte Büßerei.

Es führt gewiß nicht zur höchſten Theologie, wenn es in einem angeblich uralten Gebete heißt[1]: die Erde, das Meer, ſelbſt die *Götter* ſind vergänglich. Es führt nicht zur höchſten Sittlichkeit, wenn ſchon die Vedas unzählige Ceremonien, Büßungen und Reinigungen vorſchreiben; wenn es an einer Stelle heißt: wer ein Pferdeopfer bringt, erobert alle Welten, beſiegt den Tod, vertilgt die Sünden und thut genug für die ſchwerſten Verbrechen. Ja andachtsvolle Nennung heiliger Namen und Herſagen heiliger Stellen aus den Vedas, vertilgt alle Sünden[2]. — Aberglauben ſolcher Art, führte durch Rückſchlag zum Unglauben. So nannte Vrihaſpati das ganze Syſtem indiſcher Glaubenslehre eine eigennützige Erfindung der Prieſter[3], er nannte die Verfaſſer der Vedas geradezu Narren, Schufte und Teufel. (**Buffoons, rogues and fiends.**)

An die Vedas reihen ſich nun ſehr viele andere, obgleich minder heilig geachtete Schriften; ſo zuvörderſt das ſchon erwähnte, zum Theil ſehr alte Geſetzbuch des Manu[4],

1 Colebrooke essays I, 123, 160, 238.

2 Windiſchmann I, 554, lobt dieſe Andachtsglut.

3 Wilson, religious sects of the Hindus. Asiat. research. XVI, 5, 6, 12. Remusat mélanges posthumes 135.

4 Erwieſen durch Rhode. — Wiener Jahrbücher I, 3, 135.

welches jedoch nicht von Einem, ja nicht aus einer und derſelben Zeit herrührt[1]. Vor allem aber gehören hieher, verſchiedene Bearbeitungen und Umarbeitungen der Vedas und die Puranas[2], welche ſich zwar dieſen bisweilen anſchließen, öfter jedoch ein Mißverſtehen, oder eine Unkenntniß des vedaiſchen Alterthums zeigen[3]. Gewiß ſind ſie Hauptquellen einer äußerſt bunten, verwickelten und willkürlichen Mythologie, und zum kleineren Theile wol älter, zum größeren Theile jünger als der Ramayana und Mahabharata.

Es giebt 18 Puranas, welche zwar jünger ſind als die Vedas[4], aber weder aus einer und derſelben Zeit, noch von demſelben Verfaſſer herrühren. Man nannte ſie auch wol den fünften Veda, und erlaubte den niederen Claſſen, insbeſondere den Sudras, ſie zu leſen. Mit dieſer Aufgabe ſind weder ſie, noch ein Anderer, wohl je zu Stande gekommen, wenn die Puranas (wie man angiebt) wirklich 1,600,000 Verſe enthalten. Rechnet man noch 18 kleinere Puranas, oder Upapuranas hinzu, ſo dürfte ſich dieſe Summa faſt verdoppeln. Wenige Werke haben bei einem ſo ungeheuren Umfang, verhältnißmäßig ſo wenig Inhalt[5]. Alle Puranas ſind angeblich in Geſprächsform abgefaßt, aber freilich in keiner platoniſchen, wahrhaft entwickelnden; ſondern katechetiſch in kurzen Fragen, und ſehr langen Antworten. Jedes Purana (ſagt man) handelt von Erſchaffung, Zerſtörung, Erneuerung der Welt, von der Genealogie der Götter und Helden. Hieran reiht ſich

1 Zu erwähnen ſind ferner die Upavedas über Arzneikunſt, Tonkunſt, Kriegskunſt und mechaniſche Künſte; die Vedangas über eigentliche Wiſſenſchaften, die Dharmas über Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit.

2 28 ſolcher Bearbeitungen erwähnt Bhagavata-Purana 272.

3 Roth 48.

4 Bhagavata-Purana von Burnouf, die Einleitung.

5 The Puranas contain nothing which has the slightest resemblance of History. Kennedy 130.

mehr oder weniger Metaphyſik, Theologie und Moral, oder auch eine faßliche Darſtellung einzelner Wiſſenſchaften im religiöſen Sinne[1].

Wir wollen itzt verſuchen eine allgemeinere Ueberſicht der indiſchen Religionslehre zu geben, dann einen kurzen Auszug aus zwei der wichtigſten Puranas, dem Viſhnu- und Bhagavata-Purana hinzufügen, und endlich eine Darſtellung der Buddhaismus folgen laſſen.

Die älteſte indiſche Religion ruhte nach den Vedas auf der Lehre von einem allmächtigen, ſchaffenden Gotte, forderte aber auch die Verehrung der Elemente, Planeten und Sterne[2]. Von Menſch- und Thierwerdungen Gottes, oder Vergötterung der Menſchen iſt gar nicht die Rede, oder vielleicht ganz vereinzelt in wahrſcheinlich eingeſchobenen Stellen. Jene Religion iſt alſo weder Götzendienſt im ſpäteren indiſchen Sinne, noch hat ſich die Gotteslehre zu der Höhe der chriſtlichen Religion, oder auch nur Platons erhoben. Ein Theil der Geiſterwelt fiel von Gott ab, kann aber durch mancherlei Stufen der Strafe, Prüfung und Läuterung, und durch Hülfe der Reingebliebenen zu Gott zurückkehren. Die Seelen der Thiere und Menſchen gehören jenen gefallenen Geiſtern, und ihnen dient eben der Durchgang, dies Wandern durch die ſpäter geſchaffene körperliche Welt, zur Reinigung. Nach Maßgabe der Verſchuldung gehen die Seelen in Steine, Pflanzen, Thiere, oder Menſchen über und die Zeit der Wanderung, die Stufenleiter, iſt bald länger bald kürzer; kann aber durch göttliche Gnade auch abgekürzt werden. Jede Kaſte hatte ihre eigene Stufenleiter, und es koſtete z. B. unendlich viel Zeit und Mühe, ehe eine Weiberſeele in den Körper eines Brahmanen gelangen konnte. Dies Syſtem der Wanderungen war nicht gedenkbar ohne eine daneben-

1 Burnouf Bhagavata XLII. Ewald I, 343.

2 Wilſon Viſhnu-Purana 2. Aſiat. Unterſ. VIII, 41; V, 369. Manu XII, 120.

ſtehende feſte Naturordnung, welche jedoch jenem Hauptzwecke untergeordnet blieb.

Allmälig kam man, die einfachere Lehre der Vedas zurückſtellend, zu der Anſicht, daß ſich die Wirkſamkeit der Gottheit hauptſächlich auf dreifache Weiſe offenbare, im Schaffen, Erhalten und Zerſtören; welches die Inder auf folgende Weiſe ausdrücken: Bram (der Allmächtige) brachte Bhavani die alles erzeugende Natur hervor[1], welche drei Söhne gebar, Brahma, Viſhnu und Schiva. Bald aber trat Bram ganz in den Hintergrund und die drei Symbole der einen Gottheit wurden allmälig wie ſelbſtändige Weſen betrachtet, dem Brahma das Schaffen, dem Viſhnu das Erhalten, dem Schiva das Zerſtören ganz eigenthümlich und geſondert zugewieſen; oder der erſte auch wol mit der Sonne, der zweite mit der Luft, der dritte mit dem Feuer zuſammengeſtellt. Freilich fühlten Viele daß hier nur von einer Gliederung und keinem unbedingten Gegenſatze die Rede ſey, daß erſt die Dreieinheit, die Trimurti, die ganze Idee der Gottheit umfaſſe und ausfülle; allein Eiferer ſetzten ein Verdienſt darin, dem von ihnen vorzugsweiſe Verehrten (mit feindlicher Zurückſetzung der beiden Uebrigen) einen Anſpruch auf das Ganze zu begründen, und alle von ihrer Anſicht Abweichenden zu verdammen und zu verketzern[2].

Dies Bemühen führte keineswegs auf einen ächten Monotheismus zurück, ſondern immer weiter davon ab, und die Syſteme wechſelten nicht blos nach Gründen, ſondern auch durch Gewalt. Den Meiſten erſchien, nachdem die Welt einmal da war, das Schaffen minder bedeutend, heilſam oder gefährlich, als das Erhalten, oder Zerſtören; und ſo verlor Brahma immer mehr Anhänger, bis die

1 Manu XII, 120. War Bram und Brahma nicht vielleicht daſſelbe, dort als Gedanke, hier als wirkende Thätigkeit?

2 Wilson in den aſiat. Unterſuch. XVI, 3. Remusat mélanges posthumes 133.

gegen ihn vereinten Viſhnuiten und Schivaiten obſiegten und ſein Dienſt faſt ganz verſchwand.

Der älteſte, ächteſte Brahmaismus war nach Einigen ein Syſtem der Emanation, der Entwickelung aus der Gottheit, welches zwar Uebergänge zum Pantheismus in ſich ſchließt, aber doch Perſönlichkeiten, Individualitäten feſthält. Stellte man nun das Entwickeln aus der Gottheit, als ein immer zunehmendes Herabſinken dar, erſchien das einzelne Daſeyn wo nicht als Sünde, doch als ein ſchmerzliches Unglück; ſo mußte das Streben zur Rückkehr in die Gottheit damit verbunden ſeyn. Allein dieſer Weg ward blos durch Aberglauben und Aeußerlichkeiten vorgezeichnet, und jener Lehre mangelte, auch in ihrer angeblich höchſten Reinheit, doch ein unwandelbarer, tröſtlicher Mittelpunkt. — Andere meinen, der Brahmaismus ſey Naturdienſt geweſen, aber ein bei der indiſchen Natur ſchnell verklärter und mit der höchſten und feinſten Spekulation verbundener Naturdienſt. Man habe die allbeſeelte Natur, und doch auch einen höchſten, in ihr offenbarten Gott verehrt. Dies dürfte ebenfalls auf Pantheismus hinauslaufen, welcher bald als höchſte Vollendung, bald als Ausartung und zu derſelben führend, dargeſtellt wird. Auf keinen Fall war eine Anſicht gleichzeitig in ganz Indien alleinherrſchend. Die gegen den Brahmaismus auf kurze Zeit vereinigten Anhänger Viſhnu's und Schiva's vertrugen ſich entweder über die Verehrung ihrer beiden Gottheiten, oder ſie traten ſich feindlich gegenüber.

Beſonders gewaltſam, und wahrſcheinlich ſchon früh vom Volksſinne begünſtigt, entwickelte ſich der Schivaismus. Einzelne Punkte des alten Naturdienſtes wurden (ohne alle Beziehung auf ein Geiſtiges, Höheres) hervorgehoben und die bloße Naturkraft, die materielle Zeugungskraft mit einer ſo wilden Begeiſterung verehrt, und alle Demuth und Heiligung ſo ganz vergeſſen, daß nur der frechſte Aberglaube galt und Grauſamkeit, Wolluſt und Zerſtörungsluſt um ſo ärger durch einander wirkten, da

ſie ſich an die (freilich grundverkehrt aufgegriffene) Idee des Unendlichen anreihten[1]. Aus derſelben Quelle entſprang die ungeheure, häßliche, furchtbare Symbolik. Der Satz: daß keine Zerſtörung wahrhaft eine ſolche ſey, ſondern nur Uebergang zu neuem Leben und neuen Geſtaltungen; verlor den beſſeren Sinn, durch die Lehre von der Ewigkeit der Materie und dem Götzendienſte mit der Kali. Dieſer (der perſönlichten Idee der Zeit, welche die Dreiheit des Schaffens, Erhaltens und Zerſtörens in ſich ſchließt) ward ein finſterer, blutiger, ſelbſt Menſchen opfernder Dienſt geweiht; und obgleich Kali (die Zeit), der Mahakali oder Ewigkeit unterliegt, welche Alles verſchlingt und bindet, ſo kam man durch dieſe Wendung der Anſicht, nur zu einer Verdoppelung des alten Uebels. Ja wenn wirklich in den Vedas ſchon Menſchenopfer für die Kali angeordnet ſind, welche Verkehrtheit ließ ſich da nicht anreihen, oder rechtfertigen.

Dieſe Gräuel theilten die Anhänger Viſhnu's nie im ganzen Umfange, ſondern brachten ihm, milder geſinnt, nur Opfer von Blumen, Früchten und Räucherwerk dar[2]; ſie berichteten von ſeinen Menſch- und Thierwerdungen, deren jede die Vertilgung eines großen Uebels zum Zwecke hatte. Weil ſich aber dieſe Erſcheinungen nicht an das menſchlich Begreiflichſte, an das Sittliche anreihten[3], ſo konnten ſie auch darauf nicht zurückwirken; vielmehr führten auch ſie zu jener bereits getadelten Symbolik, ſie führten (beſonders durch die Erſcheinung Viſhnu's als Kriſhna) in die bunteſte Mythologie einer Dichterwelt hinein, wo ſich neben üppigem Reichthume der Fantaſie, auch die

[1] Creuzer Symbolik I, 553, 648.

[2] In ältern Zeiten opferten (nach einigen Berichten) die Viſhnuiten Menſchen, gleich den Schivaiten. Im jetzigen Zeitalter ſind dieſe Opfer verboten. Asiat. researches I, 265.

[3] Die Inder behaupten: wenn die Chriſten laſſen einen Gott geboren werden, ſo können auch mehre Incarnationen nothwendig und heilſam ſeyn.

loſeſte Willkür und eine ungezügelte Sittenlehre entwickelte. Mit Scharfſinn iſt in dieſer Beziehung geſagt worden[1]: Religionen, welche wie die indiſche, die Idee, daß die allgemeine göttliche Offenbarungsform die menſchliche ſey, zurückſetzen und Gotteserſcheinungen (Theophanien) auch in andern Geſtalten annehmen, brachten die wahre Würde der Menſchennatur in Vergeſſenheit, und erniedrigten den Menſchen bis zur dumpfen Anbetung des Naturlebens.

Es wäre (wie wir ſchon erwähnten) unpaſſend, ja geradehin unmöglich den Puranas durch das endloſe Labyrinth mythologiſcher Fabeln, willkürlicher Erfindungen, unzähliger Ceremonien und wunderlicher Gebräuche zu folgen. Wir können nur Einzelnes ausheben, und zwar zunächſt aus dem Viſhnu-Purana, in welchen gewiß ältere Beſtandtheile aufgenommen ſind, der aber wahrſcheinlich erſt um die Zeit des muhamedaniſchen Einfalls in Indien abgefaßt ward[2].

Die Welt iſt erſchaffen von Viſhnu; er iſt Urſache ihrer Dauer und ihres Untergangs. Sie exiſtirt in ihm und er iſt die Welt[3], zugleich einfach und mannigfaltig, geiſtig und körperlich, geſondert und ungeſondert, in allen Dingen, auch der Kleinſte unter den Kleinen, unveränderlich, ewig, frei von Geburt, Wechſel, Verfall und Tod. Er iſt Geiſt, Materie und Zeit: dieſe verbindet jene beiden. Viſhnu erſchafft, erhält, zerſtört ſich ſelbſt.

Es iſt kein Verſuch gemacht dieſe Lehrſätze zu erklären, oder dieſe Räthſel durch wiſſenſchaftliche Prüfung aufzulöſen; vielmehr folgt hierauf eine weitläufige, fabelnde

1 Neander Geſchichte der Gnoſtiker 15. Brahma der Schaffende erſchien, nach einer ſchöneren Dichtung, viermal auf Erden, aber immer als Dichter; im Dichten, ſo meinte man, gehe das Schaffen auf Erden allein fort.

2 Viſhnu-Purana von Wilſon 481. Der Belehrende, vielleicht der Verfaſſer, heißt Paraſara.

3 6—9, 12, 20, 37, 41, 48. — Auszüge vom Padma-Purana im Journ. asiat. Vol. VI, fabelhaft und willkürlich.

Weltbildnerei in neun verſchiedenen Abtheilungen (Tagen) der Schöpfung. Viſhnu erſchuf Vögel aus ſeiner Lebenskraft, Schafe aus ſeiner Bruſt, Böcke aus ſeinem Munde, Rindvieh aus ſeinem Bauche, viele andere Thiere aus ſeinen Füßen, Pflanzen aus ſeinen Haaren u. ſ. w. Sonne, Mond und Planeten werden vergehen, nicht aber diejenigen, welche die myſtiſche Anbetung der Gottheit innerlich wiederholen. Wer ſeine Pflichten vernachläſſigt, die Vedas herabwürdigt, religiöſe Gebräuche verhindert u. dgl., kommt nach dem Tode in Finſterniß, Schrecken und Hölle.

Inhaltsreicher und anziehender als der Viſhnu-Purana iſt der Bhagavata-Purana[1], das Hauptbuch der Viſhnuiten. Er iſt wahrſcheinlich von Vopadeva zuſammengetragen, der im 12. oder 13. Jahrhunderte nach Chriſtus lebte. Gewiß benutzte der Verfaſſer vieles Aeltere, auch die Vedas. Er bedient ſich verſchiedener, oft wechſelnder Sylbenmaße, und bringt die ſchon erwähnte katechetiſche Form (jedoch ohne alle Kunſt) zur Anwendung.

Kriſhna, eine Erſcheinung des Viſhnu, heißt auch Bhagavat, das iſt der Inhaber aller Vollkommenheiten. Sein Purana ſammelt nun alle Sagen von Kriſhna, betrachtet ihn von allen Seiten, weiß alle Legenden, Göttergeſchichten, Theoſophie, Metaphyſik in ſeinen Kreis hineinzuziehen und für ſeine Zwecke zu verwandeln. Insbeſondere werden alle mythologiſchen Perſonen mit Bhagavat identificirt; theils aus Ungeſchick und poetiſcher Willkür, theils in Folge einer pantheiſtiſchen Weltanſicht. Allerdings ſucht der Verfaſſer in dieſer Art von Encyklopädie den poetiſchen Charakter feſtzuhalten; aber trotz aller unſerer Bemühungen, ſich in das Indiſche hineinzufinden, und auch das Abweichendſte und Entgegengeſetzteſte zu verſtehen, wird doch der Europäer Einheit, Anordnung, Maß, Grup-

1 Ausgabe von Burnouf XCI—XCIV, 98, 103, 113, 128—133. Der Brahma-Purana, der Padma-Purana und Andere ſind gleich willkürlicher, verwickelter, endloſer Art. Wilſon, Stevenſon in dem Asiatic Journal V, 61, 69, 189, 280.

Digitized by Google

pirung, Schönheit und Geſchmack vermiſſen. So möchte man den Bhagavata nur betrachten als eine Sammlung von Hymnen, philoſophiſchen Bruchſtücken und Legenden; aber die Hymnen unterbrechen (ungeachtet ſonſtiger Verdienſte) ganz willkürlich den Gang der Handlung und Erzählung, und daſſelbe gilt von den eingemiſchten philoſophiſchen Stücken, welche keine wiſſenſchaftliche Entwickelung im abendländiſchen Sinne enthalten, ſondern meiſt zu andern Zwecken eingefügt und untergeordnet ſind. Der Hauptfehler all dieſer indiſchen Werke (ſagt ſelbſt der gelehrte und ſcharfſinnige Herausgeber Burnouf) iſt der Mangel an Realität; man ergreift nur eitle, leere Formen[1]. — Ohne Sinn für objective Wahrheit, giebt es auch keine ächte Dichtkunſt, denn deren Realitäten ſind im höhern Sinne ſo wirklich als die der Proſa. — Doch es iſt beſſer vor weiteren Urtheilen einige Auszüge zu geben, ohne in die mythologiſchen Verwickelungen einzugehen.

Die Erſcheinungen, Incarnationen, Bhagavat's bezwecken Schutz und Glück der Geſchöpfe. Hineingefallen in den furchtbaren Strom der Welt und aller Hoffnung beraubt ſich zu retten, iſt der Menſch ſeiner unmittelbaren Befreiung von allen Uebeln ſicher[2], ſobald er jenen göttlichen Namen ausſpricht, oder Morgens und Abends mit Andacht die Geheimniſſe der Geburt Bhagavat's wiederholt. Durch Hülfe von Büßungen (der thörichtſten Art) erhält der Menſch geſchwind den höchſten Glanz; das beſte Mittel, alle Verbrechen und Sünden auszulöſchen, iſt aber das Ausſprechen des Namens von Viſhnu. Die Frömmigkeit, welche ihn zum Gegenſtande ihrer Verehrung erwählt, befreit raſch von allen Begierden, und giebt eine Wiſſenſchaft die nicht prüft und erörtert[3]. Jede Wiſſenſchaft, die nicht zum Zwecke hat, Bhagavat zu gefallen, iſt unnütz.

1 On ne saisisse que de formes vaines. 133.

2 Buch I, S. 9, 25—39, 41, 387, 533.

3 Qui ne discute pas, 13, 39.

Wenn eine genaue Beobachtung der Pflichten, keine Liebe für die Geſchichten Viſhnu's einflößt, ſo iſt ſie nur eine verlorne Mühe. Ein Vortheil, hervorgehend aus bloßer Entſagung der Welt, iſt kein weſentlicher Vortheil; ein Gewinn, entſtehend aus bloßer Pflichterfüllung, kein wahrer Gewinn. Eben ſo wenig giebt Vergnügen (welches nur auf die Zeit dieſes Lebens dauert) wahrhafte Genugthuung; eben ſo wenig das Beſtreben, die Wahrheit zu erkennen, ſofern es aus der Thätigkeit dieſes Lebens hervorgeht. Die Einſiedler hingegen, welche Glauben haben, deren Frömmigkeit auf die Offenbarung gegründet und geſtützt iſt durch Wiſſenſchaft und durch Trennung von jeder Begier und dem Entſagen jedes Wunſches, — ſehen in ihrer eigenen Seele das Princip, welches der (höchſte) Geiſt iſt. Das Herz, welches Ruhe gefunden hat indem es ſich der Verehrung Bhagavat's weiht[1] und alle an die Welt knüpfenden Bande zerreißt, kommt zur Anſchauung der Wahrheit, welche Bhagavat ſelbſt iſt. Wenn die Knoten des Herzens zerſchnitten, die Zweifel zerſtreut und die Werke der Menſchen zernichtet ſind, — ſieht man in ſeinem Innern den höchſten Herrſcher ſelbſt. So wie alles Feuer eins und dasſelbe iſt, ſo iſt der Geiſt, die Seele des Weltalls ein einiger, obgleich er (eingeſchloſſen in die einzelnen Weſen) ſo erſcheint, als wäre er vielfach.

Die Erſcheinungen Bhagavat's (Hari's, Viſhnu's u.ſ.w.) ſind unzählig und tauſend Kanälen vergleichbar[2], welche aus einem unerſchöpflichen See hervorgehen. Unzählige Weſen ſind Offenbarung einzelner vom Geiſte abgelöſeter Theile; Kriſhna allein iſt der ganze Bhagavat.

Die Wiſſenſchaft, ſelbſt die höchſte der Unthätigkeit (de l'inaction), hat wenig Werth, wenn ſie nicht durch Frömmigkeit geſtützt wird. Indem der Weiſe den gewöhnlichen Handlungen und Berufspflichten entſagt, verdient

[1] 15—17.
[2] 19, 25.

er die Seligkeit des höchſten Weſens zu erkennen. Bhagavat iſt das Weltall[1] und doch davon unterſchieden, Seele des Weltalls! Du, der du biſt der unthätige und unerſchaffene Geiſt; deine Geburt und deine Handlungen ſind ſtete Verkleidungen oder Verhüllungen, unter der Geſtalt von Thieren, Menſchen, Weiſen, Fiſchen. So iſt die Macht des höchſten Weſens, ſelbſt im Buſen der Natur, daß es nie durch die Eigenſchaften gefeſſelt wird, womit dieſe daſſelbe umringt; und eben ſo ruht der Geiſt in den verſchiedenen Hüllen der Seele, ohne daran befeſtigt zu ſeyn.

Die meiſten Menſchen wiſſen (ſtets mit den äußeren, vergänglichen und nichtigen Verhältniſſen beſchäftigt) nichts vom Geiſte. Der Menſch, der ſein eigenes Heil bezweckt[2], ſoll deshalb ſtets hören, preiſen und danken Bhagavat den allgemeinen Geiſt, den höchſten Herrn. Der Weiſe muß ſich jeder Thätigkeit enthalten, der unbedingten Ruhe ergeben; denn nur auf dieſem Wege iſt das höchſte Ziel, die Vereinigung mit Bhagavat möglich.

Alles was in der Welt glücklich iſt, glänzend, kräftig, ſtark, geduldig; Alles was begabt iſt mit Schönheit, Macht, Mäßigung, Erkenntniß, was eine bewundernswerthe Farbe hat, was eine Geſtalt beſitzt (gleichwie das, was ſie nicht beſitzt), — Alles dies iſt das höchſte Weſen ſelbſt[3]. Ohne die Täuſchung, über welche das höchſte Weſen gebietet (welches ganz Geiſt iſt), würde die Verbindung des Geiſtes mit den Dingen nicht ſtatt finden. Dieſe Verbindung beſteht nicht wirklicher, als die der Seele mit den Bildern, die ſie im Traume ſieht[4]. Vor der Schöpfung (ſagt Bhagavat) war ich allein; es war außer mir weder was da

1 43, 73, 109.

2 199, 211, 213.

3 245, 269.

4 Iſt alſo das Göttliche das allein Wirkliche, und in wiefern iſt die Schöpfung göttlich?

iſt, noch was nicht iſt[1]. Seit der Schöpfung bin ich das Weltall und wenn nichts mehr ſeyn wird, bleibe ich. Ich bin zugleich in den Elementen und nicht in ihnen, bin vereint mit den Dingen und doch verſchieden von ihnen.

Die Göttlichkeit, die Geiſtigkeit, die Körperlichkeit (matérialité) ſind die drei Eigenſchaften des höchſten Weſens[2]. Die Welt hat kein wahrhaftes Daſeyn: was außer Bhagavat da zu ſeyn ſcheint, iſt nicht rein und nur durch die Maja (die Täuſchung) wird es möglich, daß er für vielfältig gehalten wird. Gleich der Spinne erzeugt und erhält er das Weltall durch ſeine Kräfte[3], und wird es einſt in ſeinen Buſen zurückkehren laſſen. Indem Bhagavat ſeine Kräfte auf verſchiedene Zwecke richtet (nach Maßgabe der Eigenſchaften, welche die Thätigkeit der Zeit herbeiführt) ſchafft er das Weltall, obgleich er nicht thätig iſt, und zerſtört daſſelbe, obgleich er kein Zerſtörer iſt[4]. Das höchſte Weſen iſt frei von dem Gefühle der Perſönlichkeit, es wird weder berührt (il n'est affecté) durch Eigenſchaften noch durch Werke; es iſt zu gleicher Zeit, die Unſterblichkeit und der Tod.

Der Geiſt, obgleich er im Buſen der Natur wohnt, wird durch die ihr zugehörigen Eigenſchaften nicht verändert: denn er iſt unveränderlich[5], bleibt frei von Eigenſchaften und handelt nicht. Wenn er ſich aber an die Eigenſchaften der Natur anhängt, wird er durch das Gefühl ſeiner Perſönlichkeit beunruhigt und bildet ſich ein, daß er wirkſam ſey. So herabgeſunken von ſeiner Vollkommenheit (weil er ſich in der Thätigkeit mit Flecken bedeckt, welche aus ſeiner Anhänglichkeit an die Natur hervorgehen) geräth er wider Willen in die Bahnen der Welt.

1 275.
2 281, 359, 361.
3 475.
4 II, 113, 115.
5 I, 539.

Und doch findet ſich nicht mehr Wirklichkeit, Realität in der Welt, als in einem leeren Traume. — Wer in dem Augenblicke, wo ſeine Perſönlichkeit verſchwindet, glaubt, daß auch ſeine unzerſtörbare Seele vernichtet ſey, gleicht einem, der ſich für todt hält, weil er ſeine Reichthümer verlor.

Es ſchien uns zweckmäßiger, dieſe merkwürdigen im ganzen Werke zerſtreuten Aeußerungen über Pantheismus und Ascetik zuſammenzudrängen, als unzählige Perſonen, willkürliche Erfindungen, Sonderbarkeiten, Geſchmackloſigkeiten, ja Gottloſigkeiten[1], wie ein Schattenſpiel raſch vorüberzuführen. Uebrigens hatten nicht alle Inder Luſt an Einſamkeit, Büßungen und Unthätigkeit; ſondern dieſer Richtung mußte (wie dem Mönchthume im Mittelalter) eine andere entgegentreten. Doch war die Lehre, daß alles Daſeyn unſelig ſey, und Widerwille und Verachtung der ganzen ſichtbaren Schöpfung, Weisheit in ſich ſchließe, von übeln Folgen und durchaus das Gegenſtück zur Zendaveſta und dem Helenismus. Auch hat dies und Aehnliches, den ſchon erwähnten Lobpreiſungen gegenüber, ſtrenge Urtheile hervorgerufen[2]. So ſagt Mill: die Handlungen von Menſchen und Göttern ſind in einer Art von Legenden durcheinander gemiſcht, welche thörichter und ausſchweifender, Natur und Vernunft widerſprechender, für Einbildungskraft und Geſchmack eines gebildeten geiſtreichen Volkes unangenehmer ſind, als Alles was die fabelhafte Geſchichte irgend eines Volkes darbietet. — Ein Anderer[3] fügt hinzu: den heiligen Schriften der Inder fehlen nicht nur

1 Nur eine Probe: dans ta peau o être divin sont les hymnes du Veda, l'herbe sainte est dans tes poils, le beurre clarifié dans tes yeux, le vase dans ton ventre etc. — Le maître du monde entra dans l'anus qui s'était ouvert avec l'organe excrétoire qui est une portion de sa substance, et à l'aide duquel l'homme se débarasse de ses excréments. 337, 403.

2 History of british India I, 144.

3 Kennedy 163.

die Schönheiten, welche die unſterblichen Werke der Griechen und Römer auszeichnen; ſondern ſie verſtoßen auch gegen alle Grundſätze eines gebildeten Geſchmacks und einer klaſſiſchen Darſtellung. — Göthe ſagt: die indiſche Lehre taugte von Haus aus nichts; ſo wie denn gegenwärtig ihre viele tauſend Götter (und zwar nicht etwa untergeordnete, ſondern alle gleich unbedingt mächtige Götter) die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unſinn jeder Leidenſchaft fördern, und die Verrücktheit des Laſters, als die höchſte Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünſtigen[1].

Mag man nun dieſen Urtheilen beiſtimmen, oder ſie beſtreiten, keineswegs genügte das bisher Dargelegte allen Indern. Vielmehr führte die Unzufriedenheit mit den erzählten bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen zu einer großen, höchſt wichtigen Umwälzung, zu neuen Lehren und Einrichtungen, zu der Religion des Buddhismus. Man rechnet, daß dieſelbe noch jetzt 192 Millionen, alſo nächſt dem Chriſtenthume und dem Muhamedanismus, die meiſten Bekenner zählt[2]. Sie iſt nie mit Gewalt verbreitet worden, hat die Sitten roher Völker gemildert, ihnen die Grundlagen der Bildung zugeführt, und die Bande der erblichen Prieſtertyrannei gebrochen. Dieſen Lobſprüchen ſtehen jedoch andere, eben ſo gewichtige Anklagen gegenüber, weshalb wir zur Begründung eines Urtheils mehr ins Einzelne gehen müſſen.

Die Kunde über den Buddhismus gründete ſich zeither auf ceyloniſche, tibetaniſche und chineſiſche Quellen, gegen deren Alter, Aechtheit und Reinheit ſich mancherlei einwenden ließ. Erſt in neuerer Zeit ſind in Nepaul große literariſche, in Sanskrit geſchriebene Werke entdeckt worden[3],

1 Göthe, Divan II, 45. (VI.)

2 Nouveau Journal asiatique V, 307—308. Asiat. research. IV, 164; VI, 165; VII, 32, 397; IX, 288, 293; Polier II, 167.

3 Burnouf, histoire du Buddhisme indien, Vol. I, ein treffliches Werk, deſſen Fortſetzung hoffentlich bald erſcheint.

welche ſehr wichtige Aufſchlüſſe gewähren und mit den obenerwähnten Quellen und Ueberſetzungen dereinſt zu vergleichen ſind. Jene neu gefundenen Werke rühren her weder von einem Verfaſſer, noch aus derſelben Zeit. Ob Buddha ſelbſt daran geſchrieben, oder nur ſeine Schüler ſie zuſammentrugen, bleibt zweifelhaft; gewiß iſt Manches davon ſpäter überarbeitet[1]. Man kann ſie eintheilen:

1) in Sutras. Geſpräche über Sittenlehre und Philoſophie, wo Buddha als Lehrer auftritt; — keineswegs in der dunkeln, überkünſtlichen Weiſe kurzer brahmaniſcher Sprüche; ſondern bis zur Ermüdung umſtändlich, und allgemeine Belehrung bezweckend.

2) Vinayas, Vorſchriften, Regeln, Geſetze, z. B. über eine tüchtige Regierung.

3) Abhidharmas, die Metaphyſik der Lehre, wo Religion und Philoſophie gleichmäßig berückſichtigt wird. Der Geſammtinhalt dieſer Schriften ergiebt über allen Zweifel hinaus, daß der Buddhaismus jünger iſt[2], als der Brahmaismus[3]. Jener ſetzt dieſen als vorhanden und ausgebildet voraus, und bekämpft ihn in vielen Hauptpunkten. So lange noch Uebel zu vertilgen, Geiſter zu erlöſen ſind, werden Buddhas erſcheinen (zählt man deren doch bis tauſend)[4]; der letzte, Sakyamuni, iſt aber keine Erſcheinung[5] (Inkarnation) des ewigen, unendlichen Gottes, ſondern der Sohn des Sudhodana aus der Kriegerkaſte. Er ſtarb wahrſcheinlich, oder vielleicht in ſechsten Jahrhundert vor Chriſtus[6], genoß den Unterricht der Brahmanen, durch-

1 Burnouf 36—50.

2 Ich behauptete dies ſchon in der erſten Ausgabe dieſes Werkes, I, 52.

3 129. Bohlen de Buddhaismi origine 17, 18.

4 Schmidt, Schriften der petersburger Akademie II, 41, 80.

5 Später wollten ihn die Viſhnuiten in eine Inkarnation des Viſhnu verwandeln. Burnouf 338.

6 Burnouf, Vorrede 3, Text 154. Die Angaben der Japaneſen und Cingaleſen ſtimmen über die Lebenszeit Sakyamuni's nicht über-

forſchte die Vedas, unterwarf ſich als Büßer ſehr harten Prüfungen, kam aber allmälig zu Ueberzeugungen, die ihn theoretiſch und praktiſch vom Brahmaismus trennen.

Der Name Sakyamuni heißt entweder: der Büßer aus dem Hauſe[1], oder Stamme der Sakya (einer Abtheilung der Kriegerkaſte); oder, von Chigamuni, der göttliche Lehrer. Früher hieß er Siddharta, ſein ſpäterer Ehrentitel war Buddha, der Weiſe.

Sakyamuni hielt es für ſeinen Beruf, für ſeine Sendung, Allen zu nützen und Alle zu belehren. Alle Menſchen, ſagte er, ſind vollkommen gleich, und meine Lehre iſt eine Gunſt, eine Gnade für Alle[2]. Hieraus folgte nothwendig die Abſtellung der Geheimlehren, der Prieſterherrſchaft, der ausſchließlichen Benutzung heiliger Schriften, es folgte unabweislich der Untergang der Kaſteneintheilung. Dies iſt der entſcheidende, für Aſien weltgeſchichtlich wichtige Inhalt des Buddhismus, welcher durch alle, ſogleich zu berührende Einſeitigkeiten und Ausartungen nicht aufgehoben wird, deſſen Wirkungen ununterbrochen fortdauern. Gewiß ging der Hauptkampf gegen geborne, erbliche Prieſter; Sakyamuni wollte einen Prieſterſtand aus allen Kaſten, er hatte antiariſtokratiſche Zwecke, indem er die Brahmanen erniedrigte, und die drei andern Kaſten erhöhte. Jene Erniedrigung und dieſe Erhöhung löſete wie geſagt die Kaſten allmälig auf, und zu dieſer bürgerlichen Umſtellung der Verhältniſſe geſellten ſich auch Neuerungen in der Lehre. — Sakyamuni, ſagten deshalb

ein; wahrſcheinlich weil ſie zwei Perſonen verwechſeln. Burnouf und Laſſen über das Pali 52. Nach den Cingaleſen war er geboren 619 vor Chriſtus, nach den Siameſen 744, nach den Chineſen 1027 v. Chr. Klaproth über Buddha. Journ. asiat. IV, 13. — Anderes Fabelhafte über Sakyamuni aus tibetaniſchen Quellen Asiat. research. XX, 285. Schott in den Schriften der berliner Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1845.

1 Burnouf 70; Klaproth. l. c. IV, 9.

2 Burnouf 194, 198, 213, 214. Rémusat mélanges posth 12.

die Brahmanen, iſt ein Verläumder, ein Betrüger, der die Vedas, die heiligen Gebräuche, die blutigen Opfer verwirft[1], der da läugnet, daß Worte und Lehren unbedingten Anſehns vom Himmel kommen, der nur einen vernünftigen Text anerkennen will. Umgang mit ſeinen Anhängern, dieſen Ketzern, iſt ſündlich, verdammlich, und durch die härteſten Strafen abzubüßen. Sakyamuni und die Seinen (ſprachen Andere) belehren auch geringe und verbrecheriſche Menſchen[2], und nehmen ſie ungebührlich zu Gnaden auf; ſie gehen darauf aus, die Einnahmen der Brahmanen zu verkürzen und ihre Macht an ſich zu bringen.

Ungeachtet aller ſolcher Einreden und Verfolgungen gewannen die Buddhiſten in Indien, ſelbſt in Benares die Oberhand[3]; aber während des ſechsten und ſiebenten Jahrhunderts nach Chriſtus erneuten ſich die Fehden in furchtbarer Weiſe: ſie wurden aus Hindoſtan faſt ganz vertrieben, verbreiteten ſich aber deſto ſchneller im mittlern und öſtlichen Aſien. In einem lobpreiſenden Berichte der ſiegenden Partei heißt es[4]:

Von der Brück' an die Schneeberg' hin wer die Buddhas, ſo Greis wie Kind,
Nicht erwürgt, ſoll erwürgt werden, rief der Fürſt ſeinen Dienern zu!

Manche gerügte Sonderbarkeiten und Einbildungen der Buddhiſten mögen ſich nach ihrer Vertreibung aus Indien noch geſteigert haben: z. B. wenn ſie das urſprüngliche Lebensalter der Menſchen auf 84,000 Jahre ſetzen, alle 100 Jahre ein Jahr abnehmen, bis auf zehn Jahre ſinken und dann allmälig wieder bis zu 84,000 ſteigen laſſen; wenn ſie von Nullenreihen 44,000 Fuß lang

1 Viſhnu-Purana 338, 340.

2 Burnouf 162.

3 Syke im Asiatic Journal VI, 254.

4 A. W. Schlegel, berliner Kalender 1829, S. 56.

ſprechen u. dgl. Es giebt, ſagten ſie ferner, ſechs Himmel der Begierden[1], dann fünf der Geſtalten und dann noch vier, deren Bewohner leben im Aether, in der Erkenntniß, in der Vernichtung und (im vierten) weder denkend, noch nicht denkend.

Wir wollen indeſſen dieſe Wunderlichkeiten, gleichwie die willkürlich erfundenen Weltbildungslehren der Buddhiſten zur Seite laſſen, und dafür Einiges mittheilen, was mehr mit Sittenlehre, Philoſophie und Religion in Verbindung ſteht, oder zu ſtehen ſcheint. Indem die Lehre des Sakyamuni auch den bedrängten niederen Claſſen den Eintritt in ein geiſtliches, oder büßeriſches Leben eröffnete, konnte es nicht an Zulauf zu ſeinen Genoſſenſchaften fehlen, die (könnte man ſagen) anfangs den europäiſchen Bettelmönchen ähnelten, und bald auch den Frauen eröffnet wurden[2]. Nur Minderjährige, gewiſſe Verbrecher und unheilbare Kranke blieben ausgeſchloſſen; wogegen man Gläubige, ohne Verpflichtung zu einem ſtrengen büßeriſchen Leben (eine Art Laienbrüder) aufnahm und ſo die Möglichkeit herbeiführte, Unzählige für den Buddhismus zu gewinnen. Doch war die Religionslehre und der Gottesdienſt anfangs ſehr einfach und von geringem Umfange, auch hielt Sakyamuni die Sittenlehre für unabhängig von religiöſen Gebräuchen. Statt blutiger Opfer wurden Blumen und Düfte dargebracht, und damit Geſänge und Gebete verbunden. Ob ſich dieſe blos zur Erinnerung auf Sakyamuni bezogen, oder an einen einigen Gott, oder an mehre Götter gerichtet waren, mag noch zweifelhaft bleiben; vielleicht fiel dieſe Hauptentwickelung zwiſchen die Vedas und Puranas[3]. Jedenfalls ordneten die Buddhiſten alle Götter und Mythologie ihrem Stifter unter, der ſich (ſo lehrte man ſpäter) bis zur Wunderkraft erhoben habe.

1 Rémusat 90, 103.

2 Asiat. Journal II, 291. Burnouf 275, 278, 335—339.

3 137, 135.

Auf Sittlichkeit und uneigennützige Tugend legten die Buddhiſten ſehr großen Nachdruck[1], empfahlen das Austheilen von Almoſen, ſowie Reue, Bekenntniß und Buße zur Befreiung von Sünde und Strafe. Strafen und Belohnungen ſtehen im Verhältniß zur Tugend, ſind aber nicht ewig, weil Verdienſt und Schuld nicht unermeßlich iſt. Hiemit ſtehen die Seelenwanderungen, aufwärts und abwärts, in weſentlicher Verbindung. Mittel ihnen zu entgehen iſt das Nirvana oder die Befreiung; das Heil, der höchſte Zweck menſchlicher Beſtrebungen. Dieſer wichtige Begriff ſteht aber keineswegs mit Beſtimmtheit feſt, und es fragt ſich: iſt Nirvana das Abſehen blos von der äußeren Welt[2], oder auch von der inneren Welt und der Perſönlichkeit? oder ſogar das Vernichten der ganzen Welt? Iſt ſie das Nichts? Den allmälig entſtandenen deiſtiſchen Sekten iſt ſie das Verſchwinden des perſönlichen Seyns in Gott; den atheiſtiſchen, das Nichts[3]. Die Meiſten nehmen an, daß am Schluſſe gewiſſer Zeiträume die Welt vergeht und eine neue entſteht[4]. Schmerz (heißt es an anderen Stellen[5]) iſt der Antheil alles deſſen, was in die Welt kommt; und wenn einerſeits Erkenntniß davon befreit, wird andererſeits wiederum Selbſtpeinigung, ja Selbſtmord erlaubt und für verdienſtlich erklärt. Noch weiter gehend behaupten Widerſacher der Buddhiſten[6]: ihnen iſt der Geiſt nur eine Modification der Materie, und völlige Vernichtung des Denkens das höchſte Glück. Sie ſtellen dem Brahmaismus gegenüber eine Sittenlehre auf ohne Gott, und einen Atheismus ohne Natur. Sie läugnen

1 98, 299, 153.

2 18.

3 Die heutigen Buddhiſten in Nepaul theilen ſich in vier große Sekten. 116.

4 Ewald IV, 502.

5 Burnouf 290, 160.

6 485, 521.

einen ewigen Gott und eine ewige Natur, und nehmen nur eine Vielheit und Perſönlichkeit menſchlicher Seelen und deren Wanderungen an; ſehen aber deren Befreiung weder in einer völligen Trennung von der Natur, noch in einer unbedingten Vereinigung mit Brahma, ſondern wollen ſie erreichen durch einen Sturz in das Leere, — das heißt, wahrſcheinlich in die Vernichtung.

Hievon abweichend berichten Andere[1]: ein unbedingter Geiſt (eine abſolute Intelligenz) iſt das einzig Göttliche, welches in ſich ſchlechterdings keiner Veränderung unterliegen kann; hingegen zeigt ſich in der Natur ein ſtetes Entſtehen, Vergehen, Wiedererzeugen der Einzelnen, wie der Welten. Deshalb iſt dies Alles nur augenblicklich, nichtig und leer, und nur der von aller Täuſchung befreite Geiſt beſitzt Seyn, Wahrheit und Ewigkeit. Der Geiſt hat die Aufgabe und ſtrebt ſich von den Banden des ſcheinbar Seyenden, in Wahrheit Nichtigen zu befreien und zum höchſten, allgemeinen Geiſte zurückzukehren. Sinne, Außenwelt, Thätigkeit nach außen taugt nicht; der Menſch ſoll gegen alle äußeren Eindrücke völlig gleichgültig werden. Jede Schöpfung, jede natürliche Entwickelung führt nothwendig in böſe Miſchung und Verderben. Es giebt keinen urſprünglich vollkommenen Zuſtand der Schöpfung; ſie iſt nicht ausgeartet durch einzelne Schuld, ſondern nothwendig mangelhaft.

Obgleich die unverheiratheten Prieſter aus allen Claſſen genommen werden, ſind ſie doch zahlreich, mächtig, reich und ſteuerfrei geworden und gelten, den Laien gegenüber, für höher und geheiligter. Wahrſcheinlich ihrem Vortheile gemäß haben ſie allmälig unzählige kindiſche Gebräuche[2] und übertriebene Abergläubigkeiten eingeführt, wovon viele ſpätere Bücher handeln.

1 Schmidt in den Schriften der petersburger Akademie I, 89; II, 41, 222, 247, 252, wol meiſt nach tibetaniſchen Quellen.

2 Burnouf 527. Hodgon in den Aſiat. Unterſ. XIV, 435.

Mit Recht bemerkt der kundige Burnouf[1] (bei Betrachtung all dieſer Veränderungen, Widerſprüche und Schwierigkeiten) daß hier faſt Alles noch zu erforſchen und zu lernen ſey[2]; und Wilhelm von Humboldt ſagt: „Was anfangs eine philoſophiſche Lehre war, und eine erleuchtete menſchenfreundliche Reform des ausſchließlich herrſchſüchtigen und von vielen Seiten verderblichen Brahmanenthums beabſichtigte, ſank, wo es herrſchend wurde, zu einem Gewebe gehaltloſer Formeln und Gebräuche herab, oder verlor ſich in eine unverſtändliche Myſtik.“

Zwar ſuchten die ſiegenden Brahmanen, nach Vertreibung der Buddhiſten, ihr altes Syſtem nochmals zu begründen und zu erläutern, wodurch eine neue Literatur entſtand[3]; allein die willkürlichen, ja götzendieneriſchen Puranas, blieben die Hauptgrundlage der indiſchen, für die höchſten Bedürfniſſe und Fähigkeiten des Menſchen, durchaus ungenügenden Religionslehre. Die, trotz einzelner Verſchiedenheit, überall vorherrſchende Geringſchätzung der ſichtbaren Welt, das Verachten aller leiblichen und geiſtigen Thätigkeit, die Verehrung der Nichtigkeit, des Nihilismus, hob zuletzt Selbſtbeſtimmung, Freiheit und Tugend auf und führte Aſien dem Todesſchlafe entgegen, aus dem es ſchwerlich ſo bald erwachen wird. Sehen wir jetzo ob die indiſche Philoſophie im Stande war das mangelhafte Gebäude der Religion zu ſtützen, oder aus eigener Kraft ein ſelbſtändiges und genügendes aufzuführen.

Die von uns mitgetheilten Auszüge haben bereits erwieſen, welch eine enge Verbindung in Indien zwiſchen Religion und Philoſophie vorhanden iſt; doch wäre es unrichtig die letzte blos als eine Zuſammenſtellung religiöſer Meinungen zu betrachten. Vielmehr entwickeln ſich rechtgläubige Syſteme, welche die religiöſen Anſichten zu bekräf-

1 450.

2 Kawi Sprache 95.

3 Burnouf, Bhagavata-Purana I, 110.

tigen ſuchen; und nicht rechtgläubige, welche (wie die Sankhyaphiloſophie[1]) von den Feſſeln angeblicher Offenbarungen zu befreien ſtreben. Die Quellen der indiſchen Philoſophie ſind ſehr unvollſtändig und unzuſammenhängend, und ihr Alter ſteht ſo gar nicht feſt, daß der Gang einer geſchichtlichen, ineinander greifenden (genetiſchen) Entwickelung durchaus nicht nachzuweiſen iſt. Sehr bald iſt hier die Frage nach einer Wechſelwirkung der indiſchen und helleniſchen Philoſophie aufgeworfen, und die Ableitung der zweiten von der erſten, oder umgekehrt, behauptet worden. Es fehlt aber hiefür an allen genügenden Beweiſen, und was ſich in beiden ähnelt, konnte ſehr gut unabhängig nebeneinander entſtehen. Deshalb fragt ein großer Kenner dieſer Dinge[2]: wo giebt es ein indiſches Werk, in dem ſich Spuren griechiſcher und chriſtlicher Ideen finden? Eine ähnliche Frage muß man hinſichtlich der griechiſchen Philoſophen verneinen. Keine uns bekannt gewordene philoſophiſche Schrift der Inder kann höher als die Zeit des Königs Vikramaditya (des Kaiſers Auguſtus) hinaufgeſetzt werden; wo die helleniſche Philoſophie bereits ihre unabhängige, glänzende Laufbahn zurückgelegt hatte. Sollten ſich aber auch Beweiſe finden, daß einiges Indiſche älter wäre, ſo ſteht es doch meiſt zu abgeriſſen, vereinzelt, aphoriſtiſch da, als daß man troß aller Lücken und Entwickelungsmängel, ſchon jetzt von eigentlich philoſophiſchen Werken oder Kunſtwerken ſprechen dürfte. Wenigſtens nicht mit wiſſenſchaftlicher Strenge; obwol man im gemeinen Leben den wol einen Stoiker nennt, welcher muthig Schmerz erträgt, den einen Epikureer, welcher gern gut ißt; — und wie man den einen Pantheiſten nennen könnte, der da oft den bekannten Vers wiederholt: das iſt Alles eins u. ſ. w. Dies iſt keineswegs geſagt, um die indiſche Philoſophie herabzuwürdigen, ſondern um ihre Unabhängigkeit zu beſtätigen und gegen ihre Ueberſchätzung zu warnen.

1 Burnouf, Bhagavata I, 130.

2 Ibid. 112.

Gewöhnlich werden vier Hauptſyſteme indiſcher Philoſophie angenommen[1]: die Sankhya, die Yoga, die Nyaya, die Vedanta, an welche ſich dann eine Menge Unterabtheilungen anſchließen.

Sankhya heißt ſo viel als überlegen und ſchließen (oder wie man deliberation und reasoning überſetzen will[2]). Sie ſucht die Nothwendigkeit einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft nachzuweiſen, welche uns vom Uebel befreien ſoll. Hiezu führe eine dreifache Art der Erkenntniß: Wahrnehmung oder Anſchauung, mittelbare Erkenntniß durch Schlüſſe und Beweiſe, weltliche und heilige Ueberlieferungen oder Offenbarungen, verbunden mit Erinnerungen aus einem früheren und höhern Leben. Auf dieſem Boden ſollen nun zwei entgegengeſetzte Schulen erwachſen ſeyn, eine theiſtiſche des Patanjali, und eine atheiſtiſche des Kapila. Die letzte bringt Alles zurück auf Selbſtbewußtſeyn und Geiſt (Menſchengeiſt?); ja eine dritte hieher gehörige Abtheilung ſoll die ganze Natur für eine Täuſchung erklären. Ueberall finden wir unzählige Eintheilungen und Grundſätze, welche jedoch nicht zum höchſten aufſteigen, und der Behauptung: vollkommene Erkenntniß befreie von allem Uebel, ſtellen (wenigſtens Einige) den Satz zur Seite: man gelange zu ihr durch abgezogene Betrachtung (absorbed contemplation) indem man das myſtiſche Wort Om wiederhole und über ſeine Bedeutung nachdenke.

Allgemeiner ſcheinen folgende Lehren angenommen zu ſeyn. Von dem Daſeyn einer, in blindem Wirken getriebenen Naturkraft, iſt auf das Daſeyn einer einſichtigen und in ſich ruhigen Seele zu ſchließen. Natur und Seele ſind ſo entgegengeſetzt wie deren Erſcheinungen. Die Seele iſt

1 Dankbar habe ich benutzt Ritter's Geſchichte der Philoſophie, Band I und 4 und glaube Gründe zu haben, in Vielem ihm, und nicht den anders Geſinnten beizuſtimmen. — St. Hilaire Mémoire sur la Philosophie indienne. Travaux de l'Academie X Vol. 10 Livraison.

2 Colebrooke, Essays I, 229—251. Transactions of the royal Society of Great Britain II, 1.

keine Kraft, bildend, Ordnung und Schönheit in der Welt werkthätig ſchaffend, die Materie beherrſchend und belebend, vielmehr findet man in ihr weder Luſt, noch Kraft zur That. Ihr Weſen iſt Schauen, nicht Handeln. Sie iſt nicht erzeugt, aber auch nicht erzeugend. Sie thut nichts zum Hervorbringen der Erſcheinungen, ſondern verhält ſich nur leidend gegen dieſelben. So wie der Seele die Kraft fehlt zum Handeln, ſo der Natur zum Sehen; was der einen mangelt, erſetzt die andere, und aus beiden entwickelt ſich die Schöpfung in ihren geiſtigen und körperlichen Erſcheinungen. Aus der erzeugenden Kraft der materiellen Natur entſpringt der Geiſt, oder die Vernunft. Dies erſte Erzeugte iſt der höchſte Gott. Es giebt keinen von der Natur unabhängigen Gott, welcher weder offenbart iſt in Ueberlieferungen, noch wahrgenommen durch die Sinne, noch nachzuweiſen durch Schlüſſe. Aus der Vernunft geht das Selbſtbewußtſeyn hervor und vermöge deſſelben trennen ſich die vernünftigen Weſen, wodurch wiederum das Böſe, die Selbſtſucht und der Irrthum in die Welt kommen. Alles was in der Welt geſchieht, iſt kein Werk der Seele und betrifft ſie durchaus nicht. Hierin liegt die wahre Wiſſenſchaft der Seele, wodurch ſie von jeder weltlichen Beunruhigung befreit wird und Allem gleichgültig zuſchauen kann.

Unbegnügt mit dieſen Zerfällungen ſuchte die Yogaphiloſophie den ſchroffen Gegenſatz zwiſchen Seele und Natur zu ſänftigen und zu überwinden; indem ſie auf einen höheren Geiſt zurückgeht, welcher über dieſer Welt ſteht und der Grund ſowol der Seele als der Natur iſt. Doch bezeichnet ſchon ihr Name die beharrliche Richtung des Gemüths auf die Gottheit, die Vertiefung in dieſelbe, mit Zurückziehen aller andern Gedanken, Bewegungen und Thätigkeiten[1]. Alſo hat auch dieſe Schule den Weg nicht gefunden, Göttliches und Menſchliches harmoniſch zu ver-

[1] Humboldt, Bhagavatgita. Abhandlungen der berliner Akademie 1825, 33.

binden, und eine ächte Sitten- und Thatenlehre aufzuſtellen.

Die Nyayaphiloſophie beſchäftigt ſich insbeſondere mit den förmlichen Geſetzen des Denkens; zerfällt jedoch in eine dialektiſche Hälfte des Gotama, und eine atomiſtiſche des Kanada. Das Aufſtellen gewiſſer allgemeiner Sätze oder Begriffe: (Weſenheit, Eigenſchaft, Handlung, Gemeinſchaft, Verhältniß, Beraubung, Verneinung[1]) hat aber nicht zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Logik oder Metaphyſik geführt. Es giebt (ſagt dieſe Schule) zwei ewige Dinge, Geiſt und Materie. Das Unſichtbare der letzten iſt ewig, das Geſtaltete vergänglich[2]. Nur was ohne Größe und Geſtalt iſt, bleibt unveränderlich, und das Geſtalten kommt von einer allmächtigen, geiſtigen Urſache. Im Verhältniß zur körperlichen Natur, iſt die Seele das Höhere; der Geiſt aber iſt kleiner als das kleinſte Atom. Gott und Seele ſind eins, aber doch wiederum verſchieden, und die letzte iſt im Körper gefangen. Ihre höchſte Glückſeligkeit beſteht in völliger Ruhe: alle Beſtrebungen, Begierden, Thaten u. ſ. w. ſind etwas ihr nur durch die Verbindung mit dem Körper Angekommenes und gehören nicht zu ihrem Weſen.

Die gerühmteſte der vier philoſophiſchen Hauptſchulen iſt die der Vedanta[3], welcher Name ſo viel bedeutet als Ende und Zweck der Vedas. Dieſe Schule giebt ſich für rechtgläubig, bezieht ſich oft auf jene heiligen und die mit ihnen verwandten Schriften, und ſucht die erwähnten ältern Schulen in vielen Punkten zu widerlegen[4]. So tritt ſie

1 Colebrooke, Essays I, 264.

2 Moon of intellect 116, 117.

3 Colebrooke on the Philosophy of the Hindus. Transactions of the royal Society of Great-Britain II, 1. Colebrooke, Essays I, 295.

4 Wahrſcheinlich entwickelte ſich die Vedantaphiloſophie ſpäter als der Buddhismus. Colebrooke, Transactions of the royal Society of Great Britain II, 4.

Digitized by Google

entſchieden gegen die Lehren auf, welche nur Körperliches und Sinnliches annehmen, oder ohne verbindende und auflöſende Urſache, die Entſtehung und den Untergang der Welt erklären wollen. Kein Körper iſt etwas für ſich, ſondern nur für Anderes, während die Seele ihr eigenes Seyn, ihr Fürſichſeyn hat. Eben ſo irrig wie jener Materialismus, iſt aber auch der Idealismus, welcher allen äußern Gegenſtänden Wahrheit und Wirklichkeit abſpricht. Die Natur iſt keine planmäßig bildende Kraft; man muß *ein* Prinzip für alle Dinge in der Welt annehmen und ſo die wirkende und materielle Urſache verbinden.

Gottes Daſeyn bedarf keines Beweiſes und läßt ſich nicht beweiſen. Die Schöpfung iſt ein Akt ſeines Willens, und am Ende aller Dinge wird Alles in ihn aufgelöſet. Gott iſt die höchſte Seele, reiner Sinn, reine Vernunft, reiner Gedanke, ewig, allwiſſend, allmächtig und, obgleich unveränderlich, doch die einzige Quelle aller Dinge und ſich in alle ergießend. Er erzeugt alle Veränderungen in der Welt, und bleibt doch in allem Wechſel derſelbe; überhaupt berührt die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen keineswegs die Einheit ſeines Weſens.

Die Seele iſt keine Emanation Brahma's, ſteht nicht im Verhältniß zu Gott wie ein Diener zum Herrn, ein Beherrſchter zum Herrſcher; ſondern im Verhältniſſe eines Theiles zum Ganzen. Sie iſt ein Funke aus einer großen Flamme; ſie iſt nicht blos leidend, ſondern auch thätig. Beides leiſtet ſie durch ihre Organe, kehrt davon befreit zum höchſten Weſen zurück, und gelangt ſo zu Ruhe und Glückſeligkeit. So lange ſie mit dem Körper verbunden iſt, wandert ſie von einem zum andern, und ſtirbt Tod auf Tod, ohne daß ihr eigentliches Weſen durch dies Alles verändert würde. Betrachtungen, Büßungen, Opfer u. dgl. ſind Vorbereitungen zur Erwerbung himmliſcher Erkenntniß und zur Abkürzung jener Wanderungen. Die Seele handelt in Uebereinſtimmung mit den früheren Beſchlüſſen Gottes und nach Maßgabe ihrer tugendhaften und laſter-

Digitized by Google

haften Richtungen. Brahma wirkt Alles im Menſchen, dieſer iſt ohne Willen und That. Jene Wirkſamkeit bewirkt aber doch nichts Weſentliches, und die Anſchauung des Vollkommenen iſt einem andern Leben vorbehalten. Bei der Vereinigung mit Brahma, verſchwindet ſelbſt die Wiſſenſchaft.

In einem ſpäteren Werke[1]: der Aufgang des geiſtigen Mondes (welches weder recht philoſophiſch, noch recht dichteriſch iſt, ſondern meiſt äußerlich allegoriſch), heißt es zur Aufklärung der Vedantaphiloſophie: das Weltall iſt ein einfach, unausgedehnt, untheilbar Weſen und, ſo lange noch keine ſichtbare Welt vorhanden iſt, ohne Eigenſchaften und Attribute. Jene ſichtbare Welt entſteht, wenn in Gott ein Antrieb, eine Bewegung eintritt, welche die Mannigfaltigkeit der Dinge herbeiführt. Durch die Gewalt dieſes Sichtbaren, Perſönlichen, dieſer Täuſchung (Maja), wird das höchſte Weſen in einer Art von Gefangenſchaft gehalten; doch ſind alle Dinge Theile des höchſten Weſens und haben kein vollkommenes ſelbſtändiges Daſeyn; ja dies Daſeyn iſt eine Täuſchung für den, der das wahre Weſen kennt. Schon in einer Stelle der Vedas heißt es: Ich bin ich ſelbſt in den Vielen; durch meinen Willen (desire) werde ich das Volk (the people); durch Meditation erſchaffe ich die ganze Welt. — Wenn dereinſt alle Erſcheinungen und Täuſchungen ſchwinden, bleibt das eine, unendliche, ruhende Weſen.

Mehr als irgend eine indiſche Schrift philoſophiſchen Inhalts, iſt von geiſtreichen Männern die Bhagavad-Gita[2], ein Bruchſtück des Mahabharata geprieſen worden. Obgleich die darin aufgeſtellte Lehre im Weſentlichen mit bereits Mitgetheiltem übereinſtimmt, mögen hier doch einige Auszüge und Bemerkungen Platz finden. Die Bhagavad-

1 The Prabod'h Chandrodaya, or the rise of the moon of intellect 110—115.

2 A. W. Schlegel's Ausgabe. W. Humboldt in den Abhandlungen der berliner Akademie, 1825.

Gita iſt alſo ein philoſophiſches Geſpräch zwiſchen Kriſhna und Ardſchuna. Als dieſer, vor dem Anfange einer Schlacht klagt, daß er Freunde und Verwandte bekämpfen, ja tödten ſolle, tröſtet ihn Kriſhna und ſpricht: Was wahrhaft iſt, kann nicht vergehen; es tödtet nicht und wird nicht getödtet. Daher iſt es gleichgültig ob man tödte, oder getödtet werde. Freiheit von allen Sinnenerregungen bleibt die Grundlage der Erkenntniß; es bleibt die höchſte Aufgabe ſich von allen Sinneneindrücken und Leidenſchaften frei zu machen und ſich, wie eine Schildkröte, in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Auf dieſem Wege kommt man zur Vereinigung mit der Gottheit, wo jede Perſönlichkeit aufhört. Jedes irdiſche Leben iſt unſtät und freudenlos, Ruhe und Verſenkung in die Gottheit das höchſte Glück. Das Handeln feſſelt den Geiſt, indem es ihn den Bedingungen der Wirklichkeit unterwirft und vom reinen Nachdenken abzieht. Der Geiſt iſt einfach und unvergänglich, und als ſolcher von den zuſammengeſetzten und vergänglichen Körpern unterſchieden; auch muß der nach Vollendung Strebende, deshalb jede Handlung vornehmen ohne alle Rückſicht auf ihre Folgen und mit völligem Gleichmuthe über dieſelben.

Der aus Unwiſſenheit ſich erhebende Zweifel wird vom Glauben gebändigt, welcher zur Wiſſenſchaft führt, und die allgemeine Wiſſenſchaft reinigt. Zurückziehen des Geiſtes auf ſich ſelbſt und Einſamkeit iſt der rechte Lebensweg. Auch ſoll man Kopf, Leib und Nacken unbeweglich halten, nicht um ſich blicken; ſondern ſtets ſeine Naſenſpitze anſehen, ſo an Gott denken und das myſtiſche Wort Om ausſprechen.

Wie Gott Alles hervorgebracht hat, iſt er auch Alles und Alles iſt in ihm. Es giebt keinen Uebergang vom Seyn zum Nichtſeyn, alſo auch keine Schöpfung aus Nichts. Gott iſt alles Seyende, und alles Nichtſeyende; am Schluſſe einer Weltperiode kehrt Alles zu ihm zurück, und er entläßt es wieder zu einem neuen Zeitraume. Die Geſchöpfe ſind in Gott: er umfaßt ſie mit ſeiner unendlichen Natur,

iſt aber nicht ſelbſt in ihrer endlichen befangen. Die geiſtige Natur verbindet die Dinge mit Gott, er giebt ihnen ihren eigenthümlichen Vorzug. Gott iſt der jeden beſeelende Geiſt; daher kann jeder die übrigen Geſchöpfe in ſich, und ſie in Gott erkennen.

Man kann dies hochgerühmte Geſpräch in ſo fern kaum wiſſenſchaftlich und philoſophiſch nennen, als es zwar merkwürdige Lehren, wie anzuerkennende oder zu beſtreitende Theſes hinſtellt; ſie aber nirgends ableitet, entwickelt, oder ihre Wahrheit und Nothwendigkeit darthut. Das geiſtige Bedürfniß wiſſenſchaftlichen Erkennens, welches die platoniſchen Geſpräche belebt, und durch alle Zweifel, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten hindurch, der Wahrheit immer näher führt, zeigt ſich nirgends; und eben ſo wenig die ſtrenge Haltung, der ſiegreiche Fortſchritt ariſtoteliſcher Werke. Gleich weit entfernt bleibt es von der Tiefe und Mannigfaltigkeit chriſtlicher Myſtiker und der ſtrengen Gedankenfolge Spinoza's.

Von hier aus bietet ſich der Uebergang zu einem allgemeinen Urtheile über die geſammte indiſche Philoſophie. Hinſichtlich der Form und Darſtellung kann es nicht vortheilhafter ausfallen, als das obige über Bhagavad-Gita, und hinſichtlich des Inhalts läßt ſich zwar nicht läugnen, daß die verſchiedenen Schulen ſehr wichtige und ſchwierige Fragen berühren, allein zur Aufſtellung und wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der drei Haupttheile der Philoſophie (Logik und Dialektik, Phyſik, Ethik) iſt keine durchgedrungen. Hieraus entſteht die nothwendige Folge: daß zuletzt trotz aller ſcheinbaren Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit, nur ein kleiner Kreis von Gedanken immer wieder durchlaufen, oder eine ganz einſeitige Richtung eingeſchlagen wird. So geht über dem ascetiſchen Beſtreben ſich in die Gottheit zu verſenken, alle Perſönlichkeit und jede Aufgabe des irdiſchen Lebens verloren. Wenn der Menſch alle ſinnlichen Beziehungen, Beobachtungen und Erfahrungen verachtet, ſo kann von einer Phyſik gar nicht die Rede

ſeyn; und eben ſo wenig von einer ächten Sittenlehre, wo man das Handeln und Erkennen ſchroff entgegenſetzt und beides völlig auseinanderreißt. Sobald der Menſch nicht handelt, denkt er eigentlich auch nicht[1]: handeln und nicht handeln, denken und nicht denken, läuft zuletzt auf eins hinaus. Ehre und Unehre, Freude und Leid, Feinde und Freunde, Gutes und Böſes gilt in dieſer Vernichtungslehre gleich; ſie ſtellt das ſtete Beſchauen ſeiner Naſenſpitze als das höchſte Ziel menſchlicher Thätigkeit, oder Unthätigkeit, und als das beſte und zweckmäßigſte Mittel dar, Gott gleich zu werden. An anderen Stellen heißt es[2]: heilſame Büßungen ſind hundert Jahre auf dem Kopfe ſtehen, ſich hundert Jahre bei den Beinen aufhängen, unbeweglich in tiefſinniger Betrachtung ſitzen, bis ſich Erde und Schmutz am Leibe ſo anhäuft, daß Sträucher und Bäume darin wachſen.

Daß, wenn die wiſſenſchaftliche Behandlung der Religion und Philoſophie ſo ſchwache Seiten darbot, die Maſſe des Volkes ſich nicht in reiner Höhe erhalten konnte, verſteht ſich aus dem Geſagten von ſelbſt, doch mag folgender Zuſatz noch Platz finden. Wie kurz iſt, von den Ausartungen chriſtlicher Dogmatik, der Rückweg zum Wahren und Heiligen; welch Labyrinth des Willkürlichen und Unheiligen zeigt dagegen die indiſche Lehre! Wir geben zu, daß das Verwerfen alles Symboliſchen und Mythologiſchen Zeichen eines beſchränkten und proſaiſchen Gemüthes iſt;

1 Abweichend von dieſer hindurchgehenden Grundanſicht der Syſteme, heißt es in der Hitopadeſa:

Kämpfe mit dem Schickſal, ſtrebe männlich!
Mißlingt es dann, ſo biſt du nicht zu tadeln.
— Anſtrengen muß man ſich
Unermüdet mit eigener Kraft.

A. W. Schlegel's Werke III, 66.

2 Polier II, 344—350. Aehnliche Uebertreibungen erwähnt ſchon Strabo XV, 56, 65, und die Herabkunft der Göttinn Ganga A. W. Schlegel's Werke III, 39, 40. Wie gering erſcheinen dieſe indiſchen Büßer, im Vergleiche mit den chriſtlichen Heiligen.

ſobald ſich aber das Mythologiſche (bei Vornehmen und Geringen) von der wahrhaft belebenden Wurzel löſet, ſobald die Bedeutung des Symbols in den Hintergrund tritt und das was nur andeuten ſollte mit willkürlicher Ueberladung zur Hauptſache wird, ſobald man unbedingte Verehrung an Einzelnes knüpft blos weil es doch auch zum Ganzen gehöre, entſteht Aberglauben und Fetiſchismus. Wenn z. B. in Indien die Kuh, als heiliges Symbol des Mondes und der Erde[1], auch etwas anderes iſt als in Friesland; ſo müſſen wir es doch abergläubiſch nennen, wenn man den Urin der Kuh trinkt, um ſich von Sünden zu reinigen, und auf dem Todtenbette einen Kuhſchwanz in die Hände nimmt, um in das Paradies zu kommen.

Aus der asketiſchen Sittenlehre, oder ihr gegenüber geſtellt, finden ſich auch Auswege in eine leichtſinnige und zweideutige. In Fällen (heißt es) wo aus einem Zeugniſſe der Tod eines, nur aus Unachtſamkeit oder Uebereilung fehlenden, Mannes hervorgehen könnte, mag man ein falſch Zeugniß ablegen und ſich durch Opfer reinigen. Bei Tändeleien mit Frauenzimmern und bei Heirathsanträgen, wenn eine Kuh Gras abgeweidet, wenn man Holz zum Opfer genommen oder ſich verbindlich gemacht hat einem Brahmanen das Leben zu erhalten[2], — iſt ein kleiner falſcher Schwur keine Todſünde! Sobald jemand den ganzen Rigveda im Gedächtniß behalten könnte, würde er ſchuldlos ſeyn, wenn er auch die Einwohner der drei Welten umgebracht hätte u. ſ. w.

Faſſen wir alles bisher Geſagte nochmals kurz zuſammen, ſo findet ſich daß weder unbedingtes Lob, noch unbedingter Tadel über Indien und die Inder auszuſprechen iſt. Einerſeits ein reichbegabtes Land, ein altes geiſtreiches Volk, Beſtändigkeit im Erhalten des Geſetzlichen, eine treffliche Sprache, eine eigenthümliche Literatur, Abneigung

1 Fra Paolino Reiſe, 26.

2 Manu II, 79, 82; IX, 262 u. ſ. w.

gegen Krieg und Eroberung, und eine in ihren Wurzeln erhabene Religionslehre; — andererſeits Unbeweglichkeit in den einmal gegebenen, nicht ſelten unvollkommenen Formen, mangelhafte Familienverhältniſſe, übertriebene Sonderung der Kaſten, Uebermuth der Prieſter und unmenſchliche Behandlung der niedrigſten Claſſen, Vernachläſſigung oder Entſtellung wichtiger Zweige der Literatur und Kunſt, einſeitige Ausbildung der Philoſophie, eine bis zu frechem, grauſamem Aberglauben entartete Mythologie und Symbolik, eine Sittenlehre endlich, welche, nachdem ſie ihren feſten Boden ſelbſt untergraben hat, da Hülfe ſucht, wo ſie nicht zu finden iſt.

Vierte Vorleſung.

Die Aethiopen und die Aegypter.

Sowie in Aſien die Inder, Hebräer, Chineſen u. a. Anſpruch darauf machten, das älteſte, das Urvolk zu ſeyn, ſo in Afrika die Aegypter und Aethiopen. Die letztern behaupteten: die Sonne ſey ihrem Lande näher als irgend einem andern, weshalb durch deren belebende Wärme daſelbſt nothwendig zuerſt lebendige Geſchöpfe entſtanden wären. Kein Volk werde von den Göttern ſo geliebt, keines habe ſie ſo früh verehrt, keines ſey (gleich den Aethiopen) von jeher unbeſiegt und unerobert geblieben. Selbſt Aegypten habe erſt von Aethiopien aus ſeine Bevölkerung erhalten. Um dieſe Behauptungen näher würdigen zu können, müſſen wir einen Blick auf die natürliche Beſchaffenheit dieſer Länder werfen.

Das Hochland des mittleren Afrika iſt unbetreten und undurchdringlich geblieben, von jeher bis auf den heutigen Tag. Niemand weiß, welche Geheimniſſe dieſer Europa an Größe gleichſtehende Kern in ſich ſchließt; wohl aber darf man folgern, daß das Verborgene nicht ſo gar bedeutend ſeyn möge, weil fruchtbare und reiche Länder, weil mächtige und gebildete Völker nicht ſo abgeſchloſſen bleiben können; ſondern mit Nachbarländern und Völkern in freundliche oder feindliche Berührung kommen und weltgeſchichtlich

wirken. Dieſe Erſcheinung wird noch leichter und gewöhnlicher, wenn die Richtung von den Berghöhen den Flußthälern entlang in die Tiefen geht; aber der weſtliche, größere Nilarm, der Aſtapus oder weiße Fluß (Bahar el Abiad), ſtrömt einſam aus den unbekannten Mondbergen hervor, und weder abwärts haben ihn jugendliche Völkerſtämme begleitet, noch hat wiſſenſchaftliche Neugier gebildeter Reiſender, bis zu ſeinem erſten Urſprunge aufwärts dringen können. — Weit kleiner iſt der zweite öſtliche Nilarm, der Aſtaboras oder blaue Fluß (Bahar el Azrek); vielleicht hat er aber aus dem habeſſiniſchen Alpenlande, dem heutigen Lande der Agows, doch mehr Menſchen und Bildung hinabgeleitet, als jener größere Strom des inneren Afrika. Beide vereinigen ſich im Norden von Sennaar, dem alten Meroe, und nehmen dann in Nubien einen dritten öſtlichen Hauptarm, den Tacazze, auf. Von hier ſtrömt der Nil, ohne irgend einen erheblichen Zufluß, und die großen Krümmungen ungerechnet, noch dreizehn Breitengrade nordwärts. Er iſt der einzige Strom der Erde, welcher in der heißen Zone entſpringt und ſich in ein Mittelmeer ergießt.

Meroe, rings von den Armen des Niles eingeſchloſſen, war fruchtbar und genügend bewäſſert, aber die furchtbaren Sandwüſten Nubiens blieben ſelbſt für ſolch einen Strom unbezwinglich; er windet ſich zwiſchen kahlen ängſtlichen Ufern hindurch, bis nach Syene, dem Anfangspunkte Aegyptens. Nicht die vielbeſprochenen Fälle des Nils ſind hier das Merkwürdigſte (denn bei großem Waſſer iſt dieſe Stromſchnelle von geringer Höhe kaum bemerkbar, und geſchickte Schiffer gleiten ohne Schaden mit Kähnen und Flöſſen hinab), wol aber beginnt von hier der Segen des Stroms und das mit Recht bewunderte Nilthal. Daſſelbe hat jedoch nur geringe Breite. Abendlich vom Fluſſe ſtreckt ſich nämlich ein hoher, öder Damm, welcher Aegypten von den Wüſten ſcheidet, und morgenwärts erheben ſich ſchroffe Berge, die oft bis an das Ufer hervortreten, und durch

deren einzelne Spalten und Schluchten ſchädliche Gewäſſer in das Thal oder den Fluß hinabſtürzen. Jene öde Erhöhung iſt weder zum Ackerbaue, noch zur Viehzucht brauchbar; dieſe öſtlichen Berglehnen dagegen hin und wieder zur letzten. Bis Memphis hat das fruchtbare Thal im Durchſchnitt nicht über zwei Meilen Breite[1]: von da tritt die weſtliche Hügelkette ſehr zurück, die öſtlichen Berge verſchwinden ganz und der Strom theilt ſich in mehrere Arme zur Bildung des großen Delta, oder Dreiecks. Es iſt wahrſcheinlich, daß ganz Aegypten ein Meerbuſen war, bis der Nil bei Syene durchbrach und die Tiefen aufſchwemmte, oder das Meer ſank (wenigſtens finden ſich im Lande, ungeachtet ihrer ſonſtigen Merkwürdigkeit[2], durchaus keine ganz eigenthümlichen Pflanzen und Thiere); es hat keinen Zweifel, daß Niederägypten allmälig über das Meer gewonneues, angeſchwemmtes Land iſt. Noch jetzt dehnt ſich dieſes immer weiter aus, und von den ſieben im Alterthume bekannten Mündungen des Nils, iſt nur noch die phatmiſche bei Damiette ſchiffbar.

Es regnet äußerſt ſelten im Lande, es thaut wenig oder gar nicht, und ohne das Lebenswaſſer des Nils wäre Alles eine todte Wüſte. Ja ein gewöhnlicher Strom hätte der heißen Sonne und des trockenen Sandes nicht Herr werden können; es mußten ganz ungewöhnliche Erſcheinungen hinzutreten, welche lange als unerklärliches Wunder in Erſtaunen ſetzten. Vom December bis März fließt der Nil mit ſehr mäßiger Waſſermenge in ſeinem Bette; hierauf fängt er an zu ſteigen (eine Folge der Regen um ſeine Quellen in den hohen Wendekreisländern), erreicht im Auguſt und September ſeine größte Höhe, und fällt dann ſchnell wieder bis zu dem geringen winterlichen Waſſerſtande hinab. Aller und jeder Ertrag des Landes hängt von dem genügenden Steigen des Nils ab; und obgleich

1 Wilkinſon I, 1, 216.

2 Ritter Erdkunde II, 253.

ein Zuviel nicht unmöglich iſt, ſo fürchtet man doch weit mehr das Zuwenig. In dem flachen, durchaus ebenen, breiten Delta, reicht ein Anſchwellen des Waſſers von vier bis fünf Fuß hin, um theils ohne künſtliche Vorkehrungen, theils mit Hülfe von Schöpfrädern, Waſſerſchrauben u. ſ. w. das ganze Land zu bewäſſern. In Mittelägypten ſteigt dagegen der Fluß von 20 bis 25, und in Oberägypten gar 30 bis 35 pariſer Fuß. Er treibt dann wol neunmal ſo viel Waſſer fort, als bei gewöhnlichem Stande, und dies bleibt, ob es gleich in dieſer Zeit mit fremden Theilen geſchwängert iſt, noch trinkbar; in den übrigen Monaten zeigt es die höchſte Klarheit und Annehmlichkeit. Durch ein bewundernswürdiges Syſtem von Kanälen, Schleuſen, Teichen, und den ungeheuern Waſſerbehälter, den Mörisſee, wußte man gegen Fluthen zu ſchützen, den Waſſervorrath aufzubewahren und nächſtdem angemeſſen zu vertheilen; deßungeachtet mochte die Bewäſſerung nur den ſechsten Theil der ganzen Oberfläche Aegyptens bedecken. Wo ſie aber eintrat, überſtieg die Fruchtbarkeit allen Glauben: der faſt ohne alle Arbeit und Vorbereitung hingeworfene Samen lohnte mehrfältig als in anderen Ländern bei dem ſorgſamſten Ackerbaue.

Zufolge neuerer Unterſuchungen [1] hat ſich im Ablaufe der Zeit das Flußbett erhöht und daher die Ueberſchwemmung verbreitet. Obwol der bewegliche Sand dieſer Verbreitung entgegenwirkt, ſoll doch das zum Ackerbaue fähige Land ſich allmälig eher vergrößert, als abgenommen haben. — Im December ſteht das Getraide ſchon hoch und der Flachs blüht [2], im Januar ſchlägt der Weinſtock aus, im Februar blühen die Orangen, im März beginnt und im April endet die Aerndte, im Junius giebt es ſchon reife Weintrauben.

Woher iſt nun Aegypten, dieſes höchſt merkwürdige

1 Wilkinſon II, 1, 115.

2 Jahn bibliſche Archäologie I, 1, 103.

Land bevölkert worden? Dieſe Frage, ſeit langer Zeit der Gegenſtand ſorgfältiger Unterſuchungen, iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht genügend und einſtimmig beantwortet worden.

Die Aegypter ſelbſt läugneten jede Einwanderung: ſie erklärten ſich für Erdgeborne (Autochthonen), hervorgebracht durch Wärme und Zeugungskraft des Nils[1]. Dieſe Annahme (welche ſich ähnlicherweiſe bei anderen Völkern findet) entbehrt einer ſicheren, geſchichtlichen Beglaubigung, und führt entweder zu dem Aufſtellen mehrerer Adams, oder zur Bevölkerung der Erde von Afrika aus. Beides hat (wie wir ſchon in der erſten Vorleſung ſahen) ſeine eigenthümliche Schwierigkeiten, welche auch durch einige mehr geſchichtliche Thatſachen nicht gelöſet werden. Wir finden nämlich auf ſehr alten ägyptiſchen Denkmalen negerartige Menſchen abgebildet, welche allerdings auf afrikaniſchen Urſprung hinweiſen; doch würde derſelbe nicht in Aegypten ſelbſt, ſondern ſüdlicher, in dem höheren, inneren Afrika zu ſuchen ſeyn. Jene ſchwarzen, negerartigen Menſchen erſcheinen aber in allen Abbildungen als die dienenden, unterjochten oder untergeordneten; ſie ſind nach Geſtalt, Thätigkeit und Haltung weſentlich von dem helleren, ſchöneren, herrſchenden Stamme verſchieden, deſſen Bildung mit keinem afrikaniſchen Volke übereinſtimmt.

Deshalb iſt behauptet worden[2]: daß dieſer Stamm der herrſchenden Aegypter aus Aſien eingewandert ſey, und ſich die dienende Hälfte (unbekannt wie) erſt ſpäter hinzugefunden habe. Der Verſuch, die Aegypter als Abkömmlinge der Chineſen (oder auch umgekehrt) zu betrachten, findet unüberſteigliche Hinderniſſe an der natürlichen Beſchaffenheit beider Völker, der ungeheuern Entfernung, und der völligen Verſchiedenheit ihrer Sprachen. Mithin blei-

1 Diod. I, 10.

2 Auf Prüfung, ja auf bloße Mittheilung kühner Hypotheſen (wie ſie z. B. Henne in ſeiner Geſchichte der alten Welt aufſtellt) kann ich mich, meinen Zwecken gemäß, nicht einlaſſen.

ben nur zwei Möglichkeiten: die Aegypter ſtammen nämlich entweder aus Indien, oder aus den vorderaſiatiſchen Ländern. Zufolge der erſten Annahme müßten hindoſtaniſche Anſiedler, über das Meer, die ſüdarabiſche Küſte zur Rechten laſſend, nach Abeſſinien oder Nubien gekommen ſeyn und ſich dann von Süden gen Norden über Aegypten verbreitet haben. Hiefür iſt angeführt worden: die ſchon in alter Zeit bemerkte Aehnlichkeit der Inder und Aegypter [1], die Verwandtſchaft religiöſer Ueberzeugungen und bürgerlicher Einrichtungen, das Daſeyn uralter Denkmale in Nubien und Oberägypten, die hohe Wahrſcheinlichkeit daß Anſiedlung und Bildung den Nil abwärts, von dem höheren zu dem jüngeren und niederen Lande, fortgeſchritten ſey.

Dieſe von Vielen aufgeſtellte, oder angenommene Anſicht iſt in neuern Zeiten mit gleichem Scharfſinne beſtritten worden. Die Aehnlichkeit (ſagt man) der Stämme, der Religion und der Staatseinrichtungen iſt nicht ſo groß als man annimmt; oder ihr gegenüber zeigen ſich nicht geringere Verſchiedenheiten (ſo z. B. findet ſich in Indien keine Beſchneidung [2], ein anderes Syſtem der Sternkunde und Zeitrechnung u. ſ. w.). Die nubiſchen Denkmale ſind nicht älter als die von Theben, oder Memphis, und die Bewohnbarkeit des Landes bis zum Delta, reicht noch über die Zeit der älteſten geſchichtlichen Nachrichten hinaus. Die Einwanderung über die Landenge von Suez iſt die wahrſcheinlichere, und bietet wenigſtens keine größeren Schwierigkeiten als die vom Ganges her. Zwiſchen der altägyptiſchen und den ſemitiſchen Sprachen iſt eine nahe Verwandtſchaft [3], während ſie vom Sanskrit weſentlich verſchieden iſt. Die Aegypter (ſagt ein großer Kenner dieſer Gegenſtände [4]) ſtammen nicht aus Meroe und Aethiopien;

1 Strabo XV, 12.

2 Schlegel zu Prichard 21, 23, 32.

3 Lepſius, im akadem. Monatsbericht, November 1844.

4 Bunſen, Aegypten I, 515; II, 9.

ihr Gottesbewußtſeyn wie ihr Sprachbewußtſeyn wurzelt in Uraſien, in dem armeniſchen und kaukaſiſchen Urlande.

Eine dritte gleichſam vermittelnde Anſicht eines Sachverſtändigen, iſt die folgende[1]. Das ägyptiſch-koptiſche, das ſemitiſche und das indo-germaniſche Sprachgebiet bilden drei in vorgeſchichtlicher Zeit aus einer Wurzel getriebene Stämme. In den Wurzeln der Wörter, ſowie in der Grundlage der Wortgliederung trifft man daher noch oft genug Uebereinſtimmung theils aller drei Stämme, theils je nur zwei derſelben miteinander, wie denn z. B. das Aegyptiſchkoptiſche und das Indogermaniſche die Wurzel **ti, dare**, in der weiteſten Ausdehnung für die Begriffe **geben** und **thun** feſtgehalten haben. Im Verlaufe der Zeit iſt die Bildung der Stämme ſelbſtthätig auseinandergegangen; wobei jedoch jene beiden erſten Sprachſtämme, ſowohl auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung ſtehen geblieben, als auch in ihrer Ausbildung ſelbſt ſich ungleich näher aneinander gehalten haben, als das Indogermaniſche, welches (mit einem reicheren Bildungstriebe begabt) ein, jene Stämme quantitativ und qualitativ weit überragendes, Gewächs erzeugte. Aus urſprünglicher Einheit iſt demnach, erſt im Fortgange der Zeit, die größere oder geringere gegenſeitige Verſchiedenheit hervorgegangen.

Dies möge genügen, um die bisherigen Anſichten anzudeuten; in der weiteren Erzählung werden ſich manche Zweifel aufklären, aber auch neue Schwierigkeiten erheben. Nach allen Seiten hin verlieren ſich die geſchichtlichen Fäden, in Sage und Mythos; obwohl für den beglaubigten Boden in neuerer Zeit außerordentlich viel aufgefunden und erwieſen iſt. Kein aſiatiſches Reich (vielleicht nur mit Ausnahme von China) iſt zu Folge unläugbarer Denkmale ſo alt als das ägyptiſche[2]; weshalb man anderwärts Vorgefundenes und Aehnliches, eben ſo gut von Aegypten

1 Schwartze, das alte Aegypten, erſten Theils, zweite Abtheilung.

2 Heeren Ideen II, 2, 133.

könnte ausſtrömen, als dahin fließen laſſen. Ueberhaupt aber darf man nicht vergeſſen, daß jedes Volk gewiſſe Dinge urſprünglich finden kann, oder wirklich findet: allgemeine Anſichten oder Bemerkungen z. B. über Witterung und Ackerbau, Zeitlauf, Leben und Tod, Entſtehen und Vergehen, trifft man faſt überall, ohne (beim Mangel anderer Beweiſe) daraus viel auf Herkunft und Zuſammenhang der Gedanken und Völker ſchließen zu dürfen.

Die Quellen für die ägyptiſche Geſchichte fließen ſpärlich und bedürfen einer ſtrengen Kritik, theils der Perſonen, theils des Inhalts halber. So waren alle berichterſtattende Griechen und Römer nur Ausländer, und die von ihnen vorzugsweiſe befragten Prieſter über alte Zeiten ebenfalls nicht genügend unterrichtet, oder geneigt durch vorſätzliche Erfindungen und Lügen[1] den Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Herrſchaft zu erhöhen. Deshalb konnte ſelbſt ein ſo ſcharfſinniger Beobachter wie Herodot im Einzelnen getäuſcht werden: und umgekehrt konnte der ſpätere Diodor gute Gründe haben[2] mit Vorſatz und Bewußtſeyn von ihm abzuweichen. Hieraus folgt indeß auf keine Weiſe, daß man Quellen verſchiedenen Alters und Gewichts vermiſchen dürfe, um gewünſchte Ergebniſſe herbeizuführen.

Ueber keinen Schriftſteller iſt Urtheil und Auslegung verſchiedener ausgefallen, als über Manetho einen ägyptiſchen Prieſter, der zur Zeit des Ptolemäus Lagi und Philadelphus lebte, und aus deſſen ägyptiſcher Geſchichte Bruchſtücke, oder vielmehr Verzeichniſſe der Königsreihen, übrig geblieben ſind. Man darf annehmen, daß Manetho die Quellen der ägyptiſchen Geſchichte vollſtändiger kannte und ſorgfältiger benutzte, als irgend ein Ausländer; gewiß aber litten auch für ihn dieſe Quellen an den ſoeben angedeuteten Mängeln; und der eigentliche Inhalt ſeines Werkes iſt, wie geſagt, faſt ganz bis auf Namen und

1 Hengſtenberg, Moſes 276.

2 Diod. I, 69.

Jahreszahlen verloren [1]. Gewiß wäre es einſeitig und unkritiſch dieſe Namen und Zahlen von vorn herein zu verwerfen, weil ſie mit der gewöhnlich angenommenen bibliſchen Zeitrechnung nicht ſtimmen; es erhebt ſich aber ein neuer und gewichtiger Zweifel gegen ihre geſchichtliche Wahrheit und Brauchbarkeit, wenn Manetho wirklich (wie ein ſcharfſinniger Gelehrter zu erweiſen geſucht hat [2]) ſeiner Zeitrechnung überall die aſtronomiſchen Hundſternperioden zum Grunde gelegt hat. Um dieſe genau zu füllen, mußte Manetho (oder ſeine Vorgänger) die geſchichtlichen Thatſachen auf das Bett des Prokruſtes bringen, und ohne Ehrfurcht vor der Wahrheit bald abnehmen, bald zuſetzen. Mit dieſer Auslegung des Manetho ſteht die Annahme in Verbindung, daß alle Königsfamilien aufeinander folgten und nicht mehrere derſelben gleichzeitig in verſchiedenen Theilen Aegyptens herrſchten [3]. Andere Gelehrte erklären ſich für das gleichzeitige Daſeyn mehrerer Reiche in Aegypten [4], weil hiedurch die langen Zeitperioden erklärlicher und kürzer werden, und weil ein Uebergang aus kleinern geſelligen Verbindungen in größere, für menſchliche Entwickelung die Regel ſey. Hiemit ſcheint übereinzuſtimmen, daß Herrſcherfamilien nach verſchiedenen Städten und Wohnorten benannt werden, daß ſie vielleicht verſchiedenen Tempeln und Prieſtergenoſſenſchaften gegenüberſtehen, und auf Inſchriften von Herrſchern des obern und untern Aegyptens die Rede iſt [5], welches auf eine frühere Trennung des Landes zurückſchließen läßt. — Der Wahrheit am nächſten dürfte die Anſicht ſeyn: daß die meiſten Dynaſtien Manetho's aufeinander folgen, einige der älteren aber nebeneinander herlaufen; doch ſtimmt dies wol nicht mit Manetho's eigener

1 Plath. quaest. aegypt. 11.

2 Böckhs, Manetho. Plath. quaest. 4, 8, 58.

3 Rosellini I, 1, 99.

4 Rühl Aegypten 127. Heeren II, 2, 104.

5 Inſchrift von Roſette, 3. Zeile. Ungarelli, Obelisci 109.

Ueberzeugung, oder wenigſtens nicht mit der Ueberzeugung ſeiner Abkürzer.

Weſentlich zur Aufklärung der Geſchichte tragen die Baudenkmale, ſowie deren Bildwerke und Hieroglyphen bei, woran Aegypten einen größeren Reichthum zeigt, als irgend ein Land der Welt. Doch dürfen wir ſchon hier bemerken, daß dieſer Reichthum den Mangel einer Literatur nicht erſetzt, ja ſelbſt hinter der geſchichtlichen Ausbeute griechiſcher und römiſcher Inſchriften zurückſteht.

Gewöhnlich nahm man an, daß von 30 Herrſcherfamilien Manetho's, die erſten 15 ganz fabelhaft ſeyen; wenn ſich jedoch ſchon Denkmale der dritten, oder doch gewiß der vierten Dynaſtie vorfinden [1], ſo rückt das geſchichtliche Daſeyn eines ägyptiſchen Reichs viel weiter hinauf, als man zeither glaubte. Möglich bleibt es indeſſen, daß Baudenkmale, Gemälde und Inſchriften [2], eben ſo wenig volle geſchichtliche Wahrheit darbieten, als Handſchriften und gedruckte Bücher. Hiemit wollen wir keineswegs einer übertriebenen Zweifelſucht das Wort reden, ſondern nur (bei ſo vielen noch immer entgegenſtehenden Behauptungen) auf die Nothwendigkeit weiterer, unbefangener Forſchungen hindeuten.

Obgleich die Anſicht, daß Bildung und Anbau Aegyptens ſich von Süden nach Norden verbreitet habe, immer mehr Widerſpruch findet, müſſen wir doch derſelben nochmals, als der älteren Erwähnung thun, bevor wir die Ergebniſſe der neueſten Unterſuchungen im Zuſammenhange vorlegen. Jene Anſicht ſtützt ſich (abgeſehen von den bereits oben mitgetheilten Gründen für eine Einwanderung von Süden her) vorzüglich darauf: daß Nubien die Wiege der ägyptiſchen Baukunſt ſey und in den dortigen Denkmälern die Grundformen und Vorbilder alles nördlicher

1 Bunſen II, IV.

2 So iſt unwahr das Gemälde über Alexanders III und Friedrichs I Verſöhnung, über den Einzug Napoleons in Berlin mit den vielen Frauen u. ſ. w.

Erbauten zu finden ſeyen[1]. Es zeige ſich von rohen in die Gebirgsmaſſen eingegrabenen Denkmalen an, ein Fortſchritt bis zur Vollendung der Baukunſt, und nächſtdem auch Ausartung und Verfall. Manches Nubiſche ſey ſo roh und unvollkommen, daß es uralt ſeyn müſſe, und unmöglich gefertigt ſeyn könne, nachdem viel Vollendeteres bereits vorhanden und gekannt war. Die außerordentliche Aehnlichkeit der alten Aegypter, mit den heutigen nubiſchen Stämmen der Berber[2], oder Barabra, unterſtütze außerdem die Behauptung über den engſten Zuſammenhang beider Länder.

Hiegegen wird eingewandt: eine ältere, eigenthümliche, unabhängige Bildung der Aethiopen und Nubier[3], iſt unerweislich, oder doch unerwieſen, und insbeſondere ſind die Bauwerke nach Form und Verzierung durchaus ägyptiſch, und ſehr wahrſcheinlich in den Zeiten aufgeführt, wo die Aegypter über dieſe ſüdlichen Länder herrſchten. So gehören die großen Tempel, Grabmäler und Koloſſen bei Ipſambul (Abuſambul) ganz der ägyptiſchen Kunſt an[4], und tragen zu deſſen vollem Beweiſe Namen und Zeichen Ramſes oder Remeſes des Großen. Andere Bauwerke in dieſen Gegenden ſind (wie Inſchriften darthun) aus der Zeit der Ptolemäer und Römer.

Ein Zweifler könnte nach Anhörung dieſer Doppelgründe noch fragen und bemerken: ließe ſich nicht annehmen, daß die Einwanderung von Süden nach Norden vor ſich gegangen, die Bildung in Aegypten hierauf aber viel ſchneller vorgerückt ſey[5], und dann wiederum auf ſüdlichere Länder eingewirkt habe? Die Einheit des baukünſtleriſchen

1 Gau, Denkmäler von Nubien. Heeren II, 2, 109.

2 Rosellini II, 77.

3 Hengſtenberg Moſes 19.

4 Wilkinſon Theben 495. Heeren II, 1, 385.

5 Herod. II, 30. Schwartze Prolegomena in Religionem veterum Aegyptiorum 189. Cailliaud Voyage à Meroe III, 272.

Syſtems entſcheidet noch nicht über die Richtung der Wanderungen, und neue Inſchriften laſſen ſich auch auf alte Säulen und Gebäude ſetzen. Dies um ſo mehr, da es nicht wahrſcheinlich iſt [1], daß Ptolemäer und Römer Neigung und Veranlaſſung hatten, viel Gebäude in Nubien zu errichten.

Für den Anbau Aegyptens von Süden her, iſt der von den Alten oft erwähnte und gerühmte Prieſterſtaat von Meroe angeführt worden [2]. Derſelbe lag, faſt ganz vom Nile und anderen Flüſſen eingeſchloſſen zwiſchen dem 13. und 18. Grade nördlicher Breite, und hatte (während weſtlich Sandwüſten und öſtlich kahle Bergrücken ſich hinſtreckten) Ueberfluß an Waſſer und Erzeugniſſen mancherlei Art. Die Stadt Meroe war der Mittelpunkt eines bedeutenden Karavanenhandels zwiſchen Aegypten und Aethiopien; ſie lag an der Straße nach Axum und ſtand in Verbindung mit dem ſüdlichen Arabien und mittelbar mit Indien. Es finden ſich im Lande viele große und kleine Tempel, ſowie auch Pyramiden und Koloſſen; das Meiſte in Hinſicht auf Bauart, Hieroglyphen und Bildwerke mit dem Aegyptiſchen übereinſtimmend: neben Vollkommnerem, auch Schlechtes und Häßliches, neben Uraltem auch Griechiſches, Römiſches und Chriſtliches, faſt Alles jedoch nur in Bruchſtücken und Ruinen, zwiſchen welchen jetzt nur Räuber, oder wilde Thiere umherſchweifen.

Während zu Folge einiger Nachrichten Prieſter in Meroe ſelbſt über die Könige herrſchten [3], bis einer der letzten jene niederhauen ließ, während Theben und Ammonium als Kolonien des ſüdlichen Prieſterſtaates von Meroe ausgegeben werden; verſetzen Andere (ſo ſcheint es)

1 So beſtreitet Parthey (Reiſe nach Aegypten 365), daß die Gebäude auf Philä aus der ptolemäiſchen und ſpätern Zeit ſeyen. Das Hauptſächlichſte gehöre den Pharaonen.

2 Heeren II, 1, 399. Legh Journey in Egypt. 183.

3 Strabo XVII, 316.

den Urſprung wenigſtens der Stadt Meroe in die Zeit des Cambyſes [1], welcher aber gewiß nichts gethan haben würde für ägyptiſche Prieſter und ägyptiſchen Gottesdienſt.

Auch in Aethiopien ſollen neben den herrſchenden Prieſtern Könige geſtanden haben [2], deren Abhängigkeit ſo weit gegangen ſey, daß ſie (den angeblich göttlichen Ausſprüchen jener gemäß) ſich ſelbſt umbringen mußten. Erſt zur Zeit des zweiten Ptolemäus habe Ergamenes, über ſolche Willkür erzürnt, die Prieſter ergreifen und erdroſſeln laſſen.

Kehren wir, nach dieſen Seitenblicken wieder zu Aegypten zurück, ſo können wir den erſten Abſchnitt angeblich ägyptiſcher Geſchichte (die Zeit der Regierung unſterblicher Götter, bis auf Oſiris den erſten ſterblichen Gott) ganz zur Seite laſſen; aber auch weiter abwärts fehlt es nicht an Lücken und Widerſprüchen, und trotz der ſcharfſinnigſten Bemühungen iſt noch keine volle Uebereinſtimmung zwiſchen Manetho, Herodot, Diodor und der Bibel herbeigeführt. Dennoch iſt Vieles jetzt zur Gewißheit erhoben, oder der Wahrheit ohne Vergleich näher gebracht, als man vor funfzig Jahren zu hoffen wagte.

Die ägyptiſche Geſchichte zerfällt ohne Zweifel in drei Hauptheile, die des alten, mittleren und neuen Reiches [3]. Ihre Dauer iſt zwar noch keineswegs genau, aber trotz großer Widerſprüche doch hinreichend ermittelt, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß keine bis jetzt beglaubigte Geſchichte ſoweit hinaufreicht, als die ägyptiſche. Zufolge eines Ueberſchlages umfaßte die Zeit des älteren

Reiches	1300	Jahre
des mittleren	900	„
des neuen [4]	1300	„
Summa	3500	Jahre.

1 Diodor I, 33.

2 Ebendaſ. III, 6.

3 Bunſen I, 133.

4 Böckh rückt in ſeinem Manetho die Zeiträume noch viel weiter hinauf und zwar

Eine andere Ueberſicht ſetzt Menes [1] den erſten König

der erſten Dynaſtie	3643	vor	Chriſtus
den Anfang der vierten Dynaſtie	3229	=	=
= = = zwölften =	2801	=	=
das Ende des alten Reiches	2568	=	=
den Anfang der Hykſosherrſcher	2567	=	=
das Ende = =	1639	=	=
den Anfang der neunzehnten Dynaſtie	1409	=	=

Die 15., 16. und 17 Dynaſtie des Manetho umfaßt die Herrſchaft der Hirtenkönige, mit der 18. wird das eigentlich ägyptiſche Reich hergeſtellt. Noch immer zeigen ſich die größten Verſchiedenheiten bei Aufſtellung einer geſchichtlichen ägyptiſchen Zeitrechnung, und ohne Zweifel bleibt noch Vieles zu verändern und zu berichtigen übrig, jedenfalls kann es aber hiebei nicht für den oberſten Grundſatz geſchichtlicher Kritik gelten, der unſichern Kunde und Zeitrechnung über die Sündfluth, mehr Gewicht beizulegen, als ägyptiſchen Denkmalen und Inſchriften, und um jener willen die Zeit des Menes tiefer hinabzurücken [2]. Wenn die 17, oder doch 16 erſten Herrſcherfamilien Manetho's, nicht (wie man ſonſt glaubte) ganz fabelhaft ſind; wenn ſich Denkmale ſeit der dritten Dynaſtie und monumentale Quellen für das geſammte ältere Reich vorfinden, ſo wird man auch nicht mehr läugnen dürfen, daß Menes ſchon Sprache, Schrift und Götterkreiſe vorfand [3], und viel Zeit und Thä-

den Anfang des älteren Reiches	auf	5702	vor	Chriſtus
= = der Herrſchaft der Hykſos	=	2607	=	=
= = des neuen Reiches	=	1655	=	=

Henry (Egypte pharaonique I, 85) ſetzt endlich Menes auf 5303 Jahre v. Chr., und ſeine Regententafeln zeigen die außerordentlichen Abweichungen der Quellen. Osburn (Egypt. 8) verkürzt dagegen einen Zeitraum Manetho's vor der 18. Dynaſtie, von 2000 auf 250 Jahre.

1 Bunſen III, 122.

2 Wilkinson Thebes 506 ſetzt Menes nicht höher hinauf, for fear of interfering with the date of the deluge of Noah.

3 Bunſen I, 364. Henry I, 140 u. f. S. leitet dieſe Kennt-

tigkeit vorhergehen mußte, ehe er Aegypten zu einem mächtigen Reiche vereinigen konnte.

Zur Aufſtellung der Geſchichte des älteren Reiches haben wir (außer Manetho und den alten Geſchichtſchreibern) drei Quellen, welche ins 13.—15. Jahrhundert vor Chriſtus gehören: die Königstafeln oder Abbildungen von Karnak und Abydos, eine mit hieratiſchen Buchſtaben geſchriebene Urkunde auf Papyrus, und die mit kritiſchem Scharfſinn entworfene Königsliſte des Eratoſthenes [1], welche jedoch in einzelnen Punkten von Manetho abweicht. Aber freilich reichen bis jetzt dieſe älteſten, gleichwie alle jüngeren Hülfsmittel nicht aus, die langen Zeiträume der ägyptiſchen Geſchichte mit ächtem Inhalte auszufüllen; und ſo erfreuliche Fortſchritte auch die Entzifferung der Hieroglyphen zu machen ſcheint, ſo iſt doch die Frage, ob ſie jemals auch nur ſo viel Ausbeute und Belehrung geben werden, wie einzelne Kapitel eines ächten Geſchichtſchreibers. Was helfen Formeln, Gebete, Titel, bloße Worte zur Aufklärung der Geſchichte, wenn es z. B. in der Grabſchrift einer Königinn heißt: o du königliche Gemahlinn, himmliſche Gemahlinn, wirkliche Mutter und Herrinn der Welt! — Oder von Seſoſtris: er iſt der lebendige und wohlthuende Gott, der Stellvertreter des Ammon, des Mars und der Sonne in der oberen Region, der König Ra-Sate, erwählt durch Phre, der Lenker und Beſchützer Aegyptens, der Sohn der Götter, der Geliebte Ammons, Ramſes der ewige Beleber [2]. — Daß wir Aeußerungen vorſtehender Art (möge nun Roſellini mehr, oder minder richtig entziffert haben) auf den ägyptiſchen Denkmälern ſuchen

niſſe her von vorſündfluthlichen Völkern, welche an Bildung alle ſpäteren weit übertroffen hätten. Die Geſchichte Aegyptens zeige keine fortſchreitende Entwickelung, ſondern ein ſtetes Herabſinken.

1 Nach Eratoſthenes dauerte das ältere Reich 1076 Jahre, unter 38 Königen. Bunſen II, 21.

2 Rosellini I, 1, 251.

und vermuthen dürfen, lehrt der Obeliſk Hermapions[1], der auf allen Seiten nur leere, pomphafte Floſkeln enthält. — Deßungeachtet wollen wir zugeſtehen, daß neben ſolchen morgenländiſchen, ſich ſelbſt überbietenden Titeln und Lobpreiſungen, auch geſchichtliche Angaben vorhanden waren, und ſich deren auf den Papyrusrollen gewiß noch mehrere finden werden. Wenn endlich ſchriftliche Quellen auch ärmlich fließen, ſo iſt uns durch Denkmale und Bildwerke eine inhaltsreichere Geſchichte ägyptiſcher Civiliſation gegeben, als bloße Schriftgelehrte zu hoffen wagten.

Doch wäre es, bei den obwaltenden Verhältniſſen für unſere Zwecke ganz unpaſſend, leere Verzeichniſſe von bloßen Königsnamen und Regierungsjahren mitzutheilen; es genügt diejenigen Herrſcher vorzuführen, über deren Thaten einige Kunde erhalten iſt, oder welche zu Vermuthungen und Bemerkungen Gelegenheit geben.

Wenn Menes der älteſte beglaubigte König und der Gründer von Meuphis iſt, ſo würde bei der Annahme einer allmäligen Bebauung Aegyptens von Norden nach Süden, Theben die jüngere Stadt, es würden die Denkmale Mittelägytens insbeſondere die Pyramiden die älteſten Bauwerke ſeyn[2]. Bei der umgekehrten Vorausſetzung iſt Theben mit ſeinen Denkmalen älter[3]; ſo daß Menes entweder zwei Reiche vereinte, oder den Herrſcherſitz von Theben nach Memphis verlegte.

So unnütz die Erbauung der Pyramiden war (von ihnen weiter unten Näheres)[4], ſo großartig und heilſam waren die Unternehmungen Amenemhas oder Thutemoſis III, des Möris der Griechen. Durch Kanäle, Dämme und Schleuſen ward das Nilwaſſer geleitet und verbreitet, und in dem nach jenem benannten Mörisſee für den Jahres-

1 Ideler Hermapion, appendix 49.

2 Wilkinſon, Theben 2. Lepſius in den Monatsberichten der berliner Akademie 1843, S. 180.

3 Heyne de fontibus Diodori 33.

4 Rosellini I, 1, 233, 266.

verbrauch geſammelt. Mag nun ein vorgefundener See verbreitet und vertieft, oder einer ganz neu gegraben ſeyn, immer verdient Gedanke und Ausführung das größte Lob. In der Mitte des Sees ſtanden zwei Pyramiden [1], und auf ihren Spitzen die Bildſäulen des Königs und der Königinn; nicht um in eine todte Wüſte, ſondern ein Land zu überſchauen, welches ihre Thätigkeit in ein neues Leben gerufen hatte.

Obgleich die griechiſchen Geſchichtſchreiber in ihren Berichten über ägyptiſche Geſchichte, aus der großen Zahl von Königen nur die thätigſten und merkwürdigſten erwähnen, die meiſten aber mit Stillſchweigen übergehen; nehmen ſie doch an, daß (mit Ausnahme der Herrſchaft einiger ſtammverwandten äthiopiſchen Könige [2]) die Geſammtentwickelung eine ruhige, ununterbrochene geweſen ſey. Laut Manetho eroberte aber ein aſiatiſcher, öſtlicher Stamm, die Hykſos, Aegypten ohne Mühe und beherrſchten daſſelbe unter drei Dynaſtien über 800 Jahre. Dieſe kurze Nachricht iſt im Joſephus (angeblich aus Manetho) umſtändlicher erörtert, welche Erörterung aber von mehreren Entzifferern der Hieroglyphen [3] als untergeſchoben und erlogen behandelt wird. Wenn man nun nicht dieſer Anſicht beitreten, oder noch weiter gehend, Alles von den Hykſos Berichtete kurzweg verwerfen will, ſo bleibt die nächſte Frage, wer ſie waren und woher ſie kamen? Gewiß kamen ſie nicht von Süden, oder Weſten; wenn aber von Nordoſten, ſo mußten ſie zu der größern ſemitiſchen Sprach- und Völkerfamilie gehören; ſie mußten Kananiter oder Araber und als ein Hirtenſtamm Nomaden ſeyn. Der letzte Umſtand macht es ſehr zweifelhaft, daß ſie aus dem

1 Diodor I, 52.

2 Ebendaſ. I, 44.

3 It bears the evident stamp of anachronism, and in some parts of pure invention. Wilkinson, Thebes 505. — Manifestamente mentite e sconvolte. Rosellini I, 1, 307.

kleinen, eigentlichen Phönicien ſtammten, wo ſeit uralter Zeit nur von Stadtleben und Handel die Rede iſt [1].

Die Hykſos (hat man deshalb geſagt) ſind Israeliten [2]. Dem Berichte des Manetho liegen keine älteren einheimiſchen Quellen zum Grunde; derſelbe iſt vielmehr hervorgegangen aus einer Umbildung des von den Juden erhaltenen geſchichtlichen Stoffes, im Intereſſe ägyptiſcher Nationaleitelkeit. — Mag auch die ſpätere Vertreibung der Hykſos den Aegyptern zum Ruhme gereichen, ſo war doch die Unterjochung des Landes auf ſo lange Zeit ohne Zweifel eine, fremden Reiſenden deshalb vielleicht verheimlichte Schmach [3]. — Die Juden (ſagen andere Gelehrte) ſind nicht die Hykſos. Jene herrſchten nie in Aegypten, und fanden, als ſie dahin kamen, ſchon einen Hykſoskönig vor. Doch beſtand neben dieſer Fremdherrſchaft in Mittel- und Unterägypten, gewiß eine einheimiſche Herrſchaft in Oberägypten und Theben, von welcher auch noch einige beſchädigte Denkmale übrig ſind [4].

Obgleich es ſcheint, daß man ſich mit dem Geſagten der mittleren Wahrheit genähert habe, bleiben doch noch mancherlei Fragen übrig, deren Beantwortung jeder Theilnehmende von den, Aegyptens Kundigeren erwartet. So z. B.: wenn die Juden (gleichwie die Hykſos) Hirten waren und von Nordoſten her einwanderten, ſo beſtand zwiſchen beiden Stamm- und Sittenverwandtſchaft, und die freundliche Aufnahme der erſten durch einen Hykſoskönig [5] erſchiene natürlich genug. Wie verträgt ſich aber hiemit,

1 Doch fallen dieſe Zuſtände wol in ſpätere Zeiten.

2 Hengſtenberg, Moſes 260.

3 Rosellini I, 1, 175, 181. Bertheau, die Bewohner Paläſtinas 233.

4 Bunſen I, 59.

5 Osburn, Ancient Egypt S. 7 ſagt: ſeine Anſicht, ein Hykſoskönig habe Joſeph empfangen, beruhe auf langen chronologiſchen Unterſuchungen, Er theilt aber die Beweiſe nicht mit.

daß Viehhirten den herrſchenden Hykſos ein Gräuel ſind [1], oder die unterjochten Aegypter dieſe Abneigung ſchroff an den Tag legen dürfen? — Wenn ferner die Religionsanſicht der Hykſos ganz von der ägyptiſchen verſchieden war [2], wie iſt nach 800jähriger Regierung der Hykſos die letzte weder zerſtört, noch die erſte herrſchend geworden? Iſt es irgend glaublich, daß nach einer ſo beiſpiellos langen Fremdherrſchaft eine vollkommene Wiedergeburt und Herſtellung alles Altägyptiſchen möglich war? Oder behielten die Sitten und Einrichtungen der Aegypter, als des gebildeteren Volkes, neben der Herrſchaft der Hykſos Gewicht und Anwendung, und wurden die letzten durch Hülfe der erſten vorwärts gebracht? Wenn die Juden ſelbſt die Hykſos ſind, wie können die bibliſchen Bücher über ihre Herrſchaft in Aegypten ſchweigen? Wenn ſie von den Juden verſchieden, aber ihnen günſtig waren, warum fehlen alle Nachrichten über ihre Vertreibung [3], welche den in Unterägypten wohnenden Israeliten nicht verborgen bleiben konnte, und für ſie von der höchſten Wichtigkeit war? Im Fall die Könige, welche die Juden bedrückten, keine Hykſos ſind, wo waren jene her, wo ſind dieſe hingekommen? Wie erklärt man, daß bibliſche und helleniſche Quellen hierüber ganz ſchweigen, oder faſt nur Unglaubliches berichten [4]? Hat derſelbe König ſowohl die Hykſos, als die Juden verjagt? oder Amos (Thutmoſis) die erſten, und ein anderer (etwa Ramſes II oder III) die letzten? Soll dieſer, oder einer von ihnen erſt mit Roß und Mann ertrunken, und dann neben den in der Wüſte umherziehenden Juden auf

1 Moſes I, 43, 32; 46, 34. Böckh Manetho 293 legt gar kein Gewicht auf dieſe bibliſchen Nachrichten.

2 Münchener gelehrte Anzeigen 1841, 595.

3 Nach Bunſen I, 237 giebt es eine Stammverwandtſchaft zwiſchen Juden und Hykſos, aber die Vertreibung dieſer und das Ausziehen jener ſey nicht zuſammenzuwerfen.

4 Rosellini I, I, 299.

Eroberungen ausgegangen ſeyn? Oder wie kommt es, daß ägyptiſche Könige Herren eines großen Theils von Aſien werden konnten, ohne daß die, damals angeblich ſchon Bücher ſchreibenden Juden, es bemerkten und darüber berichteten? Sind die Oberägypter und Aethiopen während der Herrſchaft der Hykſos zu einem Reiche verbunden geweſen, und haben ſie zu ihrer Vertreibung gemeinſam gewirkt[1]?

Im Vergleiche mit der in dieſen Gegenden herrſchenden geſchichtlichen Ungewißheit, ſind andere ſonſt für mythiſch gehaltene Berichte faſt als beglaubigt zu betrachten. Amos oder Amenof, das Haupt des 18. Herrſchergeſchlechtes vereinigte wiederum Aegypten, Menephta I (Sethos) drang über deſſen Gränzen hinaus bis Syrien, vielleicht gen Perſien, und deſſen Sohn war der noch weit berühmtere Seſoſtris (Ramſes II, oder III).

Sieben Menſchenalter nach Möris, noch vor den trojaniſchen Krieg, ſetzten helleniſche Quellen dieſen ägyptiſchen König Seſoſtris. Während früher allzuſcharfe Kritiker[2], meiſt aus verneinenden Gründen, ſein geſchichtliches Daſeyn ganz läugneten, und ihn in ein Symbol, oder eine aſtronomiſche Mythe verwandeln wollen, behaupten neuere Forſcher, daß drei Könige auf den Namen des Seſoſtris Anſpruch machen können, und ihre Thaten vermiſcht, oder auf ein Haupt gehäuft worden ſind. Der ältere König und Geſetzgeber Seſoſtris oder Seſortoſis gehörte zur dritten Dynaſtie, ein zweiter Seſoſtris aus der 12. wird als ein Eroberer bezeichnet; der ächte, oder größte Seſoſtris, ſey Ramſes oder Rameſſes III, zur 18. oder 19. (manethoiſchen) Dynaſtie gehörig[3]. Die, wenigſtens theil-

1 Lepſius, Monatsbericht Nov. 1844. — Sachverſtändige machen Hoffnung, daß alle dieſe Fragen bald würden gelöſet werden.

2 The most positive asseverations of a modern go for nothing, when they are unsupported by the contradictory testimony of some ancient contemporary writer. Burke, Speeches I, 68.

3 Rosellini I, 1, 256; III, 2, 82.

weiſe noch vorhandenen, Tempel und Kunſtdenkmale dieſes Ramſes übertreffen an Zahl und Schönheit die aller übrigen Pharaonen [1], und erweiſen ſeine Macht, ſein Glück, ſeine Eroberungen. Mögen dieſe ſich nur auf benachbarte Stämme [2], oder (wie Herodot erzählt) bis nach Thracien und zum Phaſis, oder (wie Diodor berichtet) bis nach Baktrien und zum Ganges erſtreckt haben; gewiß ſtanden die Aegypter weder vorher noch nachher auf ſolcher Höhe der Macht und Bildung; es iſt der Wendepunkt ihrer ganzen Geſchichte. Gefangene Könige zogen des Rameſſes Triumphwagen; gefangene Soldaten und weggeführte Einwohner mußten in vielen Städten, den daſelbſt am meiſten verehrten Göttern, Tempel erbauen, deren Inſchrift beſagte, daß kein Eingeborener daran gearbeitet habe. Manche Ortſchaften wurden nach des Königs Befehl auf Hügeln neu angelegt oder dahin verpflanzt, damit der angeſchwollene Nil ihnen nicht gefährlich bleibe; es wurden von Memphis aus Kanäle ins Meer gezogen und auf der Erdenge von Suez eine Mauer gegen die Araber und Syrer errichtet. Große Obelisken mit Hieroglyphen bedeckt verkündeten ſeine Thaten. Dreißig Ellen hohe Bildſäulen ſtellten ihn und ſeine Gemahlinn, 20 Ellen hohe ihr vier Söhne dar. Ein Daumen jener Bildſäule iſt zwei Fuß vier Zoll lang, die Augen ſind 10½ Zoll lang und viere breit [3]. Als Darius Hyſtaspes ſeine Bildſäule vor der des Seſoſtris errichten wollte, widerſprachen die Prieſter, weil des Aegypters Thaten größer geweſen wären, und Darius hielt ihnen dieſe Aeußerung zu Gute.

Im Alter, erzählt Diodor, erblindete Seſoſtris und wählte einen freiwilligen Tod [4]. Unter ſeinen Nachfolgern gingen alle Eroberungen außerhalb Aegyptens wieder ver-

1 Nach Rosellini III, 2, 84.

2 Osburn 43.

3 Rosellini III, 2, 68.

4 Diod I, 58.

loren, und hinterließen nicht einmal ſo viel Spuren, oder geſchichtliche Folgen, als die Alexanders des Macedoniers. Wie wenn die Aegypter Herren von Griechenland geworden und geblieben wären? Würden die Folgen erfreulicher geweſen ſeyn, als wenn die Perſer obgeſiegt hätten?

Schwerlich hat Aegypten jemals mehr Einwohner gehabt, als zur Zeit des Seſoſtris, dennoch bezweifeln wir, daß (wie Diodor berichtet) ſein Heer zählte 600,000 Fußgänger, 24,000 Reiter und 27,000 Wagen, und daß 1700 ägyptiſche Söhne an einem Tage mit dem Könige geboren und mit ihm erzogen wurden. Dies gäbe jährlich 620,500 männliche Geburten und mit 30 (als der Dauer einer mittleren Lebenslänge) vermehrt, 18½ Millionen Bewohner männlichen, oder etwa 37 Millionen beiderlei Geſchlechts. Dieſe Zahl iſt offenbar irrig; denn wenn wir auch die Größe der fruchtbaren Theile Aegyptens, ſtatt mit d'Anville auf 756, auf 1500 Geviertmeilen anſetzen, ſo müßten doch auf jeder über 24,000 Menſchen gelebt haben. Eine andere Angabe Diodors [2], daß die Bevölkerung in den beſten Zeiten ſieben Millionen betragen habe, kommt der Wahrheit ohne Zweifel viel näher.

Ketes oder Proteus herrſchte um die Zeit des trojaniſchen Krieges. Zu ihm kam (der fabelhaften Sage zufolge) Paris mit der Helena, ward aber gezwungen ſie nach Entdeckung ſeines Unrechts mit allen Schätzen in Aegypten zurückzulaſſen und Menelaos ſuchte ſie erſt hier, nachdem man ſie nicht in Troja gefunden hatte. Der Bericht von den Verwandlungen des Proteus [3] beruht nach Einigen darauf, daß die Aegypter ihren Königen, zum

1 Diod. I, 54.

2 Ebendaſ. I, 31.

3 Die Nachricht Diodor's (I, 62), Proteus ſey aus den minder Edeln (ἀδόξων) gewählt worden, ſteht vereinzelt und unerklärt. — Die Unterſuchung, wie es kam, daß die Griechen den fabelhaften Proteus, mit der Perſon eines angeblich ägyptiſchen Königs verbanden, gehört nicht hieher.

Zeichen der Obergewalt, Löwenköpfe, Ochſenköpfe, Zweige, Federn u. ſ. w., oder die Abbildungen aller dieſer Gegenſtände als Sinnbilder am Haupte befeſtigten; nach Anderen liegt dagegen die allgemeine Anſicht der Hellenen von der Natur der Meergötter zum Grunde, oder auch die Lehre von der Fortdauer des Weſens, bei allem Wechſel der Form.

Rhampſinitus, des Proteus Nachfolger, hatte (ſo wird erzählt) einen größeren Schatz, als je ein König Aegyptens, und ließ zu deſſen Aufbewahrung ein feſtes ſteinernes Haus neben ſeinem Palaſte errichten. Allein der Baumeiſter brachte einen beweglichen Stein in der Mauer an, und vertraute ſeinen beiden Söhnen vor dem Tode, wie ſie ihn herausnehmen und ſo zu den königlichen Schätzen gelangen könnten. Rhampſinitus bemerkte, daß dieſe ſich verminderten und ließ Fallen legen, in denen auch der eine Bruder bald gefangen ward. Für mich, ſprach dieſer zum anderen, iſt keine Rettung möglich; darum ſchneide mir den Kopf ab und rette dich. Es geſchah, und der König fand erſtaunt den Rumpf ohne Haupt, und das Haus unverletzt ohne weiteren Eingang und Ausgang. In der Hoffnung jedoch, daß ſich vielleicht Jemand durch Zeichen der Theilnahme verrathen möchte, ließ er den Leichnam an einer Mauer aufhängen und Wache dabei ſtellen. Wirklich trieb auch der am Leben gebliebene Bruder, mit Weinſchläuchen beladene Eſel neben der Wache hin, löſete hier liſtig und unvermerkt einige Pfropfen und ſchrie dann als ein Unglücklicher um Hülfe. Die herzueilenden Wächter eigneten ſich das Meiſte zu, erhielten nachher gern noch mehr und wurden ſo ſchlaftrunken, daß der liſtige Treiber ihnen zum Schimpf den halben Bart abſcheren und den Leichnam ſeines Bruders unbemerkt mit hinwegnehmen konnte. Rhampſinitus, hiedurch von Neuem aufgereizt, wollte jetzt um jeden Preis den Thäter kennen lernen, und ſchickte zu dieſem Zwecke ſeine Tochter in ein Haus, wo ſie jedem ihre Gunſt verſprechen ſolle, wenn er ihr die klügſte und ſchändlichſte That ſeines Lebens erzähle. Komme

dann der Thäter, ſo ſolle ſie ihn greifen und nicht wieder hinauslaſſen. Er kam auch wirklich und erzählte Alles; als die Königstochter aber zugriff, faßte ſie nur den Arm, welchen jener dem Leichnam abgeſchnitten und vorgeſtreckt hatte: er ſelbſt entfloh. Da erſtaunte Rhampſinitus noch mehr, ſicherte dem Thäter Verzeihung, ja Belohnungen zu, und gab ihm, da er ſich nunmehr vertrauensvoll ſtellte, als dem klügſten Aegypter, ſogar ſeine Tochter zur Ehe. — So der ſagenhafte Bericht.

Die nachfolgenden Könige erbauten (laut Herodots Erzählung) die Pyramiden, nicht ohne großen Druck des Volkes; erſt Myeerinus eröffnete die lang geſchloſſenen Tempel wieder und erleichterte die Laſten. Dennoch ſcheinen ſich ſpäter Unruhen erzeugt und kleinere Staaten gebildet zu haben, welche es den Aethiopen unter Sabako möglich machten (um die Zeit der Erbauung Roms und der Einführung zehnjähriger Archonten in Athen), Aegypten vierzig Jahre lang zu unterjochen. Sabako gab freiwillig dieſe Eroberung wieder auf, und Sethos, ein Prieſter des Hephaiſtos, gewann die Herrſchaft. Als er aber die Kriegerkaſte durch Abnahme von Ländereien kränkte, wollte ſie ihm nicht gegen Sanherib, den König der Aſſyrer, folgen, und er ſah ſich genöthigt Krämer und Handwerker anzuwerben. Wahrſcheinlich würde er aber geſchlagen worden ſeyn, wenn nicht eine Peſt im feindlichen Lager ausgebrochen wäre; oder wenn nicht die Mäuſe, der Sage zufolge, die Sehnen der aſſyriſchen Bogen in einer Nacht zerfreſſen und ſo zum Rückzuge Veranlaſſung gegeben hätten. — Nach dem Tode des Sethos zerfiel Aegypten in zwölf Theile; zwölf Männer herrſchten mit gleichen Rechten, bis Pſammitichus aus Sais alle ſeine Genoſſen mit Hülfe von Ionern und Karern beſiegte und Alleinherrſcher von Aegypten ward.

Von Pſammitichus bis Pſammenitus[1] von 660 bis

1 Laut Böckh's Manetho 654 v. Chr.

525 vor Chriſtus, 135 Jahre lang, blieb Aegypten zwar noch ſelbſtändig, aber es blieb nicht mehr das alte Aegypten. Theben zerfiel ſchon in Ruinen, Memphis galt zwar noch als Hauptſtadt, aber die Könige wohnten gewöhnlich in Sais, und Niederägypten ward immer bedeutender. Die Staatskunſt und der Volkscharakter nahm eine andere Wendung, der Haß gegen Fremde und Handel verminderte ſich, Hellenen wurden im Lande aufgenommen und man dachte an Erwerb und Seemacht [1]. Buchſtabenſchrift trat häufiger an die Stelle der Zeichenſchrift und die alte Strenge der Kaſteneintheilungen nahm ab.

Durch dies Alles mußten die Prieſter an Einfluß verlieren; deßungeachtet wagte es Pſammitichus noch nicht ſie geradehin zu beleidigen, ſondern erbaute die mittäglichen Vorhallen am Tempel des Hephaiſtos und war in ſo fern ein Herrſcher nach ihrem Sinne. Dagegen behielt er die fremden Söldner, welche ihm die Alleinherrſchaft gewinnen halfen, im Lande, und gab ihnen Grundſtücke an der peluſiſchen Mündung des Nils; worüber die Kriegerkaſte ſo erzürnte daß ein großer Theil, ohne Rückſicht auf Gegenvorſtellungen, nach Aethiopien auswanderte. Sie erhielten Wohnſitze von den Königen von Meroe, erbauten einige Städte (unter andern Sembobytis und Eſar) und gründeten einen Staat, der mehrere Jahrhunderte dauerte. — Pſammitichus ſchloß hierauf ein Handelsbündniß mit Athen und ließ viele ägyptiſche Kinder griechiſch lernen; er eroberte Asdod in Paläſtina von den Aſſyrern, und hielt die von Aſien her eindringenden Scythen, wahrſcheinlich durch Geſchenke und Unterhandlungen, zurück.

Necho, ſein Sohn, welcher auf ihn folgte, bildete eine Seemacht im rothen und Mittelmeere, und beſiegte

[1] Dem Allem gleichzeitig war Dejoces in Medien, die chäldäiſch-babyloniſche Monarchie, das Entſtehen der perſiſchen Monarchie, die Könige Roms von Numa Pompilius bis Servius Tullius, Drako, Solon und Piſiſtratus in Athen, der Untergang des Reiches Juda und die babyloniſche Gefangenſchaft.

nicht allein Joſias den König der Juden, ſondern ſchlug auch die Syrer bei Magdolus, eroberte Kadytis eine ihrer größten Städte, und drang bis zum Euphrat; alle dieſe Eroberungen gingen indeſſen durch die große Niederlage verloren, welche ihm Nebukadnezar 608 Jahre vor Chriſtus bei Circeſium am Euphrat beibrachte. Auf innere Verbeſſerungen beſchränkt, ließ Necho jetzt einen Kanal zur Verbindung des Mittelmeeres und des rothen Meeres beginnen, welcher wenig oberhalb Bubaſtis in den Nil trat. Als ihm aber ein Orakel verkündete, er arbeite auch hier für Barbaren, ſo befahl er die Arbeiten einzuſtellen, und erſt Darius der Perſer ſetzte das Werk fort und Ptolemäus II [1] vollendete den Kanal. Seine Länge betrug zu Schiffe vier Tagereiſen, und zwei Dreiruderer (Trieren) konnten ihn neben einander befahren.

Pſammis, Necho's Sohn, herrſchte nur ſechs Jahre und ſtarb nach einem unentſcheidenden Zuge gegen die Aethiopen. Sein Sohn Apries (der Pharao Hophra der Juden) eroberte Sidon und ſchlugdie tyriſche Flotte, konnte aber Zedikaa und Jeruſalem nicht vor Nebukadnezar ſchützen, und ein Zug gegen die Griechen in Cyrene und deren König Battus, ſtürzte ihn endlich ins Verderben. Denn als ſein Heer geſchlagen ward, glaubte die Kriegerkaſte er habe ſie vorſätzlich dem Untergange ausgeſetzt, weil er die Kriege lieber mit Söldnern führe. Amaſis, welcher Ruhe unter den Empörern ſtiften ſollte, ging zu ihnen über, und Patarbenis, welchen der König nachſchickte um den Amaſis zurückzubringen, mußte den Hohn erfahren, daß dieſer ſich vom Sattel unanſtändig in die Höhe hob und ſagte: dieſes möge er dem Könige bringen.

Erzürnt über des Patarbenis fruchtloſe Unterhandlungen, befahl Apries, ihm Naſe und Ohren abzuſchneiden, allein das Volk wegen dieſer Grauſamkeit erbittert, fiel von dem Könige ab. Er ward bei Momemphis, nachdem die Griechen und Söldner tapfer der Ueberzahl widerſtanden

1 Diod. I, 33.

hatten, geſchlagen, gefangen, und weil die Menge darauf beſtand, ſogar getödtet. Mit ihm ging der Stamm des Pſammitichus aus; denn

Amaſis (569 v. Chr.) gehörte zu einer gemeinen Familie, weshalb man ihn auch anfangs gering achtete. Da ließ er aus ſeinem Fußbecken ein Götterbild machen und verlangte, als die Aegypter dies ohne Bedenken verehrten, man möge auch ſeine Erhöhung nicht unnatürlich finden. Des Morgens verrichtete er ſeine Geſchäfte, dann aber lebte er luſtig und unbekümmert um alle alten pharaoniſchen Regeln. Seinen Freunden, die ihn deshalb tadelten, antwortete er: ein guter Bogen dürfe nicht ſtets angeſpannt ſeyn. Man erzählte: Amaſis habe ſchon vor ſeiner Erhöhung ſehr unthätig gelebt, das Seine durchgebracht und in der Noth gar geſtohlen. Die Orakel nun, welche ihn früher darüber verdammt hatten, ehrte er als wahrhaftig; die ihn frei geſprochen, ſchalt er dagegen lügenhaft. Mit Griechenland blieb er in genauer Verbindung und erhob Naukratis zum Stapelort aller Waaren; ja er heirathete ſogar eine Griechin Ladike aus Cyrene und ſandte Weihgeſchenke nach Hellas. Cypern kam um dieſe Zeit durch Eroberung an Aegypten, das Reich blühte und Cyrus der Perſer ward vielleicht durch Geldbewilligungen entfernt. Wie dagegen Kambyſes den Pſammenitus, des Amaſis Nachfolger, 525 Jahre vor Chriſtus beſiegte und Aegypten unterwarf, wird in der perſiſchen Geſchichte erzählt. — Von dieſem Augenblick an wechſelt Gehorſam mit Empörung, bis das Helleniſche unter den Ptolemäern obſiegt und alles an das Morgenland Erinnernde allmälig verſchwindet.

Fünfte Vorleſung.

Aegypter.

Nachdem wir mit Beiſeiteſetzung der vielen Namen und Zahlen, aus welchen die ägyptiſche Geſchichte vorzugsweiſe beſteht, einiges Inhaltsreichere, obwol Lückenhafte mitgetheilt haben, wenden wir uns zu den Zuſtänden: Sprache, Schrift, Religion, bürgerliche Einrichtungen, Literatur und Kunſt.

Die ägyptiſche Sprache hat im Laufe der Jahrhunderte, ja der Jahrtauſende, natürlich mancherlei Veränderungen erfahren; doch ſteht das Koptiſche, als ſpäteſte Form der Volksſprache, mit ihr in weſentlichem Zuſammenhange, und fördert das Verſtändniß der alten Ueberreſte, ja macht daſſelbe erſt möglich. Das Aegyptiſche hat keine Aehnlichkeit mit dem Chineſiſchen, ſteht dem indiſch-germaniſchen Sprachſtamme ferner[1], dem ſemitiſchen hingegen näher, was auf den Gang der Einwanderung und Entwickelung ſchließen läßt. Das älteſte Aegyptiſche war ſchwerlich wortreich und zählte nach einigen Angaben 13 oder 15, ſpäter 34 Lautzeichen[2]. Ueber das Verhältniß der koptiſchen

[1] Ideler, Hermapion 21.
[2] Bunſen I, 13 und 554.

Sprache iſt ein Gelehrter, der ſich zur beſondern Aufgabe ſtellte eine ausführliche Würdigung und Prüfung derſelben zu unternehmen[1], zu folgendem Ergebniſſe gelangt. Die koptiſche Sprache, von ihr ſelbſt nicht alſo, ſondern die Sprache Aegyptens genannt, muß als Repräſentant eines eigenen Sprachſtammes angeſehen werden. Der Bau dieſer Sprache trägt beim Vergleiche mit dem Semitiſchen und Indo-Germaniſchen den Charakter einer großen Alterthümlichkeit an ſich und beurkundet in den älteren und jüngeren, eine Anzahl von Jahrhunderten auseinander liegenden, Erzeugniſſen ihrer Literatur einen verhältnißmäßig geringen Verfall. Die allgemeine Zähigkeit und Beharrlichkeit des ägyptiſchen Geiſtes ſpiegelt ſich auch in ihr ab. Sie muß ihrer innern Anlage und äußern Ausdehnung nach als die allgemeine Landesſprache der alten Aegypter angeſehen werden, und enthält nicht wenige Wörter (welche uns von den alten Schriftſtellern als ägyptiſche überliefert worden ſind), als die allein in ihr gebräuchlichen Ausdrücke für die von jenen Wörtern dargeſtellten Begriffe. Selbſt der Landesname, nach den Griechen Χημια (Semit. Cham), iſt faſt bis auf die letzte Zeit in dem dialektiſch verſchiedenen Chêmi, Kêmi, Kême aufbewahrt worden. Man hat ihr öfters zum Vorwurf gemacht, daß ſie eine Menge fremder, namentlich griechiſcher Wörter in ſich aufgenommen. Allein dieſe Aufnahme war erſtens bei den verſchiedenen koptiſchen Schriftſtellern ſehr ungleich, zweitens rührte ſie hauptſächlich von einer gewiſſen Ziererei her, mit fremden Wörtern zu prunken; ähnlich der Unſitte der Deutſchen, ſtatt der vollkommen ausreichenden deutſchen Wörter gleichbedeutende lateiniſche und franzöſiſche Ausdrücke zu gebrauchen. Für den bei weitem größten Theil dieſer Wörter laſſen ſich die entſprechenden koptiſchen nachweiſen, wie denn auch die Kopten dieſelben abwechſelnd mit jenen fremden Ausdrücken angewendet haben. Uebrigens

1 Schwartze, das alte Aegypten I, 2016—2040.

ſind dieſe ſämmtlichen fremden Wörter von den Kopten koptiſirt, die koptiſchen dagegen niemals gräciſirt worden. Das Verhältniß des in Aegypten einſtmals vorhandenen heiligen Dialekts zu der koptiſchen Sprache, läßt ſich jetzt noch nicht genügend beſtimmen. Wahrſcheinlich iſt es, daß beim Untergange der alten Religion eine Prieſterkaſte die dem heiligen Dialekte eigenthümlichen Wörter (ſofern deren Inhalt nicht antiquirt wurde) in die koptiſche oder die allgemeine Landesſprache übergingen. Das, vorherrſchend der griechiſchen Schrift entnommene koptiſche Alphabet hatte in den einzelnen Dialekten nicht gleich viel Buchſtaben. Mit Ausnahme der nur in der Schreibung der fremden Wörter gebrauchten Buchſtaben und eines Sylbenzeichens, beſaß der memphitiſche Dialekt 25 Buchſtaben (nur ſo viel legte Plutarch dem ägyptiſchen Alphabete überhaupt bei), der ſehidiſche und baſchmuriſche Dialekt erſt 21, dann 22 Buchſtaben[1].

Ueber die Frage: wann und wie man im alten Aegypten vom Sprechen zum Schreiben übergegangen ſey, und in welcher Art man geſchrieben habe, darüber ſind lange Zeit hindurch mühſelige und vergebliche Unterſuchungen angeſtellt, in der neueſten Zeit aber die erfreulichſten Entdeckungen gemacht worden; obgleich noch immer manche Zweifel und Widerſprüche eine weitere Löſung erwarten. Die älteſten Baudenkmale der dritten und vierten Dynaſtie[2] zeigen das Syſtem der Hieroglyphen, das heißt der ägyptiſchen Schrift, bereits völlig ausgebildet; ja wir dürfen von hier zurückſchließen daß bereits zur Zeit des Menes Lautzeichen und Schriftthum vorhanden waren; weshalb die Aegypter ſich in dieſer Beziehung, ſo gut wie andere Völker, deren erſte Erfindung zuſchreiben können[3].

Bereits aus Herodot und Diodor wußte man[4], daß es

1 Schwartze, das alte Aegypten I, 1355.
2 Rosellini II, 2, 63.
3 Schwartze, das alte Aegypten I, 144 fgg.
4 Herod. II. 36. Diod. I, 81. Schwartze I, 156.

eine doppelte Schriftweiſe, eine geheiligte (hieroglyphiſche) und eine mehr volksthümliche, bekanntere gab; doch reichte dieſer Fingerzeig nicht hin die Hieroglyphen zu entziffern. Vielmehr bedurfte es einer Reihe ſcharfſinniger Verbindungen und mühſamer Verſuche um den rechten Weg zu finden, und ſich auf demſelben dem Ziele zu nähern. Schon Warburton und Zoega betrachteten die Hieroglyphen, als Sprachzeichen, welche Worte darſtellten; ja der letzte ahndete den ſymboliſchen und Lautgebrauch einiger Zeichen[1] und erkannte die Bedeutung der Nameneinfaſſungen, oder Ellipſen. Von hier ab, ward die im Jahre 1799 entdeckte Inſchrift von Roſette, der Hebel aller weiteren Entdeckungen. Sie bezieht ſich auf den König Ptolemäus Epiphanes und iſt in drei Sprachen, oder Schriftarten, griechiſch, hieroglyphiſch, und volksmäßig (demotiſch) abgefaßt. Der Engländer Young entdeckte (durch eine Aeußerung von Vater im Mithridate angeregt) den Gebrauch von Tonzeichen, blieb aber irre geleitet auf halbem Wege ſtehen. Spohn und deſſen Schüler Seiffarth ſchlugen hierauf einen andern ein, indem ſie behaupteten: die Sprache der nationalägyptiſchen Schriftzeichen ſey kein Koptiſch; oder ſie ſey ein heiliger Dialekt, der ſich von dem gemeinen Dialekte (das heißt dem Koptiſchen) durch Worte und grammatiſche Geſetze unterſcheide[2]. Die Aegypter erhielten im hohen Alterthume die Buchſtaben von den Phöniciern, aus welchen mit der Zeit (zufolge des Geſetzes der Kalligraphie oder Schönſchreibekunſt) die demotiſche, oder Volksſchrift hervorging. Wiederum entwickelte ſich aus dieſer, durch größere Zierlichkeit, die hieratiſche oder heilige Schrift; und endlich aus dieſer (durch noch größere kalligraphiſche Ausſchmückung) die hieroglyphiſche[3].

Dies kalligraphiſche Syſtem vertauſchte Seyffarth ſpäter

1 Meyer, in den münchener gelehrten Anzeigen 1841. Rühl 29, 45.

2 Schwartze, das alte Aegypten I, 953.

3 Seyffarth rudimenta Hieroglyphices, Lipsiae 1826.

mit dem aſtrologiſchen Syſteme der Hieroglyphenentzifferung[1], deſſen Grundzüge folgende ſind: alle Dinge der Welt wurden von den alten Aegyptern unter die Herrſchaft der ſieben Planeten vertheilt. Die beſondere Herrſchaft derſelben über die einzelnen Dinge, ſey aus den, von griechiſchen und römiſchen Aſtrologen geſchilderten, Eigenſchaften der Planeten zu entnehmen. Auch die ägyptiſchen Buchſtaben wären unter die Planeten vertheilt, und die Hieroglyphen Symbole derſelben geweſen. Man dürfe nun blos wiſſen, welchen Planeten eine Hieroglyphe, als Bild irgend eines Planeten andeute. Dies angebliche Syſtem wiederum abändernd hat Seyffarth zuletzt für den oberſten Grundſatz der Hieroglyphenentzifferung die Homonymie erklärt, von welcher wir bald Näheres beibringen werden.

Jene Syſteme Seyffahrt's haben theils entſchiedenen Widerſpruch, theils ſehr wenig Beifall gefunden[2], während die Entdeckungen Champollion des jüngern, das größte Aufſehen erregten, und zu weiteren Forſchungen und Berichtigungen Veranlaſſung gaben. Das Weſentlichſte von Champollion's Lehre, wie ſie durch ihn und ſeine Schule bisher ausgebildet worden iſt, beſteht etwa in Folgendem. Es gab in Aegypten eine dreifache Schriftweiſe: Hieroglyphen, heilige hieratiſche Schrift (abgekürzte, vereinfachte Hieroglyphen) und Volksſchrift, demotiſche Schrift. (Das Verhältniß der beiden letzten bedarf noch näherer Aufklärung.)[3] Die Hieroglyphe bedeutete: erſtens den Gegenſtand ſelbſt, der Löwe einen Löwen. Zweitens, iſt ſie Symbol: der Löwe Sinnbild der Stärke. (Dieſen Hieroglyphen gab Champollion den Namen ideographiſche Hieroglyphen.)

1 Seyffarth systema Astronomiae aegyptiacae, Lipsiae 1833.

2 Siehe die neueſte Rechtfertigung Seyffarth's, im erſten Jahresberichte der morgenländiſchen Geſellſchaft, wogegen aber die angegriffenen Gelehrten viele Einreden erheben.

3 Bunſen I, 382.

Drittens iſt ſie ein Lautzeichen oder eine phonetiſche Hieroglyphe, für den Anfangsbuchſtaben eines Wortes: der Löwe, das Zeichen für den Buchſtaben L. Champollion glaubte 232 Hieroglyphen als Lautzeichen erkannt zu haben[1], von denen jedoch manche nur in den Namen und Titeln der ſpätern Ptolemäer und der römiſchen Kaiſer, nicht aber in der Pharaozeit vorkommen[2]. Dieſes champollion'ſche Alphabet hat Lepſius zu vereinfachen geſucht[3], indem er lehrte: daß in den Texten aus der Pharaonenzeit nur 34 Zeichen, als eigentliche Lautzeichen, oder Buchſtabenträger ſeyen gebraucht worden. Alle übrigen champollionſchen Zeichen aus der Pharaonenzeit kamen nur unter beſtimmten Bedingungen und Verhältniſſen, als Lautzeichen zur Anwendung; ſo z. B. nur als Anfangsbuchſtaben ihres eigenen Namens[4]. Ferner wirkte eine beſchränkte Anzahl ideographiſcher Hieroglyphen, auch dergeſtalt als Lautzeichen, daß der conſonantiſche, oder Mitlauterrahmen ihres geſprochenen Namens, alle diejenigen Wörter bedeuten konnte, welche ſich (ohne Rückſicht auf die ſie begleitenden Selbſtlauter) innerhalb dieſes Rahmens von Mitlautern faſſen ließen. So z. B. konnte die Hieroglyphe, welche nach Champollion die Vereinigung der Buchſtaben mh bedeutete, beliebig ausdrücken die ägyptiſchen Wörter: mah, füllen, mahe, Gürtel; mahe, Elle; mehe, Flügel, Feder; mh Name einer Göttinn. — Endlich möchten derartige Hieroglyphen auch als ein bloßer Lauttheil eines ganzen ägyptiſchen Wortes (gewiſſermaßen als Sylben) auftreten, ſo z. B. jene

1 Champollion Grammaire égyptienne 35, 36.

2 Außerdem wies Champollion eine Anzahl Hieroglyphen als Lautverbindungen und Gruppen nach, wie z. B. für die ägyptiſchen Wörter ma, mh, mit zu ergänzendem Selbſtlauter.

3 Lepsius sur l'Alphabet hieroglyphique.

4 Das gehenkelte Kreuz (nach Champollion gleich 0) betrachtet derſelbe ſchlechthin als ein Tonzeichen, allein der phonetiſche Inhalt deſſelben war nur auf die Initiative eines Namens beſchränkt. Lepsius lettre 43, Planche A. I.

Hieroglyphe für mh, als die beiden erſten Mitlauter des Wortes mhit, Norden[1]. Letztere Art der Hieroglyphen hat Seyffarth in der neueſten Zeit unter dem Namen der Homonymie (der Gleichnamigen) als den Hauptgrundſatz der geſammten Hieroglyphenentzifferung aufgeſtellt, und zugleich erklärt[2]: den Hieroglyphen liege nicht das Neukoptiſche, ſondern die altkoptiſche dem Hebräiſchen verwandte Sprache zum Grunde.

Aus dieſen Andeutungen ergiebt ſich bereits hinlänglich wie verwickelt und ungenügend die ägyptiſche Schriftweiſe war. Jedesmal muß erforſcht und geſucht werden, für welche jene erwähnten Gebrauchsarten, der Gegenſtand dargeſtellt iſt. Hiezu kommt daß alles Sinnbildliche vielerlei Deutungen zuläßt, die Worte für vielerlei Gegenſtände mit demſelben Buchſtaben anfangen[3], gleiche Töne und gleiche Zeichen verſchiedene Sachen bezeichnen u. ſ. w. Wie ſchwer iſt es z. B. zu errathen, daß drei gebrochene Linien übereinander Waſſer bedeuten, daß wenn ein Kalb neben herläuft, dies Durſt, durſtig, dürſten, bedeutet; daß ein Weg mit Bäumen zu beiden Seiten, Bewegung ausdrücken ſoll. Wie unverſtändlich, weitläufig, zweideutig, trotz aller Fortſchritte gewiß noch oft mißdeutet! Für grammatiſche Formen und Beugungen giebt es Zeichen, welche aber an denſelben Mängeln leiden; auch erſchwert das Auslaſſen der Vokale, und das Schreiben in verſchiedenen Richtungen, jedes Verſtändniß. Wir kommen weit leichter und einfacher zum Ziele mit 24 Buchſtaben, als die Aegypter mit unzähligen Zeichen, Bedeutungen und Erklärungsarten.

1 Doch ſoll man zur Erleichterung des Verſtändniſſes der jedesmaligen Bedeutung, gewiſſe Merkmale hinzugefügt haben. Lepsius lettre, 51; Planche A, II.

2 Jahresbericht der deutſchen, orientaliſchen Geſellſchaft für 1845—1846, S. 74.

3 Bunſen I, 408. Heeren II, 2, 19.

In keinem Lande giebt es ſo viele mit Inſchriften verſehene Denkmale, wie in Aegypten; allein die bisherige Entzifferung von Hieroglyphen erweiſet, daß man ausſchließend auf dieſem Wege ſchwerlich eine inhaltsreiche Geſchichte auffinden wird. Nicht minder iſt es unerwieſen und zweifelhaft, daß die Aegypter jemals eine Literatur im höheren Sinne des Wortes beſaßen. Denn erſtens, war Bildung und Wiſſenſchaft faſt ausſchließend in den Händen der Prieſter[1]; und wenn dies auch vielleicht dem Tiefſinne nicht weſentlich ſchadet, dann doch gewiß der Mannigfaltigkeit und dem Reichthume jeder Entwickelung. Nun iſt zwar die Rede von uralten heiligen Büchern der Sänger, der Schreiber, der Propheten, des Gottesdienſtes; und das noch vorhandene Todtenbuch mag dieſen älteſten Werken beizuzählen ſeyn[2]. Allein der Inhalt all derſelben war gewiß einſeitig, beſchränkt und mehr liturgiſcher, als wahrhaft religiöſer Art.

Zweitens, fehlt es bis itzt an genügenden Beweiſen, daß Bücher in verſtändlicher Volksſprache geſchrieben und in Umlauf waren, oder auf Sinn, Sitte und Bildung irgend erheblich einwirkten; das Leſen der offen daſtehenden hieroglyphiſchen Inſchriften, mochte aber den Aegyptern kaum minder ſchwer fallen, als einem Italiener das Leſen lateiniſcher Inſchriften. Wenn ſie aber auch alles laſen, was an Tempeln, Obelisken und Koloſſen niedergeſchrieben, oder eingegraben war; ſo hatten ſie daran noch nicht ſo viel, als der Grieche an einem Buche des Herodot, und der Römer an einem Buche des Livius. Ueberdies folgt aus dem Daſeyn vieles Lesbaren, noch nicht daß jeder wirklich leſen konnte und leſen wollte[3].

Drittens, ſo weit wir die Sprache der Aegypter kennen, war ſie nicht beweglich und ausgebildet genug um

1 Creuzer Symbolik I, 253.

2 Bunſen I, 55. Lepſius, Todtenbuch der Aegypter.

3 Rosellini II, 2, 238.

nach allen Richtungen der Literatur hin, Gedanken und Gefühle auszudrücken; ja es dürfte ſehr ſchwer geweſen ſeyn den Sofokles und Demoſthenes, und ganz unmöglich die philoſophiſchen Schriften der Griechen auch nur ins Aegyptiſche zu überſetzen.

Viertens: hätten die Aegypter eine wahre, reiche Literatur gehabt (Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Redner), ſo würden Griechen und Römer davon Kenntniß genommen, es würden insbeſondere die fleißigen, gelehrten, ſcharfſinnigen Alexandriner ſie erforſcht, wie eine wichtige, höchſt erfreuliche Entdeckung behandelt, und ihren neugierigen und wißbegierigen Landsleuten zugänglich gemacht haben. Wir hören nichts von einem ägyptiſchen Homer, Aeſchylus, Plato, Ariſtoteles, Demoſthenes, weil es derlei Meiſter geiſtiger Entwickelung in Aegypten nicht gab, und bei der Geſammtheit obwaltender Verhältniſſe gar nicht geben konnte.

Fünftens: nachdem die Griechen unter römiſche Botmäßigkeit kamen, wetteiferten ſie nicht blos mit ihnen in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern ſtanden ihnen nach wie vor, in mancher Beziehung voran; die Aegypter hingegen zeigen unter den Ptolemäern weder einen eigenen Fortſchritt ihrer Entwickelung, noch ein fruchtbares Anſchließen an das Helleniſche; — woraus man mit Grunde auf die dürftigen früheren Zuſtände zurückſchließen kann.

Dieſe, wie wir glauben erheblichen Zweifel, ermäßigen ſich indeß bis auf einen gewiſſen Punkt, wenn wir die Aegypter nicht vorzugsweiſe mit den Griechen vergleichen, ſondern mit orientaliſchen Völkern zuſammenſtellen. Auch die Juden haben keine Literatur im helleniſchen Sinn, und doch von wie großer Bedeutung iſt das alte Teſtament. Mag dieſe Bedeutung, bei der Vielgötterei der Aegypter, für prieſterliche Schriften nicht in gleichem Maße vorhanden geweſen ſeyn, ſo gab es deren doch gewiß eine erhebliche Zahl, und eben ſo konnte es (bei der anerkannt und erwieſen hohen Civiliſation) in andern Richtungen

9*

nicht an dahin gehörigen, z. B. techniſchen Schriften, ganz fehlen.

Obgleich die Ausbildung der Sprache und Literatur mit der Geſammtbildung eines Volkes Hand in Hand geht, haben wir vorgezogen einige Bemerkungen über dieſelben voranzuſchicken, und erſt itzt Nachrichten über die bürgerlichen Einrichtungen folgen zu laſſen.

Die Kaſteneintheilung war in Aegypten, wie in Indien, die Grundlage der geſelligen Verbindungen. Ob ſie mit den Unterſchieden der Volksſtämme in Verbindung ſtand, iſt unbekannt, und nur Vermuthung, daß ſie vielleicht weniger ſtreng aufrecht erhalten wurde[1], wie in jenem Lande. Herodot zählt ſieben ſolcher Kaſten auf: Prieſter, Krieger, Rinderhirten, Sauhirten, Krämer, Dollmetſcher und Seeleute. Gegen dieſe Eintheilung iſt indeſſen Mehreres zu erinnern: erſtens konnten die Rinderhirten und Sauhirten (trotz der größeren Verächtlichkeit der letzten) nur Unterabtheilungen einer, im Ganzen nicht geehrten Claſſe ſeyn; wol aber hätten die Landbauer eine beſondere Erwähnung verdient. Zweitens, kamen die Dollmetſcher erſt nach der Bekanntſchaft mit den Griechen auf, und gehören gar nicht in eine Kaſteneintheilung der alten Aegypter. Drittens entſtanden Seemacht und Seeleute wol auch erſt ſpäter; und die Anwohner des Nils, welche in Kähnen fuhren, bildeten keine eigene Claſſe, weil die Natur des Landes alle Einwohner zwang, einen Theil des Jahres faſt nur auf dem Waſſer zu leben. Hätte jene Beſchäftigung eine politiſche Sonderung begründet, ſo hätten auch die Handwerker und Künſtler gleichmäßig ſtatt einer, viele Hauptclaſſen ausmachen müſſen. Wir ſchließen uns deshalb näher an Diodoros an, wonach die Landeintheilung, als Grundlage der Claſſeneintheilung erſcheint. Ein Drittel des Grundvermögens beſaß der König, ein Drittel die Prieſter, ein Drittel die Krieger; das gäbe drei

1 Rosellini II, 3, 210.

obere Claſſen. Die drei untergeordneten waren: Ackerleute, Hirten und Handwerker, Künſtler und Gewerbtreibende. Dieſe Eintheilung läßt ſich aber vollkommen auf die vierfache indiſche zurückführen: denn weil der König in der That nicht füglich als eine Kaſte kann bezeichnet werden, ſo bleiben nur zwei herrſchende Claſſen, Prieſter und Kriegsadel übrig[1]; und weil ferner die Hirten mit den Landbauern in eine große Hauptabtheilung gehören, ſo behalten wir auch nur zwei untergeordnete, abhängige Claſſen.

Der **König** beſtieg in der Regel den Thron nach Erbrecht. Doch iſt auch von Wahlen (hauptſächlich wol nach dem Ausſterben eines Herrſchergeſchlechtes) die Rede[2], wobei in früheren Zeiten gewiß ein überwiegender Einfluß der Prieſter, in anderen der Krieger ſtatt fand. Der König ſollte in das Prieſterthum eingeweiht werden[3], konnte aber nicht zu gleicher Zeit Oberprieſter ſeyn. Durch jene Weihe ward überhaupt das Intereſſe des Königthums und des Prieſterthums nicht daſſelbe; vielmehr findet ſich abwechſelnd Einigkeit und Uneinigkeit von Menes bis Pſammitichus[4]. Nach einem Berichte Diodors[5] (welcher aber vielleicht auf übertriebenen prieſterlichen Mittheilungen beruht) war der König auf allen Seiten durch die Prieſter und die von ihnen ausgehenden Geſetze beſchränkt und eingeengt. Mit anbrechendem Tage ſollte er zuvörderſt die nöthigſten Geſchäfte beſeitigen, hierauf ſich reinigen und opfern; dann zählte ihm der Oberprieſter die Eigenſchaften eines guten Königs her und las ihm ein Stück aus der Reichsgeſchichte zur Belehrung vor. Ferner ſtand (laut

1 Die beiden Hauptſtellen im Diodor I, 28 u. 73, verlangen keine unbedingte Trennung der Hirten von den Landbauern.

2 Heyne opuscula I, 138. Bunſen I, 46.

3 Plato Politic. 290. Diod. I, 70.

4 Schwartze Prolegom. 56.

5 Diod. I, 70.

jenes Berichtes) feſt, wann und was er eſſen und trinken, wann er zu ſeiner Gemahlinn gehen dürfe u. ſ. w. Nicht minder wurden die Söhne der vornehmſten Prieſter, als ſeine gebornen und nothwendigen Gefährten betrachtet. — Einrichtungen ſolcher Art kamen, wenn jemals, nur zur Zeit unumſchränkter Prieſterherrſchaft zur Anwendung; ſie mußten bei jedem kraftvollen Könige Widerſtand finden, und konnten im Felde und unter erobernden Fürſten gar nicht zur Anwendung kommen. Auch iſt ja oft genug davon die Rede, daß Könige (ſo die Pyramidenerbauer) trotz aller Vorſchriften und Lehren tyranniſirten, und Feron Weiber verbrennen ließ, weil deren Urin ſeine Augen nicht heilte[1].

Bei dem Tode eines Königs entſtand im ganzen Lande die allgemeinſte Trauer: das Volk beſtreute ſich mit Aſche, erhub Klagegeſänge und 72 Tage lang wurden alle Feſte eingeſtellt. Ungeachtet dieſer Verehrung ſtand den Königen ein ſtrenges Todtengericht bevor, wobei die Prieſter zwar den Verſtorbenen zu loben pflegten; je nachdem aber das Volk ſtärker ſeinen Beifall, oder ſein Mißfallen zu erkennen gab, ſoll das Begräbniß bewilligt, oder verſagt worden ſeyn. Wenn ſich alles Treffliche auf Furcht gründen und durch ſie erzwingen ließe, möchte der Ruhm wahr ſeyn, daß die Aegypter durch das Todtengericht treffliche Könige erwarben.

Die Prieſter[2] (mögen ſie von Süden, oder Nordoſten eingewandert ſeyn) waren ohne Zweifel die mächtigſte Kaſte. Sie beſaßen (vielleicht neben anderen Tempelgütern) ein Drittheil des Landes[3], waren frei von allen Steuern, und erhielten außerdem wol in älteren Zeiten allerhand Gaben, oder Deputate von den Königen, die ſie jedoch

1 Herod. II, 111.

2 Es gab keine Prieſterinnen in Aegypten. Herod. II, 35. vgl. Schwartze, das alte Aegypten I, 92, 93 und Zuſätze zu 93.

3 Diod. I, 21.

ſpäter verloren[1]. Von dieſen Einnahmen lebten ſie nicht allein in reichlicher Weiſe, ſondern ſie beſtritten auch alle gottesdienſtlichen Ausgaben und beſoldeten geringere Beamte. In ihren Händen befand ſich der überaus ſtrenge, und ſelbſt bis auf Geſänge und Tänze hinab unabänderliche Dienſt der Götter[2]; ſie waren die nächſten Räthe und Gehülfen der Könige, aus ihrer Mitte wurden alle Staatsämter beſetzt, ſie leiteten die Bildung des Volks und waren alleinige Inhaber aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Dieſe Prieſterkenntniſſe und Prieſtergeheimniſſe ſind gewiß ſehr überſchätzt worden; oder das was man darüber weniger weiß, als herausdeutelt, hat weder die Maſſen des Volkes gehoben, noch iſt es jemals in vollendeten Werken der Wiſſenſchaft ans Tageslicht gekommen. Auch in dieſer Beziehung ſagt ſchon Diodor: die Prieſter dürfen oft die Wahrheit nicht ſagen[3], oder lieben es aus Eitelkeit zu vergrößern und zu lügen.

Da die Prieſter einen erblichen Stand bildeten[4], war ihre Zahl größer wie in Griechenland und Rom, und obwohl Abſtufungen unter ihnen ſtatt fanden, und von einem Uebergewichte des Hohenprieſters die Rede iſt, konnte dasſelbe bei der Mehrheit der Tempel und Götter, doch nicht ſo groß ſeyn, als da wo Monotheismus herrſcht. Die ſtrenge Sonderung von Prieſtern und Laien, ließ die Religion zu keinem Gemeingute des Volkes werden. Ja unbegnügt mit der finſteren Seite irdiſcher, zeitlicher Prieſterherrſchaft, erſchufen die Prieſter ein Todtenreich um mit Furcht und Hoffnung über das gegenwärtige Leben hinauszuwirken, und den Menſchen auch in Bezug auf künftige unbekannte Zeiten zu lenken und zu zügeln. Aus den Ab=

1 Hengſtenberg Moſes 66, 67.

2 Plato de legib. VII, 799.

3 Diod. I, 27, 29.

4 Prichard 320. Bähr Symbolik II, 35. Heeren II, 2, 127. Diod. I, 21.

bildungen an den Tempeln darf man jedoch ſchließen, daß die Prieſter in gewiſſen Zeiträumen weſentlich von den Königen überflügelt waren; woraus denn auch wol folgte, daß ſie nicht immer in demſelben Verhältniſſe zu den Kriegern ſtanden.

Der Urſprung dieſer Kaſte fällt gewiß in die älteſten Zeiten, und ihre weitere Entwickelung hing ab von wechſelnden Gründen und Verhältniſſen. Das ihnen zugewieſene eine Drittheil des Landes[1], war ohne Zweifel Hauptquelle ihrer Einnahmen, oder Beſoldungen; vielleicht aber erhielten ſie in Augenblicken der Thätigkeit, Zuſchüſſe aus königlichen Kaſſen[2], und die Beſoldung einer königlichen Leibwache war vielleicht ganz darauf angewieſen. Wenn (wie in der Bibel erzählt wird[3]) ein Pharao alles Land, nur mit Ausnahme des prieſterlichen kaufte und für eine Abgabe wieder austhat; ſo wäre hierin die Entſtehung eines Kriegsadels, und mittelbar eine neue Zinspflichtigkeit des ganzen Volkes ausgeſprochen. Wahrſcheinlich lebte jener Kriegsadel, jenes koſtſpielige ſtehende Heer (wie auch anderwärts) meiſt unthätig, während ſeine Hinterſaſſen arbeiten und ihn ernähren mußten. Doch mögen auch einzelne Kriegsadliche ſelbſt das Land gebaut haben, und umgekehrt in Zeiten des Bedürfniſſes zahlreiche Landbauer in das Heer eingetreten ſeyn. Oder es entwickelte ſich ein Landwehrdienſt[4], welcher Privateigenthum und landwirthſchaftliche Thätigkeit nicht aufhebt. Vielleicht durften die Landestheile (wie bei den Juden das Stammeigenthum) nicht aus den Händen einer Kaſte, in die einer anderen übergehen; welche Beſchränkung Werth und Ertrag gewiß nicht er-

1 Nach Diodor I, 55 hätte Seſoſtris dieſe Landvertheilung angeordnet.

2 Diod. I, 73.

3 Moſes I, 48.

4 Thierbach, Verhältniſſe der Kriegerkaſte 13. Wilkinson Thebes 235, 236. Hengſtenberg, Moſe 63.

höhte, aber doch keineswegs das Privateigenthum und die Privatbenutzung aufhob, oder alle Einnahmen aus dem Kriegerdrittheil einer gemeinſamen Kaſſe zu weiterer Vertheilung überwies. Je mehr Rechte die Krieger beſaßen, je mehr ſie vielleicht den Königen gegen die Prieſter beigeſtanden hatten; deſto weniger waren ſie geneigt irgend eine Verletzung, oder Zurückſetzung zu dulden: woraus ihre, bereits oben erwähnte, Auswanderung nach Aethiopien hervorging.

So wichtig auch, vermöge der Natur des Landes der Ackerbau erſchien, in ſo genauem Verhältniß er auch ſtand zu den ſtaatsrechtlichen Einrichtungen und den religiöſen Lehren, gab es doch in Aegypten keinen Stand freier unabhängiger Landbauer; vielmehr waren dieſe den Prieſtern und Kriegern ganz untergeordnet und von einer aufſteigenden, belebenden Entwickelung ausgeſchloſſen. In noch größerer Verachtung lebten die Hirten; ja die Schweinehirten wurden in einer Weiſe behandelt, welche an die indiſchen Paria erinnert[1]. Eine Art von Troſt liegt darin, daß Ackerbau und Viehzucht in Aegypten wenig Anſtrengung forderte und viel Muße ließ. Brot aus Lotus und Getraide, Gerſtenbier, gute Bohnen und Fiſche, mochten auch den Aermern nicht fehlen[2].

Der Beruf der Handwerker, Künſtler und Gewerbtreibenden war ebenfalls erblich[3]; doch gab es mehrere Unterabtheilungen, welche wol in einander übergingen, während kein Aufrücken in eine andere Hauptclaſſe ſtatt fand. Es gab (wie die Abbildungen auf Denkmalen erweiſen) Glasbläſer, Metallarbeiter, Weber in Leinen, Wolle und Baumwolle, Färber, Drathzieher, Bergleute u. ſ. w.

Schon in älterer Zeit war Aegypten kein ganz abgeſchloſſenes Land[4]; vielmehr ging Handel und Verkehr,

1 Vergleiche hiemit die Anſicht in der Odyſſee.

2 Diod. I, 34, 36. Athen. X, 447.

3 Diod. I, 74.

4 Rühl 13, 182. Rosellini II, 3, 164.

nach allen Richtungen über ſeine Grenzen hinaus. So finden ſich hinreichende Beweiſe, daß man viele aſiatiſche, ſelbſt chineſiſche Gegenſtände kannte und benutzte.

Alle dieſe bürgerlichen Verhältniſſe ſtanden in enger Verbindung mit vielen eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, worüber Herodot gar mancherlei berichtet hat. So wie der Himmel, ſagt jener, welcher das Land bedeckt und der Fluß welcher es durchſtrömt, ſich durch ihre beſondere Beſchaffenheit auszeichnen; eben ſo unterſcheiden ſich die Aegypter in vielen Dingen von den übrigen Menſchen. So treiben z. B. die Weiber oft Handlung und Wirthſchaft, während die Männer zu Hauſe ſitzen und weben. Dieſe tragen die Laſten auf den Köpfen, jene auf den Schultern. Ihre Nothdurft verrichten ſie in den Häuſern, während ſie vor denſelben ſpeiſen: denn alles Schimpfliche und doch Nothwendige müſſe man insgeheim, alles nicht Schimpfliche aber öffentlich betreiben. Sie leben mit den Thieren in einer Wohnung; jeder Mann hat zwei Kleider, jedes Weib nur eins. Fiſche und Fleiſch ißt man zum Theil gekocht, zum Theil gebraten und eingeſalzen. Alle Krankheiten entſtehen, nach ihrer Meinung, aus genoſſenen Nahrungsmitteln, und werden am Beſten durch häufige Abführungsmittel geheilt. Die Aerzte hielt man in großen Ehren und gab ihnen ſogar Beſoldungen aus öffentlichen Kaſſen; deßungeachtet mußten auch ſie ſich nach beſtehenden, unwandelbaren Vorſchriften richten.

Vielweiberei war nur den Prieſtern verboten. Natürliche Kinder hatten mit ehelich Gebornen durchaus gleiche Rechte; denn man betrachtete den Vater als die Hauptperſon. Die Erziehung der Kinder war ſehr einfach und wohlfeil: ſie gingen, wie es die Witterung erlaubte, faſt nackt, und die geringen Koſten eines Haushalts wirkten günſtig auf die Bevölkerung zurück. Niemand lernte mehr als das für ſeine Kaſte Erforderliche, und Leibesübungen nach Art der Hellenen, erſchienen (laut Herodot) den Aegyptern verwerflich; denn ſie gäben ja nur kurz dauernde

und gefährliche Stärke. Mochten ſie aber auch nicht, ſo wenig wie die Muſik, in einen allgemeinen Erziehungsplan gehören; ſo zeigen doch Abbildungen daß die künſtlichſten Stellungen und Kämpfe nicht unbekannt waren und, trotz alles Ernſtes, Liebe zum Genuſſe nicht fehlte.

Die Rechtspflege, geübt nach den in acht Bänden enthaltenen Geſetzen, war ſehr ernſt und ſtreng. Drei Städte (Memphis, Theben, und Heliopolis)[1] erwählten jede (unbekannt wie) zehn der vornehmſten Männer, wahrſcheinlich Prieſter, welche zuſammen das höchſte Reichsgericht bildeten, aus ihrer Mitte einen Vorſitzer ernannten und vom Könige beſoldet wurden. Wir wiſſen nicht wann dieſe Einrichtung entſtand, und wie ſie mit den Vorrechten der Prieſter übereinſtimmte. Man verfuhr vor Gericht ſchriftlich bis zur zweiten Vertheidigungsſchrift, und machte zugleich den Antrag zum Urtheil und zur Strafe. Reden waren, als hinderlich und verwirrend, überall verboten. König Sabako war der erſte in der Weltgeſchichte, welcher die Todesſtrafe ganz abſchaffen und in nützliche Arbeit verwandeln wollte[2]; ſein Plan kam aber wol nie zur Ausführung. Meineidige, Gotteslästerer und Mörder freier Menſchen oder Sklaven, wurden hingerichtet. Dieſelbe Strafe traf den, welcher einen Menſchen tödten oder öffentlich Gewalt anthun ſah, ohne ihm Hülfe zu leiſten. War er, eigener Ohnmacht halber dazu nicht im Stande, ſo mußte er wenigſtens gleich nachher Klage erheben, oder ſchwere Schläge und dreitägigen Hunger erdulden. — Aelternmörder wurden gefoltert, dann verbrannt. Kindermörderinnen mußten das getödtete Kind drei Tage und drei Nächte öffentlich im Arme halten; überlebten ſie dieſe furchtbare Qual, ſo traf ſie weiter keine Strafe. Entweichung vom Heere machte ehrlos; doch konnte der Flüchtige ſeinen Ruf durch Tapferkeit wieder herſtellen. Verräthern

1 Diod. I, 75.

2 Ebendaſ. I, 65.

an den Feind ſchnitt man die Zunge aus; falſchen Münzern und Verfälſchern von Urkunden, hieb man die Hände ab. Wer Jungfrauen Gewalt anthat, ward entmannt. Der Ehebrecher erhielt 1000 Stockprügel und der Ehebrecherin ſchnitt man die Naſe ab, damit der Reiz des Körpers verſchwinde.

Wer ein unbeſcheinigtes Darlehn läugnete, ward durch den Eid frei. Schulden halber hielt man ſich blos an das Vermögen, nicht an die Perſon; und ein Darlehn durfte durch Zinſen nicht über das Doppelte vergrößert werden. Das Stehlen ſtand angeblich unter obrigkeitlichem Schutze[1]. Wer ſich nämlich dieſem Gewerbe widmen wollte, ließ ſeinen Namen vom Diebesoberſten einſchreiben, ſtahl dann ungeſtraft, mußte aber das Geſtohlene bei dieſem abliefern; wo es die Geſtohlenen gegen Erlegung von einem Theile des Werthes wieder zurück erhielten. — Jeder ſollte nachweiſen woher er ſeinen Unterhalt nehme, jeder das Alter ehren.

Bei wenigen Völkern hat (ſo ſcheint es) die Religionslehre eine ſo große Wichtigkeit gehabt als bei den Aegyptern; dennoch kann ihre Darſtellung und Entwickelung hier nicht im Einzelnen verſucht werden, wir müſſen vielmehr auf die in andern Werken niedergelegten, ſo geiſtreichen als umfaſſenden Forſchungen verweiſen. Doch zeigen auch dieſe große Lücken, Widerſprüche und Willkürlichkeiten; ſchon deshalb, weil für jeden die Kenntniß der Religion Aegyptens dadurch ſehr erſchwert wird daß ſie, faſt mehr als irgendwo, der Inbegriff alles Wiſſens und alles Bedeutſamen war und mit der Weltbildungslehre, der Sterndeuterei, Naturkunde, Arzneiwiſſenſchaft und der Beſchaffenheit des Landes, im genaueſten Zuſammenhange ſtand. Ferner wurden ſchon im Alterthume die verſchiedenen Zeiträume durcheinander geworfen, Phyſikaliſches und

1 So erzählt Diodor; nach Gellius IX, 18 wäre es gar ganz erlaubt geweſen.

Geſchichtliches, Symboliſches und Allegoriſches vermengt, verſchiedene Götter ineinander geſchmolzen, Namen und Merkmale des einen auf den andern übertragen. So ſind gleich und wiederum ungleich, Oſiris und Serapis, Horus und Harpokrates[1], Oſiris iſt Bruder und Gemahl der Iſis; Iſis iſt Schweſter und Gemahlinn des Oſiris. Mag man dies nun für willkürliche Verwirrung und Gedankenloſigkeit erklären, oder als ein bedeutendes Begriffsſpiel auslegen; jedenfalls ſcheinen unüberſteigliche Hinderniſſe vorhanden zu ſeyn, den Inbegriff des auf uns Gekommenen zu einem einzigen Syſteme zu vereinigen und auszubilden[2]. Es gab im Ablaufe von mehr als drei Jahrtauſenden verſchiedene Syſteme, oder doch Anſätze zu Syſtemen und Richtungen; trotz aller Neigung zum bloßen Erhalten konnte die Bewegung nicht ganz abgehalten werden, und Materialismus und Idealismus ſuchten ſich nebeneinander auszubreiten. Wenn ſchon helleniſche Beobachter vor 1800 Jahren über unvereinbare Widerſprüche in der ägyptiſchen Götterlehre klagen[3], ſo ſoll man in unſeren Tagen nicht Unmögliches verlangen; ja eher läßt ſich behaupten es ſey allzukühn Unerreichbarem nachzuſtreben. Hiezu kommt daß die Religion der Prieſter und des Volks gewiß nicht völlig übereinſtimmte, und Lehren und Sagen bunt ineinander griffen und ſich verwandelten. Auch ward das Aegyptiſche in Helleniſches umgedeutet, und ſpäter dieſes wiederum zurückerklärt um einen geheimeren ägyptiſchen Sinn darin aufzufinden.

Einige Sachverſtändige behaupten[4]: es laſſe ſich ein dreifacher Kreis der Götter, ein alter, mittlerer und jüngerer nachweiſen, der erſte insbeſondere mit örtlichen Entſtehungsgründen und Verehrungen. Zu acht Göttern und

1 Prichard ägypt. Mythologie 74. Schwartze I, 241.

2 Schwartze I, 38, 46.

3 Diod. I, 25.

4 Bunſen I, 431—460. Heyne zum Diodor 40.

Göttinnen der erſten Ordnung[1] (ſchaffend und zeugend) fänden ſich zwölf der zweiten Ordnung (abgeleitet und werkzeugartig) zu denen ſich etwa 13 Jahrhunderte vor Chriſtus die Oſirisgottheiten geſellten, in welche alle anderen auch aufgenommen und verwandelt würden. Die Beziehung auf Sonne, Mond und Erde ſey nicht die älteſte, und der aſtronomiſche Beſtandtheil nie vorherrſchend geweſen.

Andere reden[2] von drei Perioden der ägyptiſchen Religionsentwickelung: Ammon Oſiris, Oſiris Iſis, Iſis Neith. Die älteſte und am längſten herrſchende Anſicht ſey eine phyſiologiſch-philoſophiſche geweſen; alſo kein reiner Spiritualismus, ſondern ein veredelter Materialismus. Ueber Maß und Einfluß der Aſtrologie laſſe ſich nichts gewiſſes ausſagen, und mit dem Naturdienſte (welcher Sonne und Mond als Götter betrachte) laſſe ſich der Gedanke einer durch Alles hindurchgehenden Weltſeele vereinigen.

Ein Dritter bemerkt[3]: wir finden Naturdienſt (Sonne und Mond), abgöttiſche Verehrung von Thieren und Pflanzen, endlich vergötterte Menſchen und Heroen. Oſiris und Iſis ſind keine Perſonen, ſie bedeuten die allgemeine Seele der Natur. Oſiris iſt die erzeugende, Typhon die zerſtörende, Horus die wiederherſtellende Kraft, und dieſen dreien ſtehen weiblich und in gleicher Bedeutung gegenüber, Iſis, Nephtys, Bubaſtis.

Ein Vierter ſagt[4]: nicht Vergötterung von Menſchen, ſondern Naturleben und Naturanſchauung liegt der ägyptiſchen Mythologie zum Grunde. Die Legende von Oſiris und Iſis iſt eine allegoriſche Ueberlieferung der Begeben-

1 Nach Henry (l'Egypte pharaonique I, 215) ſtehen dieſe erſte Reihe der Götter mit den éléments cosmogoniques in engſter Verbindung und bedeuten le débrouillement du chaos.

2 Schwartze I, 17—29, 188, 215.

3 Prichard 16—70.

4 Creuzer Symbolik I, 265—383.

heit, wodurch Fiſcher und Hirten zum Ackerbau und zu beſſeren Religionsideen kamen. Dann bedeuten Oſiris und Iſis auch die Sonne und das Sonnenjahr, oder die Kräfte der Natur überhaupt, oder auch wol das höchſte Weſen ſelbſt, mit ſeiner Entwickelung und Offenbarung. Bei allem Naturgewichte in der ägyptiſchen Religionslehre [1], iſt ſie jedoch kein bloßer Kalender und bezieht ſich nicht ausſchließlich auf den Ackerbau.

Es geht über unſere Aufgabe und unſere Kräfte hinaus, dieſe zerſtreuten und ſich oft widerſprechenden Anſichten und Beſtandtheile zu einem Ganzen zu vereinigen; doch mögen folgende Worte noch Platz finden. Die Prieſter mochten verkünden daß Athor, die alte Nacht oder das Urweſen, den Phthas und die Neith oder die männliche und weibliche Urkraft gebahr, und daraus Phanes und Kneph das erſtgeborne Licht und der Lebensgeiſt aller Dinge hervorgingen u. ſ. w. Gewiß kam man zu mehreren Claſſen von Göttern, und an Naturleben und Naturanſchauung reihte ſich nachher auch Geſchichtliches und Perſönliches. Ueberhaupt wurden die Eigenſchaften der Gottheit nach morgenländiſcher Weiſe nicht blos gedacht, ſondern einzeln in ihrem vollen Umfange perſonifizirt und jede einzelne, dieſes inneren Gipfels halber, für das höchſte Weſen überhaupt geſetzt. Die meiſten Religionsſyſteme des Morgenlandes gehen von der Grundidee aus: daß wenn das höchſte Weſen nicht ſelbſt in alle Kreiſe der Welt hinabkäme, nicht in alle Theile der Welt einträte, nicht ſogar das Bedingteſte bedingte; keine Weltordnung, kein wahres Seyn denkbar wäre. Solche nicht gleichzeitig nach Begriffen, ſondern geſchichtlich ſich folgende und entwickelnde Emanationen oder Incarnationen verſchwinden bei den Griechen, welche nur von ſeligen Göttern und von Vergötterung der Menſchen wiſſen.

Jener Anſicht gemäß iſt Oſiris bald die Sonne, dann

1 Heeren II, 2, 164.

der Nil, dann der Gute und Hülfreiche überhaupt, und zuletzt das höchſte Weſen ſelbſt. Aehnlicherweiſe ward Iſis gedeutet und umgedeutet.

Typhon[1], das böſe Weſen in ſittlicher und natürlicher Beziehung, iſt der Gegner des Oſiris; doch finden wir, ungeachtet mancher Aehnlichkeit der Anſichten, bei den Aegyptern keinen ſo ausgebildeten und durchgeführten Dualismus wie bei dem Zendvolke. Erſt ſpäter mag im Hermes eine Verbindung des Realen und Idealen, des Denkens und Schaffens erkannt worden ſeyn. Die Lehren von Hermes und Oſiris, als der Prieſter und Könige, bieten gewiſſermaßen den Inbegriff bürgerlicher und religiöſer Weisheit.

Als Bezeichnung des Aeußerlichſten dient noch Folgendes. Harpokrates, nächſt Horus der bedeutendſte Sohn des Oſiris, legt als Gott des Stillſchweigens den Finger auf den Mund, und wird bisweilen mit Strahlen um das Haupt, mit Hörnern und Flügeln abgebildet[2]. Canopus ſtellt ſich als Waſſergott dar; Anubis mit dem Hundskopfe und einem Gefäße auf demſelben, galt für den Genius des Hundſterns und den Vorläufer der Nilfluth. Später wurden ihm noch mehrere Eigenſchaften und Wirkungen beigelegt, und dann wiederum auf Thot den höchſten Genius der Wiſſenſchaft und Weisheit übertragen. Antäus war vielleicht ein natürliches Bild des ägyptiſchen Gränzlandes. Die Bubaſtis ſtellt Herodot mit der Artemis zuſammen; Pan iſt Sinnbild der Naturkraft, ein Herkules findet ſich in Aegypten wie überall. Der Dienſt des Serapis (welcher mit einem Scheffel, oder einer Mütze auf dem Kopfe und in Begleitung des Cerberus dargeſtellt wird) iſt, wo nicht zur Zeit der Ptolemäer ein=

1 Creuzer I, 318.

2 Auf die Weiſe, wie einige Gelehrte in der ägyptiſchen Mythologie den erhabenſten Monotheismus erblicken, ließe ſich auch herausklügeln, daß das Chriſtenthum eigentlich Vielgötterei lehre.

geführt, doch erſt völlig ausgebildet worden. Zu Folge dieſer ſpäteren Anſicht (die indeſſen wol erſt nach einer Umdeutung der Lehre vom Oſiris und der Iſis möglich war) heißt Serapis: Herr der Elemente, Inhaber der Schlüſſel des Waſſerreiches und des Nils, Gott der Erde und der Unterwelt, Geber des Lebens, Todtenwächter und Begnadiger im Tode.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich daß Anubis, Harpokrates, Bubaſtis, Horus u. ſ. w. einerſeits mit den großen Naturgottheiten Oſiris und Iſis bis auf einen gewiſſen Punkt gleichbedeutend ſind und verſchiedene Zuſtände derſelben im jährlichen Umlaufe der Naturkörper und Naturkräfte darſtellen; daß ſie aber andererſeits auch für ſich als ſelbſtändige Perſonen in mehr geiſtiger oder geſchichtlicher Hinſicht gelten können. Die Erzählung vom Leiden und Sterben des Oſiris, iſt wol mit der Anſicht vom Herabſinken aus der Vollkommenheit und dem wieder Hinanſteigen durch die Seelenwanderung verbunden. Es bedeutet den Uebergang des Ewigen in das Sterbliche, wie es ſich auch in der Natur und der ſittlichen Welt, in der letzten Einheit von Leben und Tod, von Entſtehen und Vergehen offenbart.

Mit der Religion und insbeſondere mit der Lehre von der Verwandlung der Naturkräfte und von langen mannigfaltigen Wanderungen der Seelen, ſteht die Thierverehrung, der Thierdienſt in genauem Zuſammenhange. Manche derſelben wurden verehrt im ganzen Lande, andere nur in einzelnen Städten, ſo Kühe (der Iſis geweiht), Hunde, Katzen, Widder, Affen, Ichneumons, Krokodille, Spitzmäuſe, Löwen, Adler, Geier, Ibis u. ſ. w. Andere Thiere galten dagegen für unrein. Für die Erhaltung und Verpflegung der heiligen Thiere waren beſondere Grundſtücke angewieſen; wie denn überhaupt außer den ſtehenden Heeren der Prieſter und Krieger, dieſe ſtehenden Thierheere außerordentliche große Ausgaben verurſachten. Starb eine heilige Katze, ſo ſchor man ſich die Augenbrauen; man

ſchor ſich den ganzen Leib, wenn ein heiliger Hund zu ſeinen Vätern ging. Andererſeits wird berichtet, daß die Prieſter ſich aber auch erlaubten den heiligen Thieren ihre Unzufriedenheit zu bezeugen, ihnen zu drohen und ſie auszuſchelten. Wer ein heiliges Thier mit Vorſatz tödtete, war des Todes ſchuldig[1]; wer eine Katze, oder einen Ibis auch nur zufällig umbrachte, entging niemals der Lebensſtrafe.

Vor Allen verehrte man den Stier Apis, in welchem ſich, der Sage nach[2], die Seele des Oſiris befand. Als nothwendige Abzeichen deſſelben betrachtete man die ſchwarze Farbe, eine viereckige weiße Stelle auf der Stirn, die Geſtalt eines Käfers unter der Zunge, eines Adlers auf dem Rücken und geſpaltene Haare im Schwanze. Nach ſeinem Tode ward Apis prächtig begraben und allgemeine Trauer herrſchte im Lande, bis ſich wieder ein auf obige Weiſe gezeichnetes Thier fand. Ohne künſtliche Nachhülfe der Prieſter, dürfte die Trauer wol oft ſehr lange gedauert haben. In der Nilſtadt, wohin die Prieſter zunächſt das neugefundene Kalb führten, durften es nur Weiber ſehen und weiden; ſie mußten eine beſtimmte Zeit lang mit aufgehobenen Röcken vor ihm ſtehen, welche Sitte (trotz einer etwa verborgenen ſinnbildlichen Bedeutung) als unanſtändig und unwürdig zu bezeichnen iſt. Von hier brachte man den Apis nach Memphis, dem Hauptſitze ſeiner Verehrung.

Diodoros erzählt drei Meinungen über die Gründe der Thierverehrung bei den Aegyptern. Erſtens, die Götter hätten ſich aus Verdruß über die Verſchlimmerung der Menſchen in Thiere verwandelt, und deren Verehrung ſey zurückgekehrte Dankbarkeit der Menſchen. — Dieſe, aus der Luft gegriffene Anſicht, iſt der Götter ganz unwürdig und ſcheint ſie zu einer ewigen Beſtialität zu verurtheilen. Gleich

1 Cic. Tuscul. V, 27. Plinii Hist. VIII, 116.

2 Prichard 285.

ungebührlich iſt die Sage: die Götter wären vor dem Typhon nach Aegypten geflohen, und hätten ſich dort aus Furcht in Thiere verwandelt. — Zweitens: die von ihren Feinden oft geſchlagenen Aegypter, bildeten auf den Fahnen um welche ſie ſich ſammelten, Thiere ab, ſiegten nachher, und heiligten nunmehr diejenigen Thiere, deren Bilder ſie gewählt hatten. — Abgeſehen davon, daß für den Fall etwaniger neuer Niederlagen die Verehrung ein Ende nehmen müßte, haben ähnliche Verhältniſſe bei anderen Völkern zu keiner Thierverehrung geführt. — Drittens: man verehrte die Thiere blos ihres Nutzens halber. — Dieſer Nutzen iſt aber ebenfalls in allen Ländern und Völkern gleich groß, und die Verehrung auch ſchädlicher Thiere bleibt unerklärt[1]. — Viertens, behauptet Iſokrates[2]: daß der Thierdienſt von den Herrſchern eingeführt ſey, um den Gehorſam des Volkes daran zu üben. — Die Herrſchenden hatten ja aber das Volk mit dem Thierdienſte nicht zum Beſten, ſondern er ging von ihnen aus; ſie glaubten am Meiſten an die Heiligkeit und Nothwendigkeit dieſes Dienſtes.

Um uns jedoch hiebei nicht ganz dürftig auf die unerklärliche Eigenthümlichkeit des ägyptiſchen Volkes zu berufen, wagen wir zwei Bemerkungen:

Erſtens: der Glaube daß der Geiſt nach einer dreitauſendjährigen Wanderung in ſeine erſte Hülle zurückkehre, führte zu der allgemeinen Sorgfalt für die Leichname, und auch zu der größeren Verehrung der Thiere, in welchen ſich die Seelen der Abgeſchiedenen vielleicht befanden.

Zweitens: die Aegypter hatten ſich von einer Anſicht der Natur im Ganzen wol noch nicht ſo viel abgelöſet, daß Freiheit und Perſönlichkeit vorzugsweiſe heraustrat; im Gegentheil herrſchte bei ihnen (wie überall in der Natur) der Charakter der Gattungen vor, was auch ihre Kaſten-

1 Prichard 275.

2 Isocr. Busiris edid. Lange 374. Diog. Laert. prooem. 8. Cicero de nat. deor. I, 36. Lucian. de sacrificiis 14.

eintheilungen der Menſchen beweiſen. Daher ſahen ſie vielleicht die Thiergattungen als größere und höhere Ideen an, welche den Vorrang vor der Perſönlichkeit einzelner Weſen verdienten. In dieſer Anſicht wurden ſie beſtärkt, weil ſich bei den Thieren die im Ganzen lebendige Weltſeele, die Sicherheit und Unfehlbarkeit der Naturtriebe wundervoll offenbarte; während menſchliche Freiheit in Willkür und Laſter zu verwickeln ſchien. Einzelne Thiere galten ihnen dann als Stellvertreter und Darſteller einer Gattung, eines Begriffs, einer göttlichen Idee; ſie waren ihnen vielleicht Abwandlungen der großen Naturgötter zu einzelnen Erſcheinungen.

Mit der Verehrung geweihter Thiere, ſchien das Opfern ungeweihter verträglich; nur ging die genaueſte Unterſuchung vorher, ob kein vorgeſchriebenes Kennzeichen mangele. Hierauf führten die Prieſter das Opferthier zum Altar, zündeten den Scheiterhaufen an, goſſen Wein auf denſelben, ſchlachteten dann das Thier und zogen die Haut von dem Körper ab. Den abgeſchnittenen Kopf verfluchte man aufs Entſetzlichſte und bat die Götter: daß wenn irgend ein Unglück, die Opferer oder ganz Aegypten treffen ſollte, ſie es doch auf dieſen Kopf wenden möchten. Dann warf man in alter Zeit die ſo verfluchten Köpfe in den Fluß; ſpäter wurden ſie von den Hellenen gekauft, und ohne Beſorgniß gegeſſen.

Die Geſammtanſicht der Aegypter über Leben und Tod ſtand natürlich in enger Verbindung mit ihren religiöſen Ueberzeugungen. Sie ſagten[1]: Häuſer baut man für kurz Lebende, Grabmäler hingegen für unendlich längere Zeit; weshalb dieſe feſter, größer und ſchöner ſeyn müſſen. — Bei den Gaſtmahlen der Reichen trug jemand ein künſtliches, hölzernes Todtengerippe umher, zeigte es jedem Gaſte und rief ihm zu: dies ſieh an, und trinke und freue dich, denn wenn du ſtirbſt, wirſt du dieſem ähnlich. Starb ein

1 Diod. I, 51.

Vornehmer, ſo beſchmierten ſich alle weiblichen Perſonen ſeines Hauſes Kopf und Geſicht mit Lehm, und rannten dann aufgeſchürzt, ſich ſchlagend und mit bloßen Brüſten durch die Stadt: auch die Männer ſchlugen ſich aufgeſchürzt.

Im Angedenken an die Seelenwanderung war den Aegyptern nichts wichtiger, als die Erhaltung der Leichen durch Einbalſamirung. Es gab davon drei Arten. Die wohlfeilſte war ein bloßes Einſalzen; zur mittlern gehörten außerdem wenigſtens einige Spezereien. Nach der koſtbarſten ſchaffte man zuvörderſt das Gehirn theils durch ſcharfe Waſſer, theils mit einem krummen Eiſen durch die Naſe hinweg, und nahm die Eingeweide aus dem Bauche. Dann ward der Leichnam mit Palmwein ausgewaſchen, mit Myrrhen, Kaſia und anderem Räucherwerke ausgefüllt, wiederum zugenäht und 70 Tage in Salz gelegt. Nach Ablauf dieſer Friſt umwickelte man ihn endlich mit feinen, in arabiſches Gummi getauchten Binden, und auf mehrere andere, zum Theil ſehr reich geſchmückte und bemalte Hüllen, folgte erſt die äußerſte von Sycomorosholz, welche man oft im Angedenken an Oſiris, der Geſtalt deſſelben nachbildete. Die Balſamirer wurden hoch geehrt; denjenigen aber, welcher den erſten Einſchnitt in den Körper machte, verfolgte man, der Sitte gemäß, als einen Uebelthäter mit Flüchen und Steinwürfen. Am ſorgfältigſten behandelten Kinder die Leichname ihrer Aeltern, welche übrigens bei Geldanleihen für das ſicherſte Unterpfand galten, weil man es als die höchſte Schande anſah ſie nicht auszulöſen. — Nur diejenigen erhielten ein ehrenvolles Begräbniß, welche vor dem Gerichte der vierzig Todtenrichter nicht durch Ankläger überführt wurden, ſchlecht gelebt zu haben.

Sowie es eine Zeit gab wo man alle Religionen, die chriſtliche ausgenommen, als völlig gedankenlos und aberwitzig bezeichnete; ſo iſt ſpäter bisweilen ein übertriebenes Beſtreben hervorgetreten, insbeſondere die ägyptiſche und indiſche, als ein bewundernswerthes Syſtem von Weisheit und Tiefſinn darzuſtellen. Bei einer unbefangenen Prüfung

verſchwinden aber die angeblichen Beweiſe. Zuvörderſt iſt es mehr als zweifelhaft, ob die vielbeſprochenen Prieſtergeheimniſſe irgend etwas Erhebliches enthielten und mehr waren als zweideutige Mittel zur Erhaltung und Befeſtigung der Prieſterherrſchaft. Eine geheime oder unverſtändliche Prieſterlehre, wird nie zur Religion im ächten Sinne des Wortes; oder wäre die höchſte Gotteserkenntniß (ſehr ſelten wird ein höchſtes Weſen erwähnt[1]) wirklich ſo ausgezeichnet geweſen, würde ſie die erkünſtelten Bande durchbrochen, das Volk belehrt und verhindert haben daß deſſen Religion in platten Aberglauben und Götzendienſt ausartete. Zu dieſer Ausartung bot vielmehr das für tiefſinnig und bedeutungsvoll Ausgegebene, nur zu leichten Weg und zu mannigfachen Inhalt. Sternendienſt und Heroendienſt ſteht höher als Thierdienſt, und Allegorie oder Symbol hat nicht den Werth von Offenbarung und Erkenntniß. Nirgends verklärten ſich ägyptiſche Darſtellungen und Symbole bis zu edler Schönheit, und eben ſo blieben ſittliche Beziehungen ganz im Hintergrunde, unvereint mit dem Religiöſen und ungefördert und geläutert durch daſſelbe. Nirgends bringt es die ägyptiſche Religionslehre bis zu feſten, abgeſchloſſenen Perſönlichkeiten, und alles Deuten und Deuteln an der Bedeutung ſchwankender Begriffe, kann dieſen Mangel nicht erſetzen, oder verdecken. Eben ſo wenig iſt die, ſich hier anreihende Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Geſtalten, für den Philoſophen, oder Künſtler zu rechtfertigen. Die Hellenen, welche Menſchen zu Helden und Helden zu Göttern erhoben, waren gewiß auf beſſerem Wege als die ägyptiſchen Prieſter, welche Götter in Ochſen und Katzen hineinkriechen ließen. Eben ſo erſcheinen einzelne Schattenſeiten des Helleniſchen (z. B. die Opferung der Iphigenia[2]) gedankenreich und erhaben, wenn wir ſie mit ägyptiſchen Menſchenopfern zuſammenſtellen.

1 Prichard 241.

2 Ebendaſ. 303. Ueber grauſame Behandlung der Gefangenen in Aegypten, Wilkinson, Thebes 16, 69.

Daß Literatur und Philoſophie die ſoeben angedeuteten Mängel nicht verdeckten, oder darüber erhoben, haben wir bereits zu zeigen verſucht; bisweilen iſt jedoch mit größerem Lobe von ägyptiſcher Mathematik geſprochen worden. Wenn aber Thales ſie wirklich erſt lehrte die Höhe der Pyramiden an deren Schatten zu meſſen, und Pythagoras[1] trotz aller Kenntniß ägyptiſcher Größenlehre ſeinen Lehrſatz ſelbſt erfinden mußte, ſo ward die mechaniſche Geſchicklichkeit ſchwerlich durch große theoretiſche Kenntniſſe hervorgerufen, oder gefördert. Noch weniger läßt ſich darthun, daß die Aegypter über gewiſſe Lebensregeln hinaus, jemals zu denkender philoſophiſcher Erkenntniß fortgeſchritten ſind. Ueber das Verhältniß der Sternkunde zur geehrten Sterndeuterei[2], und das geſchichtliche Benutzen aſtronomiſcher Zeitabtheilungen ſind die Meinungen verſchieden. Am meiſten iſt die Rede von einer Hundsſtern- oder Phönixperiode auf welche Manetho ſeine geſchichtlichen Zahlen wie auf ein Bett des Prokruſtes brachte, und ſie verlängerte, oder verkürzte. Den Namen erhielt jene Periode davon, daß der Sirius nach 1461 Jahren wieder an derſelben Stelle aufging. Die Aegypter hatten ein bewegliches Sonnenjahr von 360 Tagen, zu 12 Monaten von 30 Tagen, und fünf Ergänzungstagen[3]. Der alsdann noch fehlende ein Vierteltag ward ſpäter alle vier Jahre eingeſchaltet. Gewöhnlich zählte man drei Jahreszeiten zu vier Monaten[4]. Die zahlreichen Inſchriften enthalten nur wenige aſtronomiſche und chronologiſche Beſtimmungen; dennoch reicht die urkundliche und monumentale Zeitrechnung der Aegypter viel weiter zurück als die indiſche, welche man kaum mit Sicherheit über die macedoniſche Zeit hinaufführen kann[5].

1 Herod. II, 109. Diod. I, 69, 81.
2 Bunſen I, 107. Schwartze I, 21, 22.
3 Idelers Chronologie. Mémoires de l'institut I, 166.
4 Wilkinson II, 1, 14.
5 Schwartze I, 18.

Mehr Beglaubigtes als über Wiſſenſchaft und Literatur, iſt über ägyptiſche *Kunſt* auf uns gekommen. Bewundernswerth erſcheint die Baukunſt, eigenthümlich die Bildhauerei, minder bedeutend die Malerei; die letzte Stelle hinſichtlich der Ausbildung nahm wahrſcheinlich die *Muſik* ein. Beginnen wir unſere nähere Betrachtung mit dem Unvollkommneren. Es liegt wol in der Natur der Dinge daß die *Muſik*, dieſe unkörperlichſte, geiſtige, durch äußere Vorbilder nicht geſtützte und geregelte Kunſt, ſpäter wie die übrigen ſich vervollkommnet. Da keine Muſik der Aegypter auf uns gekommen, können wir dieſe Behauptung hinſichtlich ihrer indeß nur als Vermuthung ausſprechen. Zweifelsohne mußte die geſetzlich vorgeſchriebene Unveränderlichkeit, wenigſtens der heiligen Muſik[1], jeder Verbeſſerung hindernd in den Weg treten. Schon um deswillen iſt es unwahrſcheinlich daß ſich eine unabhängige Inſtrumentalmuſik ausgebildet habe; eine Art Geſang war vielleicht ſelbſt mit der Tanzmuſik verbunden. Abgebildet finden wir allerhand Arten von Blaſe- und Saiteninſtrumenten[2]: gerade und Querflöten, Doppelflöten mit zwei Mundſtücken, Trompeten (deren Ton Plutarch jedoch mit dem Eſelsgeſchrei vergleicht), endlich Harfen mannigfacher Geſtaltung von 3 bis 22 Saiten. Vielleicht enthielten dieſe 22 Saiten drei diatoniſche Oktaven; doch fehlen Griffbretter, und Schrauben zur Erhöhung oder Erniedrigung der Töne.

Wir wiſſen nicht ob die *Malerei* ſich in Aegypten zu einer unabhängigen, ſelbſtändigen Kunſt erhoben hat; faſt immer findet ſie ſich nur in Verbindung mit Bildhauerei und Baukunſt. Bildwerke, Bildſäulen, Obelisken, ſelbſt Hieroglyphen und Mumien ſind mit höchſt lebhaften Farben bedeckt. Doch verſtanden die Aegypter ihre ſechs Hauptfarben (roth, grün, hellblau, dunkelblau, gelb und ſchwarz) in der Regel nicht zu vermiſchen; auch fehlt jede Ab-

1 Plato de legib. II, 657.

2 Rosellini II, 3, 12—54.

ſtufung von Licht und Schatten, ſowie Perſpektive, Verkürzungen und das Verblaſen, oder Verduften (sfumatura) der Farben[1]. Männer wurden braunroth dargeſtellt, Neger ſchwarz, Weiber gelb, Thiere roth, Lotus und Weinſtöcke grün, Waſſer und Weintrauben blau, Kleidungen weiß. Aegyptiſche Malerei, ſagt ein Beobachter, verdient gar nicht angeführt zu werden, wenn von wahrer Kunſt die Rede iſt[2].

Höher ſtand die Bildhauerei, meiſt jedoch auch in Zuſammenhang mit, und in Abhängigkeit von der Baukunſt. Manche ältere, oder doch unvollkommnere Werke, waren aus Holz gebildet (ſo die unzähligen Mumienkaſten); indeſſen finden ſich auch hölzerne Prieſterſtatuen[3]. Die Mehrzahl der Bildſäulen iſt aus Kalkſtein, Sandſtein und Granit von verſchiedenen Farben gefertigt, und ſpäter (zur Zeit des Pſammitich) auch aus dunkelgrünlichem Diurit. Alles Techniſche ward allmählig zu einer außerordentlichen Vollkommenheit ausgebildet; wogegen der höhere Geiſt, Schönheitsſinn, Charakter und Mannigfaltigkeit meiſtens fehlen. Die Zahl und die Größe, oder überhaupt die Quantität ſetzt in Aegypten in Erſtaunen; weit weniger die Qualität, oder die künſtleriſche Vollendung und ideelle Abgeſchloſſenheit. Durch die ſehr gewöhnliche Verbindung der Bildſäulen mit den Tempeln, ward Behandlung und Stellung ſehr einförmig, und nur wenn man die erſtaunlichen Maße derſelben für das höchſte in der Kunſt ausgiebt, iſt nie etwas Gleichkommendes geſchaffen worden. Der Fuß der Bildſäule des Oſymandias hatte eine Länge von zehn Fuß, und ihre Höhe reichte bis zur Höhe des Architravs am Säulengange des Louvre[4]. Oben-

1 Rosellini II, 2, 155—164, 205.

2 Gau Denkmäler von Nubien V. Als Ausnahme finden ſich jedoch Malereien auf ebenen Flächen, gemiſchte Farben, Andeutungen von Perſpektive und einzelne Verkürzungen.

3 Rosellini II, 2, 154.

4 Rosellini II, 2, 88, 135, 146. Ueber die berühmte Bildſäule des Memnon handelt erſchöpfend Letronne (Vol. X, Acad. des

ein ſind viele dieſer Koloſſe aus einem einzigen Steine gearbeitet. Die Sphinx bei Dgizeh iſt 120 pariſer Fuß lang, vom Kinn zum Scheitel 26 Fuß, vom Bauche zum Kopfe über 50 Fuß. Sie iſt an Ort und Stelle aus dem Felſen gehauen. Vor der Verſtümmelung des Geſichts zeigte dies gute Verhältniſſe und ſchönen Ausdruck, und Denon bezeugt: die Vollkommenheit der Ausführung ſey noch erſtaunenswürdiger, als die Größe.

Unermeßlich groß iſt die Zahl der meiſt hohl gearbeiteten Bildwerke, und der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der dargeſtellten Gegenſtände, von Königen und Prieſtern an, durch alle Beſchäftigungen des Lebens hindurch, bis zu Tiſchen, Stühlen und Hausgeräth hinab. Das ganze öffentliche und häusliche Leben läßt ſich hier erkennen und verfolgen, wie bei keinem anderen Volke. Viele Stellungen (ſo der Ringer und Tänzer) ſind kühn, ja allzukühn und übertrieben, ſelten jedoch richtig gezeichnet und zur Schönheit erhoben. Oder wo dieſe hervortritt, hat man zweifelnd gefragt, ob das Werk nicht ſpäter und unter griechiſchem Einfluſſe gefertigt ſey. Gewiß hatte die Bildhauerei (wie jede Kunſt) in Aegypten auch ihre Geſchichte des Anfangs, Fortſchritts und Verfalls; auch wiſſen wir daß um die Zeit des Seſoſtris, Aegypten in jeder Beziehung zur höchſten Blüthe emporgeſtiegen war. Doch lag in der Natur und Sinnesart des Volkes eine Beſchränkung, deren Kreiſe durch die Prieſterherrſchaft nicht erweitert, ſondern immer enger gezogen wurden. Mit den

Inscriptions). Das Obertheil derſelben ward 27 Jahre vor Chr. durch ein Erdbeben umgeſtürzt, und zur Zeit des Septimius Severus hergeſtellt. Weder früher, noch ſpäter, ſondern nur in dieſer Zwiſchenzeit iſt von einem natürlichen Tönen der Bildſäule die Rede, welches man dem Wechſel der Temperatur, und den Sonnenſtrahlen zuſchreibt. Den Aegyptern iſt es die Bildſäule eines ihrer alten Könige Amenophis, oder Phamenophis. Das ägyptiſche Wort Memnon, oder Memnonia, hat mit dem Griechen Memnon nichts gemein. Erſt ſpät werden Sagen von ihm nach Aegypten übertragen.

Gedanken und Gefühlen ſteigerte ſich in Hellas ungehemmt auch die Kraft und Vollendung der Darſtellung; während in Aegypten die Folgen einer übertriebenen Beharrlichkeit, eines Ultraconſervatismus nicht zu verkennen ſind. Wie hätte man ſonſt immer an einer Form des Kopfes, an denſelben Verhältniſſen bei verſchiedenen Aufgaben feſthalten, wie nicht die ſtete Darſtellung im Profil von einer Seite eben für einſeitig und langweilig erkennen, wie dabei beharren können die Augen in dieſer Richtung ſo abzubilden, als ſähe man ſie von vorn. Im Ganzen ſind jedoch die Köpfe ſchöner und vollkommener, wie die übrigen Theile des Leibes. Insbeſondere erſcheinen die eng angeſchloſſenen Arme und Beine, lang und mager[1]; und die bewegten winklich und eckig. Ueberhaupt gab es in Aegypten wol keine Ideale oder Muſterbilder für Götter und Helden, Göttinnen und Grazien. Verhältnißmäßig ſind die Thiere am Beſten dargeſtellt, welche Sorgfalt mit der Thiervergötterung gewiß in Verbindung ſteht[2]. In den Göttergeſtalten iſt Menſchliches und Thieriſches zwar nicht ſo übermäßig und widerwärtig vermiſcht wie in Indien, auch die ſcheußliche Vermehrung der einzelnen Glieder vermieden; dennoch kam man auch in Aegypten niemals zu der bewußten Einſicht, daß dieſe Symbolik der Religion nichts nützt, daß es aber die Kunſt unfehlbar zu Grunde richtet, wenn man die Bedeutung über die Schönheit hinaufſetzt. Zuletzt iſt überdies die ägyptiſche Symbolik, trotz alles Scheines der Mannigfaltigkeit nur ärmlich, gekünſtelt, ſich immer wiederholend und (wie die Götter ſelbſt) ineinander fließend.

Unter allen Künſten iſt in Aegypten ohne Zweifel die Baukunſt verhältnißmäßig am meiſten ausgebildet worden. Während indeß Einige drei Zeiträume ihrer Ge-

1 Rosellini II, 2, 76, 80. Doch finden ſich merkwürdige Portraits.

2 Ebendaſ. 78. Champollion Reiſe 49.

ſchichte annehmen[1], des Anfangs, der höchſten Vollendung und der Ausartung, im Ganzen aber einen alten ägyptiſchen Styl bis ins zweite Jahrhundert nach Chriſtus fortdauern laſſen, machen Andere nur einen Hauptabſchnitt mit dem Eintritte der macedoniſch-griechiſchen Herrſchaft. Sie glauben um ſo mehr daß die Fremdherrſchaft zum Verfalle jeder Kunſt der Aegypter beitrug, weil dieſe abgeneigt blieben irgend etwas zu eigener Erneuung und Vervollkommnung von anderen Völkern anzunehmen. Mag aber auch das Syſtem der ägyptiſchen Baukunſt in mehr als tauſend Jahren keine weſentliche Umſtellung erfahren haben[2]; ſo hängt doch dieſe Kunſt zu ſehr ab von Macht, Kraft und Reichthum, als daß die öffentlichen Verhältniſſe des Landes ohne erhebliche Einwirkung bleiben konnten. So wird nun auch bezeugt, daß unter der 18. bis 20., dieſen glücklichen Dynaſtien, die größten Fortſchritte eintraten; ja unter dem 18. Herrſchergeſchlechte, beſonders unter Menephta I, und Ramſes III, mehr vollkommene und bewundernswerthe Bauwerke zu Stande gebracht wurden[3], als durch alle anderen Pharaonen zuſammengenommen. Mag ſich zur Zeit des Pſammitichus mehr Vollendung der Arbeit, Politur und Genauigkeit bei mehreren Kunſtzweigen vorfinden, in Hinſicht auf Größe und Erhabenheit verdient jene frühere Zeit den Vorzug. Die Bauwerke derſelben, ſagt ein Kenner[4], zeigen eine ungeheure Feſtigkeit, Verhältniſſe mehr erſtaunenswürdig, als nachahmbar, große Höfe und Säle, ungewöhnliche Dicke der Mauern, aber nur wenige Oeffnungen Licht und Luft einzulaſſen. Endlich an dieſen Gebäuden mehr Bildwerk, Zeichnungen

1 Letronne sur l'Egypte 29, 49. Rühl 30.

2 Heeren II, 172.

3 Rosellini II, 2, 105. Trotz aller Neigung zum Beharren, müſſen Zeiträume der Entwickelung und ſchnelleren Beweglichkeit vorhergegangen ſeyn.

4 Rosellini II, 2, 99.

und Verzierungen, als ſonſt irgendwo in der Welt; wodurch ſie lehrreich werden über die Geſchichte, die Feldzüge, die Siege und die Sitten des Landes.

So im Allgemeinen die faſt einſtimmigen Zeugniſſe. Sie werden, wenn man näher ins Einzelne eingeht, theils beſtätigt, theils erheben ſich neue Zweifel und Bedenken. Beginnen wir mit den Pyramiden. Nach der früher gewöhnlichen Annahme war das thebaniſche Reich mit ſeinen Bauwerken und Tempeln, älter als das Reich von Memphis und die Pyramiden[1]. Wollte man auch die bereits oben erwähnten Anſichten, über den Anbau Aegyptens von Nordoſten her nicht gelten laſſen; ſo würde es doch faſt unbegreiflich bleiben, daß ein Volk nach ſo bewundernswerther und eigenthümlicher Entwickelung wie ſie die thebaniſchen Gebäude zeigen, zu ſo einfachen, ja rohen und kunſtloſen Werken zurückkehren, oder hinabſinken ſollte, wie es, trotz ihrer Größe, die Pyramiden ſind. Deshalb, haben Etliche gemeint, müßten ſie ihre Entſtehung einem ungebildeten Volke, etwa den Hykſos verdanken; wofür jedoch keine hinreichenden Beweiſe beigebracht werden. Vielmehr haben die neueſten Unterſuchungen erwieſen, daß die Pyramiden die älteſten Bauwerke Aegyptens ſind[2], und dem erſten Reiche angehören[3]. Schon Ismandes (Oſymandias) der fünfte König des erſten Herrſchergeſchlechts, erbaute eine anſehnliche Pyramide von 270 Fuß in der Grundlinie und 106 Fuß in der Höhe. Die drei Pyramiden in der Ebene von Ghizeh ſind zwar nicht die älteſten, aber unter vielen anderen, weit die größten und merkwürdigſten. Man nennt als ihre Erbauer die Könige Cheops, Chephren und Mykerinus, welches angeblich die Könige der vierten Dynaſtie Manetho's, Suphis I, II, und Mencheres ſind[4].

1 Heyne de fontib. Diodori 33.

2 Wilkinson Thebes. 2. Bunſen I, 5, 59. Heeren II, 198. Champollion Reiſe 284.

3 Nach Bunſens Entwurf.

4 Rosellini I, 1, 129. Lepſius 181.

Die älteſte des Cheops hat eine Grundlinie von	707	engl.	Fuß,
eine ſenkrechte Höhe von	454	=	=
einen Inhalt von Kubikfußen	65,928	=	=
die größte des Chephren eine Grundlinie von	764	=	=
eine ſenkrechte Höhe von	480	=	=
einen Inhalt von	82,111	=	=
die kleinſte, aber ſchönſte des Mykerinus			
eine Grundlinie von	354	=	=
eine ſenkrechte Höhe von	218	=	=

Achtunddreißig Pyramiden waren vor einiger Zeit bereits geöffnet[1], 276 ſollen in den verſchiedenen Gegenden Aegyptens zerſtreut ſtehen.

Sie ſind erbaut theils aus natürlichem Kalkſteine, theils aus ungebrannten Ziegeln[2]. Oft iſt der Kern letzter, und die Oberbekleidung erſter Art; oder es finden ſich inwendig auch unregelmäßige Steine, mit Kalk, Erde und Thon gemiſcht und verbunden. Jene größeren Pyramiden ſind genau nach den Weltgegenden gerichtet, und ihr Fuß ſteht zum Theil auf künſtlich geebnetem Felſen, 80 Fuß höher als der Nil ſteigt. Es beſteht kein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen der Grundfläche und Höhe. Wahrſcheinlich wurden ſie erſt in Abſätzen erbaut, und dann die Stufen ausgefüllt ſo daß äußerlich eine glatte Fläche entſtand. Hiebei ward natürlich das Oberſte zuerſt fertig; und die Steine waren ſo ſchräg geformt und gelegt, daß ein Uebergewicht nach innen fiel. Die äußere Bekleidung mancher Pyramiden iſt allmälig hinweggenommen und anderwärts verbraucht worden. Eben ſo ſind Bildwerke und Hieroglyphen verſchwunden, mit denen wenigſtens einige geſchmückt waren.

Noch immer iſt die Beſichtigung des Innern, ſelbſt der größten Pyramide, mit vielen Mühſeligkeiten verbunden. Sobald der, meiſt den ſonſt ganz verborgenen Ein-

1 Bunſen I, 24. Parthei Beilagen.

2 Hirt Geſchichte der Baukunſt I. Schnaaſe Geſchichte und Kunſt Bd. I.

gang bedeckende, Sand hinweggeſchafft und die Fledermäuſe durch einige Piſtolenſchüſſe vertrieben worden, ſobald der Wißbegierige ſich der ungeheuren Hitze der Pyramide halber faſt ganz entkleidet hat, tritt er den beſchwerlichen Weg an. Er muß durch Gänge, welche zum Theil nur wenige Fuß ins Gevierte hatten, gebückt hindurchkriechen und würde ihrer ſchrägen Richtung halber noch zurückgleiten, wenn nicht an der Seite kleine Löcher in den glatten Marmor eingehauen wären. Jetzt erreicht er eine Stelle, wo an dem erſten Kanal eine Oeffnung zum zweiten gewaltſam hindurchgebrochen iſt, welche nur anderthalb Fuß Höhe und zwei Fuß Breite hat[1]. Er wird von dem Führer bei den Füßen durch Sand und Staub hindurchgezogen, und muß ſich glücklich ſchätzen, daß dieſer Engpaß nur zwei Ellen lang iſt. Endlich hat er das Ende aller Gänge, oder Kanäle erreicht, und man bringt ihn in ein kleines Zimmer, in welchem ein Sarkophag von Granit ſteht, der aber ſo wenig als die Wände des Zimmers, Glättung oder künſtliche Verzierungen zeigt. — Welch ein unnützer Aufwand von Kräften und Gütern, um eines Grabmals willen, in welches die verhaßten Erbauer vielleicht nicht einmal hineingebracht, aus welchem ſie (gegen ihre beſtimmteſte Abſicht) gewiß herausgeworfen wurden. Welch eine Tyrannei geübt wider ein unglückliches, eingeknechtetes Volk! Die Entſchuldigung: man habe den Bau nur unternommen um müßige Hände zu beſchäftigen, behält vor einer ernſten Prüfung kein Gewicht; und ebenſo ſollte man aufhören die Pyramiden ächten Kunſtwerken beizuzählen. Ihre Größe mag Eindruck machen, kann aber nahe liegenden Tadel nicht beſeitigen. Auch ſtehen ſie nur in Hinſicht auf den Kubikinhalt, alſo ſehr unkünſtleriſch, obenan; ſonſt iſt (ſelbſt ohne Rückſicht auf Kunſtvollendung) die Höhe der Peterskirche, und der Thürme von

[1] Jetzt ſind dieſe Schwierigkeiten wenn nicht gehoben, doch ſehr vermindert.

Straßburg, Antwerpen und Wien größer und wunderbarer[1]. Mehr Dauer hat freilich die feſtſtehende, mathematiſche, einfache Geſtalt einer Pyramide, als ein ächtes Werk der Baukunſt; allein dieſe Dauer beſtimmt nicht Werth, Würde und Schönheit.

Von der großen Stadt Memphis (ſüdlich von Kairo) iſt nichts übrig, als Bruchſtücke, zum Beweiſe der einſt vorhandenen außerordentlichen Tempel und der dazu gehörigen Koloſſen[2]. Die dortige Todtenſtadt, mit unzähligen Mumien, erinnert allein an früheres Leben.

Näher als die Pyramiden ſtehen der Kunſt die **Obelisken**, oder Spitzſäulen, unter denen der lateraniſche 1740 vor Chriſtus, in die Zeit Thutmes IV und V geſetzt wird. Die entzifferten Inſchriften dieſer Obelisken ſind allerdings lehrreich über Königsnamen, Herrſcherſitze, Zeitrechnung und einzelne geſchichtliche Thatſachen; aber im Ganzen bleibt der Inhalt dürftig, und leere Formen, Titel und Lobpreiſungen haben das Uebergewicht.

Ein mannigfaltiges, großartiges, kunſtgemäßes Gebäude, ſoll der von Diodor beſchriebene Palaſt des Oſymandias geweſen ſeyn[3]. Unter den Gelehrten iſt aber nicht blos Streit entſtanden, ob die Beſchreibung Diodors richtig, ſondern ob überhaupt jemals ein ſolches Gebäude vorhanden war. Das letzte läugnet Letronne aus ſcharfſinnig entwickelten Gründen[4]. Herodot (bemerkt er) ſchweigt von dem angeblich ſo merkwürdigen Palaſte, Diodor ſah ihn nicht ſelbſt, und die ganze Erzählung beruht auf einer Erfindung ägyptiſcher Prieſter, welche hofften, dadurch auf die unwiſſenden und leichtgläubigen Fremden einen großen Eindruck zu machen. Das Memnonium und Rameſſeum ſind (wie die Ueberbleibſel zeigen) davon ganz verſchiedene

1 Schnaaſe I, 376.

2 Parthei 133, 134.

3 Diod. I, 47.

4 Memoir. de l'acad. des Inscriptions, nouvelle serie Vol. 9.

Gebäude, und es giebt bei Theben keine Stelle wo es hätte ſtehen können.

Dem widerſprechend erklären ſich Gail, Champollion, Roſellini, Heeren, Bunſen, Lepſius für das einſtige Daſeyn jenes Palaſtes und glauben deſſen Ueberreſte in denen des ſogenannten Rameſſeums wieder zu erkennen[1]. Zweifelhaft könne es höchſtens bleiben: ob der Palaſt wirklich von irgend einem älteren Könige, oder von Seſoſtris (Ramſes II oder III) erbaut ſey.

Ueber ein anderes weit jüngeres Gebäude, das Labyrinth, ſtimmen die Nachrichten in den Quellen ebenfalls nicht überein, und während Etliche den König Mendes, Mares, oder Möris (von der 12ten Dynaſtie) als Erbauer nennen[2], ſetzen es Andere in die Zeit der Dodekarchen, oder der 12 gleichzeitigen Könige. Nach den Entdeckungen von Lepſius hat man in verſchiedenen Zeiträumen daran gebaut. Es mag ein Grabmal und zugleich ein bürgerliches, religiöſes und politiſches Heiligthum geweſen ſeyn. Andere bringen ſeine Bedeutung und innere Einrichtung mit dem Sonnenjahre und der Seelenwanderung in Zuſammenhang. Es iſt ſo völlig zerſtört, daß man mit Mühe den Ort aufgefunden hat, wo es geſtanden haben ſoll. Laut Herodot wurden ſeine zwölf Höfe mit gegeneinander ſtehenden Thoren von einer Mauer eingeſchloſſen; 1500 Gemächer lagen über, 1500 unter der Erde. In den letzten wurden die Leichname der Könige und der heiligen Thiere aufbewahrt. Jeden Hof umgab ein Säulengang von weißen künſtlich ineinander gefugten Steinen, und an jedem äußerſten Ende des Labyrinths ſtand eine, 40 Orgyen[3] hohe Pyramide, in welcher große Thiere eingegraben waren.

1 Gail nouv. serie Vol. 8. Champollion Reiſe 251. Rosellini III, 2, 228, 247; I, 1, 269. Heeren II, 2, 240. Bunſen I, 57.

2 Diod. I, 61. Strabo XVII, 1165; Mela I, 9; Plinius XXXVI, 13; Herod. II, 148; Bunſen II, 338; Lepſius 204.

3 Eine Orgye mißt 26 Handbreiten.

Weit die wichtigſten und großartigſten Ruinen ſind von Tempeln und Paläſten übrig geblieben. Ein Blick auf die in bekannten Prachtwerken enthaltenen Darſtellungen derſelben, giebt ein deutlicheres Bild und macht einen größeren Eindruck, als alle ſchriftlichen Beſchreibungen; weshalb ich mich mit dieſen nicht abmühen, ſondern nur einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen will.

Die älteſten ägyptiſchen Gebäude ſind von Kalkſtein und Sandſtein, im niedern Aegypten oft auch von Granit[1]. Seltener gebrauchte man Porphyr und Baſalt, der Ziegel bediente man ſich dagegen zu den mannigfachſten Zwecken. Es gab viele Arten von Säulen, aber keine feſten Grundſätze über das Verhältniß ihrer Länge zur Dicke und über ihre Verjüngung. Im Ganzen war dieſe ſtark, die Höhe und die Zwiſchenräume hingegen gering. Manche Säulen ſind ganz mit Zierrathen, Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt. Die Kapitäle zeigen große Mannigfaltigkeit; einfacher iſt das Geſims und die dazu gehörigen Zierrathen. Wandpfeiler und Halbſäulen kommen nicht vor. Die Dachung war, wie das Klima erlaubte, ganz flach, ohne Dachſtuhl, Sparrwerk, oder Giebelerhöhung.

Wenn die Ueberreſte ägyptiſcher Tempel, Paläſte, Grabmäler u. ſ. w. noch jetzt, trotz der furchtbaren Zerſtörung in Erſtaunen ſetzen; wie ungleich größer und erhabener mußte der Eindruck zu der Zeit ſeyn, wo ſie unverſehrt in vollem Glanze daſtanden, und Prieſter und Volk opfernd und gottverehrend, Hallen und Umgegend füllten. Hiezu kam die Pracht der Gefäße, des Goldes, Silbers und der Edelſteine, der golddurchwirkten Vorhänge, der Purpurdecken u. ſ. w.[2] Kein Wunder wenn im Vergleiche mit dieſer Pracht, Größe und Erhabenheit, Vielen griechiſche Bauwerke, Feſte und Gottesdienſt kleinlich und leichtſinnig erſcheinen. Einen Fingerzeig, wie einſeitig es

1 Hirts Geſchichte der Baukunſt. Gau Denkmäler von Nubien V.

2 Clemens Alex. Paedag. III, 2.

jedoch iſt das Aegyptiſche auf Koſten des Helleniſchen ausſchließlich zu erheben, giebt ſchon der eine Umſtand daß in dem Allerheiligſten der Tempel hier Zeus und Athene des Phidias thronen, dort ein Thier ſich auf Purpurdecken ausſtreckt, und dogmatiſcher Zwang und häßliche Symbolik, alle Kunſt und Schönheit in den Hintergrund drängen. Die ägyptiſchen Tempel ſind keine in ſich abgeſchloſſene Werke[1], ſondern erlauben und zeigen meiſt Anbaue, Zuſätze und Vergrößerungen unterſchiedlicher Art. Auch iſt der Sinn für Harmonie da noch unausgebildet, wo ſich (wie ein Beobachter ſagt) eine Furcht vor aller Symmetrie, oder eine Gleichgültigkeit gegen dieſelbe zeigt. Von zehn Säulen in einem Gebäude Ramſes' **III**, haben nur drei eine gleiche Breite, und ähnliche Verſchiedenheiten bemerkt man an den drei Eingängen[2].

In den öſtlichen Gebirgen, woher die Aegypter ihr Baumaterial bezogen, ſetzen an einigen Stellen unvollendet ausgehauene Säulen und Obelisken, den Wanderer in Erſtaunen. Sie ſtehen noch verwachſen mit den wilden Geſtaltungen der Natur, und ihre Bildner verſchwanden ehe ſie dasjenige vollendeten, was ihnen als Ziel und Zweck ihres Daſeyns erſchien: — ein Schickſal das jeden Einzelnen, das alle Staaten trifft, und einerſeits zur Demuth anweiſen, andererſeits zu raſtloſer Thätigkeit anfeuern ſoll.

Es ſey am Schluſſe dieſer Vorleſung ein wiederholender Rückblick auf das Mitgetheilte erlaubt. Welch ein wunderbares Leben in dieſem Flußthale des Niles! Heut noch baut das Volk emſig den Acker, und nach wenigen Tagen iſt es in ein ſeefahrendes verwandelt, und das ganze Land bietet ein Schauſpiel, wogegen eine Stadt wie Venedig einzeln und klein erſcheint. In den ſegensreichen Fluthen ſpiegelt ſich der dunkele, ewig wolkenloſe

1 O. Müller Archäologie 228.

2 Wilkinson Thebes 3, 4. Doch könnte man ſagen: die Aegypter hätten dieſe Symmetrie nur anderen Zwecken untergeordnet.

Himmel, und prachtvolle Züge wallen zu den herrlichen überall ſich erhebenden Tempeln: aber der den Göttern dargebrachte Dank behält immerfort ſeinen drückenden Ernſt[1], und ein Blick auf die zur Seite, gegen die lybiſchen Wüſten hin, liegenden unermeßlichen Todtenfelder und Höhlen, erinnert ſtreng an denjenigen Wechſel, welchen die erkünſtelte Dauer der Mumien nicht verdeckt, ſondern ſtrenger hervorhebt.

Durch die Kaſteneintheilung wollte man den Irrthümern und Mißgriffen freier Selbſtbeſtimmung entgehen, Zufriedenheit mit dem unabänderlich Gegebenen, eine größere Vollkommenheit in allen Beſchäftigungen herbeiführen, ſowie gefährliche Umtriebe im Staate beſeitigen: — allein dieſe Sonderung erſcheint bei näherer Prüfung dennoch in mehrfacher Beziehung tadelnswerth und gewaltſam. Viele Verhältniſſe der Menſchen ſind durch die Natur unabänderlich gegeben, andere werden nützlicherweiſe durch Geſetze geordnet und beſtimmt; jene Kaſteneintheilungen zerſtören aber mehr wie ſie fördern, und beſchränken auf ſchlechte und gewaltſame Weiſe das, was durch Natur und göttliche Fügung frei gelaſſen iſt. Die Mißgriffe und Irrthümer freier Selbſtbeſtimmung ſind viel ſeltener und unbedeutender, als die übeln Folgen der unnatürlichen, aufgedrungenen Kaſteneintheilung. Sie erzeugt keineswegs allgemeine Zufriedenheit, ſondern beſchränkt die wünſchenswerthe ungehinderte Anwendung menſchlicher Kräfte, entſagt aller lebendigen Beweglichkeit und Bildſamkeit, und vergißt, daß nur das wahrhaft Eigenthümliche der Naturen geſellen, trennen und fördern ſolle. Eben ſo iſt ächte Sittlichkeit freier Menſchen, unverträglich mit Kaſteneintheilungen und Prieſterherrſchaft.

Beſchäftigungen leichter und geringer Art, werden ohne jenen Zwang bald gelernt und geübt; jeder höhern,

1 Abbildungen von luſtigen Scenen erweiſen jedoch, daß auch die Aegypter ihre heiteren Stunden, und das Lachen nicht ganz verlernt hatten.

geiſtigeren Wahl und Ausbildung tritt er hemmend in den Weg; und wenn auch das Beharren auf einer Anſicht, das Wirken nach demſelben Geſetze und zu einem beſtimmten Ziele, große Ergebniſſe hervortreiben mußte; ſo waren ſie doch meiſt nur quantitativer und materieller Art: ſie traten in der Regel finſter und ernſt heraus wie ein Werk der Gewalt und des Todes, nicht wie die Blüthen und Früchte der Freiheit und des Lebens. Es gab (wie wir ſchon bemerkten) keine Dichter in Aegypten, denn man verſchmähte ihre Wunder und betrachtete jede Einwirkung auf die Fantaſie als entbehrlichen Kitzel, jedes Abſehen vom Gegebenen als eitele Willkür; es gab keine Redner, denn in deren Allmacht ſahen die Aegypter nur eine verderbliche Gefahr, die ſtrenge unerläßliche Beſonnenheit zu vernichten; es gab keine ächten Geſchichtſchreiber, denn dieſe erwachſen nur auf dem Boden der Freiheit; es gab keine Philoſophen, denn ein abergläubiges Volk bedarf ihrer nicht, und herrſchende Prieſter dulden ſie nicht. Ja nach allen Richtungen hatte man lange Zeit hindurch Wiſſenſchaft und Kunſt unwandelbar abgegränzt, und jeder Fortſchritt erſchien ſträflich. Die Menſchen waren faſt zu Maſchinen geworden, wo jeder das ihm zugetheilte Stücklein fertig ſchaffen mußte, ohne rechts zu blicken oder links. In den Geſetzen wie in den Denkmalen ſehen wir zugleich Tiefe und Beſchränkung, Größe und Verſchrobenheit, Kühnheit und ſklaviſchen Druck, eine Richtung auf das unmittelbar Nützliche und Brauchbare, und die größten Anſtrengungen für die Darſtellung blos künſtlich bedeutſamer Anſichten.

Wie ganz anders bei den Griechen! Mit der Anerkenntniß perſönlicher Freiheit und Selbſtbeſtimmung eröffnen ſich neue Welten! Sie wußten nichts von Zwangsanſtalten um das Große zu erzeugen und abzuſchätzen; aber in jeder Richtung trieb es ungehindert und mächtig hervor, und ward nach ſeinem inneren Weſen gewürdigt und anerkannt. Keineswegs deuteten ſie das Höchſte in

dunkeln Sinnbildern an und entſtellten es zugleich; ſondern ſie fanden es in der unmittelbar anſprechenden Schönheit, und verloren dennoch die Tiefe nicht über die Klarheit der Erkenntniß. Niemals ſorgten ſie ängſtlich für das Todte; denn Alles ſchien ihnen lebendig, ſelbſt der Genius des Todes. — Daher wirken die Griechen auch fort und fort auf alle Lebendigen, während die Ueberreſte ägyptiſcher Größe in einſamen Wüſten verlaſſen daſtehen. Ihre Unſterblichkeit iſt nur eine andere Art des Todes, und wollte man auch dieſe Dauer für ein Leben gelten laſſen, ſo wird die Ilias dennoch länger dauern und leben, wie die Pyramiden!

Zuſatz über die ſpätere Geſchichte Aegyptens.

In den Jahren 488 bis 484 vor Chriſtus empörten ſich die Aegypter gegen Darius Hyſtaspes; Xerxes ſtellte die Ruhe wieder her. Inarus ferner fiel 463 mit atheniſcher Hülfe ab, 456 gewann aber Megabyzus das Land von Neuem für Artaxerxes I. 414 Jahre vor Chriſtus, zur Zeit Darius II, warf ſich Amyrtäus von den Griechen unterſtützt zum König auf und hatte ſieben Nachfolger; doch waren ſie oft den Perſern zinsbar und der letzte, Nectanebus, ward 354 Jahre vor Chriſtus durch Artaxerxes III bezwungen. 331 vor Chriſtus eroberte Alexander Aegypten, dann folgten die Ptolemäer. Von 31 vor Chriſtus bis 740 Jahre nach Chriſtus herrſchten in Aegypten die Römer.

Von 740 bis 868 die arabiſchen Chalifen.
= 868 — 905 die Tuluniden.
= 905 — 935 wiederum die Chalifen.
= 935 — 968 die Iſchididen.
= 968 — 1171 die mächtigen Fatimiden.
= 1171 — 1254 die ajubiſchen Kurden, unter ihnen der größte Salaheddin.

von 1254 bis 1382 die bahariden Mameluden,
= 1382 — 1517 die tſchirkaſſiſchen Mameluden, oder (welch ein Gegenſatz zum alten abgeſchloſſenen Aegypten!) fremde Sklaven, deren Abgang nicht einmal durch Ehe und Zeugung, ſondern durch Kauf erſetzt ward.
Seit 1517, jedoch oft nur mit geringem Einfluſſe, die osmaniſchen Türken.

Am zweiten Julius 1798 landete Napoleon Bonaparte in Aegypten, aber am erſten Auguſt zerſtörte Nelſon die franzöſiſche Flotte. Am 21. Mai 1799 hob Bonaparte die Belagerung von Accon auf, am 9. October landete er in Frejus. Am 8. März 1800 ward ein britiſches Heer in Aegypten ausgeſchifft, und am 28. Junius 1801 ſchloſſen die Franzoſen den Vertrag von Kairo, wonach ſie das Land binnen 50 Tagen räumen mußten. Seit 1806 iſt Mehemed Ali, ein Mann voll Kraft des Geiſtes und Charakters Herr von Aegypten und wird (dies hoffen günſtig Geſinnte) mit Hülfe aſiatiſcher Tyrannei, europäiſche Bildung in Aegypten begründen.

Sechste Vorleſung.

Die Aſſyrer, Babylonier und Meder.

Der abendliche Abfall des aſiatiſchen Hochlandes ward allem Anſcheine nach nicht ſpäter bevölkert, als der ſüdliche und öſtliche; vielmehr dürfte das Zendvolk oder die Arier, es dürften die Reiche in Iran und Baktrien, der uns unbekannten erſten Urgeſchichte ſo nahe ſtehn, als die Inder und Chineſen. Auf jeden Fall ſind jene Reiche wol älter als die aſſyriſchen, mit welchen man zeither die geſchichtlichen Erzählungen begann; denn abgeſehen von dem neu Entdeckten, weiſen ſchon die gewöhnlichen Quellen auf ein Früheres hin, ja ſie erwähnen namentlich deſſelben. Ueberhaupt läßt ſich ein Fortſchritt[1] der Bildung und Entwickelung von Mittelaſien bis zum Pontus und Thracien, aus genügenden geſchichtlichen Thatſachen ſehr wahrſcheinlich machen, und Aehnliches möchte in Bezug auf die ſyriſche Küſte und die Juden möglich ſeyn, wenn auch deren geſchichtliche Urkunden den höchſten Werth und vielleicht das höchſte Alter behalten[2]. Weil hier aber nicht der Ort iſt die Spuren dieſer Verbreitung im Einzelnen zu verfolgen,

[1] Ritters Vorhalle.

[2] Es iſt unentſchieden (ſagt Bertheau zur Geſchichte der Israeliten 110) ob babyloniſche oder ägyptiſche Kultur älter ſey.

weil wir über das Zendvolk, über Zoroaſter und deſſen Geſetzgebung unten im Gegenſatz der lykurgiſchen und ſoloniſchen Geſetzgebung ſprechen wollen; ſo ſtellen wir hier, nach jener wichtigen Andeutung, auf gewöhnliche Weiſe und ohne künſtliche Verſuche der Erklärung, oder Ergänzung, die dürftigen Nachrichten zuſammen, welche uns über die Aſſyrer, Babylonier und Meder aufbewahrt ſind [1].

Dieſe große Staaten der abendlichen Hälfte Aſiens, ſind ihrem Entſtehen und Vergehen, ihrem innerſten Weſen nach, eben ſo verſchieden vom Indiſchen und Aegyptiſchen, als vom Europäiſchen. Auf unbedeutende Anfänge folgt ein unerwartet ſchnelles Wachſen und die, bald dann ſich einfindenden, Umwälzungen führen zu plötzlichem Untergang. Ungebildete Hirtenſtämme, wie ſie das mittlere Aſien noch immer erzeugt und ernährt, deren Zuſammenhang mit gebildeten Urvölkern wir aber nicht genügend nachzuweiſen im Stande ſind, haben die meiſten jener Umwälzungen herbeigeführt. Sie beſiegten und beſteuerten gebildetere Stämme, ließen jedoch deren innere Einrichtungen größtentheils beſtehen, gewöhnten ſich an feſte Wohnſitze und ſtädtiſche Beſchäftigungen und an die Sitten der Unterworfenen. — Deßungeachtet mußte aus dem Rechte der Eroberung überall Despotie hervorgehen und wir ſehen nirgends eine Spur eigentlicher Verfaſſung; es fehlt faſt überall ächte Wiſſenſchaft, Kunſt und Bildung. Trieb auch irgendwo etwas Schönes hervor, ſo ward es bei der Auflöſung des Ganzen, gleich dem etwa erhaltenen Aelteren, in den Abgrund geriſſen, und nur das, was die gewaltige Willkür Einzelner zu erzwingen vermag, z. B. ungeheure Baue, ſind in dieſen Theilen Aſiens zu Stande gebracht worden. Ueberdies zerrüttete Vielweiberei die Familienverhältniſſe; es gab viel mehr Zwingherren als Hausväter,

[1] Es würde leicht ſeyn (ſagt Schloſſer, univerſalhiſtoriſche Ueberſicht I, 1, 243), über dieſe Geſchichte tauſend neue Syſteme aufzuſtellen, wie der ſpielende Scharfſinn grundgelehrter Männer, deren vorher ſchon tauſend aufgeſtellt hatte.

und der Staat mußte das große Gegenbild der Familie ſeyn. — Ohne viel Anſtrengung entſtand Reichthum in dieſen, von der Natur begünſtigten Ländern, und hierauf Ueppigkeit und Ausartung, vor wahrer Reife. Die Landſchaften unterwarf man der willkürlichen Behandlung einzelner Statthalter, dieſe empörten ſich gegen die unbequeme Herrſchaft der Könige, und, wenn äußere Gefahr ausblieb, ging der Staat ſo an innern Krankheiten zu Grunde.

Der Name *Aſſyrien* ſoll von Aſſur, dem Sohne Sems, herrühren; man verſtand darunter gewöhnlich das Land zwiſchen Armenien, Medien, Suſiana und dem Tigris, das heutige Kurdiſtan, zwiſchen dem fünfunddreißigſten und achtunddreißigſten Grade nördlicher Breite. In weiterem Sinne begriff Aſſyrien auch Meſopotamien und die Länder bis ans ſchwarze Meer, ja bisweilen Syrien ſelbſt. Den Griechen war Aſſyrien ein allgemeiner Name der herrſchenden Völker am Euphrat und Tigris; den Juden ein beſtimmtes Volk und Reich, nämlich das neuaſſyriſche.

Ueber den Anfang und die Dauer des erſten aſſyriſchen Reiches weichen die Nachrichten außerordentlich von einander ab. Herodot läßt die Aſſyrer nur 520 Jahre vor dem Abfalle der Meder in Oberaſien herrſchen; hienach wäre das Reich erſt funfzig Jahre vor dem trojaniſchen Kriege entſtanden. Vellejus ſetzt die Dauer auf 1070 Jahre, Euſebius auf 1280, Diodor auf mehr denn 1300, Calliſthenes auf 1425. Gewöhnlich (jedoch ohne genügenden Beweis) nimmt man an, es habe 1120 Jahre, von 2000 bis 880 Jahre vor Chriſtus beſtanden[1]. — An Bel, den Sonnengott und Himmelskönig reihen ſich die älteſten religiöſen und bürgerlichen Sagen; *Ninus* dagegen iſt der erſte uns bekannte aſſyriſche König, den wir für eine geſchichtliche Perſon halten können. Er bildete ſich, ſo wird

1 Volney ſetzt den Fall des aſſyriſchen Reiches hinab bis 717 vor Chriſtus. Plato de legibus III, 685.

erzählt, ein Heer und eroberte binnen 17 Jahren viele Länder[1]; zuvörderſt Babylonien in Verbindung mit Ariäus, einem Könige der Araber. Hierauf machte er Barzanes den König von Armenien zinsbar, ließ ihn indeſſen, weil er ſich freiwillig unterwarf, in unverkürztem Beſitze ſeines Landes. König Pharnus von Medien widerſtand dagegen, ward beſiegt und mit Frau und ſieben Kindern ans Kreuz geheftet[2]. Der erſte Zug der Aſſyrer gegen Oxyartes den König von Baktrien mißlang, bei dem zweiten drang man dagegen bis Baktra und belagerte die Stadt; jedoch ohne Erfolg, bis Semiramis, die Frau des Feldherrn Menon, den Rath gab: die von Natur feſteſte, und deshalb wahrſcheinlich am ſchlechteſten bewachte, Stelle anzugreifen. Ihr Plan gelang und Ninus beſchloß, voll Bewunderung über die Klugheit der Semiramis, ſie zu heirathen und ſeine eigene Tochter dem Menon zu verehelichen. Als dieſer indeß ſolchen Anträgen kein Gehör geben wollte, drohte der König, er werde ihm die Augen ausſtechen laſſen; worauf Menon (welcher ſah, daß längerer Widerſtand unnütz und der Verluſt ſeines Weibes unabwendbar ſey) ſich ſelbſt tödtete und Semiramis Königinn ward. — Was man hievon auch als beglaubigt annehmen, was man verwerfen will; ſo viel iſt, wie geſagt, außer Zweifel, daß Ninus und der Anfang des aſſyriſchen Reiches, nicht der Anfangspunkt der Geſchichte iſt, ſondern ältere Reiche vorhanden waren.

Semiramis herrſchte nach dem Tode des Ninus als Vormünderinn ihres Sohnes Ninyas. Es ward verbreitet, ſie ſey eine Tochter der Göttin Derceto, ausgeſetzt, von Tauben ernährt und dann vom Hirten Simmas erzogen worden[3]. Sie ſoll Medien, Perſien, Aegypten, Aethiopien unterjocht und zuletzt einen Zug nach Indien gegen einen

1 Diod. II, 2.

2 Ebendaſ. II, 1.

3 Ueber dieſen Mythos ſiehe Creuzers Symbolik II, 73.

König Stabrobates unternommen haben. Ihr Heer beſtand (ſo lautet die unglaubliche Sage) aus drei Millionen Fußgängern, 500,000 Reitern, 100,000 Streitwagen und 100,000 auf Kameelen reitenden Männern, welche vier Ellen lange Schwerter trugen. König Stabrobates hatte nicht etwa nur eben ſo viel Soldaten, Wagen u. ſ. w., ſondern von Allem noch weit mehr, und unzählige Elephanten. Um in dem letzten Punkte nicht ganz zurückzuſtehen, ließ Semiramis 300,000 ſchwarze Ochſen ſchlachten und aus den Häuten künſtliche Elephanten bilden; in jedem ſolchen Kunſtthiere ſteckte ein Kameel und ein Mann der es lenkte. Der König von Indien machte ihr jetzt ſchriftliche Vorwürfe über den ungerechten Angriff, ſie aber erwiederte: der Erfolg werde entſcheiden, wer Recht habe. Nach anfänglichem Glücke ward jedoch Semiramis über den Indus gelockt und das Geheimniß wegen der künſtlichen Elephanten verrathen; worauf die ermuthigten Inder ſo vollſtändig ſiegten, daß nur ein Drittel des aſſyriſchen Heeres dem Verderben entging. Bald nachher trat die Königinn ihrem Sohne Ninyas die Herrſchaft ab, der wahrſcheinlich, längeren Wartens ungeduldig, ſchon damit umging, ſie ihr gewaltſam zu entreißen.

Ninyas regierte ſtaatsklug aber ſchwelgeriſch. Durch öftern Wechſel der Statthalter und des Standorts der Soldaten ſoll er Aufruhr behindert haben, und wir wollen dies glauben: daß aber das Reich unter dreißig untauglichen Nachfolgern noch an 1000 Jahre bis auf Sardanapal beſtanden habe, iſt ſchlechterdings unmöglich. Wir können die Lücken nicht genügend ausfüllen und übergehen die äußerſt vereinzelten Angaben, welche ſich über jenen Zeitraum finden [1].

Arbaces, der Statthalter Mediens, hatte Gelegenheit den letzten aſſyriſchen König Sardanapal in ſeiner ver-

[1] Teutamus, der 20. König nach Ninyas, habe unter Memnon, dem Priamus Hülfe nach Troja geſandt. Diod. II, 22. — Vellejus I, 6.

ächtlich ſchwelgeriſchen Lebensart zu beobachten, fiel deshalb ab und verband ſich mit Beleſis, dem nachmaligen Statthalter Babylons. Dreimal wurden jedoch beide vom Könige und ſeinem Bruder Salämenes geſchlagen, und ſiegten erſt ſpäter mit Hülfe der Baktrier. Hierauf begannen ſie die Belagerung der Hauptſtadt Ninive, aber die Einwohner vertheidigten ſich drei Jahre lang aufs Hartnäckigſte[1], bis der Tigris einen Theil der Stadtmauern einriß. Sardanapal, welcher ſah daß keine Ausſicht zur Errettung übrig blieb, verbrannte ſich, ſeinen Palaſt, ſeine Schätze und ſeine Weiber. — Weder jener tapfere Widerſtand noch dieſe Todesart läßt ſich mit der Beſchreibung vereinigen, welche ihn als den unmännlichſten Weichling darſtellt, und wir haben hier wiederum genügenden Grund, die große Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit der vorhandenen Nachrichten zu beklagen[2]. Arbaces ward nunmehr König und Beleſis, wahrſcheinlich mit großen Vorrechten, Statthalter in Babylon. Liſtig hatte er ſich von jenem die Aſche des königlichen Palaſtes erbeten, und fand in ihr die größten Schätze; die beſtellten Richter verurtheilten ihn zum Tode, Arbaces aber verzieh den Betrug.

Ungefähr ſechzig Jahre nach dieſer Eroberung Ninives erſcheint die, gewiß nicht ganz zerſtörte, Stadt ſchon wieder blühend; der Prophet Jonas ging dahin um ſie zu züchtigen. Etwa achtzig Jahre nach dem Untergange des altaſſyriſchen Reiches ward Menahem, der König von Jeruſalem, ſchon von **Phul**, einem Könige des neuaſſyriſchen Reiches bedrängt und beſeitigte die Gefahr durch Zinszahlung. Julius Afrikanus nennt den Phul einen Enkel Sardanapals. Zweihundert Jahre lang, vom Jahre 800 bis 600 vor Chriſtus blühte das neuaſſyriſche Reich (oder doch ein neuaſſyriſcher Herrſcherſtamm); allein die Nachrichten der Bibel, des Kteſias und des Diodor

1 Diod. II, 27.

2 Athenaeus XII, 529.

ſind nicht füglich zu vereinigen. Wir folgen der erſten, diesmal reichhaltigern Quelle.

Tiglath Pileſar, Phuls Nachfolger, zog gen Paläſtina und Ahas, König von Juda, unterwarf ſich; dagegen wurden Iſraels Städte mit Gewalt genommen, und ein Theil der Einwohner nach Syrien verpflanzt. Auch Damaskus ergab ſich dem Eroberer, welcher König Rezin hinrichten und die Einwohner zum Fluſſe Kur ans kaspiſche Meer führen ließ.

Unter Salmanaſſar (728—714 vor Chriſtus) erreichte Neuaſſyrien den höchſten Glanz. Er vernichtete das Königreich Iſrael, eroberte Phönicien bis auf Tyrus, einen Theil von Nordarabien, vielleicht auch Parthien und Perſien. Gegen Sanherib, den Nachfolger Salmanaſſars, empörten ſich aber die verpflanzten Völker, die Oberaſiaten wurden unabhängig und König Hiskia von Juda, welcher ſich mit Sethon von Aegypten verbunden hatte, verweigerte die Zinszahlung. Sanheribs Krieg gegen beide blieb ohne Erfolg, denn eine Peſt vernichtete wahrſcheinlich den größten Theil ſeines Heeres und zwang ihn nach Ninive zurückzukehren, wo er bald nachher von zweien Söhnen, Adramelech und Sarezer ermordet ward. Eſarhaddon, der dritte Sohn, hielt durch ſeine Klugheit den Verfall des Reichs noch eine Zeit lang auf und ließ Babylon (welches bisweilen eigene Könige gehabt haben mag) zur Behinderung des Abfalls, durch Statthalter regieren; er führte den König Manaſſe von Juda ſo lange gefangen mit ſich, bis er ihm nicht mehr gefährlich erſchien. Die Anſiedelung fremder Anbauer in Syrien und Paläſtina, zur Sicherung dieſer Eroberungen, iſt wol nicht zu bezweifeln, ein Einfall Eſarhaddons in Aegypten dagegen unwahrſcheinlich. Unter deſſen Nachfolgern Saosduchin, Chyniladan und Sarak ſank der neuaſſyriſche Staat immer mehr, die Perſer und alle Völker dieſſeit des Euphrats verweigerten den Gehorſam; endlich verbanden ſich Kyaxares der König von Medien und Nabopalaſar der Statthalter von

Babylon, belagerten und zerſtörten Ninive und theilten das Reich; Aſſyrien ſelbſt ward eine mediſche Landſchaft.

Die Nachrichten über den ältern babyloniſchen Staat in Meſopotamien ſind eben ſo unſicher und unvollſtändig, als die über den ältern aſſyriſchen. Nimrod, ein Enkel Hams, ſoll ihn begründet und mehrere Städte erbaut haben; ſeine Nachfolger wurden aber von ſemitiſchen Stämmen vielleicht bis Arabien oder gar bis Aethiopien verdrängt. Beroſus erwähnt zehn alter Könige von Babylon, ferner ſieben chaldäiſcher und ſechs arabiſcher; wir wiſſen nicht ob ſie gleichzeitig oder nacheinander regierten, ihre Thaten ſind unbekannt. Babylon ſcheint die Zeit des altaſſyriſchen Reichs hindurch von dieſem abhängig geweſen zu ſeyn, und obgleich Beleſis dies ſtürzen half, konnte er ſich doch nicht ganz vom mediſchen Einfluſſe befreien. Zwei Empörungen, die erſte unter Nabonaſſar, etwa 750 Jahre vor Chriſtus, die zweite unter Merodach Baladan, begründeten keine dauernde Unabhängigkeit, und Eſarhaddon machte Babylonien ums Jahr 700 vor Chriſtus, zu einer Landſchaft Neuaſſyriens.

Mit dem Sturze dieſes Staates entſtand durch Nabopalaſar das neubabyloniſche Reich, und dauerte etwa von 630 bis 530 vor Chriſtus. Es war am mächtigſten unter Nebukadnezar ſeinem Sohne (dem Zeitgenoſſen von Kyaxares I, Pythagoras, Solon und Tarquinius Priscus), welcher die Aegypter 606 vor Chriſtus gänzlich bei Circeſium ſchlug, Jeruſalem eroberte, und bei wiederholter Empörung der Einwohner, dieſe Stadt und das Reich Juda zerſtörte. Er beſiegte ferner die Syrer, Moabiter, Ammoniter und Phönicier, eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung und verheerte das Land bis Aegypten[1]. Dieſe Ueberſpannung der Kräfte ſeines Reiches, der Wahnſinn welcher ihn befiel, die Schwäche ſeiner Nachfolger und der Anwachs mächtiger Nachbarſtaaten, ſtürzte

1 Josephus contra Apionem I, 1172.

ſchnell den neubabyloniſchen Staat von ſeiner Höhe. Evilmerodach ward von ſeinem Schwager Nerigliſſar ermordet, dieſen erſchlugen die Meder, deſſen unmündigen Sohn und Nachfolger Laboroſoarchod tödtete Nabonidus; Nabonidus endlich, der Labynetus des Herodot, ward von Cyrus beſiegt, Babylon im Jahre 538 vor Chriſtus erobert, und das Reich in eine perſiſche Landſchaft verwandelt.

Medien, hieß das Land zwiſchen dem dreiunddreißigſten und vierzigſten Grad nördlicher Breite, welches vom Araxes, dem kaspiſchen Meere und dem heutigen Choraſan und Chuſiſtan eingeſchloſſen iſt: es mochte die Landſchaften Aderbiſchan, Schirvan, Kilan und Maſanderan in ſich begreifen. Diejenigen, welche hauptſächlich den bibliſchen Quellen folgen, leiten den Namen der Meder von Madai dem Japhetiden ab, Herodot dagegen von der Kolcherinn Medea. Nach ihm hieß das Volk früher Arier und beſtand aus ſechs Stämmen. Den Griechen ſind die Meder bald ein beſtimmtes Volk, bald bezeichnen ſie mit dieſen Namen alle herrſchenden Völker im öſtlichen Aſien vom Tigris bis zum Indus; bei den Juden geſchieht der Meder nur im Allgemeinen, als eines erobernden und verheerenden Volkes Erwähnung. Wir theilen hier, beim Mangel von zuſammenhängenden Nachrichten über die Geſchichte der älteſten Reiche in dieſen Gegenden, die bekannten Bruchſtücke über diejenigen Herrſcherfamilien mit, welche zunächſt vor den Perſern regierten.

Von Ninus, welcher den König von Medien Pharnus, überwand, bis auf Arbaces, welcher den Sardanapal ſtürzte, ſoll Medien eine aſſyriſche Landſchaft geweſen ſeyn. Kteſias und Diodor laſſen auf Arbaces bis Aſtyages ſieben Könige folgen, von denen Herodot nichts weiß; ſie bildeten wahrſcheinlich einen öſtlichern Regentenſtamm. Unter dem fünften Könige Artäus floh Parſades, ein edler Perſer, Beleidigungen halber, zu dem Hirtenvolke der Kaduſier, bewegte es zum Aufſtande und ſchlug die Meder gänzlich. Unter dem ſiebenten Könige Aſtibaras fielen die Parther

von den Medern ab und übergaben ihr Land den Sakern, welche durch Zarina, eine großherzige Frau, von der Herrſchaft fremder Stämme befreit und mächtig geworden waren. Nach mehrjährigem Kriege mußten ſich die Parther den Medern wiederum unterwerfen, und mit den Sakern traten dieſe in freundſchaftliche Verhältniſſe.

Laut Herodot lebten die Meder nach dem Falle der aſſyriſchen Monarchie frei, bis etwa ums Jahr 700 vor Chriſtus, — oder bis auf die Zeit des zweiten meſſeniſchen Krieges, und des römiſchen Königs Numa Pompilius[1] —; da gewann Dejokes der Sohn des Phraortes die Alleinherrſchaft auf folgende Weiſe. Er hatte durch Klugheit und Rechtlichkeit großes Anſehen in ſeinem Dorfe erlangt, ward Schiedsrichter aller Streitigkeiten in demſelben, und allmälig in der ganzen umliegenden Gegend. Hiedurch ſehr beläſtigt und dennoch ſeiner Unentbehrlichkeit gewiß, weigerte ſich Dejokes ferner Recht zu ſprechen; da geſchahen unbeſtraft Frevel aller Art und das Volk überzeugte ſich daß einem Manne, zur Abſtellung derſelben, die höchſte Gewalt übertragen werden müſſe: — es wählte Dejokes zum Könige. Dieſer bildete ſich ſogleich eine Leibwache, ließ ſich einen Palaſt erbauen, gründete Egbatana, und zog alle Bewohner der benachbarten Orte in dieſe einzige Stadt. Ferner führte er eine ſtrenge Hofordnung ein, damit ſeine an Alter, Geburt und Tapferkeit nicht geringern Genoſſen ſich gewöhnen möchten, ihn als ein höheres Weſen zu betrachten. Er hielt Kundſchafter und Auflaurer im ganzen Lande, damit kein plötzlicher Aufſtand ihn ſtürze; ſonſt herrſchte er gerecht und löblich.

Sein Sohn Phraortes begnügte ſich nicht mit Medien, ſondern unterwarf die Perſer und mehrere andere aſiatiſche Völker, ward aber endlich 625 Jahre vor Chriſtus

1 Diodor. fragm. VIII, S. 33. Bip. Bei den ſich durchaus widerſprechenden Anſichten neuerer Gelehrten über die Art wie die Erzählungen im Firduſſi mit den griechiſchen in Uebereinſtimmung zu bringen ſind, halten wir uns hier nur an die letzten.

von den Neuaſſyrern geſchlagen und getödtet. Kyaxares der erſte, des Dejokes Enkel, legte hierauf den Grund zu einer beſſeren Kriegskunſt: denn er ſchied die Lanzenträger, Reiter und Bogenſchützen, welche vorher gemiſcht untereinander fochten, ſchlug dann die Neuaſſyrer und war ſchon mit der Belagerung von Ninive beſchäftigt, als ein großes Heer Scythen unter ihrem Könige Madyes von Mitternacht her in ſein Reich einbrach. Kimmerier hatten dieſe Scythen aus Europa nach Aſien verdrängt, welche auf ihrem Zuge den Kaukaſus zur Rechten ließen, nach der Niederlage des Kyaxares alle Länder bis Paläſtina eroberten, und von Aegypten nur durch Geſchenke und Bitten des Königs Pſammitichus abgehalten wurden. Achtundzwanzig Jahre beherrſchten die Scythen Aſien, willkürlich beſteuernd, plündernd, keines Eigenthums ſchonend. Da ermordeten endlich Kyaxares und einige andere Meder, deren Anführer bei einem Gaſtmahle; auch das Volk griff zu den Waffen und die mediſche Herrſchaft ſtieg nach dem Falle der Scythen höher als vorher. Der König eroberte Ninive und zerſtörte das neuaſſyriſche Reich, er bekriegte Alyattes den König der Lyder fünf Jahre lang, bis eine, von Thales vorhergeſagte Sonnenfinſterniß beide Theile erſchreckte und einem Frieden geneigt machte, welchen Labynetus von Babylon und der Fürſt von Cilicien vermittelten.

Wir haben die Erzählung von den Staatsbegebenheiten der aſſyriſchen, babyloniſchen und mediſchen Reiche nicht zerſtückeln wollen, um ihre Dürftigkeit nicht dadurch noch mehr zu erhöhen, und laſſen erſt jetzt das folgen, was ſich über die Natur der Länder, über Städte, Sitten und Gebräuche mit Sicherheit oder Wahrſcheinlichkeit ſagen läßt. Eine Schilderung Aſſyriens und Mediens würde allein auf ſpätern Nachrichten beruhen, und bei der Mannigfaltigkeit der örtlichen Verhältniſſe ſehr umſtändlich ſeyn müſſen, um ein deutliches Bild hervorzubringen: viel abgeſchloſſener und eigenthümlicher ſtellt ſich Meſopotamien,

oder das Land zwiſchen dem Euphrat und dem Tigris dar. Beide Flüſſe entſpringen in den hohen Bergen Nordarmeniens, eilen dann, nicht ohne bedeutende Waſſerfälle, durch fruchtbare Stufenländer zu den ebenern Gegenden. Hier aber werden ſie auf lange Strecken, von Moſul und Thapſacus an, mit unwirthbaren Steppen und Wüſten eingeſchloſſen, und erſt bei Bagdad und Babylon beginnt das wegen ſeiner Fruchtbarkeit bewunderte Babylonien. Unzählige Kanäle durchſchneiden nach allen Richtungen das reich bevölkerte Land und dienen in der Regel zur Bewäſſerung, hin und wieder auch zur Vertheidigung deſſelben. Ruhiger und klarer fließt der Euphrat zwiſchen niedrigern Ufern, trüber und reißender der Tigris in ſeinem tiefern, oft von Anhöhen beſchränkten Bette. Beide ſchwellen jährlich zwei Mal an, im April wenn der Schnee der Gebirge ſchmilzt, und im November nach dem Eintritte der regelmäßigen Regen in den oberen Ländern. Ohne dieſe Ueberſchwemmungen wäre Babylonien ſeiner trockenen Witterung halber unergiebig geblieben, jetzt lohnte die Saat 200 ja 300 fältig. Weinſtöcke, Oelbäume und Feigenbäume fehlten, deſto einträglicher waren die Palmen. — Nicht einmal der Euphrat konnte ſtromaufwärts beſchifft werden, wie viel weniger der Tigris. Die auf jenem Strome aus Armenien herabkommenden Fahrzeuge, beſtanden aus einem mit Leder überzogenen hölzernen Gerippe, welches man in Babylon verkaufte; die Häute dagegen wurden auf Eſeln wieder in die obern Gegenden geführt und ein neuer Schiffsbau begonnen.

Ninive, Egbatana und Babylon, die Hauptſtädte von Aſſyrien, Medien und Meſopotamien verdienen eine nähere Erwähnung. — Ninive ward von Ninus am öſtlichen Ufer des Tigris, wahrſcheinlich in der Gegend des heutigen Moſul erbaut und hatte 480 Stadien im Umfange[1]. Die Stadtmauern waren angeblich hundert Fuß hoch und ſo

[1] Näheres über die Lage von Ninive bei Mannert V, 444.

breit daß drei Wagen auf denſelben nebeneinander fahren konnten. Funfzehnhundert Thürme, jeder zweihundert Fuß hoch, vermehrten die Stärke dieſer Schutzmauern. Nicht allein die vornehmſten Aſſyrer, ſondern auch Leute aus vielen andern Völkern ließen ſich daſelbſt nieder. — Hier müſſen wir ferner von den berühmten Gärten der Semiramis ſprechen, welche indeſſen (wenn ſie überhaupt in der beſchriebenen Art zu Babylon je vorhanden waren) ihr Entſtehen wahrſcheinlich dem Nebukadnezar verdanken[1]. Dieſe ſchräg oder terraſſenmäßig angelegten Gärten (welche an die Iſola bella im Lago maggiore erinnern) ruhten auf vielen Unterbauen. Der höchſte maß funfzig Ellen, und die Wände hatten zweiundzwanzig Fuß Dicke. Steinerne Balken, ſechszehn Fuß lang und vier breit, bildeten die Grundlagen der Decken. Auf ihnen ruhte eine Lage Rohr mit Asphalt verbunden, dann zwei Schichten von gebrannten Steinen, endlich ein Dach von Blei, damit die Feuchtigkeit aus der darüber aufgefahrnen Erde nicht eindringe. So tief war dieſe Erde, daß die ſtärkſten Bäume darin wuchſen, und künſtliche Vorrichtungen ſchafften Waſſer zur Bewäſſerung bis auf die größte Höhe.

Noch feſter als Ninive muß Egbatana geweſen ſeyn[2]. Es war am Abhange eines Berges angelegt und hatte im Kreiſe ſieben Mauern, von denen die eine über die andere um die Höhe der Bruſtwehr hervorragte. Die Bruſtwehren der erſten Mauer waren weiß, der zweiten ſchwarz, der dritten roth, der vierten blau, der fünften ſandarachfarbig; die ſechste war verſilbert, die ſiebente übergoldet. — Welche Zweifel man auch gegen dieſe Beſchreibung Herodots hegen mag, immer war noch zur römiſchen Zeit die pracht- und kunſtvolle königliche Burg ein Gegenſtand der Bewunderung, und die neueſten Reiſenden[3] beſtätigen die Richtigkeit jener örtlichen Angaben.

1 Diod. II, 10.

2 Mannert V, 160.

3 Morrier second voyage II, 133.

Ueber den Ruhm Ninives und Egbatanas hat ſich aber der Ruhm des uralten **Babylon** erhoben. Nimrod, Semiramis, Nitokris, Nebukadnezar, werden als ihre Gründer, oder Verſchönerer genannt. Die Stadt lag in einer großen Ebene. Jede ihrer vier gleichen, rechtwinklich an einander ſtoßenden Seiten maß 120 Stadien, und mithin betrug ihr Flächenraum wenigſtens vier □Meilen. Von zweien Mauern war die äußere zweihundert königliche Ellen oder etwa 320 pariſer Fuß hoch, und ſo dick daß man — obgleich an beiden Rändern der Mauer bedeckte Bogengänge, oder gar Wohnungen von einer Stube, einander gegenüber erbaut waren — mit einem vierſpännigen Wagen hindurchfahren konnte. Ein Graben, deſſen Tiefe man vielleicht der Höhe der Mauern hinzugerechnet hat, umgab die Stadt; der Euphrat floß mitten hindurch und theilte ſie in zwei Theile. Auf beiden Seiten erſtreckte ſich die Mauer bis an dieſen Fluß, und von da an umkleidete und ſchützte ein Bollwerk die beiden Ufer des Stromes. Alle Straßen liefen gerade und durchſchnittten ſich in rechten Winkeln. Jede von denen, welche zum Fluſſe hinführten, hatte an dem Bollwerke kleine Thore; die Stadt ſelbſt aber hundert Thore, welche alle, ſammt den Pfeilern und Ueberſchwellen, von Erz waren. Die Häuſer zählten drei bis vier Stockwerke; deßungeachtet war die Stadt wol weder ſo eng bebaut, noch ſo zahlreich bevölkert als eine europäiſche von gleichem Umfange. — In dem einen Theile Babylons lag eine große, mit einem ſtarken Wall umgebene königliche Burg, in dem andern zwei Tempel des Belus. Auf den Mauern jener Burg befanden ſich Gemälde, welche unter Anderem große Jagdſcenen darſtellten; Semiramis erlegte vom Pferde herab einen Panther, und Ninus traf einen Löwen. Der erſte, größere und viereckige Tempel des Belus hatte eherne Thore und zwei Stadien im Umfange; in ſeiner Mitte ſtand ein ſtarker Thurm, ein Stadium lang und eines breit, auf demſelben ein zweiter, und ſo in allem mit pyramidenartig abnehmendem

Umfange, acht übereinander [1]. Von außenher führte eine Treppe im Kreiſe nach allen Thürmen hin, und es fehlte nicht an Ruheplätzen und Bänken für die Ermüdeten. Im letzten Thurme fand man endlich eine große Kapelle mit einem Bette, worin ein inländiſches Weib ſchlief, welches ſich der Gott erwählte. Im zweiten Tempel des Dis, oder in einer andern Abtheilung des erſten Tempels, ſtand eine große goldene Bildſäule des Gottes und zu ihrer Seite ein goldener Tiſch, ein goldener Seſſel und ein goldener Fußſchemel. Außerhalb des Tempels waren zwei goldene Altäre errichtet, auf welchen große Thiere geopfert wurden. — Nebukadnezar und Nitokris, ſeine Gemahlinn oder Tochter, trugen viel zur Befeſtigung und Verſchönerung von Babylon bei [2]. Jener ſchmückte unter andern den Tempel des Belus; dieſe führte den Euphrat in Krümmungen um die Stadt, befeſtigte deſſen Ufer und ließ eine ſteinerne Brücke über den Strom erbauen. Ihr Grabmal war über einem der gangbarſten Thore angebracht und hatte folgende Inſchrift: „Sollte es einem meiner Nachfolger unter den Königen von Babylon an Gelde gebrechen, ſo öffne er dieſes Grab und nehme ſo viel heraus wie er will; aber er öffene es nicht anders als wenn er wirklich Noth leidet, denn ſonſt würde er ſich nicht wohl dabei befinden.“ Das Grab blieb unberührt bis auf Darius Hyſtaspes, der es öffnen ließ, jedoch Nichts als den Leichnam und eine Schrift des Inhalts fand: „Wäreſt du nicht der geldgierigſte und gewinnſüchtigſte aller Menſchen, ſo würdeſt du nicht die Gräber der Todten geöffnet haben.“

Nirgends hat ſich die Vergänglichkeit aller Menſchen-

1 Hier ſollen die Chaldäer aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt haben. Schon zur Zeit Diodors (II, 9), ja Alexanders des Macedoniers (Strabo XVI, 738), lagen Thürme und Tempel in Ruinen.

2 Siehe Volneys Unterſuchung was Semiramis, Nitokris, Nebukadnezar u. ſ. w. in Babylon eigentlich gebaut haben. Wir können hier nicht näher darauf eingehen.

werke ſo ſchmerzlich bewährt, als an den drei Königsſtädten Ninive, Egbatana und Babylon. Die erſte war ſo verſchwunden, daß man ſich über den Ort ſtritt, wo ſie geſtanden habe, bis erſt in der neueſten Zeit bei Khorsabad Gebäude und Bildwerke entdeckt wurden, welche vermöge des Styles und der Keilſchriften an Perſepolis erinnern. Ihr Alter iſt ungewiß, wahrſcheinlich aber, daß ſie der aſſyriſchen Hauptſtadt angehören[1]. — Ohne die eigenthümliche, unveränderte Geſtalt der Anhöhen und einzelne uralte Inſchriften, würde man Egbatana nicht mit Sicherheit in die Gegend von Hamadan ſetzen[2]; und was von Babylon noch aufzufinden iſt, genügt blos die Größe des Untergegangenen anzudeuten. — Die ganze Gegend iſt wüſte und baumlos, und nur die Unzahl von Backſteinen, Scherben u. ſ. w. womit der Boden meilenweit beſäet iſt, bezeugen zur Rechten und Linken des Euphrats, daß man an der Stelle der alten Wunderſtadt ſtehe. Jene Ziegel ſind theils gebrannt, theils ungebrannt und mit Kalk, Mörtel oder Erdharz verbunden. Die beiden erſten Bindungsmittel trotzen der Zerſtörung, dieſes hat ſich abgelöſet und iſt über die ganze Fläche zerſtreut[3]; auf den gebrannten Ziegeln findet man Buchſtaben, Zeichen, Keilſchriften und Abbildungen mannigfacher Art, ſie zeigen den ſchönſten Firniß und die lebhafteſten Farben. Marmorblöcke ſind dagegen nur wenig vorhanden; entweder weil ſie ſchon zu andern Gebäuden hinweggeführt wurden, oder die Babylonier ſich wenig der natürlichen Steinarten bedienten, was (trotz der vortrefflichen Mauerarbeit und des feſteſten Cementes[4]) allerdings zur geringern Dauerhaftig-

1 Journal asiat. IV, Vol. 2, 3, 4.

2 Auch hier ſind Säulen und Inſchriften, den perſepolitaniſchen verwandt. Porter Reiſe II, 101. — Suſa iſt zerſtört wie Babylon. Ebend. II, 412.

3 Ritter II, 144. Fundgruben des Orients III, 129, 198. Ewald Zeitſchrift I, 214.

4 An ſich halten dieſe Ziegel ſo lange als das natürliche Ge-

keit ihrer Gebäude beitrug. Dieſe, welche nach ihrem Einſturze allmälig von der Erde bedeckt wurden, gleichen großen Erdhügeln[1] und liefern den jetzigen Bewohnern der Gegend noch immer ganze Schiffsladungen voll Ziegel. — Von Stadtmauern und künſtlichen Bogen, von kunſtreicher Vollendung der Zierrathen u. ſ. w. iſt keine Spur. Ebenſo wenig vollkommen ſind die, an Perſepolis erinnernden halb erhabenen Arbeiten, geſchnittenen Steine u. ſ. w. Nur der Umfang des Zerſtörten macht hier Eindruck, nicht die Schönheit. Die größten Trümmer gehören höchſt wahrſcheinlich zum babyloniſchen Thurme (Birs Nimrood), das heißt zum Tempel Bels des Sonnengottes. Am Schutthügel umher ſind Höhlen für Löwen und wilde Thiere, Löcher für Eulen, Lager von Knochengerippen; fragt man erſtaunt den Araber: „wie iſt das Alles ſo zerſtört worden", ſo antwortet er ohne Aufſchub: „durch die Sündfluth"! — und er hat Recht: denn geſchah es nicht durch die phyſiſche, ſo geſchah es durch eine moraliſche Sündfluth.

Von der Religion, den Sitten und Gebräuchen der ältern Aſſyrer, iſt uns faſt gar Nichts bekannt; wenn aber den Göttern Menſchenopfer gebracht wurden, die Könige in dem von Verſchnittenen bewachten Weiberhauſe lebten und bald durch grauſame Strafen ſchreckten, bald durch Empörung geſchreckt wurden, ſo läßt ſich vermuthen, daß Grundmängel dieſer Art den Charakter der ganzen Geſchichte nachtheilig beſtimmt haben. Und daſſelbe gilt größtentheils vom neuaſſyriſchen und babyloniſch-chaldäiſchen Reiche.

Der Name Chaldäer, deſſen wir hier erwähnen müſſen, bezeichnete bisweilen Nomaden im Allgemeinen, öfter ein beſtimmtes Hirtenvolk[2], noch gewöhnlicher einen

ſtein; alſo kommt die Zerſtörung durch größere Naturkräfte, oder menſchliche Gewalt. Einzelne Balken von Sandſtein hat man indeß auch gefunden.

1 Der Hügel Mujalibe iſt 550 Fuß lang, 230 breit, bis 140 hoch. Porter II, 340.

2 Cic. de divin. I, 1.

gebildeteren, eingewanderten oder uranſäſſigen Stamm; endlich eine Kaſte von Gelehrten und Prieſtern in Babylonien. Dieſe, vielleicht vom Zendvolke abſtammend, hatten eigene Beſitzungen, ein beſonderes Oberhaupt, und theilten ſich nach ihren Geſchäften in mehrere Unterabtheilungen. Sie weiſſagten, deuteten Träume, hielten ſich für Mittler zwiſchen Göttern und Menſchen, beteten Sterne, dann auch Bilder und Steine an, als Sinnbilder oder als Gegenſtände in welche die Kraft der Planeten verpflanzt worden. Sie lehrten die Welt ſey ewig, doch ſtehe ſie unter der Leitung der Götter; von dreißig Sternen hätten funfzehn als rathgebende Götter auf den Himmel, funfzehn auf die Erde Obacht. Mit dieſem Sternendienſte waren Perſonifikationen verbunden[1]. Die Chaldäer trieben Aſtronomie und Aſtrologie, und ihre verhältnißmäßig genauen Beobachtungen ſollen bis 1900 Jahr vor der macedoniſchen Zeit hinaufgehen. Sie kannten die Länge des tropiſchen Jahres von 365 Tagen, 6 Stunden; doch war für den bürgerlichen Gebrauch wol ein gebundenes Mondjahr im Gange. Sie begannen den bürgerlichen Tag mit dem Aufgange der Sonne und kannten die Abtheilung in Stunden[2]. Es war ihnen bekannt, daß die Mondfinſterniſſe vom Schatten der Erde herrührten, es findet ſich aber nicht mit Gewißheit, daß ſie den Grund der Sonnenfinſterniſſe gekannt, oder Berechnungen darüber anzulegen verſtanden hätten. Man könnte ſie den ägyptiſchen Prieſtern vergleichen, obgleich ihre öffentliche Wirkſamkeit und der Gang ihrer Bildung von einander abweichen. Daß aber die Aegypter, (wie Joſephus behauptet[3]) ihre Weisheit von den Chaldäern, und zwar zuerſt durch Abraham bekommen hätten,

1 Geſenius, Jeſaias, zweite Beilage.

2 Ideler Abhandl. der berliner Akademie 1815, Chronologie I, 195. Bunſen I, 41.

3 Joseph. antiquit. I, 8, 2.

oder daß dieſe umgekehrt von jenen abſtammten (wie Diodorus erzählt), iſt nicht genügend erwieſen[1].

Die Babylonier trugen ein leinenes Untergewand, und über daſſelbe einen wollenen Rock und einen kleinen Mantel. Ihre langen Haare hielten ſie durch Binden zuſammen und ſalbten den ganzen Körper. Jeder beſaß einen Siegelring und einen künſtlichen Stab, deſſen Knopf einen Apfel, eine Roſe, einen Adler u. ſ. w. darſtellte. Sie hatten keine Aerzte, ſondern brachten die Kranken auf den öffentlichen Markt, und alle Vorübergehenden welche vielleicht ſchon Aehnliches gelitten hatten, ertheilten guten Rath. Sie legten die Todten in Wachs und betrauerten ſie wie die Aegypter.

Ihre Webereien in Leinen, Baumwolle und Wolle zeichneten ſich aus, und nicht minder die Purpurfärbereien[2]. Man handelte zur See über den perſiſchen Meerbuſen nach Arabien und Indien, zu Lande nach dem vordern Aſien, und über Perſien nach der kleinen Bucharei, vielleicht bis China. — Strabo erwähnt dreier Gerichtshöfe oder Behörden: eine beſtrafte die Diebſtähle, die zweite alle übrigen Verbrechen, die dritte hatte die Aufſicht über die Jungfrauen und die Heirathen. Wenigſtens war die Art merkwürdig, wie man die Jungfrauen nach Herodots Erzählung verheirathete. In jedem Orte kamen dieſe jährlich einmal zuſammen, und die Männer ſtellten ſich rings umher. Hierauf bot ein Ausrufer zuerſt die Schönſte, dann nach der Reihe die minder Schönen aus, und ſchlug ſie denen zu, welche das Meiſte boten. Kam man endlich an die Häßlichen auf welche Niemand bot, ſo fragte der Ausrufer: wer das wenigſte Geld als Lockmittel der Braut zugelegt haben wollte? und mit den für die ſchönen Mädchen eingegangenen Summen[3], wurden die Häßlichen unter-

1 Diod. I, 81.

2 Heeren I, 2, 205.

3 Nicol. Damasc. 562.

gebracht und ausgeſteuert. — Jedes inländiſche Weib mußte ſich einmal in ihrem Leben, im Tempel der Aphrodite Mylitta, einem fremden Manne für Geld preisgeben. Die Schönen, ſagt Herodot, kehrten bald nach Hauſe zurück, aber manche Häßliche ſaß harrend Jahre lang: — um keinen Preis hätte aber ein Weib daſſelbe zum zweiten Male gethan; ein Beweis, daß der Gebrauch auf verwerflichem Aberglauben beruhte. Ueberhaupt wird von der Ausartung und Schwelgerei der Babylonier, ſowie von der Unzucht ihrer Weiber viel Nachtheiliges berichtet[1].

Faſt noch weniger als von den Babyloniern wiſſen wir von den Medern. Sie waren urſprünglich kriegeriſch und gute Reiter, ſie bedienten ſich vergifteter Pfeile. Ihre Kleidung beſtand in Beinkleidern, Weſten mit langen Aermeln und ſpitzigen Mützen. Man hielt es unter ihnen für unanſtändig Leichname zu begraben, für geziemend dieſe den Hunden preiszugeben. Beim Abſchließen eines Bündniſſes band man die beiden Daumen der rechten Hände zuſammen, machte in die Spitzen derſelben einen Einſchnitt, und jeder Theilnehmende ſaugte nun das Blut aus; dies galt für die höchſte Bekräftigung. Ein Weib war in der Regel mehreren Männern gemein, nur der König hatte viele Gemahlinnen. Im Anfange lebten die Meder höchſt einfach, lernten aber dann allmälig von den beſiegten Völkern mannigfaltigere Genüſſe kennen, wodurch ſie, nicht minder als jene, verweichlichten und erſchlafften. Daher ward es möglich, daß Cyrus den Sohn des Kyaxares, den Aſtyages, beſiegte und das mediſche Reich zerſtörte, wie in der perſiſchen Geſchichte erzählt werden ſoll.

1 Jeſaias XXI, 5. Curtius V, 1.

Siebente Vorleſung.

Die Juden.

Die Geſchichtsquellen keines Volkes ſind von ſo verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Standpunkten betrachtet und beurtheilt worden, als die der Juden. Es iſt daher nothwendig (bevor wir auf Erzählung der Thatſachen irgend eingehen können) in höchſter Kürze wenigſtens an die Hauptlehren und Grundſätze zweier Schulen zu erinnern, von denen wir eine die alte und gläubige, eine die neue und kritiſche nennen können[1].

Jene behauptet: die Schriften des alten, gleichwie die des neuen Teſtamentes, dürfen nicht anderen weltlichen Geſchichtsquellen gleichgeſtellt, nicht in derſelben Weiſe betrachtet und kritiſirt werden. Sie haben eine innere Beglaubigung, eine unmittelbare Gewißheit, einen höhern göttlichen Urſprung; welches allem Beurtheilen und Zweifeln vorausgeht, und unantaſtbar darüber hinausreicht. Es ſind hier ganz eigenthümliche Intereſſen des Glaubens und der Religion im Spiele, von welchen die geſammte Pro-

1 Hengſtenberg, Authentie des Pentateuchs 2, 23; Ranke, über den Pentateuch; Bertheau, zur Geſchichte der Iſraeliten; Lengerke, Kanaan; Stähelin, kritiſche Unterſuchungen über den Pentateuch; Thenius, die Bücher Samuels; Tuch, Commentar über die Geneſis; Ewald, Geſchichte des Volkes Iſrael; Bähr, Symbolik des moſaiſchen Cultus; Vatke, bibliſche Theologie, Religion des alten Teſtaments und andere Schriften.

fanliteratur unberührt bleibt. Jehova hat dieſe Schriften eingegeben, ſie ſind über menſchliche Willkür erhaben, und ein Buch wie der Pentateuch kann ſich nur ſo lange als ächt behaupten, als es wie ein heiliges ausgelegt wird. Allein der Gläubige verſteht den Glauben; ſowie der Abergläubige nur den Aberglauben, und der Ungläubige den Unglauben. Selbſt Steuer-, Erb-, Acker-, und Cäremonialgeſetze haben, vom rechten Standpunkte aus betrachtet, ihren göttlichen Charakter, und bedürfen keiner weiteren Rechtfertigung und Beglaubigung; — am wenigſten die des achtzehnten, oder neunzehnten Jahrhunderts, welches in ſeiner übertriebenen Zweifelſucht an wahrhaft Neues, Großes, Göttliches nicht mehr glaubt, ſondern Alles aus geiſtloſer Nothwendigkeit, oder ganz allmälig durch viele kleine, unbedeutende Leute hervorgehen läßt. Die ächten Heroen und Propheten nehmen aber durch göttliche Offenbarung die künftigen Zeiten voraus, und verkünden verborgene Wahrheiten, wofür ſich Geiſt und Auge der nachrückenden Maſſen erſt allmälig ſchärft.

Es wäre grundlos und thöricht das perſönliche Daſeyn des großen jüdiſchen Geſetzgebers abzuläugnen, und an ſeine Stelle, man weiß nicht wen, oder wie viele ſetzen zu wollen. Ein ähnlicher Verſuch Romulus und Numa zu vernichten, hat die römiſche Geſchichte auch nicht gefördert und wird bald wie ein bloßer Einfall, ein lusus ingenii, betrachtet werden. Die ſchwierigere Frage bleibt allerdings: ob Moſes Schriftſteller und Verfaſſer des Pentateuchs war? Wer nicht fühlt, wer nicht durch den unmittelbarſten Eindruck überzeugt wird, die fünf Bücher Moſis ſeyen eines Geiſtes und aus einem Guſſe, mit dem iſt freilich ſchwer ſtreiten; wer hingegen jenen allein richtigen Standpunkt, und damit die harmoniſche genügende Einſicht in das Ganze und alle einzelnen Theile gewonnen hat; für den behalten eine Unzahl kleiner Zweifel und Bedenken kein Gewicht: dieſe Taſchenſpielerkünſte und kritiſchen Kartenhäuſer ſtürzen vor dem leiſeſten Hauche des göttlichen Geiſtes zuſammen.

Das ägyptiſche Alterthum bietet keine Zeugniſſe wider Moſe[1], und wenn er aus Aegypten kam, wo die Schreibkunſt längſt bekannt war, ſo hatte er gewiß auch ſchreiben gelernt. Die Zweifel, welche man über das Niederſchreiben der Ilias und Odyſſee ausgeſprochen hat, ſind keineswegs über Gegeneinwendungen erhaben; oder finden doch auf den Pentateuch keine Anwendung, wo nicht (wie in der Ilias) das Schreiben blos einmal und zweideutig erwähnt, ſondern überall vorausgeſetzt und angewandt wird. Auch meint wol niemand: die hebräiſche Proſa und das Cäremonialgeſetz ſey auswendig gelernt und durch Rhapſoden abgeſungen worden.

Viele Erſcheinungen der ſpätern jüdiſchen Geſchichte[2], ſind nur begreiflich unter Vorausſetzung der moſaiſchen Abfaſſung des Pentateuchs. War ſpäter Manches anders, als es hier angedeutet, oder angenommen iſt, oder kam es wol gar nicht zur Anwendung; ſo beweiſet eben dies die frühe Abfaſſung: denn hintennach hätte wol niemand dieſe Dinge (z. B. ein Sabbath- oder Jubeljahr) erſonnen! Noch weniger hätte man (etwa zur Zeit der Richter, oder der Könige) die geſammte moſaiſche Geſetzgebung erfinden und zu Ehren bringen können. Sie mußte älter ſeyn und tiefer wurzeln. Etwanige Zeitverwirrungen laſſen ſich berichtigen, anderes Gerügte durch geringe Einſchliebſel erklären.

Man hat den Pentateuch ein Epos genannt. Fehlten auch andere Gründe dieſen Vergleich für unpaſſend zu erklären, kann man doch Anordnung und Inhalt nicht dichteriſch nennen; oder man müßte das Cäremonialgeſetz in das Heldengedicht aufnehmen, gleichwie etwa die Zwölftafelgeſetze in erfundene römiſche Epopeen. Daß der Pentateuch nicht als ein Ganzes citirt wird, beweiſet ſo wenig gegen ſeine Einheit, als wenn man Herodot's Werke lediglich nach den Namen der neun Muſen anführte.

1 Hengſtenberg Moſe 21.

2 Hengſtenberg II, 5.

Der einen alten, einfachen Wahrheit gegenüber, wachſen unzählige, ſich untereinander obenein widerſprechende Hypotheſen empor, und um nur den allbekannten, durch Jahrtauſende anerkannten Moſes los zu werden, erfindet man Urkunden, Bearbeitungen, Umarbeitungen, Bücher und Schriftſteller, ohne Maß und Ziel. Jeden Falls braucht man ſelbſt alsdann immer noch Schreiber und Ordner, und man muß nachweiſen wer das ſchrieb, was man in Ordnung brachte?

Dieſen und verwandten Gründen hat man entgegnet: die Anſichten von Urſprung, Inhalt und Werth der Schriften des alten Teſtaments, haben ſeit Jahrhunderten dadurch eine ſchiefe, ja unverſtändige Richtung genommen, daß man es für gottlos ausgab, die, überall gültigen, Grundſätze einer vernünftigen Kritik und wiſſenſchaftlichen Unterſuchung darauf anzuwenden. Man ſetzte als erwieſen voraus, was des Beweiſes bedurfte, forderte Glauben für das deſſen Glaubwürdigkeit höchſt zweifelhaft war, und nannte da Parteilichkeit ein Verdienſt, wo Unbefangenheit mehr als irgendwo Noth that. Die Meinung: man könne und ſolle durch den Glauben erkennen, ob, wann, wie, von wem ein Buch geſchrieben, oder nicht geſchrieben ſey, iſt lächerlich; oder man muß ſie auch gelten laſſen, wenn Inder, Baktrer, Muhamedaner ſie für die Vedas und Puranas, die Zendaveſta und den Koran aufſtellen; man darf die Aegypter nicht beſpötteln, wenn ſie ihre heiligen Schriften auch für inſpirirt und den Hermes für den eigentlichen Verfaſſer halten.

Die wahre Religion ſteht weder, noch fällt ſie durch die Ergebniſſe geſchichtlicher Prüfung, und es iſt verkehrt irgend eine Reihe von Schriften der menſchlichen Unterſuchung und Betrachtungsweiſe ganz entziehen zu wollen, weil bequemer Aberglaube dadurch geſtört und aufgeſchreckt wird. Es ſtände ſehr übel mit der wahren Theologie, wenn Alles was Jehova im alten Teſtamente ſagt, oder was man ihn ſagen läßt, ächte Gottesoffenbarung wäre. Der chriſtliche Forſcher kann dem ſo wenig beiſtimmen, als

der äußerſten Umkehrung dieſer Lehre durch einige Sekten, welche behaupten: daß das alte Teſtement Eingebung eines wo nicht böſen, doch herben, untergeordneten Geiſtes ſey. Die Formel: bei den Juden ſey alles That Gottes, hat übrigens nicht mehr und nicht weniger Sinn, als wenn man daſſelbe von Chriſten und Muhamedanern ausſagte. Wer Beweiſe der Glaubwürdigkeit altteſtamentariſcher Quellen anderswo (z. B. in den ägyptiſchen Alterthümern) aufſucht, darf auch daher ſich erhebende Zweifel nicht kurzweg verdammen. So wie ſich für Profanſchriftſteller mehr, oder weniger Glaubwürdigkeit nachweiſen läßt, ſo auch für bibliſche, wodurch die Wahrheit nicht verliert, ſondern gewinnt; und ſelbſt auf dem gläubigſten Standpunkte kann und muß man falſche Lesarten, Gloſſen, Einſchiebſel u. ſ. w. anerkennen, ohne daß hiedurch das Ganze preisgegeben würde.

Die Stellung des Gläubigen, Abergläubigen und Ungläubigen iſt allerdings verſchieden, allein niemals unbedingt getrennt und entgegengeſetzt: ſie beziehen ſich auf dieſelben Grundlagen, gehen in einander über, oder ſpringen auch von einem Standpunkte in den anderen hinein. Der Wiſſenſchaftliche giebt die Regel, giebt den spiritus rector, um das Excentriſche, Fantaſtiſche, zu Ordnung, Maß und Wahrheit zurückzuführen. Ungläubige und abergläubige Zeiträume der Weltgeſchichte, welche ruhige Forſchung und Erkenntniß verſchmähten, taugen gleich wenig.

Daß Einſtimmigkeit da herrſcht, wo man Prüfung und Widerſpruch verbietet und verketzert, iſt ein geringer Ruhm; daß von dem Augenblicke wo man das Recht freier Forſchung erſtritten hat, über ſo dunkele und ſchwierige Gegenſtände verſchiedene Anſichten und Verſuche hervortreten, iſt kein Gegenſtand des Tadels, ſondern ganz natürlich, ja erfreulich.

Wenn auch kein genügender Grund vorhanden ſeyn mag, das perſönliche Daſeyn der großen Geſetzgeber Moſes, Lykurgus, Romulus, Numa zu läugnen; ſo iſt doch um

deswillen die Unterſuchung nicht überflüſſig: ob Alles was man auf ihren Namen gehäuft hat wirklich von ihnen herrührt, und ob Moſes insbeſondere der Verfaſſer des Pentateuchs iſt. Daraus, daß die Schreibkunſt zu ſeiner Zeit bereits erfunden war, folgt nicht daß er ſelbſt Schriftſteller ward; auch hat die ägyptiſche (demotiſche) Schreibweiſe, nichts mit der hebräiſchen (ſemitiſchen) gemein, oder ihr gegenſeitiges Abhängigkeitsverhältniß iſt doch noch nicht ins Klare gebracht. Allerdings geſchieht des Schreibens im Pentateuch beſtimmte Erwähnung; womit aber die Frage noch nicht beantwortet iſt, wie alt dieſe Kunſt, oder wie jung das Niedergeſchriebene ſey. Angenommen aber, daß Moſes die fünf unter ſeinem Namen gehenden Bücher, von Anfang bis zu Ende ſelbſt niederſchrieb, ſo bedurfte er doch für alle ihm vorhergehenden Zeiten, ſchriftlicher, oder mündlicher Quellen; er mußte gläubig annehmen, oder zweifelnd zur Seite werfen, er mußte zuſammenſtellen, ordnen, ausfüllen, verkürzen, kurz alle die Geſchäfte und Arbeiten unternehmen, welche einem Geſchichtſchreiber obliegen. Rührt hingegen der Pentateuch von einem, oder mehreren Andern her, ſo lag ihnen dieſelbe Verpflichtung ob; in beiden Fällen aber iſt unſere (durch abergläubige Vorurtheile nicht zu beſeitigende) Aufgabe, auch hier die kritiſchen Forſchungen zu unternehmen, welche bei ſo manchem Profanſchriftſteller (z. B. Diodor und Plutarch) mit ſo viel Scharfſinn und Erfolg durchgeführt wurden. Hat man auch das Ziel aller bibliſchen Kritik noch nicht erreicht, ſo iſt man doch aus ſchläfrigem Stumpfſinne erwacht und richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände, die man früher übereilt für abgemacht hielt. Man fühlt und ſieht z. B. daß mehre Sagen und Nachrichten nebeneinander geſtellt, oder ineinander verwebt ſind, man zeigt Wiederholungen, Abweichungen, Widerſprüche. Man fragt: wie Tag und Nacht eher ſeyn konnten, als Sonne und Mond? Woher Kains Beſorgniß erſchlagen zu werden, bevor es (außer ſeinen Aeltern) Menſchen gab; woher ſeine Frau,

die (ſofern man ſich ſtreng an den Bericht hält) noch gar nicht vorhanden war? Woher kommen, in der Wüſte, bei Aufſtellung der Stiftshütte, künſtliche Webereien, Metallarbeiten, Steinſchneider u. dgl., da doch Künſte und Gewerbe noch zu Salomo's Zeit in der Kindheit waren? Iſt das erſte Buch Moſe aus zwei Hauptquellen zuſammengeſetzt (der Elohim- und Jehovaurkunde) und durch andere Zuſätze vermehrt? Oder erwuchs es aus vielen Bruchſtücken? Oder gab es nur eine, ſpäter überarbeitete und erweiterte Grundlage? Rührt das zweite Buch Moſis von demſelben Verfaſſer her, oder iſt es ſpäter von einem Andern entworfen? Ward der Pentateuch niedergeſchrieben zur Zeit des Moſes, der Richter, Salomo's, oder Esras? Hat er nur einen Verfaſſer, oder zwei, drei, vier, fünf; oder nur zwei, einen Hauptdarſteller und einen Ergänzer? Sind überhaupt die bibliſchen Bücher von den genannten Verfaſſern, oder von anderen in ſpäteren Zeiten geſchrieben?

Dieſe und unzählige andere Fragen ſind aufgeworfen und die verſchiedenſten Antworten darauf gegeben worden, welche hier mitzutheilen keineswegs der Ort iſt. Doch behaupten Führer der kritiſchen Schule: daß ihre Anſichten nicht mehr ohne Zuſammenhang und Richtung nach allen Seiten anarchiſch auseinander gingen, ſondern wichtige Ergebniſſe, wenn nicht von Allen, doch von den Meiſten anerkannt würden. So z. B. daß der Pentateuch nicht von Einem herrühre, ſondern zu dem erſten, eigentlichen Verfaſſer ein Ergänzer, und für das fünfte Buch Moſis ein dritter Sammler, oder Schriftſteller anzunehmen ſey; von denen der erſte früheſtens bald nach Joſua, der zweite zur Zeit Jeſaias, der dritte zur Zeit des Jeremias gelebt habe. Die Grundlage des Buches Joſua rühre auch von dem erſten Verfaſſer des Pentateuchs her, und ſei von dem Ergänzer in ähnlicher Weiſe vervollſtändigt. Es werde nicht geleugnet daß Moſes wirklich gelebt und wichtige Einrichtungen getroffen habe, ſondern nur daß er ſelbſt Urheber des ganzen Pentateuchs ſey u. ſ. w.

Weit entfernt von der Anmaßung über das vorlaut abzuurtheilen, was ſelbſt für Meiſter zweifelhaft bleibt, wollen wir nur einige unmaßgebliche Bemerkungen beifügen. — Es iſt ganz unmöglich und wäre thöricht die Kritik der bibliſchen Schriften auf die Stelle zurückzuſchieben, wo ſie vor 100 Jahren ſtand. Mögen die Schwankungen zu groß, die Verſuche und Vermuthungen zu kühn, die Ausſprüche zu oberflächlich, anmaßend und unvereinbar ſein; ſo ſind dies Fehler die zum Theil aus der entgegengeſetzten, gleich einſeitigen Richtung entſpringen. Im Ganzen iſt man fortgeſchritten, der Wahrheit näher gekommen, und nach dem Sinken, oder Verdampfen der bloßen Schlacken, wird das reine Gold deſto ſchöner glänzen. Der Werth des Pentateuchs liegt nicht in der, unerweislichen, Vorausſetzung, er habe einen von allen anderen Werken weſentlich verſchiedenen, er habe einen unmittelbaren göttlichen Urſprung. Auch bei der ſchärfſten, jedoch unparteilichen Kritik, behält er ſeine hohe Merkwürdigkeit und Wichtigkeit; ja Moſis erhabene Aufgabe, ſeine göttliche Sendung kann anerkannt werden, wenn er auch keinen Buchſtaben niederſchrieb; — wie wir ja auch nichts von Chriſtus Geſchriebenes beſitzen. Im Fall er umgekehrt aus hundert Quellen ſchöpfte, bliebe er dennoch Urheber und Verfaſſer, wie jeder andere, nothwendig denſelben Weg einſchlagende Geſchichtſchreiber. Keine Kritik kann das Weſentliche vernichten; oder das Vernichtete iſt nicht das wahrhaft Geheiligte.

Gewiß liegt der Geneſis ein Plan zum Grunde; ſie iſt keine willkürliche, zufällige Anhäufung, und auch die etwanigen Zuſätze und Erweiterungen zeigen Vorſatz und Geſchicklichkeit. Vergleicht man die indiſchen Puranas mit dem Pentateuch, ſo iſt dort Alles unendlich willkürlicher, unzuſammenhangender, durcheinandergewürfelt und geflickt, ja geradehin abſurd. Oder wie künſtliche Deutungen ſind nöthig um Verſtand und Bedeutung hineinzubringen; während die bibliſchen Schriften ſehr gewonnen

haben[1]; ſeitdem die früher beliebte allegoriſche, ſymboliſche und myſtiſche Erklärung meiſt abgekommen iſt[2]. Noch ward aus Indien und Birmanien nicht allgemein verbreitet und erſetzt, was man oft übereilt an Moſes und den Pſalmen verſchmäht; und nach allen Läuterungen und Feuerproben der Kritik[3], wird auch der Ungläubigſte geſtehen müſſen, es gebe für die Völker kein beſſeres Buch zu Unterricht, Erbauung und Heiligung, als die Bibel. Aller Irthum, aller Mißverſtand, welcher aus ihrem Leſen hervorgegangen iſt und hervorgehen kann, rechtfertigt weder daß man ſie den Chriſten (als wären es indiſche Sudras und Parias) eigennützig, oder überängſtlich vorenthält; noch daß da, wo ſie jedem zugänglich iſt, die erbärmlichſten Leſereien ſie zu verdrängen im Stande ſind.

Die älteſten bibliſchen Quellen gehen keineswegs darauf aus das Mythiſche, Sagenhafte und Geſchichtliche prüfend zu ſondern. Es iſt nicht unſeres Amtes dieſe ſchwierige Arbeit zu übernehmen, oder die großen Lücken der eigentlichen Erzählungen genau nachzuweiſen. Es genügt auf zwei Abwege hinzudeuten. Die Erklärer bewegen ſich nämlich meiſt ſchwankend hin und her[4]: „zwiſchen der gänzlichen Ausleerung des geſchichtlichen Inhalts, und zwiſchen dem Feſthalten des unverſtandenen, überlieferten Buchſtabens.“

Die Geſchichte der Juden iſt im Anfange nicht die eines Volkes, ſondern eines Stammes, oder vielmehr einer beweglichen, einer Hirtenfamilie. Nach der Fluth, ſo wird erzählt, hatte ſich die Erde wieder bevölkert. Tharah ein

1 Mit Unrecht behauptet Fr. Schlegel (Werke I, 166) daß alle Ausdrücke im alten Teſtamente nur bildlich und ſymboliſch zu verſtehen, und die jüdiſche Religion nur Vorbild, Typus und Weiſſagung ſey.

2 Symes Reiſe 170.

3 So wie zur ſprachlichen Kritik, Sprachkenntniſſe gehören, ſo zur eigentlich religiöſen Kritik religiöſe Gaben.

4 Bertheau, Bewohner von Paläſtina 200.

Semit verließ Ur in der Gegend von Edeſſa oder Niſibis im nordöſtlichen Meſopotamien, zog angeblich etwa 2000 Jahre vor Chriſtus gen Kanaan und ſtarb in Haran, oder Karrä. Abraham ſein Sohn (deſſen Perſönlichkeit ganz zu läugnen, keine genügenden Gründe vorhanden ſind), ging mit Lot, ſeinem Neffen über den Euphrat, und fand in Kanaan ſchon kleine Reiche, größere Städte, und theils Hirtenvölker, theils auch Höhlen bewohnende Stämme. Er ſelbſt war Nomade und Mißwachs trieb ihn zu dem fruchtbaren Aegypten, wo ſein Verſtand und hoher Sinn ihm Achtung gewann: mit großem und kleinem Viehe beſchenkt kehrte er zurück, und trennte ſeine zahlreichen Heerden von denen Lots. Dieſer blieb in der fruchtbaren Gegend von Sodom und Gomorra; Abraham hingegen zog abendwärts und ſtarb in hohem Alter. Der Edelſte aller Erzväter, der würdige Anfangspunkt einer unendlichen Reihe menſchlicher Beſtrebungen und Thaten. Sein Sohn Iſaak weidete ſeine Heerden in der Gegend von Berſeba, doch iſt auch von Ackerbau die Rede. Jakob, der Enkel Abraham's, betrog ſeinen älteren Bruder Eſau um die Erſtgeburt, floh dann nach Meſopotamien, kehrte aber mit zwei Frauen und großen Heerden zurück. Joſeph, geliebter vom Vater und gewiß auch ausgezeichneter als die übrigen Brüder, erlag ihren eiferſüchtigen Nachſtellungen; allein aus dieſem Frevel ging ſeine Größe und ihre Rettung erſt hervor. Wer ehrte nicht Joſeph's Selbſtbeherrſchung, ſeine Großmuth? und dennoch ſcheint es noch wunderbarer daß der Fremdling in dem unzugänglichen Aegypten (ob unter den Hykſos?) ſolchen Einfluß gewann. Wenige Geſchichten alter Zeit zeigen ſo einfach, rührend und ungekünſtelt die Vorſehung Gottes, für welche jeder tüchtige Menſch Glauben und Sehnſucht in ſeiner Bruſt trägt.

Durch eine Hungersnoth bedrängt zogen die Iſraeliten zu dem fruchtbaren Aegypten[1], und erhielten nicht allein

1 Nach Wilkinſon, Theben II, 177 zur Zeit des ägyptiſchen Königs Oſirtaſen I.

Lebensmittel für den Augenblick, ſondern auch die, wahrſcheinlich in der Gegend von Suez belegene Landſchaft Goſen. Man ſollte vorausſetzen daß von dieſem Augenblicke an, wo die Juden mit einem ſchon länger und höher gebildeten Volke in Berührung kamen, ihre Geſchichte zuſammenhängender, inhaltsreicher, beglaubigter werden würde; ſtatt deſſen wird Alles lückenhafter, unbegreiflicher, und binnen mehreren Jahrhunderten zwiſchen Joſeph und Moſes tritt keine einzige Perſönlichkeit auf, während man für Stammbäume ſeit Erſchaffung der Welt geſchichtlichen Glauben verlangt.

Die Juden (ſo wird erzählt) welche meiſt wol Hirten blieben und deshalb verachtet wurden, ſollten in die Städte ziehen und eine andere Lebensweiſe ergreifen, weigerten ſich aber hartnäckig, bis die Aegypter ſehr harte Mittel anwandten, woraus wiederum Trotz der Juden und Neigung zu Widerſetzlichkeit und Aufruhr hervorging. Dieſe öffentliche Gefahr veranlaßte den Befehl alle jüdiſche Erſtgeburt zu erſäufen; da ward Moſes in einem Schiffchen von Papyrus, durch Pharao's Tochter Thermudis gerettet und im königlichen Palaſte erzogen. Später mußte er nach Midian entfliehen, entweder weil er einen Aegypter tödtete der widerrechtlich einen Iſraeliten ſchlug, oder weil er als Feldherr die Aethiopen beſiegte und dadurch bei den Prieſtern und dem Könige, Neid und Argwohn erregte. Erſt nach des Letzten Tode kehrte er aus Midian zurück, verband ſich mit ſeinem Bruder Aaron und beſchloß ſein Volk aus der Dienſtbarkeit zu befreien. Ihre nachdrücklichen Vorſchläge, ihre Bitte den Hebräern wenigſtens drei Tage zu bewilligen um in die Wüſte zu ziehen, wurden jedoch von Pharao zurückgewieſen, und der Druck, wie die Muthloſigkeit nahmen zu. Erſt große Unglücksfälle welche (durch Moſis Wunder?) Aegypten betrafen, änderten des Königs Sinn: noch hatten aber die, 430 Jahre[1] nach ihrer

[1] Die Dauer ihres Aufenthalts in Aegypten wird verſchieden angegeben.

Einwanderung, gen Arabien aufbrechenden Iſraeliten die Wüſte nicht erreicht, als er[1] ihnen nachſetzte und dabei, mit ſeinem Heere, durch die Macht eines Naturereigniſſes, oder durch ein Wunder umkam[2].

So einfach dies Alles klingt, oder ſo gläubig es hingenommen wird, iſt der unbefangene Forſcher doch zu gar vielen Fragen hingedrängt, welche genügend zu beantworten er ſich außer Stande ſieht. Schon in der ägyptiſchen Geſchichte haben wir darauf aufmerkſam gemacht, daß das Verhältniß der Juden zu den Hykſos, und beider zu den Aegyptern, keineswegs im Klaren oder leicht begreiflich iſt[3]. Die jüdiſchen Quellen halten ſich in ſolcher Unbeſtimmtheit, daß ſie nicht einmal Namen und Perſönlichkeit ägyptiſcher Herrſcher und Herrſcherfamilien angeben; und die Aegypter wiſſen eigentlich gar nichts von allem dem Wichtigen und Wunderbaren was die Hebräer berichten.

Was nun dieſe Wunder anbetrifft, ſo wollen wir diejenigen nicht bekritteln, welche ſich dadurch erbauen und vorzugsweiſe ihren Glauben an Gott begründen und ſtärken: wem aber, in allem und jedem was er ſieht und hört, denkt und fühlt die tiefſinnigſten und erhabenſten Wunder täglich und in unermeßlicher Zahl entgegentreten; für den behalten jene einzelnen, oft unbeglaubigten Wunder, oder Wunderlichkeiten, nicht das ihnen beigelegte Gewicht. Daß Gott Wunder thut, den Lauf der von ihm erſchaffenen und beherrſchten Natur ändern, ihr neue Bahnen vorſchreiben kann, hat keinen Zweifel. Hiefür fordert man aber mit Recht genügende Beweiſe, und man ſoll Gottes Allmacht und Allwiſſenheit nicht vorzugsweiſe in der Unterbrechung und Aufhebung von Naturgeſetzen ſehen,

1 Henry (l'Egypte I, 100) zählt 10 Namen dieſes Pharao auf; ein Beweis, daß man den rechten nicht kennt.

2 Laut Diodor I, 30 gingen ganze Heere beim ſerboniſchen, mit Sand bedeckten täuſchenden, See zu Grunde.

3 Nach Strabo XVI, 167 ſind die Juden, Koloniſten der Aegypter.

welche eben die ſeinigen ſind[1], und von den Theologen oft in einen falſchen Gegenſatz zu ihm gebracht und irrig als das Geringere betrachtet werden.

Mit der Auswanderung aus Aegypten iſt allerdings ein Anfangspunkt für unabhängiges Volksdaſeyn gegeben, auch nicht zu bezweifeln daß nach längerem Umherziehen die Juden unter Joſua Kanaan eroberten und ſich daſelbſt feſt anſiedelten. Neben dieſem Ergebniß, bleibt aber noch Manches zweifelhaft und unerklärlich.

Ohne Zweifel wünſchte Moſes, daß die Juden vom Hirtenleben zum Ackerbaue übergingen. Die Gründe weshalb er ſie dennoch vierzig Jahre lang in der Wüſte umhergeführt habe, ſind herbeigekünſtelt um die an ſich unwahrſcheinliche Thatſache glaublich zu machen. Leichter erklärt ſie ſich aus der faſt ununterbrochenen Unzufriedenheit des Volks, welche zu Ungehorſam führte, und die Moſes nur zuweilen bändigen und in Reue verwandeln konnte. Abneigung ihre bisherige Lebensweiſe zu verändern, Furcht vor einem gefährlichen Kriege, veranlaßten vielleicht die Juden zu jenen Wanderungen, welche Moſes nicht wünſchte und billigte.

Nächſt dem Zweifel über die Dauer dieſer Wanderungen in der Wüſte, drängt ſich ein zweiter hervor über die Zahl der Wandernden. Wenn 603,550 wehrhafte Männer aus Aegypten auszogen[2], ſo müßten an dritthalb Millionen Menſchen durchs rothe Meer gegangen und nächſtdem in der nahrungsloſen Wüſte umhergewandert ſeyn, und zwar nahe beiſammen und abhängig von einem einzigen Anführer. Eine Zeitlang mochte man mit den aus Aegypten weggeführten Heerden den Hunger ſtillen, auch wol einige Tage lang ſich des Wachtelfanges erfreuen; Jahr aus Jahr

1 Es kommt indeß bei der Kritik von Wundern nicht allein an auf die einzelne Thatſache, ſondern auf den geſammten Zuſammenhang, und die daraus hervorgehende Beglaubigung.

2 Moſes IV, 1, 46; 13, 32.

in konnte aber dies Jagdvergnügen unmöglich fortdauern, und es ſcheint uns gottloſer, Gott mit unzähligen Wundern zu beläſtigen, als (wie ſo oft) Schreibfehler in den Quellen und Irthümer in den Berichten anzunehmen. Selbſt beſonnene Kritiker haben deshalb die Zeit der Wanderungen[1] und die Zahl der Wandernden bedeutend ermäßigt. Für die letzte Berichtigung ſpricht noch folgender Umſtand. Die Erzählungen der Kundſchafter über die Macht der Kananiter erregten unter den Juden ſolche Furcht, daß ihnen alle Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen verging und der nächſte Eroberungsverſuch gänzlich mißlang. Wie konnten nun aber 600,000 ſtreitbare Männer ſich vor den Einwohnern eines Winkels von Paläſtina fürchten, oder gar von ihnen geſchlagen werden? Freilich heißt es an einer andern Stelle[2]: in Paläſtina ſeyen ſieben Völker, jedes zahlreicher wie die Juden. Dann hätte das Land (ſelbſt wenn wir ſeine Größe ſtatt auf 350 bis 450 □Meilen, höher, zu 500 □Meilen, anſetzen) auf jede gevierte Meile 28,000 Einwohner gehabt[3]. Ja als die Juden einzogen, mehrte ſich die Zahl derſelben, weil ſie trotz aller Grauſamkeit doch nicht zwei Millionen todt ſchlagen konnten. 28,000 bis 30,000 Einwohner auf einer Geviertmeile, in dem an mehreren Stellen waſſerloſen, unfruchtbaren Paläſtina! **Credat Judaeus Apella!**

In den Sagen keines Volkes treten ſo häufige Verheißungen auf Lohn und Strafe in dieſem Leben hervor, als bei den Hebräern, wogegen von einem künftigen Leben nirgends auf eine deutliche, beruhigende, oder begeiſterte Weiſe die Rede iſt: es ſey nun daß man nichts davon wußte, oder nicht daran glaubte, oder daß Moſes meinte es bedürfe hierüber keiner Belehrung; was jedoch bei der

1 Göthe (Divan II, 184) verkürzt die 40 Wanderjahre auf zwei.

2 Moſes V, 7, 1, 7. Aehnliche Uebertreibungen der Zahlen IV, 32.

3 Bertheau 120. Aehnliche Uebertreibungeo der ägyptiſchen Geſchichte. Siehe oben S. 117.

ſonſt überall heraustretenden religiöſen Seite die unwahrſcheinlichſte Vermuthung iſt[1]. Bei keinem Volke iſt hingegen ſo viel von künftiger Weltherrſchaft die Rede, und bei keinem iſt dieſe weniger in Erfüllung gegangen. Man hat aber gemeint: der Mangel an Ausdehnung irdiſchen Beſitzes, werde andererſeits dadurch mehr als ausgeglichen, daß die Erwerbung Paläſtinas[2] (ſo wie der ägyptiſchen Gefäße u. ſ. w.) ſchlechthin gerecht, tadellos, von allen ähnlichen Erwerbungen durchaus verſchieden, kurz in ihrer Art einzig ſey. — Anderen erſcheint dagegen die vorgeblich religiöſe Behauptung: Gott habe ihnen das Land geſchenkt oder ihnen die Beſtrafung der Einwohner aufgetragen, mit mancher ähnlichen z. B. der begeiſterten Araber und Kreuzfahrer auf einer Linie zu ſtehen. Und die erſt ſpäter verſuchte, rechtliche Begründung (zu Folge welcher die zahlreichen Nachkommen weniger ausgewanderten Hirten, nach Jahrhunderten ein ganzes Land in Anſpruch nehmen, und die ruhigen Beſitzer verdrängen durften), dieſe Begründung ſcheint manche neuere, häufig angeklagte noch an Sophiſtik zu übertreffen; — wenigſtens möchte es auf dieſe Weiſe nicht ſchwer werden die Anſprüche der Engländer auf Deutſchland, der Deutſchen auf Polen und Rußland, der Araber auf Spanien, der Italiener auf das ganze altrömiſche Reich u. ſ. w. genügend nachzuweiſen. In ihrer Kraft und ihrem Bedürfniß müſſen die ſiegenden Hebräer, wie alle Eroberer, ihre Rechtfertigung ſuchen; obgleich ſelbſt hier nicht verhehlt werden darf daß Verrätherei ihnen zu

1 Die Lehre von Gott, beſteht übrigens unabhängig von der Lehre menſchlicher Unſterblichkeit, und reicht hin zur Begründung eines gerechten Lebens auf Erden.

2 Man ſagt: die Aegypter gaben Alles gern, machten die Rückgabe unmöglich; Gott wollte ſeine Gerechtigkeit offenbaren u. ſ. w. Derlei Gründe laſſen ſich leicht auffinden, um menſchliche Vergehen in Thaten Gottes zu verwandeln. Dort könnte man höchſtens von Erſatz für früheren Druck ſprechen, und ſo eine Entſchuldigung auffinden.

Hülfe kam, und ihre Eroberung dadurch einen eigenthümlichen und verdammlichen Charakter erhielt, daß ſie, in abergläubig wildem Eifer, den Grundſatz aufſtellten: man müſſe alle Einwohner, die Säuglinge nicht ausgenommen, ja ſogar die Thiere ausrotten, die Könige aufhängen oder ihnen auf die Hälſe treten, — damit der wahre Gott allein im Lande verehrt werden könne! Glücklicher Weiſe blieb die Ausführung hinter dem Grundſatze zurück, und nie ſind alle Kananiter ermordet, wol aber größtentheils zinsbar geworden.

Ehe wir aber die ſpäteren Schickſale der Juden erzählen, muß von dem Wichtigeren, von der moſaiſchen Geſetzgebung, die Rede ſeyn. Wir betrachten (um es nochmals auszuſprechen) keineswegs jedes Wort der fünf Bücher Moſis als urkundliche, von ihm niedergeſchriebene Geſchichte, glauben aber (bis auf weitere Beweiſe) daß die Gränzen der Mythe und der Geſchichte, des Moſaiſchen und nicht Moſaiſchen, des Aeltern und Jüngern, keineswegs mit unbedingter Gewißheit können gezogen werden; und bis dahin daß dies geſchieht, dürfen wir uns, zu unſeren vorliegenden Zwecken, an den Inbegriff jener Bücher halten, ohne künſtliche Sonderungen und Unterſcheidungen.

Jede Zeit, jedes Volk hat ſeinen Helden, auf den allmälig alles Große und Wunderbare gehäuft wird; Semiramis, Seſoſtris, Moſes, Salomo, Alexander, Cäſar, Karl der Große, theilen hierin das gleiche Schickſal, obgleich kritiſche Sonderung bei dem Einen leichter als bei dem Anderen erſcheint. Wenn man aber jemand als ein großes Ergebniß verkündete: die Helden, welche als Rieſen und Zeitenträger in der Morgenröthe der Geſchichte heraustreten und den fernſten Geſichtskreis ſo erhaben verklären, ſeyen durch ein kritiſches Fernrohr betrachtet, nichts als bloßer blauer Dunſt; ſo wird unſer Glaube an den weſentlichen, nothwendigen Kern dieſes Dunſtkreiſes hiedurch nicht erſchüttert; ſo wenig als wenn man, ähnlicher Weiſe fortſchreitend, behauptete: Jeſus und Petrus ſey

eine etymologiſche Mythe, und Saulus und Paulus höchſtens ein grammatiſcher Spaß. Wäre aber (um Göthe's treffliche Worte zu wiederholen[1]), wäre die Kritik auch im Stande das Ganze zu zerſtückeln und zu zerſplittern; ſo wird ſie doch niemals dahin gelangen, uns den eigentlichen Grund an dem wir feſthalten zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuverſicht irre zu machen. Denn auf jenen Grund, das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks, kommt es an; hier liegt das Urſprüngliche, Göttliche, Wirkſame, Unantaſtbare, Unverwüſtliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung kann dieſem inneren Urweſen etwas anhaben.

Aehnlicher Weiſe ſtellt ſich Rouſſeau, insbeſondere der oberflächlichen Darſtellung Voltaire's entgegen und ſagt[2]: „die Geſetze Moſes und Muhameds, welche ſeit Jahrtauſenden die halbe Welt regieren, zeugen noch heute von der Größe derjenigen Männer, welche ſie gegeben haben; und während die ſtolze Philoſophie oder der blinde Parteigeiſt in ihnen nichts ſieht als glückliche Betrüger, bewundert der wahre Staatsmann in ihnen das große und mächtige Genie, welches allein dauerhafte Einrichtungen begründen kann.“

Zunächſt iſt die Frage aufgeworfen worden: was und wieviel Moſes aus Aegypten entlehnt habe? Gewiß Manches, denn große Männer ergreifen mächtig das Gegebene, ſie bilden aber auch nicht weniger durch eigene, oder vielmehr ihnen von Gott verliehene Kraft und gehen ihrem Volke, ihren Umgebungen jedesmal voraus. Es iſt natürlicher daß in einem großen, in Aegypten gebildeten Manne, der Gedanke einer durchgreifenden Umgeſtaltung entſtand und daß er dieſe auszuführen verſuchte; als daß ſie allmälig aus kleinen Steinchen, nach verſchiedenen An-

1 Leben III, 153.

2 Contr. social II, 7.

ſichten und Abſichten zuſammengeflickt wurde. Manches in der moſaiſchen Geſetzgebung erinnert an das Aegyptiſche, anderes ſteht damit in ſcharfem Widerſpruche; ſo die Abweſenheit der Kaſten, die Gleichheit des Volks, der Monotheismus u. ſ. w. Am wenigſten dürfte ſich erweiſen laſſen, daß Moſes die gar große geheime Weisheit der ägyptiſchen Prieſter offenbar gemacht habe; ſeine Gotteslehre hat eine weſentlich verſchiedene Grundlage, und Seelenwanderung und Thierverehrung hat er niemals (weder mit, noch ohne Deuteleien) angenommen. Etliche, welche meinen daß die Zendaveſta älter ſey, als Moſes, führen mancherlei (z. B. die Lehre von reinen und unreinen Thieren) auf jene zurück; es bedarf jedoch näherer Forſchungen und Zeugniſſe, bevor man hierüber beſtimmt aburtheilen kann; übrigens iſt weder das Aeltere, noch das Jüngere an ſich deshalb das Beſſere.

Die zehn Gebote — wahrlich von den Menſchen als Geſetze der Natur und Gottes zu betrachten — ſind in ihrer Einfachheit ſo vollendet[1], daß man keine erſte Geſetzgebung damit vergleichen kann, und Moſes hat durch ſie nicht blos auf die Juden gewirkt, ſondern auf die ganze gebildete Welt, bis zum heutigen Tage: er wird bis in die ſpäteſten Zeiten wirken.

Kein Volk iſt ohne Religion und Glauben an höhere Weſen; aber an der Spitze der moſaiſchen Geſetzgebung ſtand beſtimmter als irgendwo ausgeſprochen, die Idee eines einzigen lebendigen Gottes: — und dieſe höchſte Idee, dieſer Gegenſatz zu dem bei allen anderen Völkern herrſchenden Polytheismus der Naturreligionen, iſt der Anfang und der Mittelpunkt der geſammten jüdiſchen Geſchichte; alle Erhabenheit die ſie zeigt, iſt auf dieſe Anſicht gegründet. Freilich war das jüdiſche Volk ſelten, oder nie, ganz von dieſem Glauben durchdrungen; ſondern von Labans Haus-

1 Merkwürdig, daß ſie weſentlich nur verbietend ſind, Chriſti Hauptgebot dagegen gebietend iſt.

götzen, dem goldenen Kalbe und der ehernen Schlange an, zieht ſich bis in die ſpäteſte Zeit fremder Gottesdienſt neben dem Dienſte des Jehova, und er blieb (ſelbſt in den beſten Zeiten) ein bloßer Land- und Volksgott. Man hat deshalb bisweilen den Monotheismus der Juden zwar nicht zu hoch angeſchlagen, aber doch dem Heidenthume und der Philoſophie der Griechen und Römer zu ſchroff und vornehm gegenüber geſtellt; man hat ſich wol gar überredet, der Deismus des achtzehnten Jahrhunderts finde an dem jüdiſchen Jehova geſchichtlich ein Urbild.

Die Prieſter bildeten den Begriff ihres Gottes, und wieſen ihm, nach Belieben, Urtheile, Befehle und Thaten zu. Der Gott im Dornbuſche, welcher Abraham die Opferung ſeines Sohnes befiehlt und Jakob die Hüfte lahm ſchlägt, der die Iſraeliten anweiſet den Aegyptern ihr Gold und Silber zu rauben, der jedes unbeſchnittene Kind, jeden welcher geſäuert Brot ißt ausrotten[1], jeden der Sonnabends Holz lieſet umbringen will; der ſo oft von Menſchen erſt belehrt und zur Beſinnung, zur Reue und zur Entſagung wilden Zornes gebracht werden muß; der 50,000 Menſchen erſchlägt weil ſie zufällig die Bundeslade geſehen haben, 42 Kinder von Bären zerreißen läßt weil ſie den kahlköpfigen Eliſa einen Kahlkopf nannten, der (weil ein König als Liebhaber ſtatiſtiſcher Nachrichten ſein Volk zählt) 70,000 Unſchuldige an der Peſt ſterben läßt[2] und hernach dieſe Verkehrtheit bereut: — dieſer Gott, einſam und mit unbedingten Anſprüchen hingeſtellt, iſt oft weit mehr ein Götze, als der olympiſche Zeus mit ſeinen Genoſſen. — Aber auf der anderen Seite iſt Jehova — das ſtete Ziel aller Gebete und Hoffnungen,

1 Moſes I, 17, 14; II, 12, 15; IV, 22, 9; V, 20, 16; Samuel I, 6, 19 u. ſ. w.

2 Doch läßt ſich behaupten: auf alle dieſe einzelnen, dem Jehova zugeſchobenen Thatſachen, ſey weniger Gewicht zu legen, als auf die erhabene Geſammtanſicht von einem gerechten, das Böſe haſſenden, das Gute belohnenden Gotte.

der treueſte Rathgeber in Zweifeln, der Erretter aus aller Noth, der ſtets Nahe, Hilfreiche, der an jeglichem Theilnehmende, Fürſt und Vater zugleich, überall lebendig eingreifend, ſegnend, ſchreckend —: dieſer Jehova iſt ein viel göttlicherer Gott, als das leere, von allem Gemüthlichen entkleidete, in eine trübe Ferne hinaufgeſchrobene, um die Würmer von Menſchen und ihr elendes Treiben unbekümmerte, keiner Liebe fähige Gedankending, was manche Völker in unſerem Jahrhundert begeiſtern ſollte; bis ſie endlich den Fetiſch zerſchlugen, das Selbſtgemachte mit Füßen traten, und ſich ohne Scheu und Scham dem rieſenhaft emporwachſenden Atheismus in die Arme warfen.

Gewiß bedurfte der jüdiſche Jehova einer höheren chriſtlichen Entwickelung und Verklärung, und dieſe konnte wiederum leichter aus jenem, obwol mangelhaften Monotheismus, als aus der heidniſchen Vielgötterei emporwachſen.

Moſes wollte übrigens durch die Idee des einigen Gottes nicht blos innerlich beleben, ſondern auch äußerlich die Staatsverbindung zuſammenhalten; ja in dieſer Beziehung ſteht die jüdiſche Anſicht noch ſelbſtändiger und eigenthümlicher da, als in der blos religiöſen. Sie mußte aber bei dieſem Vorherrſchen des Politiſch-praktiſchen zu einer Beſchränkung führen, und die Gottesverehrung an ein beſtimmtes Volksheiligthum, an Volksfeſte binden, wenn nicht die Fantaſie von der Verehrung eines einzigen Gottes, zum Thierdienſt oder zur Vielgötterei ableiten ſollte; ſie mußte durch feſte umſtändliche Förmlichkeitsgeſetze (die jedoch in der Wüſte kaum zur Anwendung kommen konnten) eine Mannigfaltigkeit ſcheinbar nothwendiger Erkenntniſſe und Verpflichtungen, Opfer und Gebräuche herbeiführen, und dieſe überall mit öffentlichen, mit Staatsangelegenheiten in Verbindung ſetzen. Später gingen freilich die Hauptſachen um der Nebendinge willen verloren, man legte gerade dieſen die höchſte Wichtigkeit bei, und meinte: Befolgung des Buchſtabens und todte Werkheiligkeit, mache eine innerliche Heiligung entbehrlich und überflüſſig.

Moſes hat nie gewollt daß ſeine Geſetzgebung allgemein angenommen werde, er ſonderte ſein Volk noch ſtrenger von allen übrigen Völkern, als ſich Hellenen von Barbaren ſonderten; obgleich ſich nicht läugnen läßt, daß die Meinung ein auserwähltes Volk zu ſeyn, bei den Juden noch anmaßlicher und einſeitiger heraustritt, als bei den Griechen. Dieſe Abſchließung, dieſer Partikularismus der Juden, hat eine Seite der Wahrheit und des Rechts, aber auch eine der Unwahrheit und des Hochmuths. Jedes Volk hat weſentlich eine große weltgeſchichtliche Aufgabe zu löſen: iſt dieſe erfüllt, pflegt es dem Tode entgegen zu gehen, und es fragt ſich nur ob die neuere Zeit dauerhaftere Verjüngungsmittel beſitzt, als die alte. Löblich hielten die beſſern Juden an ihrem Berufe feſt, widerſtanden verlockenden oder trüben Einflüſſen, und wurden dadurch großartiger in ihrem Monotheismus als andere Völker (Inder, Aegypter und Griechen) durch ihre mannigfache Mythologie. Aber die zweite große Hälfte menſchlicher Entwickelung durch Wiſſenſchaft und Kunſt, war nicht in ihre Hand gelegt, und eine Unbilligkeit der Beurtheilung dauert bei Vielen, ſelbſt in unſeren Tagen noch fort. Wenn ſich nämlich die Griechen den Barbaren, als die höheren gegenüberſtellen, ſchreit man über Hochmuth; während man noch ſchärfere Anſprüche der Juden[1], das allein und für Alles auserwählte Volk zu ſeyn, für natürlich, ausgemacht, ja für einen chriſtlichen Glaubensartikel giebt. Durch eine abergläubige Betrachtungs- und Erklärungsweiſe verwandelt man viele Sünden und Barbareien der Juden in Thaten Gottes, oder in Erfüllung ſeiner Befehle; während ſolch ein Verfahren, auf ein anderes Volk angewandt, für ganz thöricht gelten würde. Die Griechen haben ihre eigenen Thorheiten niemals dem olympiſchen Zeus aufgewälzt, und

[1] Zur Rechtfertigung, oder doch zur Entſchuldigung der Juden dient jedoch, daß ohne ihren ſchroffen, herben Partikularismus, ihr Monotheismus in Gefahr kam von den Naturreligionen überſchwemmt zu werden.

durch keine angebliche Erwählung verwandeln ſich die Sünden eines Volkes in Verdienſte.

Das jüdiſche Verbot mit anderen Stämmen in irgend eine Gemeinſchaft zu treten, ſteht übrigens ſo ſehr mit einer allgemeinen Religion, wie mit einer allgemeinen Weltherrſchaft in Widerſpruch. Wo indeſſen die Religion mit allen äußeren Staatseinrichtungen ſo wie bei den Juden verwachſen iſt, muß der Umfang und die Bedeutung jener, mit der Tüchtigkeit des Staates ſelbſt, in ſtetem Wechſelverhältniſſe ſtehen.

Jehova hatte ſeine Vertreter und ſeine geheiligteren Diener an dem Stamme der Leviten, welche, beſonders ſpäter, in mehrere Abtheilungen und Ordnungen zerfielen[1]. Moſes gab ihnen nicht (wie es in Aegypten der Fall war) ein Drittheil des Grundvermögens, er verwies ſie eben ſo wenig auf eine faſt nur beſchauliche Lebensweiſe; ſondern ſtellte ſie mit Bedacht in die Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten. Der Beſitz einer beſonderen Landſchaft würde ſie von ihrem Berufe entfernt und von den übrigen Stämmen getrennt haben; deshalb erhielten ſie 48 (wahrſcheinlich nicht allein von ihnen bewohnte) Städte und Stadtbezirke in verſchiedenen Theilen Paläſtinas, und außerdem noch ſehr bedeutende Einnahmen. Nämlich: den Zehnten von allen Iſraeliten, die geweihten Erſtlinge (etwa 1/60 der Aerndte), einen Antheil von den Opfern und allen geſchlachteten nicht auf den Altar kommenden Thieren, alles Gebannte, den Ertrag der Gelübde, das Löſegeld für die Erſtgeburt unter Menſchen und von den nicht zu eſſenden Thieren, die Erſtgebornen von eßbaren Thieren. Endlich waren ſie frei von allen Abgaben und vom Kriegsdienſte; obgleich eine ſo zahlreiche Körperſchaft nicht ohne kriegeriſche Bedeutung ſeyn konnte, wie z. B. ſchon die Geſchichte des Sturzes der Athalia zeigt.

Wenn die Leviten wirklich jenen Grundbeſitz und dieſe bedeutenden Einnahmen erhalten haben, und nicht vielmehr

1 Chronik I, 2, 4; II, 8, 14.

die Einrichtungen verſchiedener Zeiträume irrig als gleichzeitig betrachtet werden; ſo würde daraus folgen daß ſie (etwa ein Funfzigſtel des Volkes), abgeſehen von der allmäligen Mehrung ihrer Beſitzthümer, wenigſtens ein Neuntel aller Einnahmen erhielten: was als Gehalt oder Lohn ſehr viel iſt (ſelbſt wenn man weiß daß alle geiſtliche, richterliche, polizeiliche, gelehrte Würden und Beſchäftigungen ihnen oblagen); was aber gar nicht zu viel iſt, wenn man die ſtaatsrechtliche Stellung dieſes bevorzugten Stammes in Erwägung zieht, und damit den ägyptiſchen Prieſteradel, oder den deutſchen Kirchenadel vergleicht.

Von dem, an die geſammten Leviten gegebenen Zehnten, ſollen die eigentlichen Prieſter des Volksheiligthums wiederum ein Zehntel, mithin ein Hundertel des ganzen Ertrags bekommen, und von 48 Städten, 13 ausſchließlich inne gehabt haben. Sie bewahrten und erklärten das Geſetz, die umſtändlichen Lehren von reinen und unreinen Thieren, vom Ausſatze, den Kranken, Wöchnerinnen; ſie leiteten den Gottesdienſt, mußten ſchon deshalb untadelichen Leibes ſeyn und ein gewiſſes Alter haben, durften nur ihre nahen Verwandten auf dem Todtenbette beſuchen, der Hoheprieſter aber keinen Todten berühren.

Die regelmäßige Feier des ſiebenten Tages erſcheint als ein Fortſchritt aus rohem und ungeordnetem Zuſtande; obgleich in der Art des Heiligens noch Spuren gewaltſamer Handhabung heraustreten. Die größten Feſte waren das Paſſa zum Andenken der Ausführung aus Aegypten, das Aerntefeſt, und das Obſt- und Weinleſe-, oder Laubhüttenfeſt. Hiezu kamen ferner der große Verſöhnungstag, und die beſondere Feier jedes Neumondes. Ueberhaupt mögen jährlich etwa 82 Tage geheiligt worden ſeyn.

Nur ein Tempel war im Lande, welchen jeder Iſraelit jährlich wenigſtens dreimal beſuchen, und zur Beſtreitung der Reiſe, der Opfer und anderweiten Ausgaben, ein Zehntheil ſeiner Einnahmen beſtimmen möge. Dieſe Einrichtung ſollte die Verehrung eines Gottes feſthalten, und

das Volk zur Einigkeit, Freundſchaft, zur engſten Verknüpfung hinweiſen; aber dieſe ſchönen Zwecke wurden keineswegs immer erreicht. Denn Manche fanden die Koſten zu groß und die Reiſe unbequem; noch Andere wollten daneben einen Orts- und Hausgott haben, noch Andere verloren die unſichtbare Leitung ganz aus dem Geſichte. — Offenbar iſt die chriſtliche Verbreitung der Tempel und der Religionslehrer ein vollkommnerer Zuſtand; denn daß die Leviten mit eigentlichen, überall einwirkenden Volkslehrern wenig gemein hatten, und bei obigen Einrichtungen nicht als ſolche wirken konnten, leidet keinen Zweifel. Darin aber zeigt das Jüdiſche einen Vorzug vor dem Aegyptiſchen, daß von Prieſtergeheimniſſen nicht die Rede war, und der Vorrang der Leviten ſich nicht zu voller Prieſtertyrannei ausbildete. Doch fehlte (beſonders in ſpäterer Zeit) hiezu nicht der gute, oder vielmehr der böſe Wille; und ſchon früher erſchrickt man daß zu Moſis Zeit und in ſeinem Auftrage, die Leviten 3000 ihrer Brüder, Freunde und Nächſten erſchlugen[1], weil dieſe dem neuen Monotheismus noch keinen vollen Glauben ſchenkten, ſondern der ägyptiſchen althergebrachten Abgötterei mehr vertrauten.

An der Spitze der Leviten ſtand der Hoheprieſter, deſſen Würde (ganz abweichend von den gewählten chriſtlichen Päpſten) in Aaron's Familie erblich blieb. Es hatte den Anſchein, als ſey bei einem erblichen Haupte der leitenden Prieſter, ein weltlicher Führer entbehrlich; nachmals aber trat hier ein Mangel heraus, an den Moſes vorſichtig mochte gedacht haben, der aber ſchwerer zu beſeitigen war, als er glaubte.

Mit Ausnahme des geiſtlichen und gelehrten Erbadels, hatte Moſes jede Kaſteneintheilung verſchmäht: den Prieſtern ſtand das Volk gleichartig gegenüber, jedoch nicht ohne mehrere zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendige Einrichtungen. Schon in der Wüſte ſetzte Moſes

[1] Moſes II, 32, 27.

Häupter über zehn, über hundert, über tauſend; welche ſtrenge Zahleintheilung ſich jedoch wol vorzugsweiſe auf Kriegsanordnung und Unterordnung bezog und bei feſtem Anſiedeln nicht konnte aufrecht gehalten werden. Nur die Aelteſten der Stämme und der wichtigeren Unterabtheilungen, ſcheinen mit den obrigkeitlichen Perſonen und Hauptleuten, eine Art von politiſcher Verſammlung gebildet zu haben[1], vor welcher wichtige Gegenſtände verhandelt wurden. Ob aber die Aelteſten wirklich alt ſeyn mußten, ob und wie und auf wie lange ſie gewählt wurden, ob ſie ohne nähere Vollmacht verfahren durften, für wie viel Hausväter ein Aelteſter erſchien; — dieſe und ähnliche Fragen können wir nicht mit Sicherheit beantworten. Bisweilen wurden die Beſchlüſſe wol dem Volke zur Beſtätigung vorgelegt, bisweilen nicht; im letzten Falle widerſprach aber daſſelbe einige Male aus eigener Macht.

Jeder Stamm war ein geſchloſſenes Gemeinweſen. Da, wo nun aber der religiöſe Mittelpunkt nicht ausreichte, wo der in weltlichen Dingen unerfahrene, oder einſeitige Hoheprieſter nicht mit Nachdruck einwirken konnte, ergab es ſich daß das Band des Stamm- oder Staatenvereins zu loſe ſey, daß über die geſetzgebende und ausübende Gewalt zu wenig feſtſtehe, und Noth und Krieg übermächtig hereinbrechen könne; wogegen man alsdann zwar Nothmittel ergriff, keineswegs aber die Grundmängel der Verfaſſung dauernd abſtellte.

Aehnliche Erſcheinungen zeigte der Staatenbund der Niederlande, wo die Selbſtändigkeit der einzelnen Landſchaften mit großer Achtung und Vorſicht aufrecht gehalten, aber für das Gemeinſame zu wenig gethan, und ein Statthalter für das Ganze bald erſehnt, bald verſchmäht wurde; je nachdem ein engerer Verein in ruhigen Zeiten entbehrlich, in Zeiten der Noth dagegen als Rettungsmittel

1 Es iſt zweifelhaft, wenigſtens hier nicht nachzuweiſen, wie ſich dieſe Dinge allmälig entwickelten.

erſchien. Doch ging hier die Auflöſung nie ſo weit, daß eine einzelne Landſchaft (gleichwie ein jüdiſcher Stamm) Krieg anfangen durfte, oder mußte, oder daß gar innere Kriege ausgebrochen wären. Auch fehlte es unter den Juden ganz an Generalſtaaten, welche ein an den Haupttempel geknüpftes höchſtes Gericht nicht erſetzen konnte.

In Beziehung auf die Familienverhältniſſe finden ſich löbliche Einrichtungen, neben ſonderbaren, vielleicht ältern Auswüchſen. Zu jenen rechnen wir das Verbot der Heirathen unter allzunahen Verwandten, das Verbot aller Verſtümmelungen und unnatürlicher Sünden; zu dieſen unter anderen die, trotz einzelner mittelbarer Weiſungen, nie ganz vertilgte Vielweiberei. — Man kaufte gewöhnlich die Frau und ſie war nicht theurer als ein leibeigener Knecht. Es gab keine Mißheirathen und die leibeigene Magd, welche der Herr beſchlafen hatte, ward frei, ſobald das Verhältniß aufhörte. Niemand ſollte eine Hure, der Prieſter auch keine Verſtoßene, der Hohepriester nur eine eingeborne Jungfrau heirathen. Wer eine ſolche verführte, mußte ſie ehelichen ohne ihr den Scheidebrief geben zu dürfen; oder, wenn der Vater es verlangte, die ungewöhnlich große Summe von 50 Seckeln bezahlen. Mangel der Jungfrauſchaft ſollte an der Iſraelitin mit Steinigung, an der Levitin mit Verbrennung beſtraft werden; doch kam dies Geſetz wol ſeiner Strenge wegen nicht zur Vollziehung, oder es ließ ſich leicht umgehen. Man ward (im Widerſpruche mit höhern Anſichten von der Ehe) gezwungen die kinderloſe Wittwe ſeines Bruders zu heirathen, und mit ihr wenigſtens einen Sohn zu zeugen, damit deſſen Stamm erhalten werde.

Die väterliche Gewalt war groß und es fand wahrſcheinlich keine Entlaſſung aus ihr ſtatt; die Tochter durfte ſogar als Magd verkauft werden, nur nicht ins Ausland. Der Erſtgeborne unter den Söhnen, hatte ein höheres Anſehen und erhielt geſetzlich ein doppeltes Erbtheil; ſo daß es dem Vater nicht frei ſtand, unter den Söhnen

mehrerer Frauen einen ſpäter Gebornen als Aelteſten zu behandeln. — Die Trauer um geliebte Perſonen ward weder zu ſpartaniſcher Selbſtbeherrſchung gemäßigt, noch zu künſtleriſchen Erſcheinungen geſteigert; aber Moſes verbot wilde Ausbrüche und Verletzungen des Körpers, welche keineswegs Tiefe des Gemüths, ſondern Roheit der Natur beweiſen.

Jeder war, — zweckmäßiger als in Aegypten —, zum Kriegsdienſte verpflichtet, und die Aushebung folgte nach einer feſten, auf Verzeichniſſe gegründeten Ordnung. Befreit blieben indeſſen von augenblicklicher Einſtellung: wer ein Haus bauete, oder einen Oelberg anlegte, ferner Verlobte, endlich Neuvermählte auf das erſte Jahr ihrer Ehe.

Zinſen ſollten nur von Ausländern, nicht von Hebräern genommen werden; ein Geſetz was man in dem Augenblicke des Befehlens auch ſchon allemal zu vereiteln weiß. Wegen des Kapitals mochte man ſich Pfand geben laſſen, oder zur Auspfändung ſchreiten; nur durften Mühlen und Werkzeuge die zur Erwerbung des Unterhalts dienten, nicht in Beſchlag genommen werden.

Für viele, jedoch nicht für alle Verbrechen fand das Vergeltungsrecht ſtatt. Gotteslaͤſterer wurden geſteinigt, Zauberei und vorſätzlicher Mord mit dem Tode, zufällige Tödtung mit der Verweiſung beſtraft. Auch ſchützten ſechs Freiſtädte im Lande den, welchen das letztgenannte Vergehen drückte, gegen die Verfolgungen des Bluträchers; ja nach dem Tode des Hohenprieſters hörten ſelbſt außerhalb jener Städte alle Nachſtellungen auf. Hier beſchränkte alſo Moſes eine alte barbariſche Sitte, ſo wie ihm auch das Verdienſt bleibt, jede Beſtrafung der Kinder für die Vergehen ihrer Väter von Seiten irdiſcher Obrigkeit aufgehoben zu haben; welche Vorſchrift die allgemeinſte Nachahmung verdient hätte, aber nicht gefunden hat. Menſchendiebſtahl ward mit dem Tode beſtraft, Diebſtahl an Gold und Silber mit zweifachem, an Heerdenvieh mit

vierfachem, eines Ochſen mit fünffachem Erſatz: wer dazu außer Stande war, verlor ſeine Freiheit.

Treffliche Geſetze und Anmahnungen, wie man das Alter ehren, Verirrten den Weg weiſen, verunglücktes Vieh retten, Fremde milde und gaſtfreundlich behandeln, Arme, Wittwen und Waiſen unterſtützen müſſe, erwerben dem Geſetzgeber gerechtes Lob; aber andererſeits ſind Zeugniſſe vorhanden, wie nöthig es war dem rohen Volke dies wiederholt einzuſchärfen, und es thut ſich ein verdrießlicher Widerſpruch kund, wenn man die ſo menſchlichen Vorſchriften über die Behandlung des Viehes, mit den unmenſchlichen über die Behandlung der Einwohner von Paläſtina zuſammenſtellt.

Leibeigenſchaft entſtand unter den Juden auf mehrfache Weiſe: erſtens durch Krieg, wenn man der Menſchlichkeit oder des Nutzens eingedenk, die Gefangenen nicht tödtete; zweitens wenn ſich jemand, was erlaubt war, in die Sklaverei verkaufte, drittens durch Geburt, viertens (abweichend von Aegypten) Schulden halber. Die Leibeigenen und Tagelöhner hatten zwar kein Grundeigenthum, wol aber, wie es ſcheint, anderes Eigenthum was manche, wenigſtens hebräiſche Knechte, in den Stand ſetzen mochte ſich loszukaufen. Nicht blos Privatperſonen, ſondern auch das Nationalheiligthum beſaß Leibeigene. Wer einem ſolchen Auge oder Zahn ausſchlug, war durch das Geſetz gezwungen ihn frei zu laſſen; wer einen ſchlug daß er ſtarb, ward geſtraft, obgleich milder als für den Todſchlag eines freien Mannes. Lebte aber der Knecht noch ein oder zwei Tage nach der Mißhandlung, ſo fiel die Strafe hinweg, denn er ſey des Herrn Beſitzthum. Zum Bürgerrecht gelangten Leibeigene aus fremden Völkern wol nie; war doch die Aufnahme freier Männer aus kanaanitiſchen Stämmen verboten, und nur erſt in der dritten Geſchlechtsfolge für Edomiter und Aegypter erlaubt.

Ueber das Grundvermögen hat Moſes mehrere Vorſchriften hinterlaſſen, von welchen wir theils um ihrer in-

nern Eigenthümlichkeit und Merkwürdigkeit willen, theils deshalb umſtändlicher ſprechen müſſen, weil eine aufrichtige Prüfung uns zu Anſichten geführt hat, die weder mit den ältern noch mit den neueſten Behauptungen übereinſtimmen.

Erſtens alſo, ſollte das eroberte Grundvermögen unter die Hausväter getheilt werden, und die erhaltenen Antheile ſollten unveräußerlich ſeyn.

Zweitens: es ward vererbt a) an die Söhne, von denen der älteſte ein doppeltes Theil erhielt, b) an die Töchter, c) an die Brüder des Vaters, d) an die Oheime deſſelben, e) an die übrigen nächſten Blutsverwandten. Die frühere Claſſe der Erben ſchloß die ſpätere aus. Wittwen hatten in der Regel keinen Theil an der Verlaſſenſchaft, ſondern wurden gewöhnlich von ihren Söhnen oder Verwandten unterhalten[1].

Drittens: Töchter durften nur innerhalb ihres Stammes heirathen, damit das Grundvermögen nicht in einen anderen übergehe.

Viertens: mit dem funfzigſten Jahre, dem ſogenannten Hall- oder Jubeljahre, ſollten alle innerhalb der Jubelperiode an irgend Jemand, auf irgend eine Weiſe veräußerten Aecker, an den erſten Beſitzer zurückfallen, und zwar ohne alle Rückzahlung, oder anderweiten Erſatz. Dem Verkäufer und deſſen nächſten Verwandten, ſtand ferner zu jeder Zeit, auch innerhalb der Jubelperiode, das Wiederkaufsrecht zu. Mit dem Anfange des Halljahrs erloſchen endlich alle Schulden[2].

Fünftens: Häuſer auf dem Lande wurden wie die Aecker behandelt, Häuſer in den Städten konnten dagegen für alle Zeiten veräußert werden, und nur im erſten Jahre war der Rückkauf erlaubt.

1 Moſes IV, 27, 8; 36, 6.

2 Nach Joseph. antiquit. III, 12, 3.

Sechstens: kein Beſitzthum der Leviten ging als volles Eigenthum auf einen Andern über; auch blieb das dem Tempelheiligthum Zugekommene, von den Einwirkungen des Halljahres ausgeſchloſſen.

Siebentens: in dem ſiebenten, dem Sabbath- oder Brachjahre, ſollte weder geſäet noch geärndtet werden, ſondern die Erde — ſo wie der Menſch am ſiebenten Tage — ruhen, oder der zufällige freiwillige Ertrag Allen gemein ſeyn. Schulden durfte man in dieſem Jahre nicht beitreiben. Hebräiſche Knechte waren nur ſechs Jahre leibeigen, und erhielten im ſiebenten ihrer Dienſtzeit die Freiheit wieder.

Wir behaupten nun: daß dieſe Geſetze keineswegs ſämmtlich zur Anwendung gekommen ſind; oder daß ſie im Falle der Anwendung nicht die gehofften oder erträumten guten Folgen, ſondern gar keine, oder mit geringen Ausnahmen faſt nur ſchädliche Folgen haben konnten.

Wenn dieſe Geſetze wirklich unmittelbar von Moſes herrühren, ſo wollte er von den ägyptiſchen Einrichtungen abweichen, ehe ihn die Erfahrung über die Anwendbarkeit ſeiner Theorie belehrt hatte; er gab die Geſetze vor aller Anſiedlung, und dieſe erfolgte bekanntlich keineswegs ſo, wie er ſie ſich gedacht hatte.

Deshalb konnten ſich ſeine Nachfolger neben ſo manchen Abweichungen auch wol hier eine erlauben, ja dazu gezwungen werden. Auch findet man in der ganzen jüdiſchen Geſchichte keinen irgend genügenden Beweis, daß die Hall- oder Brachjahre wären gehalten worden, welches man gewiß in den Jahrbüchern bemerkt ſähe, wenn ſich daran ſo große Umwälzungen geknüpft hätten als man vorausſetzt: oder man fände doch wenigſtens des Abkommens dieſer Geſetze, als einer Grundveränderung erwähnt. Zu dieſen verneinenden Beweiſen geſellen ſich die gewichtigern: daß die Abhängigkeit von fremden Völkern, Zinspflichtigkeit u. ſ. w. die Hall- und Brachjahre ſtören mußte, daß ferner die ſpätere Gefangenſchaft der Juden zum Theil als

eine Strafe der ſeit undenklichen Zeiten nicht gehaltenen Brachjahre dargeſtellt wird. Würde endlich wol das ganze Geſetzbuch verloren gegangen und erſt unter König Joſias wieder aufgefunden ſeyn, wenn man es in jedem Sabbathjahre, der Vorſchrift gemäß, vorgeleſen hätte? Wie viel Zweifel hat man nicht gegen eigenthümliche lykurgiſche Einrichtungen erhoben, obgleich jedes Blatt der griechiſchen Geſchichte ihr Daſeyn beweiſet, wie ſehr würden nicht die Bedenklichkeiten mit Recht ſteigen, wenn alle dieſe Beſtätigungen fehlten? Und dennoch, wie viel mehr führen jene lykurgiſchen Geſetze zum vorgeſteckten Zwecke, als dieſe moſaiſchen.

Wir müſſen aber jetzo weiter unterſuchen: ob nach jenen Geſetzen

1) Jeder, wie Moſes offenbar wollte, Antheil am Grundvermögen bekam?

2) ob die, gleich gefährlichen Uebel zu großen Reichthums und zu großer Armuth, vermieden wurden?

Die urſprüngliche Beſitznahme Paläſtinas führte zu keiner gleichzeitigen und gleichmäßigen Theilung, das Hirtenleben hörte beſonders öſtlich vom Jordan nicht auf, und die ſo oft wechſelnden Gränzen des Landes ließen hier keineswegs einen ſolchen dauernden Beſitz wie in Lakonien zu, welches viele Jahrhunderte lang von keinem Feinde betreten, wo kein Eigenthümer von ſeinem Grund und Boden verjagt ward. Auch hatte — wie wir ſahen — die Claſſe der Tagelöhner und Leibeigenen, nicht einmal zinspflichtiges Grundeigenthum, wie man es den Periöken in Lakonien verſtattete.

Daß nun weder große Armuth, noch großer Reichthum durch jene Geſetze vermieden wurde, geht ſchon aus der Bibel genügend hervor; doch fügen wir zur Erörterung der Frage über die ſonſtige Angemeſſenheit derſelben, noch Einiges hinzu. Jenes dem Erſtgebornen zugebilligte doppelte Erbtheil mußte ſchon in der erſten, wie viel mehr in ſpätern Geſchlechtsfolgen die Gleichheit des Grundbeſitzers

untergraben, und die Antheile der Nachgebornen verkümmern. Wichtiger noch erſcheint es, daß auf die Verſchiedenheit der Zahl in den Familien, auf große Mehrung oder auf Ausſterben, keine Rückſicht genommen, und auch gar nicht durch Gemeinſamkeit des Beſitzes, durch Gleichheit des Genuſſes, der Lebensart u. ſ. w. dahin gewirkt war, den Reichen mit dem Aermern, wie in Sparta, auf eine Stufe zu ſtellen. Die Vorſchrift daß die Erbtöchter nur in ihrem Stamme heirathen ſollten, minderte die Freiheit der Ehen, ohne jedoch zur Gleichheit des Beſitzthums beizutragen; denn es war jenen nicht (wie in Sparta) geboten, nur einen ſolchen zu ehelichen, der noch kein Grundvermögen beſaß. Mithin mußten bei häufigem Zuſammenſchlagen der urſprünglichen Theile, die verrufenen großen Beſitzungen, die Latifundia entſtehen, oder bei zahlreichern Familien Theilungen bis in ſo kleine Flächen eintreten, daß Niemand ſich mehr davon nähren, Niemand den Zehnten entrichten konnte. Wir ſehen alſo weder die ſpartaniſche erhabene Löſung von Beſitz- oder Geldgier, noch die bedeutenden Wirkungen eines Geſetzes der Untheilbarkeit und eines ſtrengen Erbrechts der Erſtgebornen.

Das Halljahr änderte alſo Nichts in Hinſicht jenes, ohne Widerſpruch mit den Geſetzen entſtandenen Reichthums oder jener Armuth; mithin fragt ſich nur noch, wie wirkte es in Hinſicht des Käufers und Verkäufers, des Schuldners und des Gläubigers. Der gewöhnlichen Meinung: daß es den Verkäufern und Schuldnern großen Vortheil gebracht habe, können wir nicht beitreten. Denn zugegeben, daß das Jubeljahr für dieſe eine wahre σεισαχθεια, eine Schuldenerlaſſung, ein unentgeltlicher Rückkauf geweſen wäre, ſo hätten wir damit geſetzlich alle funfzig Jahre eine arge, alles Eigenthum umſtürzende Grundveränderung, wie ſie Solon in höchſter Noth kaum ein einziges Mal wagen wollte. Entgegnet man aber: daß eben durch die regelmäßige Wiederkehr jene Uebel gemindert oder ganz hinweggeſchafft würden, ſo liegt darin

ſchon das Zugeben unſerer Anſicht: daß nämlich jene erwarteten Folgen des Halljahres gar nicht eintreten konnten. Einen Erlaß aller und jeder Schulden hat aber das Geſetz, laut den oben über Kapitalzahlungen mitgetheilten Grundſätzen, ſchwerlich gemeint und bezweckt, denn daraus wäre eine allgemeine Kreditloſigkeit, ein Stillſtand alles Verkehrs hervorgegangen; es bezog ſich alſo wol nur auf die rückſtändigen Kaufgelder, kurz auf Schulden, die aus der Uebertragung des Grundeigenthums unmittelbar hervorgegangen waren. Brachte aber das Jubeljahr in dieſer Hinſicht wirklich dem einen Theile große Vortheile, ſo hieß dies alle dingliche Pfandſicherheit vernichten, alſo jeden der weiter keine Sicherheit beſtellen konnte kreditlos machen, oder zwingen auf das Jubeljahr Verzicht zu leiſten. Wohin aber ſolche künſtliche Beſchränkungen der Veräußerung und Verſchuldung ohne innere Beſſerungsmittel führen, zeigt nicht allein die Wiſſenſchaft, ſondern auch derjenige Theil unſers Bauerſtandes, welcher ſo lange in ähnlichen Verhältniſſen lebte, und als der ungebildetſte, ungeſittetſte und ärmſte erfunden wird.

Allein der Unglückliche, behauptet man, welcher in die traurige Nothwendigkeit verſetzt war, ſein angeſtammtes Eigenthum zu veräußern, konnte es doch, wenn ſeine Umſtände ſich beſſerten, im Laufe der Jubelperiode wieder erwerben, ſich — und wie heilſam iſt dies für den Staat — wieder anſiedeln; oder gelang ihm dieſes nicht, ſo ſetzte das eintretende Jubeljahr ihn plötzlich in erwünſchte glückliche Verhältniſſe. Der Habſucht war ein Zügel angelegt, das Geſetz hatte für ſie eine Strafe, für den Armen eine ſo treffliche Rettung aufgefunden, als ſich nirgends in der Weltgeſchichte zeigt. — Wir fürchten daß dieſe menſchenfreundlichen Hoffnungen auf einer Täuſchung beruhen, und der Arme durch jene Geſetze ſo wenig zu einem Grundbeſitze kam, als durch die philoſophiſche Lehre daß jeder Menſch ein Urrecht auf Grundbeſitz habe. Ein beſtimmtes Beiſpiel wird am Beſten deutlich machen, wie

jetzo bei ſolchen Geſetzen jeder unterrichtete Mann rechnen müßte, und wie in jener Zeit die, mit dem Ackerbau wohlbekannten Juden, gewiß gerechnet haben. Abraham alſo oder Iſaak will mir ein Stück Land verkaufen das jährlich 120 Thaler trägt, und verlangt dafür 2000 Thaler. Das Anerbieten ſcheint annehmlich; und ich nutze dabei mein Geld zu ſechs vom Hundert. Allein da ihm der Rückkauf nach dem Geſetze frei ſteht, und dieſe Unſicherheit alle Einrichtungen auf nachtheilige Weiſe behindert, ſo muß ich deshalb wenigſtens eins vom Hundert zurückrechnen und kann den Ertrag nur auf 100 Thaler anſchlagen. Nehmen wir ferner beiſpielsweiſe an, daß bereits 40 Jahre der Jubelperiode verfloſſen ſind, und in zehn Jahren das Jubeljahr eintritt, wo das Grundſtück ohne Erſatz zurückzugeben iſt; ſo kaufe ich in Wahrheit nur zehn Aerndten, jede 100 Thaler werth. Wenn ich alſo dem Verkäufer jetzt 2000 Thaler auf einem Brette zahlte und innerhalb zehn Jahren in zehn kleinen Antheilen nur 1000 Thaler erhielte, ſo hätte ich über hundert vom Hundert Schaden: — mithin muß ich das Geſchäft nicht wie einen Kauf, ſondern wie eine Zeitpacht und noch obenein, der erlaubten Rücknahme halber, wie eine unſichere Zeitpacht betrachten, und danach mein Gebot einrichten. Daß dieſe Anſicht die richtige ſey, geht aus dem deutlichen Buchſtaben des Geſetzes ſelbſt hervor[1].

Und nun drängen ſich die Fragen auf: was für den Werth der Grundſtücke, den Kredit, den Ackerbau, die Anhänglichkeit an den Boden, was für die gleiche Vertheilung des Grundvermögens gewonnen würde, wenn ein Geſetz alles Landeigenthum allmälig in unbeſtimmte Zeitpacht verwandelte? Was der Arme gewönne, wenn er Nichts als die wohlberechnete Zeitpacht erhielte? Was ihm die Erlaubniß zum Rückkauf helfen ſolle, die den Preis nur noch mehr hinabdrückt, und ſtatt ihm Mittel

[1] Moſes III, 25, 15—16.

zur Erholung und anderweiten Anſiedlung zu bieten, mit der ganz leeren Hoffnung täuſcht, das alte Gut wieder zu erwerben? Wie er endlich durch das Jubeljahr im Stande ſeyn ſollte, ſich in dem zurückbekommenen Grundſtücke zu erhalten, ſobald ihm damit gar Nichts geſchenkt wird? So wenig als mit dem bloßen Ablauf einer Pachtzeit, Pächter oder Verpächter arm oder reich wird, eben ſo wenig bewirkt dies an und für ſich das Jubeljahr; ſondern je nachdem der frühere Ertrag geringer oder größer war, der künftige geringer oder größer ſeyn dürfte, gewinnt bald der Eine bald der Andere bei der Löſung jenes Verhältniſſes. Auch iſt im Joſephus[1] mit Bezug auf ſolche Löſungen, von einer förmlichen Pachtübergabe die Rede, wo der Abziehende oder Eintretende herausgab, zuzahlte, oder wo man gegen einander aufhob, je nachdem der Werth der Aerndte größer, kleiner, oder ſo befunden wurde, wie man vorausgeſetzt hatte.

Für den, welcher durch äußere Gewalt ſein Erbtheil verlor, war kein Rettungsmittel nachgewieſen; und neuerobertes, eingezogenes und gebanntes Land dem Jubelwechſel nicht unterworfen. Eigentlichen Vortheil von jenem Geſetze hatten alſo erſtens wol nur die Leviten: weil es nämlich für dieſelben nicht zur Anwendung kam, und alles von ihnen erworbene Land nur dann durch Rückkauf an den vorigen Beſitzer gelangen konnte, wenn er nicht wie alle Andern die gleiche, ſondern die um ein Fünftel erhöhte Kaufſumme wieder bezahlte; weil ſelbſt die Möglichkeit des Rückkaufs und des Heimfalls durch das Halljahr geſetzlich wegfiel, ſobald der Prieſter das Land

[1] Jos. antiq. III, 12. — Winer (bibliſches Realwörterbuch I, 736) vermuthet: die ganze Einrichtung ſey nur auf die Unglücklichen berechnet, welche g-ezwungen waren ſich ihres Gutes zu entäußern; allein das angebliche Geſetz macht keinen ſolchen Unterſchied, und in der Anwendung würde es ſehr ſchwierig ſeyn feſtzuſetzen, wo und was Zwang ſey. Endlich macht der Käufer bei freiwilligem, oder gezwungenem Verkaufe dieſelbe Rechnung und wird dem Verkäufer nichts ſchenken.

an einen Dritten verkaufte. Zweitens hätte das Jubeljahr für diejenigen ein wahres Gnadenjahr ſeyn können[1], welche zur Strafe Knechte geworden waren, indem es eine Sklaverei dieſer, aber nicht jeder Art, unterbrach und auflöſete.

Wir kommen jetzt zur Prüfung des zweiten Geſetzes über das *Sabbath*- oder *Brachjahr*. Es war nöthig, behaupten Einige, damit man die Auseinanderſetzung im Jubeljahre zu Stande bringen konnte: — es iſt dazu, entgegnen wir, ſo wenig nöthig als zu einer heutigen Pachtübergabe. Es ſoll, heißt es weiter, zu weiſem Aufbewahren von Lebensmitteln führen; — allein dieſer Zweck ließe ſich auf weit einfachere Weiſe erreichen, und das Mittel, im Durchſchnitt ein Siebentel *weniger* zu ärndten, um *viel* Getraide zu haben, erſcheint doch ganz widerſinnig. Jeder, meinen Andere, wird gern *ſparen* um Gewinn aus der im ſiebenten Jahre vielleicht entſtehenden Theuerung zu ziehn: — aber dieſer Gewinn wird unbedeutend, da er ſich unter allen, zu gleicher Berechnung angetriebenen Wohlhabenden vertheilt; der Schaden dagegen trifft ausſchließend und unfehlbar die Armen, welche bei allem guten Willen und richtiger Einſicht nicht aufſparen können. Und wäre es nicht, wie ein Sprichwort derber bezeichnet, ſelbſt für die Reichen das Wegwerfen eines größern Gewinns, der Aerndte, um des kleinen Vortheils geſteigerter Preiſe willen? Kann man in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht etwas Verkehrteres thun, als von funfzig Aerndten ſieben, oder gar wie Einige wollen[2] acht, alſo wenigſtens ein Siebentel der wichtigſten Einnahmen muthwillig vertilgen? Wir treiben gewiß nicht Götzendienſt mit der Lehre vom Nationalreichthume, können aber

1 Jerem. 34, 14. zeigt, daß man auch dieſe milde Vorſchrift nicht beachtete.

2 Im Halljahre, nehmen dieſe an, ward auch nicht geſäet, alſo lag der Boden im 49. und 50. Jahre, zwei Jahre hintereinander wüſte.

dennoch dieſe Betrachtungen keineswegs, und um ſo weniger für unwichtig halten, da gegen die, von anderer Seite her verſuchte höhere Begründung des Geſetzes über das Sabbathjahr, noch erheblichere Zweifel hervortreten. In der That hatte die alte Annahme: das Sabbathjahr ſey eingeſetzt um den Wildſtand zu mehren, welcher durch den Ackerbau zu ſehr leide, eine ergötzliche und begreifliche Seite (wenn anders die Juden nicht zahme und wilde Thiere erlegten, um ſich in dem geheiligten Jahre vor Hunger zu ſchützen): — wogegen uns unverſtändlich bleibt, wie die Wichtigkeit und der Werth des Ackerbaues dadurch gehoben werden könne, daß man in jedem ſiebenten Jahre ein ganzes Volk in Hirten verwandelt? wogegen wir unſere Unfähigkeit bekennen, eine alles überwiegende, religiöſe Bedeutung in jenes Geſetz hinein zu deuteln. Um Gott auf Erden verehren zu können, muß man zuvörderſt auf Erden ſeyn; da aber ein Siebentel der Menſchen Hunger ſterben oder überhaupt weniger leben müßte, wenn um ein Siebentel weniger Nahrungsmittel vorhanden wären, ſo ſehen wir nicht ein wie dies die wahre Religion fördern ſollte; und noch weniger wie es mit den Anſichten der Juden von der wünſchenswerthen unbegränzten Vermehrung ihrer Zahl, zuſammen zu reimen iſt. — Die Meinung, daß man der Erde im ſiebenten Jahre eine heilige Ruhe geſtatten müſſe, beruht auf ungenügenden Aehnlichkeiten; und wenn die Juden beim Mangel anderer Gewerbe als den Ackerbau, wirklich das ganze ſiebente Jahr müßig gegangen wären, ſo würde nicht die Religioſität, wol aber Noth und Frevel gewachſen ſeyn. Dieſe unermeßliche Faulheit würde nicht nach anderen Seiten hin Blüthen getrieben, ſondern ſich, wie das irreligiöſe Vergraben des erhaltenen Pfundes, am ſchlechten Haushalter geſtraft haben. — Zu dieſen abweichenden Ergebniſſen, führte uns, wie geſagt, eine aufrichtige Prüfung, und wir mögen um der Unausführbarkeit jener Geſetze willen, weder Gottes wunderbare Aushülfe in Anſpruch nehmen,

noch wollen wir umgekehrt Moſis Unfähigkeit als Geſetzgeber deshalb für erwieſen halten; vielmehr überlaſſen wir jedem, ob er dem Jubeljahre nur eine beſchränkte Wirkſamkeit beilegen, im Brachjahre eine ſiebenſeldrige Wirthſchaft mit einem Brachfelde ſehn, oder ob er der Meinung beitreten will, daß beide Einrichtungen nie in dem angeblichen Umfange ausgeführt wurden[1].

Gegen dieſe, meine frühere, jetzt unverändert ausgeſprochene Darſtellung, ſind von würdigen Männern Einwendungen erhoben worden, welche ich nicht anmaßlich unerwähnt laſſen darf. „Das Sabbathjahr (ſagt der eine[2]) ſoll zeigen und erweiſen, daß der Beſitz des Landes Jehova gehöre, und das Jubeljahr ſoll die ideelle Norm aller rechtlichen Verhältniſſe ſeyn.“ — Daß das Land (ſo wie Alles in der Welt) durch Gottes Gnade beſeſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt, und jeder ſollte es zu jeder Zeit bedenken; doch wäre es wol die ſonderbarſte Weiſe, dadurch die Erinnerung hervorzurufen und die Dankbarkeit zu ſtärken, daß man die Gaben Gottes nicht benutzt. Wie das Jubeljahr die ideelle Norm aller rechtlichen Verhältniſſe ſeyn könne, iſt uns unverſtändlich. Soll dieſe Norm etwa eine Schranke der Freiheit, eine Gränze des eigenen Willens bezeichnen, ſo iſt die Aehnlichkeit mit andern Verhältniſſen, es iſt ein Uebergang, eine analoge Anwendbarkeit ſchwer nachzuweiſen; ja landwirthſchaftlich und politiſch erſcheint die Einrichtung ſo unzweckmäßig, daß keine angeblich theologiſche herbeigekünſtelte Auslegung ſie über Einwendungen erheben kann. Die angebliche Rückkehr in die urſprüngliche Ordnung, ginge überdies jedes-

[1] „Der moſaiſche Staat iſt nie, auch nicht auf kurze Zeit verwirklicht worden.“ Bertheau 278. — „Vor dem Exil ſcheint das Jubeljahr nicht beobachtet worden zu ſeyn.“ Winer 737. Und nachher wol eben ſo wenig, oder ohne den gewünſchten, oder erträumten Erfolg.

[2] Bauer, Religion des alten Teſtaments I, 203.

mal durch die Unordnung hindurch und auf ein Unmögliches hinaus: nämlich die mechaniſche, äußere Herſtellung des Vergangenen.

Ein anderer Schriftſteller wirft mir vor: „ich hätte das Sabbath- und Jubeljahr blos durch die Brille der modernen Politik betrachtet[1] und vergeſſen, daß Religion und Politik eins, und Gründung eines Gottesſtaates die Hauptſache ſey. Das religiöſe Element habe die Politik abſorbirt. Hier ſey von einer Gotteszeit die Rede: alle anderen Vortheile und Nachtheile kämen dagegen gar nicht in Betracht. Mochte für den Einzelnen entſtehen was da wollte, wenn nur das Ganze gefördert, das heißt der Gottesſtaat erhalten wurde.“ Große Worte! welche alle Kritiker, die ihre, doch auch zum Gottesſtaate gehörige Vernunft hier gebrauchen wollen, als eine unheilige Schaar, profanum vulgus, zurückweiſen. Warum aber die Einzelnen zum Beſten jenes angeblichen Gottesſtaates ſollen zu Grunde gerichtet werden; warum alle andern Staaten der Welt, insbeſondere alle chriſtlichen, dieſer angeblich göttlichen Einrichtung (gewiß zu ihrem Beſten) entbehren; warum der Gottesſtaat auf der ſieben und ſiebenmalſieben beruhe und was dieſe angebliche Gotteszahl mit der wahren Religion zu ſchaffen habe; — darüber fehlen noch immer genügende Belehrungen und Beweiſe.

Zwölf Stämme der Iſraeliten von zehn Söhnen Jakobs und zwei Söhnen Joſephs, theilten die unter Joſuas Anführung etwa 1500 Jahre vor Chriſtus in Paläſtina gemachten Eroberungen. Das beſetzte Land mochte etwa ſechsthalbhundert gevierte Meilen groß ſeyn, und zeigte viele Abwechſelung von Bergen und Thälern, von Ebenen, Bächen und Seen. Manche Theile widerſtreben wol ſchlechthin allem Anbau, andere dagegen liefern bei gehöriger Behandlung einen ſehr hohen Ertrag, und es iſt ganz natürlich daß nach Maßgabe der örtlichen und zeit-

[1] Bähr, Symbolik des moſaiſchen Cultus II, 608.

lichen Verhältniſſe, Paläſtina bald als ein ſehr geſegnetes, bald als ein unfruchtbares Land dargeſtellt wird. — Morgenwärts vom Jordan (hauptſächlich zur Viehweide) erhielten Ruben, Gad und der halbe Stamm Manaſſe ihre Looſe; abendlich vom Jordan folgten vom Mittag gen Mitternacht, Juda und Simeon, Dan und Benjamin, hierauf Ephraim, der halbe Stamm Manaſſe und Iſaſchar; Aſcher nördlich vom Karmel bis Sidon, endlich Sebulon und Naphtali um den See Genezareth bis zur Gränzſtadt Dan.

Mit dieſer Anſiedlung und Theilung des Landes beginnt der vierhundertjährige Zeitraum der verbündeten jüdiſchen Freiſtaaten von 1500 bis 1100 vor Chriſtus; keineswegs aber waren damit alle Gefahren ſogleich beſeitigt, vielmehr wohnten ringsum wachſame Feinde, und als man nach Joſua keinen allgemeinen Heerführer wieder wählte, ſo zeigte ſich der blos religiöſe Verein unzulänglich. — Er konnte, wie wir ſchon oben bemerkten, nicht alle weltlichen Beziehungen regeln, das Geſetz konnte nicht alle weltlichen Fragen beantworten, nicht alle irdiſche Noth oder Willkür vertilgen. Daher begannen einzelne Stämme, im Widerſpruche mit dem Geiſte eines Bundes, erhebliche Unternehmungen, — ſo beſiegte Kaleb mit den Stämmen Juda und Simeon die Kananiter —, woraus aber oft vermiſchte Heirathen, Annahme fremder Sitten, und der Glaube folgte: je mehr Götter, deſto mehr Segen und Schutz. Ja ſchon zwei Geſchlechtsalter nach Moſes entſtand innerlicher Krieg zwiſchen Benjamin und den übrigen Iſraeliten, weil übermüthige Jünglinge jenes Stammes ein hebräiſches Weib in Gegenwart ihres Mannes bis zum Tode mißbraucht hatten; wofür dieſer einen Rachekrieg erregte, der nach anfänglichem Glücke zuletzt Benjamin bis auf 600 Männer ausrottete. Aus Mitleid beſchloſſen endlich die Sieger das friedliche Jabes in Gilead ohne weitere Veranlaſſung anzugreifen, erbeuteten daſelbſt für die Benjamiter 400 Jungfrauen und tödteten ohne Mitleid alle

Männer und Weiber. Ferner raubten ſie, mehr römiſch als heilig geſinnt, zu demſelben Zwecke 200 Jungfrauen am Feſte des Jehovah zu Silo: — deßungeachtet konnten ſich jene Niedergedrückten nur ſehr langſam erholen.

Solche innere Zwiſtigkeiten erleichterten die Siege der Nachbarn, und die Juden wurden dieſen oft zinsbar; allein des Druckes ungeduldig erhoben ſich dann Männer von Kraft und Einſicht, die bald weniger bald mehr Stämme unter ſich vereinten, das Joch — wenn auch nicht immer durch edle Mittel — zerbrachen, dann aber natürlich auf alle öffentliche Angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß behielten, und ſich dabei immer als Eiferer für den Dienſt Jehovas zeigten. So befreite Othniel, der jüngſte Bruder Kalebs, die Iſraeliten von achtjähriger Unterdrückung des Königs Kuſan Riſathaim von Meſopotamien; Ehud ermordete meuchlings Eglon den König der Moabiter, welcher achtzehn Jahre Iſrael beherrſcht hatte; Siſſera ward von dem durch Deborah begeiſterten Barack erſt beſiegt, und dann von der Jael, aus dem Hirtenvolke der mit Iſrael verbundenen Keniter, ebenfalls meuchlings im Schlafe getödtet. Gideon, ein tüchtiger Mann aus dem Stamme Manaſſe, griff von einem Traume begeiſtert, mit dreihundert auserwählten Jünglingen in der Nacht die Midianiter und Amalekiter an, welche Paläſtina verheerten, beſiegte ſie, und erwürgte ihre gefangenen Fürſten. Sein Sohn Abimelech bahnte ſich mit Hülfe der Sichemiten und durch den Mord von ſiebenzig Brüdern den Weg zur Königswürde, welche Gideon ausgeſchlagen hatte, und tödtete ſich dann ſpäter ſelbſt, nachdem er in einer Empörung war ſchwer verwundet worden. Die hierauf vordringenden Ammoniter ſchlug Jephta, der vom Stamme Gilead berufene Führer einer arabiſchen Horde, opferte aber im finſtern Aberglauben und gegen Moſes Geſetz, ſeine Tochter, weil er dem Jehovah das ihm zuerſt Begegnende gelobt habe. Von den mächtigen Ephraimiten ward Jephta als Richter erſt nach einem Bürgerkriege anerkannt, der

42,000 Menſchen das Leben gekoſtet haben ſoll. Ihm folgten mehrere andere Richter, endlich, nach Abdons Tode, Eli welcher zugleich Hoherprieſter war. Er verſtand indeſſen nicht die Iſraeliten zu einigen und zu führen, und nur Simſons Anſtrengungen hielten die Philiſter auf, bis Delila ihn verrieth. Der Unwille des Volks mehrte ſich, als Elis Söhne Hophni und Pinehas raubſüchtig verfuhren; allgemein ahndete man Unglück und Samuel, der ſeit dem dritten Jahre ſeines Alters dem Tempeldienſte geweiht war, weiſſagte von den Strafen Jehovahs. Sie trafen ein: die Philiſter ſiegten, eroberten die Bundeslade, nahmen Elis Söhne gefangen und tödteten ſie; er ſelbſt ſtarb vor Schrecken über dieſe Unfälle. So fehlte es an ächten bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen, und ſo ging Staat und Volk rückwärts, ſtatt vorwärts.

Samuel ſtellte ſich hierauf an die Spitze des, nicht einmal in ſeiner jugendlichen Zeit kriegeriſchen Volkes, bewirkte als Oberhaupt und Prophet daß die Stämme ſich verſtändigten und die nöthigen Beſchlüſſe gefaßt wurden; er verbreitete ſo viel Einſicht und Muth, daß man endlich die Philiſter zurückſchlug. Aber Samuels Söhne arteten aus und waren ungerecht, worauf die fremden Völker von Neuem ſiegten, und das Volk nicht ohne Grund über die drückende Prieſterherrſchaft murrte. Es fühlte ganz richtig, daß es den zwölf Stämmen an einem Mittelpunkt, dem Staate an einer weltlichen kriegeriſchen Anführung, an gehörig vollziehender Gewalt fehle; es wollte einen engeren Verein unter dem kräftigeren Schutz eines Königs um gleichmäßig die Anarchie und die Herrſchaft der Prieſter zu beſeitigen. Daß Jehova der einzige König und die Leviten ſeine einzigen Stellvertreter ſeyen, wird in allen Prieſterſtaaten ähnlicher Weiſe behauptet; auch hat man dieſe Anſicht in die Lehre vom unbedingten göttlichen Rechte der Könige hineingekünſtelt; dabei aber vergeſſen daß nach Samuels Erörterung die königliche Regierung die ſchlechteſte von allen iſt, und überall abzuſchaffen wäre. Ver-

geblich ſtellte jedoch damals Samuel die Gefahren und den Druck dieſer Regierungsform dar, ſie war an der Zeit. Damit aber die Macht ſo viel als möglich in den Händen der Prieſter bleibe und das Herkömmliche möglichſt erhalten werde, wählte er vorſichtig einen Mann zum Könige aus der niedrigſten Familie des geringſten Stammes, Saul, den Sohn Kis, aus dem Stamme Benjamin.

In den 400 Jahren der verbündeten Republik hatte ſich das Volk zwar zum Ackerbau gewöhnt, aber von der alten ägyptiſchen Bildung war wol Manches verloren gegangen, und die Gemeinſchaft mit den benachbarten rohen Gränzvölkern hatte ſogar die Verwilderung befördert. Als itzt die Noth das Königthum aufzwang, und damit ein Zeugniß gegeben ſchien daß das Alter über das Volk einbreche, war es nicht weiter gekommen als in ſeiner Jugend. Das iſt die Strafe des Abſonderns, die Strafe vorſätzlichen Unterdrückens der Bildſamkeit, und des Vergrabens jenes urſprünglich vielleicht reichſten Pfundes. Was haben dagegen die Hellenen von dem erſten Anbau des Landes, bis zum Uebergang in die Alleinherrſchaft für Bahnen durchlaufen!

Die Regierungen der drei erſten jüdiſchen Könige, Sauls, Davids und Salomos vom Jahre 1100 bis 975 vor Chriſtus — zur Zeit der Bildung der heraklidiſchen Staaten im Peloponneſos — waren indeſſen die Zeit der Blüthe des Staats: länger konnte ein ſo ſchwach begründetes Gebäude nicht dauern, und nur die perſönliche Größe jener Herrſcher vermochte es drei Geſchlechter hindurch zu erhalten. Unter mehrern Grundmängeln erinnern wir nur an die Vielweiberei der Könige und ihr vererbliches Weiberhaus, an das, nothwendig Verwirrung erzeugende, Recht einen Nachfolger aus den Söhnen zu erwählen, und vor Allem an die Unbeſtimmtheit und innere Mangelhaftigkeit des Verhältniſſes der weltlichen Herrſcher zu den Propheten und der geiſtlichen Ariſtokratie. Samuel war Stifter der Prophetenſchulen oder der Geſellſchaften junger Leviten

geworden, welche ſich unter fähigen Vorſtehern in dem übten, was zur Belehrung des Volkes gehörte. Aus ihnen ſind unläugbar einerſeits die größten Dichter, die Stützen des Prieſterthums, die Vertheidiger der Volksrechte, der Sitten, der ächteren Gottesverehrung, die heldenmüthigen Beſchränker der eigenmächtigen Willkür ſpäterer Könige hervorgegangen: — aber andererſeits bleibt dem Unbefangenen auch nicht verborgen, daß die Trennung und das entgegengeſetzte Intereſſe der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, eine Spaltung in Wünſchen, Anſichten, Mitteln und Zwecken erzeugte, die weit entfernt immer ruhig und zweckmäßig zu wirken, dem Einzelnen wie dem Ganzen ſehr nachtheilig ward. Den folgenden Königen ſtanden oft finſtere, bis zu wilder Grauſamkeit einſeitige Prieſter gegenüber, welche die einzelnen Volksunternehmungen bald förderten, bald vereitelten; oft weiſe, bisweilen aber auch verkehrte Rathſchläge gaben und das Volk verwirrten. So wie die Verhältniſſe einmal lagen, mußten die Könige oder die Prieſter wechſelſeitig obſiegen; — oder, und dies geſchah ganz natürlich, der Staat zu Grunde gehen. Jener Prophetenorden erwarb übrigens allmälig reiche Einkünfte, und die Würde ward wo nicht erblich, doch durch vorzugsweiſen Beſitz religiöſer, geſchichtlicher, rechtlicher und ärztlicher Kenntniſſe minder zugänglich für Jedermann.

Ungeachtet ſeines urſprünglich geringen Einfluſſes war Saul, der erſte jüdiſche König, glücklich in ſeinen Feldzügen gegen die Philiſter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, und beſiegte ſelbſt den König Zoba jenſeits des Euphrats; worauf das ganze Volk ihn erſt itzt als Herrſcher anerkannte, und er den gerechten Ruhm der Tapferkeit mit ſeinem Sohne Jonathan theilte. Als ihm aber Samuel befahl im Kriege gegen die Amalekiter, Mann und Weib und Kind und Säugling, ja Ochſen, Schaafe, Kameele und Eſel zu tödten, Saul aber gelinder verfuhr, den Antheil an der königlichen Beute vergrößerte, und ſo den beſtimmten Befehl Gottes übertrat; das heißt: als

er ſich dem Befehle des Oberprieſters nicht buchſtäblich unterwarf, da ſprach der Prophet den Fluch über ihn aus, hieb zu Gottes Ehren mit eigener Hand Agag den König der Amalekiter vor dem Altar in Stücken, und erregte Bürgerkrieg, indem er, unheiligen Eifers voll, heimlich David den Sohn Iſais aus dem Stamme Juda zum Könige ſalbte. Saul gerieth hierauf in tiefe Schwermuth, ſeys von Natur oder aus Beſorgniß wegen der Verfluchung des Propheten; nur Davids, ſeines unbekannten Gegners Harfenſpiel, vermochte ihn zu beruhigen. Doch dauerte dieſe Hülfe nicht lange, denn entweder ward Saul über die Beſiegung Goliaths eiferſüchtig, oder er erhielt Nachricht von Davids heimlicher Weihe und wollte ſich ſeiner jetzt dadurch entledigen, daß er ihn an die Spitze des Heeres ſtellte, und von ihm für ſeine Tochter Michal einen Kaufpreis verlangte, der unter galanten und ungalanten Völkern vielleicht nur ein Mal gefordert worden iſt. Allein David entkam nicht nur, ſondern gewann auch Jonathans Freundſchaft; und obgleich Saul über die Selbſtbeherrſchung, über den Edelmuth ſeines Gegners gerührt war, ſo konnte doch ſein Sohn keine dauernde Ausſöhnung zwiſchen beiden bewirken. David floh zu den Philiſtern ohne den Vortheil ſeines Volks zu vergeſſen; Saul aber rächte ſich auf eine grauſame Weiſe an den Prieſtern, die er wol nicht ohne Grund im Bunde mit David glaubte.

Als jetzt ein neuer Krieg gegen die Philiſter ausbrach, ahndete Saul ſein Unglück: Jonathan und zwei ſeiner Brüder blieben heldenmüthig fechtend im Treffen, der König ſelbſt, welcher jetzt die Aufgabe ſeines Lebens für unerreichbar hielt, ſtürzte ſich in ſein Schwerdt. Tapferkeit und eine gewiſſe Tüchtigkeit des Willens und Charakters können ihm nicht abgeſprochen werden; aber freilich reihte ſich daran eine deſto größere Ungeduld über jede Beſchränkung ſeiner Herrſchaft, und das Bemühen, ſeine Macht nicht blos auf edlem Wege, ſondern auch habſüchtig und

grauſam zu vermehren. — Von eigentlichem Hofſtaat oder einem feſten Königsſitz war noch nicht die Rede, und das Volk blieb ohne Reichthum und Aufwand; aber es lernte unter Saul beſſer kriegen, als früher unter größerer Unabhängigkeit.

David's Regierung fällt in die Zeit wo die Jonier aus Attika nach Kleinaſien gingen, und nach Kodrus Tode die lebenslänglichen Archonten in Athen eingeführt wurden; er herrſchte vierzig Jahre von 1055 bis 1015 vor Chriſtus. Anfänglich erkannte ihn nur der Stamm Juda zu Hebron als König an; Isboſeth, Sauls Sohn, gewann dagegen zu Machanaim, durch Abners des Feldherrn Hülfe, die elf übrigen Stämme. Als aber Isboſeth dennoch geſchlagen ward und David Abnern hoch ehrte, ſo machte dieſer den Plan ihm ganz Iſrael zu unterwerfen; Joab, der hierüber eiferſüchtige Feldherr Judas, ermordete jedoch Abnern vor der Ausführung. Erſt nachdem Isboſeth von zwei Befehlshabern meuchlings getödtet worden, traten allmälig alle Stämme zu David über. Lobenswürdig beſtrafte der König die Mörder ſeines Gegners und ehrte den Sohn ſeines verſtorbenen Freundes Jonathan; tadelnswürdig lieferte er dagegen den beleidigten Gibeonitern ſieben Enkel Sauls aus, welche ſie ſogleich erhenkten. Wenn jener Sohn Jonathans, der Enkel eines Königs, ſich vor David dem Freunde ſeines Vaters niederwirft und mit einem todten Hunde vergleicht, ſo fällt uns nicht unnatürlich bei daß ſelbſt ein Demades ſolcher Erniedrigung vor Philipp und Alexander nicht fähig geweſen wäre; aber wir dürfen nicht vergeſſen, wie ſehr überhaupt morgenländiſche Sitten von abendländiſchen abweichen.

David begann jetzt ſeine Siegeslaufbahn. Zuerſt unterjochte er die Jebuſiter, welche mitten in Paläſtina wohnten, eroberte Zion, erhob Jeruſalem zum feſten Königsſitz, und brachte die Bundeslade zur Burg, dem neuen Volksheiligthum. Dann ſchlug er die Philiſter, Amalekiter,

Moabiter und Ammoniter; er nahm den Edomitern die Seehäfen Elath und Eziongeber am arabiſchen Meerbuſen. Wichtiger noch war der Krieg gegen Hadadeſer den König von Zoba und Niſibis in Meſopotamien, in welchen auch alle jene genannten Völker verwickelt, und der größte Theil Syriens, Damaskus und Berytus gewonnen wurden: das Reich Iſrael erſtreckte ſich von der Gränze Aegyptens und der nördlichen Spitze des arabiſchen Meerbuſens, bis Thapſakus am Euphrat. Aber auch jene Kriege Davids trifft der Vorwurf roher Grauſamkeit, und gewöhnlich hatte das Orakel des Jehovah dazu aufgefordert; — ein Vorwurf der dem Orakel des Apollon zu Delphi weniger gemacht werden kann, die Pythia zeigt ſich in der Regel milde im Vergleich mit den hebräiſchen Prieſtern. Die Ammoniter hatten iſraelitiſche Geſandte beſchimpft, dafür wurden ihre unſchuldigen Gefangenen unter Sägen und Dreſchwagen gelegt und in Ziegelöfen verbrannt. Gern möchte man den Text dahin berichtigen, daß man die Gefangenen nur zum Sägen, Dreſchen und Ziegelbrennen angehalten habe, fände ſich nicht mit der härteren Anſicht übereinſtimmend die klare Erzählung, daß David die gefangenen Moabiter mit der Meßſchnur abmeſſen, dann zwei Drittel tödten und nur ein Drittel am Leben ließ: — ſo wie ſpäter Karl der Große die Sachſen zu köpfen befahl, deren Leibeslänge über ein gewiſſes Maß hinausging.

Unbezweifelt nahm indeſſen unter Davids Regierung Judäa zu an Macht, Reichthum und Bevölkerung, auch Schiffahrt und Handlung begannen. Der König bauete ſich einen Palaſt, aber vom Tempelbaue ſtand er ab, als der Prophet Nathan erinnerte, es möchte zu drückend werden für das Volk. Den Gottesdienſt richtete er jedoch feierlicher ein, theils aus Ehrfurcht für Jehovah, theils aus Prachtliebe, endlich um den Prieſtern zu gefallen und das Volk zu gewinnen. Heilige Dichter und Sänger wurden angeſtellt, die lyriſche Dichtkunſt erreichte

jetzt unter den Hebräern ihren Gipfel. Viele Anordnungen des Königs bei dem Heere, den Gerichten, den Leviten, waren klug und wohlthätig; der Verſuch einer Volkszählung mißlang dagegen, weil, wie wir ſchon erzählten, die Prieſter dies als eine Abweichung vom Geſetze darſtellten, und das Volk neue Abgaben oder ſtrengeren Kriegsdienſt befürchten mochte. Mehr Gefahr brachten dem Könige Empörungen in ſeiner eigenen Familie, und die Uneinigkeit zwiſchen den Söhnen verſchiedener Mütter: denn David hielt kein Maß im Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte, und ein Uriasbrief iſt zum Sprichwort geworden. Unmöglich kann man einen Herrſcher wegen ſolchen Vergehens auf eine edlere und lebendigere Weiſe zurecht weiſen, als dies hier vom Propheten Nathan geſchah; wenn aber deſſen Benehmen weit milder erſcheint, als das wegen geringerer Vergehen von Samuel gegen Saul angenommene, ſo trug die Größe Davids, der ruhigere Sinn Nathans, und der Umſtand wol dazu bei, daß hier nicht vom Eingreifen in die Prieſterrechte die Rede war.

Abſalon tödtete ſeinen Halbbruder Amnon, weil er ihm die Schweſter geſchwächt und verſtoßen hatte, woraus der erſte Streit zwiſchen Vater und Sohn entſtand, welcher jedoch beigelegt wurde; als aber jener ſeinen jüngeren Sohn von der Bathſeba, Salomon, zum Nachfolger ernannte, begann Abſalon offenbaren Aufſtand und gewann durch Klugheit, Schönheit und Herablaſſung mehrere der treuſten Rathgeber Davids und einen großen Theil des Volks. Der König mußte anfänglich, ungeachtet des Beiſtandes der Prieſter, aus Jeruſalem fliehen und Abſalon beſchlief, um den völligen Bruch mit ſeinem Vater zu beweiſen, deſſen Kebsweiber vor den Augen von ganz Iſrael. Obgleich nun endlich das Heer der Aufrührer geſchlagen und Abſalon von Joab getödtet ward, ſo folgte doch die Hälfte der Stämme nebſt Benjamin einem zweiten Empörer Seba, bis jener Feldherr auch dieſen überfiel und die

Einwohner von Abel ſeinen Kopf auslieferten. Jetzt erſt kehrte die Ruhe zurück, aber David klagte väterlich mehr über den Verluſt eines geliebten Sohnes, als er ſich über die Herſtellung ſeiner Macht freuete, bis Joab ihn ſtreng daran erinnerte, diejenigen, welche ihn errettet hätten, mehr zu ehren, damit ſie nicht ungeduldig von Neuem abfielen. — Wir gewahren in David eine ſonderbare Abwechſelung von Größe und Kleinheit, von Heldenmuth und ängſtlicher Furchtſamkeit, von herrlichem Edelmuth und ungebildeter Härte. Sein bewegliches Gemüth war des erhabenſten Schwunges dichteriſcher und religiöſer Begeiſterung, und der Ueberreizung zu entnervender ſinnlicher Schwäche gleich fähig; ſein Leben war nicht aus einem Stücke, und die innere Kraft des Charakters und Willens erſcheint oft minder mächtig als die äußeren Einwirkungen, welche, in ſich ſehr verſchieden, auch ſehr ungleichartige Erſcheinungen hervorbringen mußten. Es finden ſich ähnliche Charaktere im frühſten und im ſinkenden heidniſchen Alterthume; weil dieſen aber nicht, wie dem iſraelitiſchen Könige, der Glaube an den einigen Gott regelnd und ſtärkend zur Seite ſtand, ſo fuhr das Gute und Böſe in ihnen zu ſchroffen Gegenſätzen faſt unerklärlich auseinander.

Noch bei ſeinem Leben übergab David das Reich, den gefüllten Schatz und Vorräthe zum Tempelbau, an Salomo. Vergeblich bemühte ſich Adonia, ein anderer Sohn, mit Hülfe des nicht mehr geachteten Joab und einiger wenigen Prieſter, die Krone zu erwerben, vergeblich zeigte er ſich nach Davids Tode gehorſamer; Salomo ließ ihn unter dem Vorwande tödten, daß er ſich eine Frau aus dem königlichen Weiberhauſe erbeten habe, und auch Joab ward am Altare Jehovahs erſchlagen: ein Beweis daß man kein Anrecht der zur Gottheit fliehenden Schützlinge kannte, oder kennen wollte.

Die Regierung Salomos von 1015 bis 975 vor Chriſtus war die Zeit der höchſten Macht und Glückſeligkeit der Juden, aber auch der Anfang ihrer dauernden

Ausartung und ihres Verfalls. Denn der größere Beſitz führte nicht zu größerer Anſtrengung und ſelbſt der Tempelbau, dieſe Volksangelegenheit, konnte — ſo ungebildet war das Volk[1] — nur von ſidoniſchen Handwerkern und Künſtlern vollführt werden; ja zur Befeſtigung Jeruſalems, zur Erbauung anderer Städte z. B. Palmyras mitzuwirken, hielten die Juden unter ihrer Würde, und gebrauchten dazu unterworfene Kananiter. Die Verbindung Salomos mit König Hiram von Tyrus begünſtigte den Handel; von Eziongeber aus ſegelten Schiffe mit den Phöniciern nach Ophir oder Sophir. Michaelis ſucht Ophir in Arabien, d'Anville in Sofala in der Nähe von Zanguebar; Heeren heißt es Südland überhaupt, dem Joſephus iſt es ein Theil Indiens[2]. Doch dieſer Handel, und der welcher vielleicht nach Tarteſſus, deſſen Lage zweifelhaft iſt, geführt wurde, blieb ausſchließlich in den Händen des Hofes und dauerte nur ſehr kurze Zeit; die Juden wurden bald wiederum ganz vom Meere ausgeſchloſſen.

Salomo herrſchte durchaus morgenländiſch, das heißt unkriegeriſch, prachtliebend, aus dem Weiberhauſe. Die Unterhaltung des Hofes koſtete viel, die Hauptſtadt bereicherte ſich, aber im Allgemeinen ward der Druck neuer Steuern fühlbar. Des Königs Einkünfte beſtanden wahrſcheinlich aus freiwilligen Geſchenken nach morgenländiſcher Sitte, einem Zehnten von den Unterthanen erhoben, der Beute von Beſiegten, dem Zinſe von Unterworfenen, aus Dienſten, Hebungen von Staatsgütern, Weinbergen, Obſtgärten und bedeutenden Heerden, endlich aus dem Ertrage

1 Ueberhaupt ſtand dieſer vielgerühmte Tempel Salomos vielen andern des Alterthums, ja ſogar den ſpätern jeruſalemiſchen nach; aber immer, welch ein Gegenſatz zu unſerer Zeit, wo die Juden in ihrer ehemaligen Hauptſtadt nur einen elenden unreinlichen Raum voller Spinnweben zum Verſammlungsort haben! Ali Beys Reiſen. Bertuchs Samml. VIII, 429.

2 Joseph. antiq. VIII, 6. Ritter II, 203.

einzelner Handelszweige und Handelsabgaben. In des Königs Weiberhauſe führten tauſend Frauen ein klägliches Pflanzenleben, darunter eine ägyptiſche Königstochter und viele Kananitinnen. Salomos Sitten ſtimmten nicht immer zu ſeinen weiſen Worten, und das hohe Lied (wenn anders es von ihm herrührt) zeigt von ſeinem morgenländiſchen Blute. Dieſer Luxus, dieſe freieren Sitten erzeugten ein Mißfallen an der unſinnlichen Verehrung Jehovahs, und Salomo ward, gegen den vermöge des Tempelbaues früher ſo beſtimmt ausgeſprochenen Grundſatz, der Einführung fremder Götter geneigt. Dies beleidigte die Prieſter, der Druck erzürnte das Volk, ſo daß der Prophet Achia mit einer Trennung des Reichs drohte und Jerobeam, Salomos ehrgeiziger Freund, zu einer Verſchwörung beredet ward. Zwar mußte dieſer nach ihrer Entdeckung fliehen, aber Hadad von Edom und Rezin von Damaskus, machten ſich während dieſer Unruhen unabhängig.

Mit Salomos Tode zerfiel das Reich in zwei, meiſt deſpotiſch regierte Theile. Juda und Benjamin bildeten einen, die zehn übrigen Stämme einen zweiten Staat. Dieſer war größer und bevölkerter, Juda aber durch den Beſitz der Hauptſtadt reicher; ſo entſtand aus der faſt gleichen Macht hartnäckiger innerer Krieg. Die Könige von Juda ſtammten aus der Familie Davids, in Iſrael entſchieden dagegen gewöhnlich gewaltſame Mittel über die Thronfolge. Dort führte man oft unklug auch andere Götter neben Jehovah ein; hier ſuchte man durch Anlegung eines zweiten Heiligthums, durch Anſtellung unlevitiſcher Prieſter, das Volk auch innerlich vollſtändiger zu trennen, und es von der Beſuchung Jeruſalems abzuhalten. Die Geſchichte des Reiches Juda, iſt, wenn auch nicht viel, doch um ein Weniges erbaulicher als die des Reiches Iſrael. Hier zählte man in 250 Jahren — wo über Rom nur ſieben Könige geherrſcht haben ſollen — neunzehn Könige: der dritte Baeſa rottete Jerobeams, der

fünfte Simri Baeſas ganze Familie aus; Jeſabel, das böſe Weib des ſiebenten, Ahabs, ließ alle hebräiſche Prieſter umbringen und Elia der Prophet ſchlachtete dafür, als die Verhältniſſe ſich änderten, 470 Prieſter des Baal. Ahab ſchlug Benhadad den Syrer und nahm ihn gefangen, aber der Zorn Jehovahs ward ihm angekündigt, weil er jenen großmüthig freigelaſſen und ein Bündniß mit ihm geſchloſſen hatte. Indem ſpäter Eliſa den Jehu auf den Thron hob, vereitelte er die Feldzüge Jorams und Ahasjas gegen die Syrer und ſchwächte den Staat; indem er befahl Ahabs ganzes Haus, Ahasjas zwei und vierzig Verwandte und alle Baalsprieſter zu erſchlagen, mußte jeder Ausweg milder Verſöhnung verſperrt werden. Im Fall er ferner, unter andern großen Wundern, den Kindern die ihn Kahlkopf ſchimpften, fluchte, und dadurch bewirkte daß die Bären zwei und vierzig von ihnen auffraßen, ſo kann dies wenigſtens nicht für ein Mittel gelten, die Zahl der Anhänger und Bekenner Jehovahs zu mehren.

Es würde uns jedoch über den Umfang unſeres Plans hinausführen, wenn wir im Einzelnen von der größeren Maſſe des Verkehrten und der geringeren des Löblichen, von jedem Könige und jedem Propheten ſprechen wollten; deshalb mag hier in Anſehung der Letzten die Bemerkung genügen, daß neben den ächten auch falſche um ſo leichter Glauben fanden und zum Götzendienſt hinüberzogen, als die Prieſter den Königen unbequem und dem Volke koſtbar erſchienen. Wiederum wuchs die Zahl und der Einfluß ächter Propheten in dem Maße, als die Zeiten bedenklicher und rathloſer wurden, und der Glaube an einen künftigen glücklichen Zuſtand unter einem mächtigen Könige, unter einem Meſſias hervortrat. Dieſer Glaube ward um ſo lebendiger, je größer der Druck, und je ſchmerzlicher das Andenken an die glänzenden Regierungen Davids und Salomos erſchien.

Man hat über die Propheten (welche keineswegs

ſämmtlich Prieſter waren) gar mannigfaltige, unvereinbare Anſichten aufgeſtellt, welche herzuzählen nicht unſeres Amtes iſt. Aus dem Geiſtloſen ſpricht der Geiſt nie; wer aber die Vergangenheit und die Gegenwart begreift, ſieht auch in die Zukunft, und die ächte Begeiſterung ſtellt ihre Weisheit nicht unter den Scheffel. Hat nun aber der Einzelne, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, der Staat, die Religion, nicht ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alſo auch ihre Propheten? — Der menſchliche, perſönliche Charakter der Propheten, offenbart ſich in Darſtellung und Sprache, Hoffnungen und Befürchtungen, Milde und Zorn. Sie ſind keineswegs von gleichem Werthe und gleicher Würde. Ihre Ausſprüche und Lehren bezogen ſich auf die Gegenwart und die nächſte Zukunft. Später griff man Einzelnes heraus, deutete es um, und ließ das Viele, was zu gewiſſen Zwecken nicht brauchbar erſchien, ſtill zur Seite liegen; ſo z. B. daß die Löwen dereinſt Stroh freſſen und der Nil austrocknen ſolle[1]. Wie viel aber auch an einzelnen angeblichen Weiſſagungen gekünſtelt und gedeutet worden; im Ganzen geht das Gefühl eines Erlöſungsbedürfniſſes hindurch, und der Glaube an eine neue Zeit für höhere Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts.

Ungeachtet aller ſchon berührten Mängel, ſtehen im Ganzen die jüdiſchen Propheten höher als die jüdiſchen Könige ſeit der Theilung des Reichs. In ihnen lebte eine feſte, folgerechte, oft gottbegeiſterte Anſicht; und ob ſie ſich gleich in Hinſicht der äußeren Mittel nicht ſelten Mißgriffe zu Schulden kommen ließen, ſo ſind die Mahnungen des kraftvollen, erhabenen Jeſaias, die Klagegeſänge Jeremias doch mehr werth, als alle Thaten jener Herrſcher. Indeſſen konnte freilich der Kreis ihrer Ideen und Betrachtungen nicht ſowohl ſchön als vielmehr einfach erhaben, nicht ſo mannigfaltig als mit Nachdruck auf beſtimmte Gegenſtände gerichtet ſeyn; auch müſſen tiefes Ge-

[1] Jeſaias XI, 7; XIX, 6.

fühl und edler Ernſt, für langweilige Wiederholungen entſchädigen. Es iſt unmöglich den Juden mehr Böſes nachzuſagen, als in den Propheten bereits geſchehen iſt, und zu ihrem finſteren Zorne, geſellt ſich ſelten die erziehende Milde, welche dem Demoſthenes, den geſunkenen Athenern gegenüber, nicht fehlt.

Leider laſſen ſich aber die finſtern Schattenſeiten nicht läugnen, welche ſich im Allgemeinen durch die ganze jüdiſche Geſchichte hindurchziehen und ſich auch im Einzelnen offenbaren[1]. Ueberhaupt war und blieb die Bildung des geſammten Volkes äußerſt beſchränkt. Selbſt in der höchſten Blüthe des Staats hatte man, wie wir ſahen, zwar die nöthigſten Handwerke, aber keine reiche Ausbeute für Wiſſenſchaft und Kunſt. Wenn die letzte auch nicht wie in Aegypten durch Kaſtenzwang gehemmt wurde, ſo fehlte doch den Juden eine eigentlich künſtleriſche Natur und Richtung und ließ ſie nicht ahnden, was Griechen, Römer und Chriſten durch die Kunſt für die Religion zu bewirken im Stande waren.

Die Sinnſprüche der Hebräer ſind für gewiſſe Verhältniſſe unübertroffen, ihre Zeitbücher in gewiſſem Sinne unſchätzbar, und die Lyrik der Pſalmiſten erhebt und tröſtet noch nach Jahrtauſenden Menſchen aus allen Völkern und Ständen, während Pindar durch die gelehrteſten Bemühungen nicht zugänglich und wirkſam wird. — Wiederum fehlt den Juden die bewegliche Mannigfaltigkeit der Hellenen und der Schwung beflügelnder Metrik; von dramatiſcher Dichtkunſt war bei dem durchaus undramatiſchen Volke niemals die Rede, und immerdar blieb die hebräiſche Sprache arm, ohne grammatiſche Beſtimmtheit

1 Z. B. Jakob betrügt Eſau und Laban, Laban betrügt Jakob, Rahel beſtiehlt Laban, Simeon und Levi ermorden wortbrüchig, Ruben beſchläft ſeine Stiefmutter u. ſ. w.; Dinas Schwängerung, Joſephs Behandlung, Abimelechs Brudermord, Eglons und Siſſeras Tod u. ſ. w. Gewiß hat Jehova gar oft Veranlaſſung über ſein auserwähltes Volk zu zürnen!

und höhere Ausbildung: keine ächte Proſa, kein großer Geſchichtſchreiber, kein Redner, kein Philoſoph, keine ſchönen und bildenden Künſte. Man hat geſagt: bei den Hebräern war alle Religion Poeſie, und alle Poeſie Religion. Wäre dieſe Behauptung wahr (wie ſie es nicht iſt), ſo würde ſie nur Verwirrung und Unvollkommenheit ausdrücken. Da ferner die Juden weder für Natur noch Kunſt begeiſtert waren, ſo iſt es kein großes Verdienſt daß ſich in dieſen Richtungen keine Irthümer und Ausartungen finden.

Vielleicht möchten nicht Alle uns beitreten wenn wir Moſes den größten Geſetzgeber der alten Welt nennen; gewiß aber war er größer als ſein Volk, ſo wie die Hellenen dagegen größer waren als ihre einzelnen Geſetzgeber. Moſes wollte daß die Juden frei und ſelbſtändig ſeyn ſollten, aber ſie wurden faſt nie frei; Moſes wollte ſie für die Idee des alleinigen Gottes gewinnen, und ſie dienten länger den fremden Götzen als Jehovah. Dennoch (wir müſſen es wiederholen) wenn man von der Religion der Inder, Aegypter und Phönicier zu dem alten Teſtamente übergeht, ſo freut man ſich von wilden, willkürlichen Fantasmen und Götzendienerei loszukommen, und feſten Boden zu betreten. Welche Künſteleien und Deuteleien ſind nöthig um aus jenen Mythologien das Abgeſchmackte und Frevelhafte auszuſcheiden, und Verſtand und Bedeutung hineinzubringen, während ſich bei den Juden faſt Alles einfach, klar und großartig darſtellt.

Zweihundert fünf und funfzig Jahre dauerte das Reich Iſrael, unter dem neunzehnten König Hoſea 720 Jahre vor Chriſtus zerſtörte es Salmanaſſar der Neuaſſyrer: 387 Jahre erhielt ſich Juda, da erlag es, unter dem Könige Zedekia, 588 v. Chr. der Uebermacht der Neubabylonier und Nebukadnezars. Beide fielen, theils durch innere Schuld, Eiferſucht, Vernachläſſigung der Sitten, Geſetze und des Muthes, durch unkluge Verbindungen mit übermächtigen oder ohnmächtigen Nachbaren; dann aber

auch durch den natürlichen Gang der Dinge, und durch das Entſtehen großer Reiche in Aſien, deren unwiderſteh-licher Einfluß ſich nach allen Seiten ausdehnte.

Nach der Rückkehr der Juden aus der Gefangenſchaft änderten ſich gar viele Verhältniſſe[1], und unter den Makka-bäern gewannen ſie auf kurze Zeit eine neue, weltliche Be-deutung. Allmälig aber erlagen ſie, gleichwie alle alten Völker, der ertödtenden römiſchen Uebermacht.

Wie bei den Aegyptern muß uns bei den Juden die wunderbare Umkehrung der Verhältniſſe in das Entgegen-geſetzte auffallen: das Volk, welches durch umſtändliche Förmlichkeitsgeſetze an einen Ort, einen Tempel gebunden war, iſt in die Unmöglichkeit verſetzt, dieſen Vorſchriften Genüge zu leiſten; das nur Ackerbau treiben ſollte, ent-behrt ſeit Jahrtauſenden des Grundbeſitzes; das nicht handeln ſollte, lebt faſt ausſchließlich von dieſer Beſchäf-tigung; das mit keinem anderen Volke in Berührung kom-men ſollte, iſt zerſtreut unter alle Völker; das am ſehn-lichſten den Erlöſer verkündete und erwartete, hat ihn am längſten verſchmäht!

Unſtreitig ſteht die Lehre Chriſti als eine neue hö-here Gottesgabe, als eine tiefſinnigere und großartigere Heilsanſtalt, dem Judenthume gegenüber; das alte Teſta-ment erhält erſt durch das neue das rechte Verhältniß und eine Verklärung, die über alles deshalb Gehoffte und Geahndete, weit hinausreicht. Daß dieſes neue Heil der Welt aus dem, nicht durch Krieger, ſondern durch Erzvä-ter und Propheten erzogenen und vorgebildeten jüdiſchen Volke, daß es aus dem Monotheismus und nicht aus den Naturreligionen hervorging und hervorgehen mußte, iſt ſo wichtig, als natürlich, und die bekehrten, wie die unbe-kehrten Juden, verdienen gleich hohe Aufmerkſamkeit. We-nigſtens zeigt ſich neben eckigen, beſchränkten, ja widrigen

1 So findet ſich mehr Gelehrſamkeit, und auch wol ein minder unterbrochenes Feſthalten am Monotheismus und einem National-heiligthum.

Auswüchſen, in den zerſtreuten Juden eine Feſtigkeit, Ausdauer, Duldung, Glaubenskraft und unwandelbare Hoffnung, welche weit über das Maß dieſer Eigenſchaften zur Zeit der Blüthe ihres Staates hinaus reicht; obgleich nicht überſehen werden ſollte, daß die Erhaltung des Judenthums durch das Daſeyn ihres geſchriebenen Geſetzes und den beſtimmten Gegenſatz zum Chriſtenthum erleichtert ward, und die ſtaatsrechtlichen und bürgerlichen Geſetzgebungen nicht minder mächtig dazu beitrugen, jene Abſonderung und Eigenthümlichkeit zu begründen und fortzupflanzen.

Achte Vorleſung.

Die Phönicier.

Unmittelbar neben den Juden wohnten und bildeten ſich die Phönicier; deßungeachtet war die Verſchiedenheit zwiſchen beiden Völkern außerordentlich groß. Leider ſind aber die Hauptquellen für die Geſchichte der Letzten, ihre ſorgfältig geſchriebenen Reichsjahrbücher verloren gegangen, und aus Sanchuniathons Ueberreſten, Juſtinus, Diodoros, der Bibel und andern einzelnen Aeußerungen alter Schriftſteller, muß man mühſam die dürftigen Bruchſtücke ihrer Geſchichte zuſammenſuchen.

Für den Urſprung und für die Bedeutung des Namens Phönicier ſind mancherlei Erklärungen verſucht worden: nach der gewöhnlichen, obgleich deshalb noch nicht richtigen Meinung, iſt er helleniſchen Urſprungs; im Lande wuchſen viele Palmen, und Phönix heißt im Griechiſchen eine Palme. Andere Fragen entſtanden über die Abſtammung dieſes Volkes und ſeine früheren Wohnſitze. Waren es Edomiter oder Kananiter? Kamen ſie vom erythräiſchen Meere zur Küſte des Mittelmeeres? Hatte jenes ſeinen Namen vom König Erythras und darf man dieſen mit Eſau für einen und denſelben halten? Iſt ferner unter dem erythräiſchen Meere der arabiſche Meerbuſen zu verſtehen[1] oder trug der perſiſche früher allein

[1] Herod. I, 180; VI, 21. Agatharch. bei Photius 1324. Ritter II, 163.

dieſen Namen, und muß deshalb der Urſitz der Phönicier an den Küſten und auf den Inſeln deſſelben geſucht werden? Die letzte Meinung iſt die wahrſcheinlichſte, da Herodots Ausſagen dafür ſprechen, und die Urnamen Tyros und Aradus ſich bedeutſam im perſiſchen Meerbuſen wieder finden[1]. — Wenigſtens läugnet wol Niemand mehr daß dieſe Stämme aus dem Inneren des Landes erſt an die Küſte kamen, und vielleicht vom Bedürfniß, vielleicht von äußerer Gewalt gezwungen wurden, den ſchmalen, etwa 25 Meilen langen, 4 bis 5 Meilen breiten[2], nicht fruchtbaren Strich Landes zwiſchen dem Libanon und dem Mittelmeere, von Aradus bis Tyrus, oder — denn die Größe wechſelte — ſüdlicher bis Cäſarea zu beſetzen. Fiſcherei trat bald an die Stelle des minder lohnenden Ackerbaues und bildete allmälig zur Schiffahrt; treffliche Häfen bot die Natur, und der Libanon ſtand voller Schiffbauholz.

Die Anſiedlung der Phönicier fällt in das höchſte Alterthum, und wenn auch die Angabe der tyriſchen Prieſter, daß ihre Stadt 2300 Jahre vor Herodotos erbaut ſey, übertrieben, vielleicht auch der griechiſche Text auf 1300 Jahre vermindert, noch nicht geſchichtlich richtig iſt; ſo war doch unbezweifelt 1500 Jahre vor Chriſtus Sidon ſchon eine große Stadt, und Homer rühmt, daß ſie künſtlichere Arbeiten bereite als alle andern Städte der Erde. Tyrus mit ſeinen Purpurfärbereien heißt bei Jeſaias eine Tochter Sidons, und Aradus ward daher geſtiftet. Tripolis dankte ſeine Entſtehung dieſen drei Städten, wogegen der Urſprung von Biblus, Berytus, Sarepta u. ſ. w. in gänzliches Dunkel gehüllt iſt. — Zu Salomos Zeit war Hiram Abibals Sohn König von Tyrus, und Tyrus ſelbſt (welches von dieſem vergrößert und verſchönert wurde) Haupt aller phöniciſchen Städte[3]. Sechs ſeiner Nachfolger kennen wir nur dem

1 Bertheau, die Bewohner von Paläſtina, 172.
2 Joseph antiq. VIII, 5. contr. Apion. I. p. 1168. ed. Oberth.
3 Heeren II, 8.

Namen nach, der ſiebente Ithobal erbaute mehrere Städte in Phönicien und bevölkerte Auge in Afrika. Seine Tochter Jeſabel, das Weib Königs Ahab von Iſrael, iſt übel berüchtigt auf die Nachwelt gekommen. Mettinus oder Matgenus, der Enkel Ithobals, zeugte Pygmalion, Barka, Dido und Anna. Dido gerieth in Streit mit ihrem habſüchtigen Bruder, wanderte aus und gründete Karthago 880 Jahre vor Chriſtus, um die Zeit der Auflöſung des ältern aſſyriſchen Reiches und der Geſetzgebung Lykurgs. Cypern war damals ſchon den Phöniciern unterthan, Pygmalion erbaute Karpaſia auf dieſer Inſel. Ein hundert und ſechzig Jahre ſchweigt jetzt die Geſchichte, erſt ums Jahr 720 beginnen neue Nachrichten. Die Kittaier auf Cypern fielen unter Eluläus von den Phöniciern ab und riefen Salmanaſſar zu Hülfe, der jedoch bald Frieden ſchloß, entweder weil er anderwärts beſchäftigt war, oder weil er gegen die tyriſche Seemacht nichts auszurichten hoffte. Als ſich indeſſen bald nachher Sidon, Accon und andere phöniciſche Städte (der tyriſchen Oberleitung ungeduldig), empörten und den Neuaſſyrern ihre Schiffe anvertrauten, zogen dieſe zum zweiten Male herzu. Zwölf tyriſche Schiffe ſchlugen aber ſechzig feindliche, und die Einſchließung der Stadt ward, nachdem ſie fünf Jahre gewährt hatte, bei Salmanaſſars Tode aufgehoben[1].

Noch hundert Jahre blühte Tyrus in großem Wohlſtande, auch Sidon hatte ſich wieder gehoben; da brach in kurzem Zwiſchenraume doppeltes Unglück ein. König Apries von Aegypten eroberte und plünderte Sidon, und mehrere phöniciſche Städte, dann floh er von Nebukadnezar beſiegt und dieſer folgte nach Phönicien. Sidon ward von ihm gänzlich zerſtört, und Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung eingenommen. Der Eroberer fand aber nur die Stadt[2], denn Menſchen und Güter waren auf die ganz

1 Geſenius, Jeſaias 709—713.

2 600 Jahre vor Chriſtus. Die Inſelſtadt war wol ſchon vor der

nahe Inſel geflüchtet und ſtifteten daſelbſt Neutyrus, welches blühender als das alte und Sitz des damaligen Welthandels wurde. Phönicien blieb im Allgemeinen jedoch abhängig von den Neubabyloniern, bis es perſiſch ward.

In der Schlacht bei Salamis 480 Jahre vor Chriſtus finden wir Mapen den König von Tyrus und Tetramneſtus den König von Sidon, als bedeutende, ſehr geehrte Anführer in der perſiſchen Flotte. Um 350 vor Chriſtus heißt Sidon wieder die reichſte Stadt Phöniciens und verband ſich, wie wir ſpäter in der perſiſchen Geſchichte ſehen werden, mit Nectanebus von Aegypten gegen Artaxerxes Mnemon und Artaxerxes Ochus. Jener ſandte zwar unter Mentor 4000 Griechen, mit deren Hülfe die perſiſchen Feldherren Anfangs geſchlagen wurden, aber Ochus zog hierauf ſelbſt mit furchtbarer Macht herzu. Der König Tennes und Mentor verriethen jetzt die ſtark befeſtigte, mit allen Bedürfniſſen wohl verſehene Stadt aus Feigheit oder Habſucht an die Perſer, und die Sidonier (welche früher ihre Schiffe verbrannt hatten, damit Keiner der Flucht gedenke) verbrannten ſich nunmehr auch ſelbſt mit allen ihren Gütern. Ochus fand unter den Trümmern nur geſchmolzenes Metall als Beute und ließ den Tennes, als einen jetzt werthloſen und unbrauchbaren Verräther, hinrichten. Diejenigen Sidonier welche zur Zeit der Eroberung nicht gegenwärtig geweſen waren, bauten zwar nach der Rückkehr ihre Stadt wieder auf, Tyrus aber blieb Haupt Phöniciens bis auf Alexanders Zerſtörung; dann zog ſich der Handel nach Alexandrien, und jene Gegenden konnten bei ſolcher Umgeſtaltung der Weltverhältniſſe und bei ſteter Abhängigkeit von fremder, gewöhnlich despotiſcher Gewalt, nie die alte Bedeutung wieder gewinnen.

Phönicien war ſelbſt in jener früheren Zeit nicht ein Staat, ſondern eine Bundesrepublik mehrerer Städte, an deren Spitze gewöhnlich Tyrus ſtand. Gleiche Religion,

Belagerung angelegt, und ward nicht eingenommen. Ezechiel Kap. 26 und 29.

Bedürfniſſe und Zwecke hielten den Bund lange zuſammen, unbeſchadet jedoch der Verfaſſungen in den einzelnen Städten. Die Könige deren Erwähnung geſchieht, regierten nicht unbeſchränkt, ſondern obrigkeitliche Perſonen ſtanden ihnen zur Seite, und Suffeten auf wenige Jahre erwählt, traten oft an ihre Stelle. So zeigt ſich hier zuerſt eine, durch die ganze Weltgeſchichte beſtätigte Erſcheinung: daß Willkür und Tyrannei mit ausgebreitetem Handel unverträglich iſt. Von dem Augenblicke wo man der bloßen Macht das Recht gegenüber ſtellte, und an eine Leitung und Beſchränkung der Herrſchenden dachte, eröffnete ſich ein Weg zu ächter Freiheit, den Aſien faſt nie mit Beharrlichkeit und Erfolg betreten hat.

Lange ſchifften und handelten die Phönicier auf dem Mittelmeere ohne Nebenbuhler, und wußten ſo wenig vom Seekriege als von Landeroberungen. Aber ihnen bleibt der Ruhm der ſchönſten Eroberungen durch Pflanzorte; wohin ſie nur kamen, ſproßten (trotz des etwanigen Handelsgeiſtes) Bildung und Gewerbe empor. Hiezu trug bei, daß ihr Land beſchränkt und die Ausdehnung im Innern erſchwert war, vielleicht zwang auch der Einzug der Juden in Paläſtina Manchen zur Auswanderung: wenigſtens laſſen ſich viele Anſiedlungen in Böotien, Thaſos, Bithynien, Cilicien und Cephalonien am wahrſcheinlichſten auf dieſen Zeitpunkt zurückführen. Cypern gehörte den Phöniciern in äußerſt früher Zeit, in Rhodos, Kreta, Thaſos und den mehreſten Inſeln des Archipelagus verkehrten ſie ſchon vor Minos; und obgleich ſie ſpäter von den Griechen daraus verdrängt wurden, kauften dieſe von ihnen doch noch immer Räncherwerk, Purpur und Putzwaaren. Auf Sardinien und Sicilien hatten ſie Ruheörter, und Ablager für die wichtigere Fahrt nach Spanien. Größere Niederlaſſungen mochten auf jenen Inſeln und in Italien durch die Hellenen und Etrusker behindert werden; aber Tarteſſos, Gades, Karteia, Malakka, Hispalis u. ſ. w. entſtanden in Spanien durch ihren Fleiß. Gold, Silber — dies anfänglich dicht unter

der Erde, dann in Bergwerken — Zinn, Blei, Eiſen und Südfrüchte wurden daher geholt. Noch bedeutender erſcheinen ihre Anſiedlungen in Afrika: Karthago, Utika, Adrumetum, die beiden Leptis, Tanger u. ſ. w. welche ſämmtlich in freundſchaftlichem, nicht in unterthänigem, Verhältniſſe zu dem Mutterlande ſtanden. Auch im perſiſchen Meerbuſen, auf Tylos und Aradus, den Baharein-inſeln, fanden ſich wo nicht gar die Urſitze, doch Niederlaſſungen der Phönicier.

Wie ausgedehnt erſcheinen nicht ſchon dieſe Niederlaſſungen, und dennoch ging der Seehandel noch weit über dieſe hinaus. Die Phönicier holten Zinn aus den Kaſſiteriden, das heißt aus Britannien, und Bernſtein vielleicht von der preußiſchen Küſte[1]; ſie ſegelten bis zu den canariſchen Inſeln, von Elath und Eziongeber in die Südländer, aus dem perſiſchen Meerbuſen wol bis Ceylon und zu den indiſchen Küſten[2], ſie umſchifften endlich Afrika unter dem Könige Necho: — wenigſtens iſt, unſeres Erachtens, die von Herodotos darüber gegebene Nachricht ſo genau, daß ſie keineswegs widerlegt werden kann. Denn ob wir gleich um der Vermuthung willen, daß die Phönicier aus Handelsneid ihre Kenntniſſe von der Erde verheimlicht haben, mit Recht nicht zu gläubig über die beſtimmten Zeugniſſe hinausgehen ſollen; ſo dürfen wir doch noch weit weniger beſtimmt angegebene Thatſachen, aus künſtlichen Gründen hinwegläugnen.

Auch der Landhandel Phöniciens war beträchtlich: er ging über Petra und Leucecome nach dem glücklichen Arabien, und durch die Wüſten nach Gerra am perſiſchen Meerbuſen. Ueber Palmyra zogen die Karavanen bis Babylon,

1 Geläugnet von Voß Weltkunde XXXIII. Voigt Geſchichte Preußens I, 14, Löbell I, 561.

2 Sie holten z. B. aus Indien baumwollene Zeuge für Aegypten und das Abendland. Herod. I, 1. Schlegel, berliner Kalender 1829, S. 6. Derſelbe meint (S. 9 der Vorrede zu Prichards Mythologie) daß ſich der phöniciſche Handel ſelbſt bis China erſtreckt habe.

und mittelbarer Weiſe reichte der Verkehr durch Perſien vielleicht bis Tibet und Sina. Zimmt und Elfenbein lieferte Indien. Aus Armenien und den benachbarten Ländern erhielt man Sklaven und Pferde, aus dem nahen Paläſtina Getraide, Oel und Roſinen; aus Aegypten für Wein, Baumwolle und geſtickte Zeuge. Ja, ſo lebhaft war der Verkehr mit dieſem Lande, daß angeblich der vierte Theil der Einwohner von Memphis aus Phöniciern beſtand. — Ihre Webereien, wozu ſie die Wolle aus den arabiſchen und ſyriſchen Wüſten erhielten, waren bedeutend, ihre Glasfabriken berühmt, am berühmteſten aber ihre Purpurfärbereien. Man hatte neun einfache und fünf gemiſchte Purpurfarben; die Blaſe an dem Halſe zweier Arten von Muſcheln gab den Stoff. Eine dieſer Arten ward von Klippen und Felſen[1] losgebrochen, die andere fiſchte man mit Ködern aus der Tiefe des Meeres. Auch an den peloponneſiſchen, ſiciliſchen und britanniſchen Küſten finden ſich dieſe Muſcheln, nirgends aber ſo häufig und von ſolcher Trefflichkeit als an den ſyriſchen. — Die Schiffe der Phönicier waren gewöhnlich rund und mit weitem Bauche, damit man viel und bequem packen könne. Sie hatten zwei bis drei Ruderbänke und mehrere Steuerruder; man kannte den Gebrauch der Segel und vertraute der Leitung der Sterne.

Die Phönicier erhoben ſich nie (wie die benachbarten Hebräer) zum Glauben an einen einigen Gott, ſondern ihre Religion ſtand in genauem Zuſammenhang mit dem alten Naturdienſte[2], erlaubte Menſchenopfer und erinnerte an chaldäiſche und ägyptiſche Lehren. Sonne, Erde und Sterne, Männliches, Weibliches und Hermaphroditiſches, Kronos, Bal, Adonis und Oſiris, Juno, Aſtarte und Iſis wurden zuſammengeſtellt, gedeutet, verwechſelt, umgeſtaltet, und mit großen Naturerſcheinungen in enge Verbindung gebracht. Aus mancher Verwirrung der Begriffe

1 Plinius VIII, 36.

2 Creuzers Symbolik II, 7. Movers, die Phönicier.

und Geſtalten, traten allmälig beſtimmtere Perſönlichkeiten hervor. Melkarth, der tyriſche Herkules, mußte (unabhängig vom griechiſchen) bei dem ſeefahrenden Volke bald eine Hauptbeziehung auf die Schiffahrt bekommen. Neben den öffentlichen, gab es vielleicht geheime Lehren (die ſich bis nach Samothracien und Griechenland verbreiten mochten); ob ſie aber die ſehr mangelhaften religiöſen Ideen wirklich verbeſſerten und auf ein heiligeres Leben im Volke hinwirkten, iſt ſehr zu bezweifeln. — Die Phönicier waren im Beſitz mancher Handgriffe und Kenntniſſe, welche man als Vorbedingungen ſchöner Kunſt betrachten, zu dieſer (im höhern Sinne) ſcheinen ſie dagegen nach den vorhandenen Zeugniſſen und Denkmalen ſo wenig vorgedrungen zu ſeyn wie die Karthager.

Drei große Erfindungen werden gewöhnlich den Phöniciern zugeſchrieben, und ob ſich gleich ſehr viel gegen dieſe Annahme einwenden läßt, ſo räumen doch ſelbſt Zweifler die Vervollkommnung und den erweiterten Gebrauch des anders woher Ueberkommenen ein.

Erſtens, ſie ſtempelten zuerſt Metall: denn nicht immerdar und nur bei rohen Völkern, reicht Spielwerk zum Tauſche; ſobald dagegen Sachen häufig und anhaltend geſucht werden, iſt eine feſte Bezeichnung ihres Werthes unumgänglich nothwendig.

Zweitens, ſie erfanden die Rechenkunſt, oder brachten wenigſtens die mathematiſchen Kenntniſſe in mancher Beziehung auf eine höhere Stufe.

Drittens, die unvollſtändige Sachbezeichnung der Hieroglyphen ward beim Verkehr mit mehrern Völkern, beim Anhören verſchiedener Sprachen unbrauchbar; man mußte eine Bezeichnung der Töne haben und Taut, vielleicht der Name für die Weisheit überhaupt, erfand die Buchſtabenſchrift[1]. Von der öſtlichen Küſte des Mittelmeeres drang

[1] Andere laſſen die Buchſtabenſchrift aus den Hieroglyphen hervorgehen, und geben den Aegyptern und Phöniciern einen Antheil an der Fortbildung. Löbell I, 572.

ſie zu den Griechen und Abendländern, auch der größte Theil der aſiatiſchen und afrikaniſchen Schriftzüge iſt den phöniciſchen ähnlich.

Höchſt dürftig ſind unläugbar dieſe unſere Kenntniſſe von den Phöniciern; aber wenn man auch nur dies Wenige betrachtet, wer bewundert nicht den Geiſt und die Thätigkeit eines ſo kleinen Volkes, dem nur etwa zweihundert gevierte Meilen der Erdoberfläche gehörten; oder vielmehr, wer bewundert nicht den Geiſt und die Thätigkeit dieſer drei oder vier Städte von denen alles Rühmenswerthe ausging? Wie ſchwindet dagegen der Werth und die Bedeutſamkeit von unförmlichen in ſich nie lebendigen Reichen, deren Ausdehnung keineswegs Bildung erzeugte, ſondern faſt immerdar nur zerſtörte!

Digitized by Google

Neunte Vorleſung.

Die Perſer und Lyder.

Zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen, Chuſiſtan, der Wüſte Naubendigan und Karamanien, in einem großentheils hohen Berglande wohnten urſprünglich die Perſer, oder, wie ſie ſich früher ſelbſt nannten, die Artäer. Als aber Perſeus (ſo lautet die griechiſche Sage) zum Kepheus, dem Sohne des Belus gekommen war und deſſen Tochter Andromeda geheirathet hatte, zeugte er einen Sohn Perſes, nach welchem das Volk, ſtatt des ihm von den Hellenen beigelegten Namens Kephener, den neuern Namen der Perſer erhielt. Es war erſt von den Aſſyrern, dann von den Medern abhängig, und lebte in zehn, ſelbſt der Lebensart nach getrennten Stämmen: drei Stämme trieben Ackerbau, vier waren Hirten, drei edle Stämme ſtanden an der Spitze. In dem edelſten dieſer drei Stämme, den Paſargaden, galten die Achämeniden für die edelſte Familie.

Die Geſchichte der Perſer nach helleniſchen Quellen, ſchließt ſich insbeſondere an dieſe edleren Stämme und dieſe edelſte Familie an; davon ſind aber die Erzählungen der im funfzehnten Jahrhunderte lebenden neuperſiſchen Geſchichtſchreiber, des Mirkhond und ſeines Sohnes und Abkürzers Khondemir, faſt durchaus verſchieden. Wir haben hinreichende Gründe ſie den helleniſchen nachzuſetzen,

und ſelbſt die in der Zendaveſta enthaltenen ſicheren Nachrichten können wegen des Mangels an engerem geſchichtlichen Zuſammenhange, hier nicht in ihren zerſtreuten Bruchſtücken aufgeführt und geprüft werden [1].

Aſtyages, der König der Meder, ſo erzählt Herodotos [2], hatte eine Tochter Namens Mandane. Dieſe ſah er einſt im Traume ſo übermäßig piſſen, daß ſie ganz Aſien überſchwemmte: woraus die Mager dem Könige Gefahr von der Nachkommenſchaft ſeiner Tochter deuteten, und ihn vermochten ſie deshalb an Kambyſes, einen ruhigen Mann aus dem unterworfenen Volke der Perſer, zu vermählen. Bald nachher träumte dem Könige aber wiederum, es wachſe aus dem Schooße ſeiner Tochter ein Baum in die Höhe, der ganz Aſien beſchatte; — und über die Aehnlichkeit dieſer Anzeichen doppelt erſchreckt, befahl er dem Harpagus, einem ſeiner angeſehenſten Diener, daß er Cyrus, den neugebornen Sohn ſeiner Tochter, an ſich nehme und umbringe. Harpagus welcher einerſeits die Folgen einer ſolchen That fürchtete, andererſeits aber nicht wußte wie er den Befehl ganz umgehen ſollte, ergriff zuletzt den ſcheinbaren Mittelweg, das Kind einem Rinderhirten des Aſtyages zu geben, damit dieſer es in wilden Berggegenden ausſetze. Deſſen Weib war aber um dieſelbe Zeit mit einem todten Kinde niedergekommen, welches dem Harpagus anſtatt des Cyrus vorgezeigt, dieſer dagegen erhalten ward.

Im zehnten Jahre ſeines Alters wählten ihn die übrigen Knaben im Spiel zum Könige, und er züchtigte hiebei den Sohn eines vornehmen Meders, welcher ihm nicht gehorſamte, ſehr heftig. Als dieſe Sache dem Aſtyages bekannt ward, rechtfertigte ſich Cyrus vor ihm mit ſo viel Kühnheit und Verſtand, daß der König erſtaunte. Die

1 Von Zoroaſters Geſetzgebung ſiehe die vierzehnte Vorleſung.

2 So unbeglaubigt und ſagenhaft Vieles in dieſer Erzählung iſt, ſteht doch die des Xenophon der geſchichtlichen Wahrheit noch ferner, und auf die Abweichungen des Kteſias können wir der Kürze halber nicht eingehen.

Digitized by Google

Geſichtszüge des Knaben glichen denen der Mandane, das Alter ſtimmte mit dem des königlichen Enkels, kurz ſeine wahre Herkunft ward entdeckt, Aſtyages ſchien beruhigt, ja vergnügt, und Harpagus war hoch erfreut daß ſein Beſchluß einen ſo glücklichen Ausgang genommen hatte. Dieſe Freude verkehrte ſich aber in ſchreckliches Leid: denn der König ließ den Sohn des Harpagus in den Palaſt kommen und tödten, er lud hierauf den Vater zum Mahle. Unwiſſend aß dieſer von dem zubereiteten Fleiſche ſeines Kindes, verlor jedoch die Faſſung nicht als man den Deckel von einer Schüſſel hob, auf welcher Haupt, Hände und Füße des Knaben lagen, ſondern ſprach: was der König thut iſt vortrefflich! Als aber Cyrus, den man nach Perſien zu ſeinen Aeltern ſchickte, herangewachſen war, ſo ſandte ihm Harpagus heimlich einen Brief des Inhalts: „Sohn des Kambyſes, auf dich blicken die Götter, denn nie hätte dich ſonſt ſo viel Glück begleitet. Räche dich und mich an Aſtyages, berede die Perſer zum Aufruhr gegen die Meder; ich habe die Großen hier gewonnen, ſie werden dir anhangen." Cyrus verſammelte hierauf ſeine Perſer, ließ ſie am erſten Tage ſchwere Arbeit verrichten, am zweiten ſchmauſen und ſich ergötzen, und fragte: welche Lebensart ihnen am beſten gefiele? Als ſie ſich für die letzte erklärten, bewies er ihnen: daß ein Aufſtand gegen die Meder zur Herrſchaft, und die Herrſchaft zu jenen Genüſſen führen werde. Sie folgten ihm, Aſtyages ſtellte verblendet den Harpagus an die Spitze ſeines Heeres; es ward im Jahre 558 vor Chriſtus bei Paſargada geſchlagen[1] und der König gefangen. Ihm geſchah kein Leid, aber er tadelte laut den Harpagus, daß er um eines Kindes willen die Herrſchaft von den Medern auf die Perſer gebracht, und ſie nicht jenen erhalten habe, oder ſelbſt Herrſcher geworden ſey.

Um die Zeit des Unterganges vom mediſchen Reiche,

1 Diod. fragm. IX. p. 46. Bip.

ſechstehalbhundert Jahre vor Chriſtus, lebten zu beiden Seiten des kaspiſchen Meeres Hirtenvölker, in Meſopotamien herrſchten die Neubabylonier, deren Einfluß ſich bis zu den ſyriſchen Küſten erſtreckte (nur wenige phöniciſche Städte blieben unabhängig), in Kleinaſien war der lydiſche Staat bei weitem der mächtigſte. Gegen dieſen wandte ſich Cyrus zuerſt, und wir müſſen deſſen ſagenhafte Geſchichte hier einſchalten.

Von Lydus dem Sohn des Atys erhielt das Volk den Namen; auf die Herrſchaft der Atyaden folgte 505 Jahre lang die der Herakliden; Kandaules verlor ſie, etwa 720 Jahre vor Chriſtus, auf folgende Weiſe an Gyges einen Mermnaden. Jener hatte eine ſehr ſchöne Frau, welche aber allein zu bewundern dem eitel oder gleichgültig Geſinnten ſo wenig genügte, daß er von Gyges ſeinem angeſehenſten Diener verlangte, er ſolle ſich in dem Schlafgemache der Königinn verſtecken, ſie ſehen und erſtaunen. Dieſen Antrag ablehnend, bemerkte Gyges: es ſey löbliche Sitte der Vorfahren, daß jeder nur ſeine eigene Frau erblicke; da indeſſen der König auf ſeinem Willen beſtand, mußte er nachgeben. Beim Herausgehen aus dem Schlafgemach ward er von der Königinn bemerkt, ſie erfuhr von ihrem Gemahle den Vorgang und ſchien ruhig. Am andern Morgen ließ ſie aber Gyges rufen und erklärte ihm: „er müſſe entweder ſelbſt ſterben, oder ſie an Kandaules rächen und mit ihrer Hand die Herrſchaft erhalten.“ Gyges wählte das Letzte und tödtete den Kandaules im Schlafgemache; worüber ſich indeſſen das Volk ſehr unzufrieden bezeigte, bis ein Spruch des delphiſchen Orakels Gyges als König beſtätigte. Niemand achtete damals die hinzugefügte Drohung: daß die Herakliden an dem fünften Nachkommen des Gyges gerächt werden würden; dieſer fünfte Nachkomme war Kröſus, der Sohn des Alyattes [1]. — Das lydiſche Reich hatte ſich ſchon unter ſeinen Vorgängern

1 Um 571 v. Chr.

ſehr gehoben, und mit der durch ihn vollendeten Unterwerfung der griechiſchen Pflanzſtädte in Kleinaſien, erreichte es den Gipfel ſeiner Größe. Alle Völker dieſſeits des Halys (nur mit Ausnahme der Cilicier und Lycier) gehorchten den Lydern, Sardes blühte in großem Reichthum, und des Königs Schatz deutet ſprichwörtlich noch jetzt das größte Beſitzthum an.

Zu Kröſus kam Solon der Geſetzgeber Athens, und nachdem man ihm alle Pracht und allen Reichthum gezeigt hatte, ſagte der König: Atheniſcher Gaſtfreund, deine Weisheit iſt oft bei uns gerühmt worden, darum nenne mir den Menſchen, welcher dir bisher unter allen die du kennſt der Glücklichſte zu ſeyn ſchien? Solon antwortete: „Tellus, der Athener. Ihm wurden in glücklichen Zeiten ſeiner Vaterſtadt drei ſchöne und tapfere Söhne geboren, und er ſah noch wie dieſe ebenfalls alle Kinder bekamen, die am Leben blieben. Sein Tod war ſo glücklich als ſein Leben; denn er blieb in einem ſiegreichen Gefechte gegen die Eleuſiner, und ſeine Mitbürger begruben ihn mit großen Ehrenbezeigungen auf öffentliche Unkoſten.“ — Kröſus, verwundert daß Solon ihn ſelbſt nicht für den Glücklichſten halte, fragte weiter: wer nach Tellus der Glücklichſte ſey? überzeugt daß Solon ihm doch die zweite Stelle einräumen werde. Aber dieſer ſagte: „die Argiver Kleobis und Biton; ſie hatten hinreichendes Vermögen, eine außerordentliche Leibesſtärke, und wurden beide Sieger in den öffentlichen Kampfſpielen. Als ihre Mutter, Alters halber, nicht zu dem Feſte der Here gehen konnte und auch kein Geſpann bei der Hand war, ſo zogen ſie die Jünglinge nebſt dem Wagen fünfundvierzig Stadien weit, bis vor den Tempel. Da prieſen alle umherſtehenden Argiver die Stärke der Jünglinge, und die Argiverinnen prieſen ihre Mutter, daß ſie ſolche Kinder geboren habe! Dieſe aber, entzückt über die That und den Ruhm, bat die Göttinn ihren Söhnen zu verleihen, was dem Menſchen am zuträglichſten ſey. Sobald nun das Opfer und Gaſtmahl nach dieſem

Gebete beendigt war, ſchliefen die Jünglinge in dem Tempel ein und erwachten aus dieſem Schlafe nicht wieder. Die Argiver ließen Bildſäulen von ihnen verfertigen, und ſandten dieſe als Geſtalten trefflicher Menſchen zum Tempel des Gottes nach Delphi. — So gab Solon dem Kleobis und Biton die zweite Stelle in der Reihe der Glücklichen; Kröſus aber rief erzürnt aus: verachteſt du denn mein Glück ſo ganz und gar, atheniſcher Gaſtfreund, daß du mich hierin nicht einmal gemeinen Menſchen gleichſchätzeſt? und Solon erwiederte: „o König, alles Außerordentliche bringt Neid und Unruhe mit ſich, und von allen Tagen des menſchlichen Lebens iſt kein einziger dem anderen vollkommen gleich. Jetzo biſt du ungemein reich und ein König über viele Menſchen; allein ob glücklich, das kann ich erſt ſagen wenn ich vernehme, du habeſt dein Leben ſchön geendet. Wenn gleich der Reiche leichter eine Luſt befriedigt und leichter ein Unglück verſchmerzt als der Arme, ſo hat doch dieſer in ſeiner einfachen Lebensweiſe, in ſeiner Geſundheit, in ſeinen Kindern, weit bedeutendere Vorzüge: — aber ſogar der Arme kann erſt glücklich genannt werden, wenn er auf eine ſchöne Weiſe ſein Leben beſchließt. Bei allen Dingen muß man auf den Ausgang ſehen, denn oft ſandten die Götter auf das Glück, deſto größeres Unheil.“ — Kröſus hielt dieſe Rede für thöricht [1] und entließ Solon, ohne ferner einige Rückſicht auf ihn zu nehmen. Auch Aeſop der Fabeldichter tadelte dieſen, daß er nicht verſtehe den Königen das Lieblichſte zu ſagen. Wol aber — erwiederte Solon, ſo kurz als paſſend — das Löblichſte.

Bald nachher träumte dem Könige: der eine ſeiner Söhne Atys — denn der zweite war unglücklich gebildet und ſtumm — werde durch ein eiſernes Geſchoß umkommen; worauf er ſchnell dem kriegeriſchen Jünglinge eine

1 Wir halten die Abweichungen im Diog. Laert. und die Anekdote: daß Solon Hähne und Phaſanen ſchöner als Kröſus in ſeiner Pracht genannt habe, für unächt.

Frau gab und ſogleich alle Geſchoſſe von ihm entfernen ließ. Um dieſe Zeit floh Adraſt, ein Phrygier aus königlichem Geſchlechte, zu Kröſus, weil er unvorſetzlich ſeinen Bruder getödtet hatte. Der König reinigte ihn den heiligen Gebräuchen gemäß und ſprach: bleib bei mir als Freund; je leichter du dein Unglück trägſt, deſto mehr wirſt du dabei gewinnen. Atys aber, des Krieges und der Jagd gewohnt, war bekümmert über jene neue Lebensweiſe, und als Kröſus die Bitte der Myſer abſchlug: er möge ſeinen Sohn mit den Schaaren der Jünglinge und Hunde ſenden, um einen großen, Schaden bringenden Eber zu erlegen, ſo fragte der Jüngling klagend ſeinen Vater, warum er ihm alle Gelegenheit zu rühmlichen Thaten raube? Kröſus erzählte jetzt jenen Traum, wogegen Atys bewies: daß er bei der Jagd eines Ebers, der ſich mit Zähnen nicht mit Geſchoſſen vertheidige, keinesweges in Erfüllung gehen könne. Kröſus willigte hierauf in jenes Geſuch und bat den Adraſt, für die große Wohlthat welche er ihm erzeigt habe, des Jünglings Hüter zu ſein. Man zog aus zur Jagd und ſchloß das Thier ein; Adraſt warf den Wurfſpieß, fehlte, — und tödtete den Atys. Die Lyder trugen deſſen Leichnam zu Kröſus, von ferne folgte der Mörder und flehte den Tod von dem, laut über ſein Unglück jammernden König. Dennoch aber ſprach dieſer zu Adraſt: du biſt nicht Schuld, du biſt nur das Werkzeug der Götter die mir längſt dieſen Unfall verkündet haben! Er ließ den Atys feierlich begraben, und Adraſt (welcher ſeinen Bruder getödtet hatte, zum Mörder an dem Sohne ſeines Verſöhners geworden war und ſich für den unglücklichſten Menſchen auf Erden hielt) tödtete ſich, ſobald es um die Todesſtätte her von Menſchen ſtille ward, mit eigener Hand auf dem Grabhügel.

Zwei Jahre lang verſetzte der Tod des Atys den Kröſus in die tiefſte Trauer, da erhielt er Kunde daß ſein Schwäher Aſtyages und das mediſche Reich durch Cyrus geſtürzt ſey. Sogleich erforſchte er die Orakel, fand allein

das delphiſche wahrhaft, und beſchloß den Krieg, ob er gleich auf eine deshalb gethane Anfrage den ſehr zweideutigen Beſcheid erhielt: er werde ein großes Reich zerſtören. Nur Sandanis, ein kluger Lyder, widerrieth den Kampf mit einem armen und rohen Volke von dem nichts zu gewinnen ſei; er zeigte wie viel dagegen Kröſus und die Lyder zu verlieren hätten. Vergeblich; es kam zum Kriege. Das erſte in Pterien, unfern von Sinope vorfallende Treffen war unentſcheidend, worauf Kröſus beſchloß nach Sardes zurückzugehen um ſeine Bundesgenoſſen (denn allgemein war die Furcht vor der entſtehenden perſiſchen Macht), die Aegypter, Babylonier und Lacedämonier zu verſammeln. Anſtatt daß er nun bis zu deren Ankunft alle Vorſichts- und Vertheidigungsmaßregeln hätte verdoppeln ſollen, entließ er in der Meinung ſein Heer: Cyrus werde durch jenes erſte Treffen geſchreckt ſeyn und während des bevorſtehenden Winters nichts unternehmen. Seiner raſtloſen Thätigkeit gemäß, rückte dieſer aber ſchnell und gegen alle Erwartung vor, gewann im Jahre 546 vor Chriſtus eine große Schlacht in der Gegend von Sardes und begann die Belagerung dieſer Stadt. Am vierzehnten Tage erſtiegen die Perſer dieſelbe an der feſteſten, und deshalb am wenigſten bewachten Stelle. Schon war ein Söldner im Begriff den Kröſus zu tödten, als deſſen, bis auf dieſen Tag ſtummer Sohn, in entſetzlicher Angſt ausrief: Menſch, tödte den Kröſus nicht; — und von dieſem Tage an behielt er die Sprache.

Cyrus befahl, den gefangenen Kröſus auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen; da gedachte dieſer an Solons Worte, und rief ihn dreimal laut bei Namen. Hiedurch aufmerkſam gemacht, fragte Cyrus nach der Urſach dieſes Ausrufs, vernahm die frühern bedeutungsvollen Warnungen und ſchenkte nunmehr bewegt dem König nicht allein das Leben, ſondern hielt ihn auch ſeitdem in hohen Ehren. Die Lyder aber, ſchon früher weichlich, wurden durch liſtige Vorkehrungen der Sieger, welche keine kriegeriſchen Gegner

bilden und dulden wollten, allmälig immer üppiger und ausgelaſſener[1].

Nunmehr zog der König der Perſer gegen die mit Kröſus verbundenen Neubabylonier, ſchlug ſie, vermochte aber in langer Zeit die mit allen Bedürfniſſen verſehene wohl befeſtigte Stadt nicht einzunehmen. Da leitete er endlich den Euphrat ab, und während die Babylonier ſorglos noch Feſte feierten, waren die Perſer ſchon innerhalb der Mauern[2].

Vom perſiſchen Meerbuſen bis an den Jaxartes, war Aſien dem Cyrus unterworfen; jenſeits dieſes Fluſſes zur Rechten des Kaukaſus, wohnten unter ihrer Königinn Tomyris die Maſſageten, ein tapferes Hirtenvolk. Cyrus begehrte jene zum Weibe; eigennützige Abſichten ahndend wies ſie jedoch dieſen Antrag zurück, und der Krieg begann. Nachdem ſich die Maſſageten freiwillig zurückgezogen hatten, gingen die Perſer über den Strom, bereiteten ein köſtliches Mahl und verließen dann das Lager. Schnell eilten viele Maſſageten herzu, geführt von Spargapiſes dem Sohne der Königinn; ſie übernahmen ſich in Speiſe und Trank, wurden dann geſchlagen und jener gefangen. Sobald ihm Cyrus die Feſſeln abnehmen ließ, tödtete er ſich ſelbſt aus Scham und Verzweiflung. Dieſe Ereigniſſe minderten aber keineswegs den Muth der Maſſageten, ſondern erhöhten ihn im Gegentheil ſo ſehr, daß Cyrus die, in einer für ihn ungünſtigen Gegend gefochtene Hauptſchlacht gänzlich verlor, und ſelbſt in derſelben ums Leben kam. Die Königinn verfolgte dieſen Sieg nicht weiter, warf jedoch des Königs Haupt in einen Schlauch voll Menſchenblut, um ihn daran zu ſättigen und ihrem Sohne ein Sühnopfer zu bringen. — So erzählt Herodotos; nach Kteſias[3] dagegen war Cyrus mit Aſtyages nicht verwandt

1 Athen. XII, 515.

2 538 v. Chr. .

3 Kteſias bei Photius 107—111.

und blieb in einem Kriege gegen die Saker; in Xenophons philoſophiſchem Romane geſchieht der außerordentlichen Begebenheiten ſeiner Jugend keine Erwähnung, es iſt von keiner Empörung gegen die Meder die Rede; ſondern Cyrus folgt ſeinem Oheim Kyaxares, der nach Aſtyages König geworden war, ruhig in der Regierung, erobert Babylon und Lydien, und ſtirbt nach trefflichen innern Einrichtungen auf ſeinem Bette.

Kambyſes, des Cyrus Sohn, beſtieg den Thron 530 Jahre vor Chriſtus. Er ſandte Boten an den König Amaſis von Aegypten und hielt um deſſen Tochter an; dieſer aber fürchtete daß Kambyſes ſie nur als Beiſchläferinn behandeln würde, und ſchickte deshalb Nitetis[1] die Tochter des vorigen Königs Apries nach Perſien. Dieſer Betrug ward entdeckt und Kambyſes rüſtete nunmehr wider Aegypten, verband ſich mit einem Könige der Araber welcher ihm Waſſer in die ſyriſche Wüſte ſchickte, und erreichte ſo nebſt ſeinem Heere ohne Unfall den peluſiſchen Arm des Nils. Hier erſt ſtellte ſich ihm Pſammenitus, der Sohn des mittlerweile verſtorbenen Königs Amaſis entgegen, ward jedoch, zum Theil durch den Verrath des Komphabes, geſchlagen und floh gen Memphis. Anfangs widerſtanden die Einwohner dieſer Stadt mit großem Muthe, und tödteten die vom Kambyſes wegen der Uebergabe an ſie abgeſchickten Herolde. Später erlagen ſie der Uebermacht[2] und das königlich perſiſche Gericht beſchloß nunmehr: es ſollten für jeden von den Aegyptern getödteten Perſer, zehn Aegypter ſterben. Pſammenitus ſah ſeine Söhne nebſt 2000 andern Aegyptern, mit Stricken um den Hals und Gebiſſen im Munde, den Weg des Todes gehen; er ſah ſeine Tochter mit andern Sklavinnen Waſſer holen, und ſchwieg und weinte nicht. Endlich erblickte er auch

1 Athen. XIII, 560, welcher Nitetis nach Dinon und Lynceas, für des Kambyſes Mutter ausgiebt.

2 525 Jahre v. Chr.

einen alten Trinkgenoſſen, der all ſein Gut verloren hatte und bettelte; da ſchrie er laut auf und weinte bitterlich. Kambyſes, hievon unterrichtet, wußte ſich dies Thun nicht zu erklären, und befragt erwiederte Pſammenitus: das Unglück welches mein eigenes Haus traf, war für jeden Jammer zu groß, aber das Schickſal meines Gefährten, der nach dem Beſitze ſo großer Reichthümer an der Schwelle des Alters in Armuth und Mangel verſank, iſt der Thränen werth. Jeder Perſer, ſelbſt Kambyſes war bewegt; er wollte die Söhne des Pſammenitus am Leben erhalten, allein der Befehl kam zu ſpät. Dem Vater geſchah jetzt kein Leid; als er aber ſpäter einen Aufruhr angeſtiftet hatte und dies entdeckt wurde, mußte er Stierblut trinken und ſtarb.

Die Libyer, Barkäer und Cyrenäer unterwarfen ſich jetzo freiwillig dem Kambyſes; die Karthager, Ammonier und Aethioper, wollte er dagegen mit Heeresmacht bezwingen. Allein die erſten ſicherte ihre Entfernung und die Weigerung der Phönicier Schiffe gegen ihre Tochterſtadt herzugeben; die gegen Ammonium ausgeſandte Macht fand ihren Untergang in den Sandwüſten [1]; die Aethiopen endlich antworteten den perſiſchen Geſandten: ſie möchten den Göttern danken, daß dieſe es den Aethiopen nicht in den Sinn gelegt hätten, fremde Völker zu unterjochen. Uebereilt, und keineswegs mit Lebensmitteln hinreichend verſehen, zog Kambyſes gegen die Aethiopen, aber eine gräßliche Hungersnoth zwang ihn, ohne daß er ſeinen Zweck erreichte, nach Memphis zurückzukehren.

Hier ließ er voller Zorn den Leichnam des Amaſis ſchlagen, verſtümmeln, und gegen perſiſche und ägyptiſche Sitten verbrennen; er ließ die obrigkeitlichen Perſonen in Memphis hinrichten, weil er wähnte man habe die Feſte, welche wegen der Erſcheinung des Apis gefeiert wurden,

1 Noch jetzt verſchütten Sandſtürme Karavanen von mehreren tauſend Menſchen. Ritter I, 397.

aus Freude über das Mißlingen ſeines Zuges gegen die Aethiopen angeſtellt. Dann befahl er den Prieſtern, den Apis vorzuführen und wollte ihm das Schwert in den Leib ſtoßen, traf indeſſen nur deſſen Schenkel und rief aus: „Elende, habt ihr ſolche Götter von Fleiſch und Blut, die durch das Eiſen verletzbar ſind? Dieſer Gott iſt der Aegypter würdig, mich aber ſoll man damit nicht zum Beſten haben!“ Die Prieſter wurden gepeitſcht, und jedem der das Feſt feierte, der Tod angedroht. Apis ſtarb an ſeiner Wunde. Für dieſen Frevel, ſagten die Aegypter, träfen den Kambyſes die furchtbaren Strafen des Himmels.

So träumte er ſein Bruder Smerdis (welchen er nach Perſien zurückgeſandt hatte, weil außer ihm kein Perſer einen großen zum Hohn von den Aethiopen überſchickten Bogen ſpannen konnte) ſäße auf dem königlichen Throne, und berühre mit ſeinem Haupte den Himmel. Voller Furcht ſandte er deshalb den Prexaspes nach Suſa, und ließ jenen tödten, während er, alle perſiſchen Sitten ſchamlos übertretend, ſeine Schweſtern heirathete. Einſt ſtreifte die jüngere bei Tiſche einen Lattigſtengel ab, und fragte dann den König: ob er ihm ſo, oder unverſehrt beſſer geſiele. Unverſehrt, antwortete jener; und doch, fügte dieſe hinzu, haſt du das Haus des Cyrus dieſem Lattigſtengel ähnlich gemacht und es ſeiner Blätter beraubt! Bald nachher ließ Kambyſes einen jungen Hund und einen jungen Löwen kämpfen; im Augenblicke als der Löwe ſiegen wollte, zerriß der Bruder des Hundes ſeine Kette, kam dieſem zu Hülfe und vereint bezwangen ſie den Löwen. Da brach jene Schweſter und Gemahlinn des Kambyſes in Thränen aus, und ſprach: ſo fand Smerdis weder Hülfe noch einen Rächer! Der König aber gerieth in Wuth, und trat die Schwangere ſo mit Füßen, daß ſie zu früh gebar und ſtarb.

Prexaspes, ſprach ein ander Mal Kambyſes, für was für einen Mann halten mich die Perſer und wie ſprechen ſie über mich? — Herr, antwortete jener, ſie erheben Alles

was du thuſt mit großem Lobe, und ſagen nur, du ſeyſt dem Weine zu ſehr ergeben. Du ſollſt, entgegnete der König, ſelbſt erfahren daß ſie die Unwahrheit reden, denn wenn ich deinen Sohn dort auf dem Vorplatze mitten ins Herz treffe, ſo haben ſie offenbar gelogen. Er traf das Kind, und ließ die Wunde aufſchneiden; man fand den Pfeil mitten im Herzen. Prexaspes aber, der ſich fürchtete, ſprach: ein Gott ſelbſt vermag nicht ſo ſchön zu treffen! Bald nach dieſer That ließ der König ohne allen Grund zwölf der vornehmſten Perſer hinrichten; er wüthete gegen Alle ohne Unterſchied Da wagte endlich Kröſus, einem dem Cyrus gegebenen Verſprechen gemäß, ihm ernſtlich einzureden; aber Kambyſes fragte höhniſch: wie er, der ſich ſelbſt nicht rathen gekonnt, Andere belehren wolle? Schon war er im Begriff ihn zu erſchießen, als Kröſus entfloh und von den Dienern gegen den Befehl des Königs am Leben erhalten ward, weil ſie vermutheten, er möge in ruhigern Stunden nach ihm fragen und ſie dafür belohnen, daß jener noch am Leben geblieben. So geſchahs, Kambyſes fragte nach dem Kröſus, freute ſich über deſſen Erhaltung, ließ aber diejenigen tödten, welche ſeinem Befehle nicht Gehorſam geleiſtet hatten.

Um dieſe Zeit kamen Herolde aus Perſien nach Aegypten und verkündeten, daß niemand mehr dem Kambyſes ſondern dem Smerdis gehorchen ſolle. Der König vermuthete, Prexaspes habe ihn betrogen und ſeinen Bruder nicht getödtet; allein dieſer wußte ihm glaublich zu machen, daß die Empörung von dem Oberaufſeher des königlichen Palaſtes dem Mager Patizeithes und von deſſen Bruder herrühre, welcher auch Smerdis hieß und dem Sohne des Cyrus ſehr ähnlich war. Schnell wollte jetzo Kambyſes mit dem Heere nach Suſa aufbrechen, indem er aber zu Pferde ſtieg, ging der Beſchlag ſeiner Degenſcheide los, er verletzte ſich an derſelben Stelle wo er den Apis getroffen, und ſtarb an der Wunde 522 Jahre vor Chriſtus. Vorher hatte er die edelſten Perſer von der Urſache der Ermordung

des Smerdis, und von dem Zuſammenhange der Empörung unterrichtet, und jeden feierlich beſchwören laſſen, nicht zuzugeben daß die Herrſchaft von den Perſern wieder auf die Meder zurückfalle. Nach dem Tode des Königs behauptete aber Prexaspes aus Furcht, er habe den Smerdis nicht ermordet, und der Mager herrſchte nunmehr unter deſſen Namen ruhig acht Monate lang. Da ſchöpfte Otanes, ein vornehmer Perſer, zuerſt neuen Verdacht und entdeckte durch ſeine unter den Frauen im Palaſte befindliche Tochter Phädime, daß dem Mager (der ſich nirgends öffentlich ſehen ließ) die Ohren fehlten, welche ihm Cyrus eines frühern Verbrechens halber hatte abſchneiden laſſen. Otanes theilte dieſe Entdeckung ſechs der edelſten Perſer mit, welche einſtimmig beſchloſſen die Herrſchaft der Mager zu ſtürzen: nur wollte Otanes noch zögern und Vorkehrungen treffen, Darius des Hyſtaspes Sohn dagegen, dieſen Vorſatz auf der Stelle ausführen. Die letzte Meinung überwog. Schon waren die Verbündeten auf dem Wege zum Palaſte, als ſie vernahmen: Prexaspes ſey durch die Mager beredet worden allen verſammelten Perſern zu bezeugen, daß der ächte Smerdis noch am Leben ſey und herrſche; ſtatt deſſen aber habe er ſich ſelbſt des Mordes angeſchuldigt, den Betrug der Mager verkündigt, und dann vom Söller hinabgeſtürzt. Otanes drang jetzt von Neuem darauf man ſolle den weiteren Erfolg abwarten, allein des Darius beſchleunigende Meinung ſiegte nochmals. Unbehindert kamen die Verſchwornen bis in das Zimmer der Mager, welche ſich anfangs zur Wehre ſetzten, zuletzt aber beide getödtet wurden. So bald das Volk von dieſen Verhältniſſen und von dieſer That hörte, ermordete es alle anderen Mager die aufzufinden waren.

Nach dieſem zweiten Sturze der mediſchen Herrſchaft überlegten die Verbündeten, welche Verfaſſung dem Reiche zu geben ſey; wobei Otanes für die Demokratie, Megabyzus für die Ariſtokratie und Darius für die Monarchie ſtimmte. Die letzte Meinung gewann die meiſten Stimmen

und man beſchloß daß derjenige von den Genoſſen König ſeyn ſolle, deſſen Pferd bei Sonnenaufgang zuerſt wiehere. Durch die Liſt ſeines Stallmeiſters Oebares beſtieg Darius, der Sohn des Hyſtaspes, den Thron 521 Jahre vor Chriſtus und heirathete, neben andern Frauen, zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft zwei Töchter des Cyrus. Die Geſchichte ſeiner Feldzüge und ſeiner Staatseinrichtungen, wird beſſer nach dem erſten Abſchnitte der helleniſchen Geſchichte erzählt.

Zehnte Vorleſung.

Griechen.

Die älteſte Geſchichte Griechenlands verliert ſich wie die Geſchichte aller Völker in mythiſches Dunkel; ſchriftliche Quellen fehlen, und die einzelnen Angaben ſpäteren Urſprungs, laſſen ſich ſchwer zu einem überſichtlichen Ganzen verbinden. Stand doch anfangs ſelbſt die Erde, der Grund und Boden nicht feſt, auf dem die Hellenen auftraten und wirkten. Gewiß nämlich war der Pontus, das ſchwarze Meer, früher geſchloſſen; mit dem Durchbruche ſeiner Fluthen zerriſſen Land und Küſten, und es entſtand erſt die Inſelwelt des ägeiſchen Meeres. Ehe ſich der Peneus bei Tempe einen Ausgang eröffnete, war das fruchtbare Theſſalien ein Binnenſee; und ſo haben die Sagen von ogygiſchen Ueberſchwemmungen und andern großen Naturveränderungen, ohne Zweifel einen geſchichtlichen Grund. Zuletzt waren ſie dem Lande vortheilhaft geweſen, und hatten deſſen Bildungsfähigkeit erhöht.

Zwiſchen Kleinaſien, Aegypten und Italien lag Griechenland in einer höchſt glücklichen Mitte; im Norden ſchützten hohe Bergketten, nach allen anderen Seiten die Meere. Doch blieben dieſe den Griechen keineswegs blos Mittel der Trennung und Abſonderung, ſondern weit mehr der Verbindung und Gemeinſchaft, und der in dem kleinen

Lande natürliche Mangel an Flüſſen, ward dadurch reichlich erſetzt, daß das Meer überall umkreiſete, überall hineingriff und unzählige Buchten und Buſen bildete[1]. Obgleich das ganze Land (die Quantitäten entſcheiden keineswegs allein) nur etwa 1100 Geviertmeilen groß und der Boden keineswegs überall fruchtbar war, half der glückliche Himmelsſtrich nach, und die mannigfachſte Abwechſelung des Landes begründete nicht blos deſſen Schönheit, ſondern reizte auch zur verſchiedenartigſten Thätigkeit. — Dies Lob des griechiſchen Landes und Himmels ließe ſich (wie es oft geſchehen) noch weit ausſpinnen, und in der That darf man davon keineswegs ganz hinwegſehen wenn die Geſchichte der Hellenen begreiflich werden ſoll; daß aber die Grade der Länge und Breite, die Höhe der Berge und die Anmuth der Thäler, daß Buſen und Buchten nicht allein entſcheiden, nicht allein den Menſchen erheben oder erniedrigen, das beweiſet Griechenland ſeit zweitauſend Jahren. Nach ſo herrlichem, fröhlichem Leben, welch lange Grablegung, und noch immer keine ungetrübte Hoffnung eines ächten Auferſtehens aus innerer Lebenskraft!

Die erſten Einwohner kamen nach Griechenland theils zu Lande über Thracien, theils zu Waſſer aus Phönicien und Aegypten. Beide Arten der Ankömmlinge konnte man, da ſie aus der Ferne anlangten, der Urbedeutung[2] des Wortes nach Pelasger nennen, und nicht unwahrſcheinlich ſind Stämme verſchiedener Art unter dieſem Namen begriffen worden. Jener Landeinwanderungen gab es mehrere, und ſie waren um ſo leichter und natürlicher weil damals noch keine feſten Anſiedlungen ſtattfanden. Jahrhunderte lang ſehen wir Stämme in Griechenland auf- und abziehen, wodurch die Fragen über deren Urſitze und den Gang der Bewegungen ſehr verwickelt, ja unlösbar

1 Hellas hat 720 Meilen Küſte, Italien nur 580, Frankreich 275. Schömann antiquitates juris publici Graecorum 17, 18.

2 Herrmann über Behandlung der Mythologie 58.

werden. Mit Beiſeitſetzung mancher daher entſtehenden Zweifel und Streitigkeiten, genüge es, das was uns am wahrſcheinlichſten geſchienen, ohne Anmaßung in wenig Worten darzulegen.

Deutlich unterſcheidet man zwei Stämme[1]: die gewöhnlich und vorzugsweiſe ſo genannten Pelasger, und die Hellenen. Jene traten zuerſt im Peloponneſos auf; da ſich aber nicht erweiſen läßt daß ſie zu Waſſer dahin gekommen ſind, ſo möchten wir uns für eine Landeinwanderung von Norden her erklären[2]. Gewiß verbreiteten ſie ſich allmälig faſt über ganz Griechenland und blieben lange am mächtigſten. Ob ſie aber (wie einige Schriftſteller behaupten) anfangs in keiner eigentlich ſtaatsrechtlichen Verbindung ſtanden, ja nicht einmal den Ackerbau kannten, oder ob ſie (wie uralte großartige Bauwerke zu beweiſen ſcheinen) einen höheren Grad von Bildung beſaßen: bleibt unentſchieden und unvereinbar, wenn man nicht verſchiedene Zeiträume ſondert, nicht den Namen Pelasger für mehrere nur im Allgemeinen gleichartige Stämme gelten läßt, oder eine große Verſchiedenheit der Bildung unter den Einzelnen, oder unter Führern und Geführten annimmt. Daß die Pelasger aus Aſien abſtammen und manches Morgenländiſche und Prieſterliche mitbrachten, iſt vermuthet worden; daß unter ihnen eine förmliche Prieſterherrſchaft ſtattgefunden habe, und im Vergleiche mit ihren tiefſinnigen Kenntniſſen und großen Geheimniſſen, alle ſpätere griechiſche Bildung faſt nur als Ausartung erſcheinen müſſe, iſt geſchichtlich nicht zu erweiſen. — Eben ſo

1 Bruchſtücke über die Thraker, Minyer, Leleger, Kaukonen u. ſ. w., können hier nicht mitgetheilt und geprüft werden. Siehe Wachsmuth I, 54.

2 Herbert Marsh Horae pelasgicae. Heyne Comment. Gotting. 1770, 84; 1785, 20. Herod. I, 56. Diod. V, 80; IV, 113. Strabo V, 21; VII, 327; IX, 444; XIII, 620. Dionys. Antiq. I, 17. etc. Die Pelasger finden ſich ſchon 1800 Jahre vor Chriſtus in Griechenland und Italien. Schöll Literaturgeſchichte I, 5.

wenig läßt ſich unwiderſprechlich ausmitteln, wann pelasgiſche Pflanzer unter ihren angeblichen Führern Oenotrus und Peucetius nach Italien, und um wie viel ſpäter andere unter Pelasgus dem zweiten, Phthius u. ſ. w. nach Theſſalien gezogen ſind. Zu den Nachkommen jenes zweiten Pelasgus rechnete man auch Theſſalus und Gräcus, und leitete davon die Namen der Theſſaler und Griechen her.

Der zweite, anfangs ſchwächere Stamm welcher den Namen der Hellenen erhielt, findet ſich, ungewiß woher, zuerſt in Phocis um den Parnaß. Naturbegebenheiten ſowie die perſönliche und dichteriſche Größe einzelner Anführer (ſo des Achilleus), mögen ſeine Macht und Bedeutſamkeit unerwartet ſchnell gehoben haben. Wenigſtens zog, der Sage nach, Deukalion des Prometheus Sohn, als König der Lapithen, Kureten und Leleger (etwa 1550 Jahre vor Chriſtus) nach Theſſalien, und zwang die Pelasger zu neuen Auswanderungen. Sie begaben ſich nach Kreta, Kleinaſien, Epirus und Italien; nur um den Olymp und Oſſa blieben pelasgiſche Reſte, und aus Arkadien wurden ſie niemals vertrieben. — Die Pelasger und Hellenen waren keineswegs durchaus verſchiedene Volksſtämme, ſie redeten keineswegs ganz verſchiedene Sprachen. Das Pelasgiſche war vielmehr wol nur die ältere Sprachweiſe, und wenn es ſich in Attika und anderwärts in Helleniſches verwandelte, ſo kann man darunter ſchwerlich eine — kaum bei gänzlicher Unterjochung und Vertreibung mögliche — Grundveränderung der Sprache verſtehen, ſondern nur einen Wechſel der Mundarten, ſowie z. B. die Niederſachſen hochdeutſch reden lernten[1]. Im Allgemeinen läßt ſich behaupten daß alle Forſchungen über die Pelasger zu keinen ſichern Ergebniſſen führen, und jede beſtimmte Aeußerung ſich von anderem Standpunkte aus, wieder beſtreiten läßt[2].

1 Strabo (Buch 8 im Anfange) nimmt deshalb nur eine griechiſche Sprache an, mit zwei Hauptdialekten, dem doriſch-äoliſchen und ioniſchen.

2 Daher ſagt Grote (History of Greece II, 346): if any man

Die Entgegenſetzung der Pelasger und Hellenen war ſchwerlich allgemeiner und größer, als die ſpätere der Dorer und Joner, welche beide der Sage nach mit der Familie Deukalions[1] in engſter Verbindung ſtanden. Dieſe Familie iſt ohne Zweifel mythiſch, jedoch in ſo fern von Wichtigkeit für die helleniſche Geſchichte, als man herkömmlich die meiſten Namen und Abtheilungen, die meiſten Familien und Stämme der heroiſchen Zeit an dieſelbe anreihte; ja ſogar jene verſchiedenen und entgegengeſetzten Bildungsformen, welche bis in die ſpäteſte Zeit auf Wort und That den größten Einfluß hatten, darauf zurückführte. Mögen all die mit Namen aufgeführten Perſonen Erzeugniſſe der Dichtung ſeyn, ſo bringt doch ihre Umdeutung in Begriffe, der Wahrheit nicht näher, und zu jeder größeren fortſchreitenden Entwickelung gehören Einzelne und Volksmaſſen.

Zwei Söhne (ſo lautet die Sage) wurden dem Deukalion geboren, Hellen und Amphiktyon. Dieſer ging über den Oeta, ward König der epiknemidiſchen Lokrer, und angeblich auch eine Zeitlang König von Athen. Hellen herrſchte in Phthiotis und ſein, oder ſeines Stammes Name ward — jedoch erſt nach Homer — allgemeiner Name des Volks. Er hatte drei Söhne, Aeolus, Xuthus und Dorus. Der erſte herrſchte in Phthiotis und auf ihn folgten Achäus des Xuthus Sohn, hierauf Myrmidon, Aktor, Peleus, Achill. Die Aeolier verbreiteten ſich theils im weſtlichen Griechenland, in Akarnanien, Aetolien u. ſ. w.; theils ſandten ſie Kolonien nach Kleinaſien, theils verſchmolzen ſie mit den Dorern.

Als Dorus, Hellens zweiter Sohn, von dem euböiſchen Volke der Perrhäber aus Heſtiäotis vertrieben ward,

is inclined to call the unknown anti-Hellenic period of Greece by the name of Pelasgic, it is open to him to do so; but this is a name carrying with it no assured predicates, noway enlarging our insight into real history etc.

1 Etwa 1500 Jahre vor Chriſtus.

ging ein Theil der Seinen unter Tektamus (von welchem König Minos abſtammen ſoll) nach Kreta; Andere zogen nach Macedonien, noch Andere kehrten über den Oeta zurück und erbauten in Doris vier Städte. Die Bedeutſamkeit der Dorer wuchs, als ſie mit den Herakliden den Peloponneſos eroberten.

Xuthus, Hellens dritter Sohn, hatte bald nach ſeines Vaters Tode vor den Brüdern nach Attika entfliehen müſſen, und heirathete Kreuſa des Erechtheus Tochter. Jon, der eine ſeiner Söhne, entwich aber vor Erechtheus Söhnen nach Aegialea im Peloponneſos, welches itzt den Namen Jonia erhielt. Achäus, des Xuthus zweiter Sohn, herrſchte eine Zeitlang in Phthiotis[1], ſeine Nachkommen und Genoſſen wanderten aber zum Peloponneſos, ſetzten ſich anfangs in den Beſitz von Argos und Mycene, und gründeten ſpäter, nach dem Einfall der Herakliden, die zwölf achäiſchen Städte auf der Nordküſte des Landes. Dadurch ſahen ſich die Joner genöthigt nach Attika zurückzukehren, welches Land ſeitdem ihr Hauptſitz blieb. Vom Jahre 1500 bis 1300 vor Chriſtus dauerten die mannigfaltigen Wanderungen dieſer Perſonen, oder dieſer Stämme, oder dieſer an einzelne Führer ſich anſchließenden Stämme[2].

Noch dürftiger und ungewiſſer als die vorſtehenden Nachrichten, ſind (zufolge ſcharfſinniger Unterſuchungen) die Sagen von den, übers Meer[3] nach Griechenland gekommenen Anſiedlern. Dieſe brachten (ſo erzählt man) Keime höherer Bildung und manche nützliche Kenntniß mit, ſie wirkten auf die wilderen Stämme und wurden andererſeits von dieſen vielleicht geſtählt und angefeuert. Gewiß

1 Pausan. Achaia. Conon bei Photius 438.

2 Der Name Griechen (γραικοι, Graeci) ward ihnen zuerſt von den Italern gegeben und ſoll von Gräkos, einem Sohne des Theſſalus herrühren.

3 Müller's Orchomenos und Dorer. Schnitzler in Schölls Literaturgeſchichte I, 40.

iſt Natur, Weſen, Bildung, Sprache der Griechen ganz und gar nicht phöniciſch, oder ägyptiſch; ſo daß die Einwirkung einzelner Einwanderungen nur kann gering geweſen ſeyn.

Die gewöhnlichen Berichte lauten wie folgt: Inachus, ein Aegypter[1] oder Phönicier, gründete mehr als 1800 Jahre vor Chriſtus den Staat von Argos, ſein Sohn Aegialeus den Staat von Mycene. Dieſer Anfangspunkt iſt ganz mythiſch, und die bloßen Namen der angeblich auf ſie folgenden Könige, führen auch noch nicht zu ächter Geſchichte.

Zu Folge einer zweiten, Jahrhunderte ſpäter erſt ausgebildeten Sage, kam Cecrops etwa 1550 Jahre vor Chriſtus aus Sais nach Akte, dem hohen Uferlande. Er fand daſelbſt in Höhlen wohnende, von Seeräubern beunruhigte Pelasger, ſammelte ſie in zwölf Flecken, und führte ſtatt wechſelnder Befriedigung der Luſt[2], feſte Ehen unter ihnen ein. Der Ackerbau, die Pflege des Oelbaums begann erſt um dieſe Zeit; man erbaute Schiffe zur Sicherung der Küſten. Cecropia, die Burg von Athen, ließ noch nicht die künftige Größe der Stadt ahnen; aber indem der Areopagus zur Strafe des Mordes geſtiftet, der erſte dem Zeus geweihte Altar errichtet ward, legte man einen feſten Grund zu ächt menſchlicher Bildung. Fünf Jahrhunderte lang herrſchten Könige über Athen, da war das Volk reif für die Freiheit. Später ſagt Platon[3], dieſen Sagen widerſprechend: ſo edel und frei iſt der Sinn dieſer Stadt, und ſo kräftig und geſund und von Natur die Barbaren haſſend, weil wir ganz rein helleniſch ſind und unvermiſcht mit Barbaren. Denn kein Pelops und Kadmus, oder Aegyptus und Danaus, oder

1 In Aeſchylos Schutzflehenden heißt es:
der Nil und Inachos nähren nicht ein gleich Geſchlecht.

2 Athen. XIII. 556. Aristoph. Plutus 773.

3 Menexenos 245. Eben ſo nennt Euripides (Jon 29) die Athener Autochthonen.

ſonſt Andere die von Natur Barbaren und nur durch das Geſetz Hellenen ſind, wohnen mit uns, ſondern als reine Hellenen nicht als Miſchlinge wohnen wir hier.

Kadmus, Agenors Sohn aus Phönicien, landete funfzig Jahre ſpäter als Cecrops an den griechiſchen Küſten und erbaute Kadmeia die Burg der ſpätern Stadt Theben. Zum Theil vertrieb er die nicht zahlreichen ältern Einwohner dieſer Gegend, zum Theil vereinigte er ſie mit den Seinen; oder es entſtanden auch beſondere Staaten, wie Orchomenos und Platää. Mit Kadmus ſoll Kenntniß des Gebrauchs der Metalle, Kenntniß der Buchſtaben nach Hellas gekommen ſeyn. Manche gaben Dionyſos für ſeinen Enkel aus und ſagten (das Ungewiſſe, Uralte, an eine Perſon knüpfend), er habe die Schiffahrt begünſtigt und Religionsgebräuche auf dem Kithäron eingeführt.

Faſt gleichzeitig mit der Niederlaſſung des Kadmus in Böotien vertrieb Danaus aus Chemmis in Aegypten (einer Sage zu Folge, Seſoſtris Bruder) den Stamm des Inachus aus Argos[1]. Seine Nachkommen waren Könige von Argos, Mycene und Tiryuth; Perſeus und Herkules gehörten zu dem gewaltigen Geſchlechte der Danaer. Dennoch mußten ſie eine Zeitlang den, angeblich aus Myſien eingewanderten Pelopiden weichen, deren furchtbare Größe den Dichtern Stoff zu vielfachen Darſtellungen gab.

Von jenen Urvölkern, von dieſen Anſiedlern haben wir ſelbſt nach dem trojaniſchen Kriege noch keine ächte zuſammenhängende Geſchichte. Es vermiſchen ſich Volks-, Stamm-, Landes-, Geſchlechts- und Heldenſagen, und die Mythen über Weltbildung, Götterzeugung, Naturkunde,

1 Joseph. contra Apion. I, 1164. Man hat die Vertreibung der Hykſos mit Koloniſationen in Verbindung gebracht; dann könnte man indeß eher vermuthen daß jene, ſemitiſchen Stammes, ſich nach Griechenland begeben hätten, als daß Aegypter nach dem Wiedergewinnen ihres Vaterlandes ſich in die Fremde begaben. Dies entſcheidet aber freilich nichts über das Auswandern einzelner, weggedrängter Familien. Movers Phönicier 46.

Sternkunde, treten damit in ſo vielfache Wechſelverhältniſſe[1], daß ſich der Reichthum der Andeutungen außerordentlich vermehrt, Anordnung und Erklärung aber doppelt ſchwierig wird. Einzelne Begebenheiten, Unternehmungen, Helden, leuchten jedoch voll tiefer Bedeutung aus jener dunkeln Nacht hervor, und ſo wie die Fantaſie aus einzelnen Sternen das Sternenbild zuſammenſetzt, ſo müſſen wir uns in jene Zeiten hinüber träumen, denken und dichten. Durch die Dichtung iſt das Herrlichſte aus jenen Grundzügen geſtaltet; an die Dichter muß man verweiſen als an die beſten Erläuterer und Bildner der gegebenen, oft nur ſcheinbar geſchichtlichen, eigentlich mythiſchen Nachrichten[2].

So erblicken wir am fernen Rande des Geſichtskreiſes die hehre Geſtalt des Königs **Minos** von Kreta. Er war (ſo lauten die vielleicht auf Mehrere zu vertheilenden Lobſprüche)[3] ein gerechter und ernſter Richter, er verbeſſerte die geſelligen Verhältniſſe, vertilgte die kariſchen und phöniciſchen Seeräuber, beſchützte die Kaufleute und begründete die helleniſche Sprache.

Phrixus und ſeine Schweſter Helle, Kinder des Athamas aus Orchomenos, ſchifften, ſo lautet eine andere Erzählung) bis zum ſchwarzen Meere. Helle ertrank und gab dem Hellespont den Namen, auch Phrixus kehrte nicht wieder; aber es verbreiteten ſich wunderbare Sagen von jenem unwirthbaren Meere[4], von dem Reichthume der anliegenden Länder, und der Raubſucht und Grauſamkeit der Einwohner.

Theils das Angedenken an dieſe Sagen, theils der

1 Heyne de Castoris epochis in Comm. Gotting. zu 1770 und 1771.

2 Καθόλου μὲν γὰρ ἐν ταῖς ἱστορουμέναις μυθολογίαις, οὐκ ἐκ παντὸς τρόπου πικρῶς τὴν ἀλήθειαν ἐξεταστέον. Diod. IV, 8, u. 44.

3 Siehe jedoch die Gründe für einen Minos in St. Croix sur les gouvernem. fédératifs. S. 334. Höckh Kreta II, 46.

4 Πόντος ἄξενος.

dem Menſchen inwohnende Trieb, das Ferne, Unbekannte zu erforſchen, mochten (angeblich 1250 Jahre vor Chriſtus) den größern Verein der Argonauten herbeiführen, welcher den helleniſchen Blicken die Erde bis zum Phaſis eröffnete. Jaſon, Sohn des Aeſon Fürſten von Jolkus, ſtand an der Spitze der Unternehmung. Pelias, ſein Oheim, beförderte ſie in der Hoffnung, daß ſich der Neffe dadurch Verderben bereiten werde. Aber alle griechiſchen Helden verbanden ſich mit Jaſon, und unbekümmert um die Zeitrechnung nennen die Dichter den Peleus, Orpheus, Herkules, Kaſtor, Pollux, Theſeus u. ſ. w. unter den Argonauten[1].

Argo hieß das Schiff entweder zu Ehren des Erbauers, oder ſeiner Schnelligkeit wegen; es war größer als man bis dahin eins geſehen, und hielt mehrere Stürme glücklich aus. Man erreichte Kolchis, wo Aeetes herrſchte, welcher mit der Tochter ſeines Bruders Perſes, Hekate (nachdem dieſe ihren Vater vergiftet und ihn geheirathet) zwei Töchter erzeugt hatte. Circe berüchtigt wegen grauſamer Zauberei, Medea, von nicht geringerer Einſicht aber beſſerer Geſinnung. Dieſe widerſetzte ſich dem ſchändlichen Gebrauche alle Fremden zu tödten, ward deshalb von ihrem Vater verfolgt, floh zu dem Tempel des Helios am Meere und fand hier die landenden Hellenen. Jaſon verſprach ſie zu heirathen und nie zu verſtoßen, wenn ſie ihm das, im Tempel des Mars aufgehangene, von Drachen bewachte goldene Vließ verſchaffe. Es geſchah; Aeetes, welcher die Hellenen hierauf angriff, ward mit den Seinen erſchlagen, und Medea geleitete die Argonauten nach Hellas. Hier fand Jaſon ſeinen Vater und ſeinen Bruder durch Pelias ermordet, ſeine Mutter hatte ſich aus Verzweiflung ſelbſt das Leben genommen; und itzt, da Alle faſt die Hoffnung aufgaben den mächtigen König zu beſiegen und zu beſtrafen, ermuthigte nur Medea und verſprach Hülfe durch

1 Diodor IV, 40.

Zaubermittel. Kunſtvoll gab ſie ihrem Körper den Schein hohen Alters, eilte zu Pelias, verkündete ihm Dianens Befehl ihn zu verjüngen und nahm, zum Beweiſe der Wahrheit ihrer Rede, durch Bäder das Alter von ſich ſelbſt hinweg. Noch blieben Zweifel, da zerſchnitt ſie einen Widder, kochte die Theile und ließ ihn als Lamm wieder hervorgehn. Nunmehr vertrauten Pelias Töchter Medeas Zauberkünſten und erſchlugen ihren Vater; nur Alceſtis wagte nicht Hand an ihn zu legen. Während aber jene Unglücklichen vergeblich des Vaters Verjüngung erwarteten, gab Medea Feuerzeichen von der Zinne, Jaſon eilte mit den Seinen zur Stadt, ſiegte und herrſchte. Zehn Jahre lang war ſein Glück ungeſtört, Medea gebar ihm hoffnungsvolle Kinder und der Ruhm ſeiner Thaten verbreitete ſich über ganz Hellas; da verblendete ihm ein Gott den Sinn, daß er ſein, an Medea gegebenes Wort brach, Glauke, Kreons Tochter in Korinth heirathete, und jener befahl unverzüglich die Stadt zu verlaſſen. In der Raſerei des Schmerzes und der Rachſucht ermordete Medea jetzo ihre Kinder bis auf eins, und erregte durch Zaubermittel im Palaſte einen unauslöſchlichen Brand, durch welchen auch Glauke und Kreon umkamen. Jaſon, der Alles verloren hatte was ihm das Leben werth machte, tödtete ſich ſelbſt, und Medea floh in ferne unbekannte Gegenden.

Noch mehr Heldenthaten, aber weniger Verbrechen als auf Jaſons Namen, hat die Dichtung auf den Namen des Herkules gehäuft, und in ihm ein Ideal menſchlicher Vollkommenheit zum Heile der Menſchen, jedoch nicht ohne menſchliche Fehler, dargeſtellt. Jedes Volk, das eine Heldenzeit hatte, hat ſeinen Herkules[1], aber der Reichthum helleniſcher Dichtung überglänzt auch hier die Armuth der andern. Ja dieſer Reichthum wird dadurch noch größer daß gewiß weder die geſchichtliche, noch die phyſikaliſche,

1 Diod. IV, 8; Cic. de nat. Deor. III, 16. Buttmann, Mythos des Herkules.

Digitized by Google

noch die ſittliche Deutung und Auslegung, ganz zurückgewieſen werden darf; ſondern jede bis auf einen gewiſſen Punkt wohlbegründet iſt, Sagen von Perſonen, von Stämmen und Völkern durcheinander verwachſen ſind. Wir können hier nur ohne Deutung an dieſe Sagen erinnern.

Zu dreifacher Länge dehnte ſich nach des Zeus Befehl die Nacht, als er das letztemal einer Sterblichen ſeine Liebe ſchenkte und mit Alkmenen, der Enkelin des Perſeus, in der Geſtalt Amphitryons ihres Gemahls, den Herkules zeugte[1]. Die Herrſchaft über die Perſiden hatte Jupiters Wort dem Kinde zugeſprochen, wenn es an dieſem beſtimmten Tage geboren werde; da hielt Juno eiferſüchtig die Geburt durch Ilithyia auf, und Euryſtheus, der Brudersſohn Amphitryons, kam eher zur Welt. Erſchreckt über Junos Eiferſucht, ſetzte Alkmene ihren Sohn aus, allein durch Zufall fand ihn die Göttinn und reichte ihm die Bruſt. So gewaltig ſog aber das Kind daß ſie es vor Schmerz hinwarf, Minerva brachte es jedoch der Mutter zurück. Schlangen nahten itzt auf Junos Geheiß der Wiege, der Knabe erdrückte ſie ohne Mühe. Später mußte Amphitryon eines unverſchuldeten Mordes wegen aus Tiryntḥ nach Theben fliehen, welche Stadt den Minyern zinsbar war; Herkules, nunmehr zum Jüngling herangewachſen, verband ſich mit den andern Thebanern, beſiegte die Minyer und tödtete ihren König Erginos. Beſorgt über den wachſenden Ruhm des Jünglings rief ihn Euryſtheus zurück, welche neue Abhängigkeit ihm aber ſo drückend erſchien daß er in tiefe Schwermuth verfiel, bis ihm ein Orakel verkündete: für zwölf vom Euryſtheus auferlegte Arbeiten, ſollte ihm nach dem Willen des Zeus die Unſterblichkeit zu Theil werden. Er erwürgte hierauf den nemeiſchen Löwen[2], beſiegte die hundertköpfige lernäiſche

1 Ueber die doppelte Natur des Herkules, die göttliche und menſchliche, Lucians Todtengeſpräche 16.

2 Diodor. III, 37. Eurip. Herc. furens 352.

Schlange, fing lebendig den erymantiſchen Eber, erjagte den Hirſch mit goldenem Geweih, vertrieb die Vögel aus den ſtymphaliſchen Sümpfen, reinigte den Stall des Augias, erbeutete die menſchenfreſſenden Stuten des Thraciers Diomedes, gewann den Gürtel der Amazonenköniginn Hippolyta, bezwang den dreileibigen Geryon, bändigte den Cerberus, und erbeutete die von Drachen bewachten goldenen Aepfel der Hesperiden. Nicht minder berühmt als dieſe zwölf Arbeiten, welche an den Lauf der Sonne durch die Zeichen des Thierkreiſes erinnern, ſind die von ihm freiwillig unternommenen und vollführten Thaten: der Streit mit den Centauren, die Befreiung des Prometheus, der Zug nach Kolchis, die Eroberung Iliums, der Sieg über den Ringer Antäus in Afrika, über den die Fremden mordenden König Buſiris in Aegypten[1], über Kakus, der ihm in Italien die Heerden heimlich geraubt, über Eryx den König von Sicilien u. ſ. w. Von Kleinaſien bis zu den von ihm benannten Säulen, liegt kein Land das nicht den Sagen zu Folge, ſeine wohlthätige oder furchtbare Macht erfahren hätte. Der Held, welchen kein Feind bezwingen gekonnt, fand den Tod durch die Liebe. Dejanira ſein Weib, ſandte ihm einen Mantel, als Zaubermittel daß er der Liebe zu Iole, Eurytus Tochter, vergeſſe und ihr ewig treu bliebe. So rieth ihr Neſſus der Centaur, als Herkules ihn erſchoß, weil er Dejaniren Gewalt anthun wollte. Jener Mantel war mit ſeinem Blute getränkt, das Blut aber durch Herkules Pfeil vergiftet. Kaum fühlte dieſer den unſäglichen Schmerz, ſo erkannte er den unabwendbaren Untergang. Auf dem Oeta häufte er ſich einen Scheiterhaufen, Blitze entzündeten ihn und ſo verbrannte er ſich ſelbſt und ſtieg in den Flammen zum Himmel empor; denn man fand keine Spur ſeiner Ueberreſte, als das Feuer verloſchen war. Dejanira tödtete ſich in unermeß-

1 Nach Iſokrates 378 lebte zwar Buſiris 200 Jahre vor Herkules, aber bei Mythen kommts auf ein Paar Jahrhunderte nicht an.

lichem Schmerze über ihre That; aber in den Königen von Sparta blühte Jahrhunderte hindurch allberühmt des Herkules Geschlecht [1].

Solch Glück ward nicht dem Hause des Kadmus zu Theil: wer kennt nicht die verhängnißvolle Geschichte des Oedipus! In der Jugend von den eigenen Aeltern zum Tode bestimmt, wunderbar gerettet zu größeren Leiden, unbewußt Mörder seines Vaters, Mann seiner Mutter, Unheil jeder Art herbeiziehend [2] über die Vaterstadt, der Söhne Wuth und Wechselmord: und dennoch in all dem Gräuel, des Oedipus mildseliges Hinscheiden in dem Haine der Eumeniden, und die himmelsreine Vater- und Bruderliebe der edelen Antigone.

So war Kraft, ja wilde frevelnde Kraft in Hellas, und die Helden welche Unbilden an einer Stelle vertilgten, begingen sie an der zweiten; aber manche Mittel zur Milderung der Sitten konnten allmälig Eingang gewinnen, da die ursprünglichen Tugenden des menschlichen Herzens nicht fehlten.

Sänger bekamen Einfluß, die Blutrache ward selten, Flehende fanden Schutz, Fremde gastliche Aufnahme [3], der Eid galt selbst den Göttern für heilig; und so wie auf Herkules Namen alle Heldenthaten übertragen sind, so wurden dem Dädalus alle künstlerischen Erfindungen jener Zeit zugeschrieben. Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt trieb man emsiger als vorher, und das Volk sammelte sich schon in den Städten. Erbliche Oberhäupter waren Anführer im Kriege und Richter im Frieden, mit größerer oder geringerer Gewalt nach Maßgabe der äußeren Verhältnisse und der inneren Anlagen.

Jetzt, etwa 1180 Jahre vor Christus, vereinigte der

1 Allerdings sind aber die Genealogien unzuverlässig.

2 1210 Jahre vor Christus.

3 Isocr. Paneg. 60. Hesiod. Theog. 792. Heyne opusc. I, 207.

größte Mann ſeiner Zeit[1], Agamemnon, Atreus Sohn, König von Argos, die Griechen zum erſten großen gemeinſamen Unternehmen gegen Ilium; angeblich weil Paris der Sohn des Priamus, Helena, die Gemahlinn ſeines Bruders Menelaos geraubt hatte und ihre Rückſendung den Geſandten abgeſchlagen ward. Schon früher hatten ähnliche Beleidigungen Einzelner von Seiten der Aſiaten und Europäer ſtattgefunden; ſpäter erſt entſtand ein allgemeiner Gegenſatz der Lebensweiſe, Verfaſſungen und aller Beſtrebungen. So ſollen Phönicier Io, die Tochter des Königs von Argos, nach helleniſchen Berichten geraubt haben, jene behaupten dagegen, ſie ſey ihnen freiwillig gefolgt; Hellenen raubten Europa die Tochter des Königs von Tyrus, Jaſon führte dagegen Medea aus Kolchis hinweg; des Herkules feindlicher Zug gegen Ilium iſt ſchon erwähnt worden.

Dem trojaniſchen Kriege liegt gewiß eine geſchichtliche Thatſache zum Grunde, obgleich die Gränzen des Wahren und Erfundenen ſich nicht genau nachweiſen laſſen.

Für Agamemnon und Menelaos verſammelten ſich (ſo wird erzählt) an 100,000 Menſchen, und ſegelten auf 1200 unbedeckten Schiffen von Aulis in Böotien nach Kleinaſien. Steine dienten ſtatt der Anker, die Ruderer kämpften zugleich, der Streitwagen (nicht der Reiterei) geſchieht Erwähnung. Für Lebensmittel war nur auf kurze Zeit geſorgt, und mehr wol als durch Raub und Plünderung, gewann man durch eigenes Säen und Aernten. Tiefe Graben dienten zum Schutze des Lagers und der erbauten Hütten, mannichfaltig waren die Waffen zum Angriff, Keulen, Schleudern, Bogen, Pfeile und ſichelförmige Schwerter; zur Bedeckung dagegen Helme, Bruſtharniſche und Beinſchienen aus Kupfer, Eiſen und Häuten. In Linien rückte man an, dann folgten gewöhnlich einzelne Kämpfe. Von der Belagerungskunſt verſtand man faſt Nichts; deshalb ward Ilium erſt in zehn Jahren

[1] Isocr. Panathen. 418.

erobert, Stadt und Gegend verwüſtet, Güter und Menſchen aber ohne Milde geraubt und hinweggeführt[1]. — Man kannte zur Zeit des Homer ſchon ſorgfältigen Ackerbau, Garten-, Wein- und Oelbau, Metallarbeiten und manche künſtleriſche Beſchäftigung.

Auf die Reiche der Pelopiden Agamemnon und Menelaos machte nach Euryſtheus Tode der verdrängte Stamm des Herkules Anſpruch. Zuerſt, ſo lauten die Sagen, hatte Hyllus des letzten Sohn, in Verbindung mit Epalius dem Könige von Doris ſchon vor dem trojaniſchen Kriege einen Angriff auf den Peloponneſos gewagt, aber er blieb im Zweikampfe gegen den König Echenus von Tegea, den Tochtermann des Tyndarus, und die Herakliden mußten ſich verpflichten binnen funfzig Jahren das Land nicht zu betreten. In dieſer Zwiſchenzeit ward Ilium zerſtört, Agamemnon von Klyſtemneſtra ſeinem Weibe, dieſe nebſt ihrem Buhlen Aegiſtheus von Oreſtes ermordet. So große Zerrüttung bewegte die Herakliden zu wiederholten, aber immer erfolgloſen Verſuchen ihr angebliches Erbtheil zu gewinnen; endlich, ums Jahr 1100, drangen ſie, verbunden mit den Dorern und dem Aetoler Oxylus (der eines unwillkürlichen Mordes halber aus Elis vertrieben war) von der korinthiſchen Landenge und dem ägäiſchen Meere her, wirklich in den Peloponneſos ein. Nachdem ſie einmal hier feſten Fuß gewonnen hatten, war der Erfolg über alle Erwartung groß; wozu indeſſen nicht allein die Tapferkeit und das Anſehen der Herakliden, ſondern eben ſo ſehr die Uneinigkeit der entgegenſtehenden Fürſten und Völker, geſchickt geſchloſſene, ſpäter nicht gehaltene Verträge, und der Ueberfluß unangebauten Landes beitrugen. So eroberten ſie Aegialea, zerſtörten die pelopidiſche Herrſchaft in Argos, Mycene, Sicyon, Korinth und Lacedämon, und gewannen Neſtors Reich in Meſſene und Elis. Nur in Arkadien erhielt ſich Cypſelus durch Verheirathung ſeiner

1 Pausan. Corinth. c. 18. Arcadia c. 5.

Tochter an den Herakliden Kresphontes. Die Achäer [1] zogen unter Tiſamenes dem Sohne des Oreſtes zur Nordküſte des Peloponneſos, ſtifteten hier einen Bundesſtaat von zwölf Ortſchaften und nannten das Land ſtatt Aegialea oder Jonia, nunmehr Achaia: die verdrängten Joner wanderten, wie bereits erzählt ward, nach Attika. Ihnen folgte Melanthus aus Meſſenien, erlegte im Zweikampf den böotiſchen König Xanthus, und erhielt das Scepter des feigen Thymötes von Athen. Die Eleer blieben in ihren Wohnſitzen und vermiſchten ſich mit den eingewanderten Dorern; wogegen die Aeoler erſt unter Penthilus bis Thracien zogen, dann unter deſſen Söhnen über den Hellespont in die nach ihnen benannte Landſchaft Aeolis. Später, zur Zeit der erſten lebenslänglichen Archonten, ſegelten auch Joner aus Attika, unter Neleus, Androkles und andern Häuptern nach Kleinaſien, vertrieben Pelasger, Leleger und Karier, und ſtifteten dort die ioniſchen Städte und Freiſtaaten. Auch die Dorer, welche Kodrus von Attika zurückgeſchlagen hatte, ſandten jetzt Pflanzbürger nach Kreta, Sicilien, Kleinaſien und Rhodus.

Von den ſieben Reichen welche ſich allmälig durch dieſe Umwälzungen im Peloponneſos bildeten, waren zwei nicht heraklidiſch: Achaia nämlich ward pelopidiſch und Arkadien blieb pelasgiſch, in fünf Landſchaften herrſchten dagegen die Nachkommen des Herkules. Es kam

1) Elis, an Oxylus den Aetoler, einen Verwandten der Herakliden [2].

2) Argos, Mycene und Sicyon, an Temenos.

3) Meſſene, an deſſen Bruder Kresphontes.

4) Korinth, welches bisher äoliſch geweſen, an Aletes; deſſen Nachkommen bis auf die Zeit des Cypſelus, löblich und nicht ohne alle republikaniſchen Formen den öffentlichen Angelegenheiten vorſtanden [3].

1 Pausan. Achaia c. 1—2.

2 Pausan. V, 3.

3 Diodor. fragm. lib. VII.

5) Sparta endlich kam an die Söhne des Ariſtodemos, die Zwillingsbrüder Euryſtheus und Prokles.

Mit dieſer Einwanderung der Herakliden in den Peloponneſos beginnt freilich noch keine ununterbrochene Geſchichte; wol aber entwickeln ſich ſeitdem einzelne höchſt wichtige, und nicht wieder verſchwindende Grundzüge des Helleniſchen.

Erſtens, verdrängten die doriſchen Einwanderer gebildetere Stämme, was die Fortſchritte bedeutend ſtörte und aufhielt. Andererſeits ward es aber nur dadurch möglich, daß ſich der vielſeitige Gegenſatz, doriſcher und joniſcher Bildung zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit gleichmäßig entwickelte. In Sparta und Athen ſehen wir die Krone und den Gipfel der beiden Richtungen, und es wäre unpaſſend das, was den Inhalt faſt der ganzen griechiſchen Geſchichte ausmacht, hier in wenig Worten erſchöpfend ſchildern zu wollen.

Zweitens, die lange Abweſenheit der Könige während des trojaniſchen Krieges, und die nach ihrer Rückkehr in den meiſten herrſchenden Familien eintretende Zerrüttung [1], ſchwächten ihre, ohnehin ſchon früher in mannigfacher Weiſe beſchränkte Macht; und da keine überragende perſönliche Größe, kein neu auftretendes Geſchlecht, Liebe oder Furcht erweckte, oder für eine gemeinſame große Unternehmung begeiſterte, ſo wuchs die Neigung für die republikaniſchen Verfaſſungen von Tage zu Tage, und die Alleinherrſchaften gingen allmälig (in Theben, Athen, Argos, Sycion, Phocis, Arkadien u. ſ. w.) zu Grunde [2]. Ueberhaupt erſcheint dieſe, oft bis zu böſen Auswüchſen geſteigerte Liebe und Begeiſterung für perſönliche Unabhängigkeit und ſtaatsrechtliche Freiheit, als einer der aus-

1 Die älteſten Verhältniſſe des Königthums bleiben zum Theil in Dunkel gehüllt, ſo des Odyſſeus zu ſeinem Vater, der Erbrechte, Abfindungen, Ausweiſungen u. dergl.

2 Manſo über Begründung der Demokratie in den griechiſchen Staaten. Breslau 1800.

gezeichnetſten Züge des helleniſchen Volkscharakters. Freilich hemmte das eintretende Oligarchiſche lange Zeit noch mehr, als vorher das Monarchiſche, es ſtand nicht ſogleich eine beſtimmte Verfaſſung fertig da, man wechſelte und änderte häufig und Manches verunglückte; allein ſelbſt dies Verſuchen war nöthig, um einen deſto größeren Reichthum von Ideen und Erfahrungen bei dieſem geiſtreichen Volke zu entwickeln. Auch waren die Griechen, als ſie dieſe ſtaatsrechtlichen Bahnen betraten, nicht durch eine lange aſiatiſche Tyrannei abgeſchwächt und an Leib und Seele zerbrochen; ſondern ſo weit vorgebildet daß ſie zum Bewußtſeyn ihrer Kraft und der ihnen obliegenden höheren Aufgaben kamen. Die Freiheit trieb die Verfaſſungen hervor, und dieſe wirkten wieder zurück auf die Freiheit.

Lange Zeit bewahrte die innere Eigenthümlichkeit der einzelnen Verfaſſungen vor der Auflöſung in größere Reiche, und die Natur ſchien durch geographiſche Scheidungen, durch zahlloſe Meerbuſen und mannigfache Bergzüge, zur Entſtehung ſo vieler ſelbſtändigen, einzelnen Staaten mitzuwirken. — Jede Stadt hatte in Hellas eine reichere Geſchichte als anderswo ganze Kaiſerthümer, und nirgends wird, ſo wie hier, die Erbärmlichkeit derjenigen Geſchichtſchreiber offenbar, welche alle Größe nur nach einem äußeren, räumlichen Maßſtabe abmeſſen. Das Gebiet von Sparta war nur etwa vierzehn Meilen lang und neune breit, Attika funfzehn Meilen lang und ſechſe breit, die Landſchaft von Korinth nur viere lang und zweie breit. Ganz Hellas erſcheint, jener Anſicht zufolge, noch nicht groß genug einen der höheren Staatsbeamten neuerer Reiche zu beſchäftigen; und warum ſollte man das, was Einer auf eine Weiſe ordnen könne, von Unzähligen auf hunderterlei Weiſe verſuchen laſſen? — Die Griechen glaubten nun aber einmal nicht daran, daß Einer für Alle denken und handeln könne und ſolle; oder daß da wahres Leben ſey wo alles über einen Leiſten geſchlagen, und das

Unſcheinbare, zur Gleichheit Hinabgezwängte, als neu Organiſirtes geprieſen wird!

Manche Landſchaft bildete in Hellas einen einzigen Staat, wie Attika und Lakonien; andere waren ein Inbegriff mehrerer Staaten, wie Böotien, Achaia, Arkadien: — entweder mit gleichen Rechten ohne Beeinträchtigung örtlicher Einrichtungen, wie bei dem freiwilligen Bunde der Achäer; oder in abhängigeren Verhältniſſen und mit Anſprüchen auf Oberleitung, wie ſie z. B. Theben oft machte und behauptete.

Allerdings entſprang aus dieſen zahlreichen Sonderungen, aus dieſer übertriebenen Neigung zu einer völligen (mithin in vieler Beziehung ſchwächenden) Unabhängigkeit, die große Gefahr daß die Einheit des geſammten Volkes und die Theilnahme für Nationalanſichten und Zwecke zu ſehr verſchwinden werde; wenn aber Griechenland auch leider nicht immer bei Krieg und Streit einig und mächtig daſtand, ſo bildet doch das Helleniſche in einem geiſtigeren Sinne (durch Sprache, Literatur und Kunſt) für alle Zeiten ein unbezwingliches und unverwüſtliches Ganzes.

Zur Entwickelung dieſes geiſtigen Ganzen, zu häufiger Verſöhnung des äußerlich in Gegenſatz Tretenden, wirkten vor allem Anderen die Volksfeſte und Spiele, der Bund der Amphiktyonen, die Religion und die Orakel.

Unter den großen Spielen verdienen (mit Uebergehung örtlicher Feſte) hier beſondere Erwähnung: die zu Nemea in Argolis und die Iſthmiſchen bei Korinth zu Ehren des Poſeidon (beide alle zwei Jahre gefeiert) und die vierjährigen Pythiſchen auf den kriſſäiſchen Feldern bei Delphi zu Ehren des Apollon; — bei weitem die feierlichſten und wichtigſten waren aber die Olympiſchen.

Der Sage nach ſtiftete ſie Herkules; wahrſcheinlicher iſt es daß ſie Iphitus nach einer geraumen, durch die Uneinigkeit zwiſchen den Dorern und Ionern entſtandenen Unterbrechung, einem Orakelſpruche gemäß wieder herſtellte. Die Zählung nach vierjährigen Olympiaden fand jedoch

erſt 110 Jahre ſpäter [1], ſeit dem Jahre 776 vor Chriſtus ſtatt. Fünf Tage lang dauerten dieſe Spiele um die Zeit des Vollmondes nach der Sommerſonnenwende; ſie begannen und ſchloſſen mit Opfern, welche man dem Zeus darbrachte. Ein allgemeiner Waffenſtillſtand oder Gottesfriede trat für die Landſchaft Elis, ſowie für alle theilnehmenden Staaten auf die Dauer der Feier ein; jeder Hellene von unbeſcholtenem Rufe mochte an den fünffachen Kämpfen, dem Springen und Werfen, dem Fuß- und Wagenrennen, dem Ringen und Fauſtkampfe Theil nehmen. Durch das Loos paarte man die Kämpfenden, und die unmittelbare Belohnung beſtand nur in einem Kranze von Oelzweigen: aber Lobgeſänge, Bildſäulen, Belohnungen in der Heimath, Vorſitz in öffentlichen Verſammlungen u. ſ. w. erhöhten den Preis dergeſtalt, daß er eher zu groß als zu klein erſcheinen könnte [2]. Ob man gleich körperliche Geſchicklichkeit ſo übte und ehrte, verſchmähte man dennoch, menſchlich geſinnt, blutige Fechterkämpfe; ob man gleich den Sinn für körperliche Schönheit mehr als irgendwo ausbildete, ſo fehlte es doch deshalb nicht an Aufregungen anderer Art. Die pythiſchen Wettkämpfe richteten ſich urſprünglich auf Muſik und Dichtkunſt, und wenn hier allmälig körperliche Uebungen hinzutraten, ſo verſchmähte man auch anderwärts nicht das Geiſtigere [3]. Pindars erhabene Lyrik fand hier überall Boden und Veranlaſſung, Herodots Vorleſungen befeuerten, der Sage nach, in Olympia das Volk und den Jüngling Thucydides, und viele der ſchönſten Kunſtwerke bezogen ſich auf die olympiſchen Spiele und Siege. An dieſem allgemeinen Pilgerorte ward der Grund gelegt zu vielfachen, innigen Verbindungen, hier

1 Pausan. Eliac. c. 4, 8.

2 Ueber die unermeßliche Zahl der Kunſtwerke in Olympia, ſiehe Pauſanias, Elis.

3 Die iſthmiſchen Spiele umfaßten ſpäter auch Malerei und ſchöne Redekunſt in Proſa und Poeſie. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer 249.

fand der mannigfaltigſte Austauſch von Ideen ſtatt; und was in Nemea, Delphi, Korinth und Olympia ganz Hellas begeiſterte[1], ſuchte jede irgend bedeutende Stadt ſo viel als möglich in ihren Mauern nachzuahmen und zu wiederholen.

Wenngleich Eigenliebe, Feſtluſt, Ruhmſucht u. dergl. hier auch mitgewirkt haben mögen, müßten wir doch daran erinnern daß die menſchlich milderen Hellenen, niemals gleich den härteren Römern blutige Fechterkämpfe duldeten, oder gar bewunderten; wir dürfen dem Iſokrates beiſtimmen, wenn er ſagt: Mit Recht werden diejenigen gelobt[2], welche jene berühmten Verſammlungen angeordnet haben, indem ſie die Sitte unter uns einführten, daß wir gleichſam als Verbündete (mit Beiſeitſetzung aller Feindſchaft) zuſammenkommen, daß wir, durch gemeinſchaftliche Gelübde und Opfer uns unſerer Verwandtſchaft erinnernd, nachher deſto freundlicher ſind, alte Gaſtfreundſchaft erneuern und neue ſtiften. Weder der Ungebildete noch der Gebildete geht hier leer aus; vielmehr ſteht es bei dieſen Verſammlungen den Einen frei ihren Reichthum zu zeigen, den Anderen die Wettkämpfe anzuſchauen, ſo daß keiner vergeblich hier ſey, ſondern ein jeder habe deſſen er ſich rühme: die Einen indem ſie die Kämpfer ihretwegen ſich anſtrengen ſehen, die Anderen wenn ſie bedenken daß alle dieſe Menge zuſammengeſtrömt ſey um ihren Wettſtreiten zuzuſchauen.

Der Bund der Amphiktionen erhielt nach Einigen von Amphiktyon, dem Sohne des Deukalion, ſeine erſte Einrichtung und ſeinen Namen; wahrſcheinlich aber bedeutet

1 Neue Biblioth. der ſchönen Wiſſenſch. VII, 1.

2 Gegen Ueberſchätzung warnend, ſagte hingegen Xenophanes:

— Unſere Weisheit
Iſt viel edler als Kraft Mannes und Roſſegeſpanns.
Eiteles Sinns hat man dies geſetzlichet: denn es iſt unrecht,
Höher als würdige Kunſt, ſchätzen des Leibes Gewalt.

Weber elegiſche Dichter 69.

das Wort nur die Nachbarn, die in und um einen gewiſſen Bezirk Wohnenden. Daher gab es auch mehrere Amphiktionien. Zu der wichtigſten, vorzugsweiſe ſo benannten, gehörten zwölf Völker: 1) Joner (Athener), 2) Dorer (Lakonier), 3) Aeoler (Böoter), 4) Theſſaler, 5) Magneter, 6) Phthioter (Achäer), 7) Perrhäber, 8) Phocier, 9) Malier, 10) Aenianer (Oetäer), 11) Doloper, 12) Lokrer. Später — ſo wie überhaupt die Entwickelung nur allmälig erfolgte — nahmen auch die von jenen Stämmen ausgehenden oder dahin gezählten Völkerſchaften (aber nie alle helleniſchen Staaten) Theil an den Verſammlungen. — Jede von den zwölf Völkerſchaften hatte zwei Stimmen, und die einzelnen Städte und Staaten welche unter ihnen begriffen waren, ſcheinen abwechſelnd, jedoch nicht mit ganz gleichen Rechten, ihre Abſtimmungen erklärt zu haben. Dazu wurden Geſandte beſtellt, welche Hieromnemonen[1] und Pylagoren hießen und jährlich zwei Sitzungen hielten, eine im Frühjahre zu Delphi und eine im Herbſt zu Anthela bei den Thermopylen. Ein Hieromnemon (welcher abwechſelnd aus allen Staaten genommen ward) berief die Verſammlungen, hatte den Vorſitz und zählte die Stimmen. Den Hieromnemonen waren vorzugsweiſe die religiöſen, den Pylagoren die politiſchen Angelegenheiten zugewieſen; doch blieb im Ganzen nur eine Wirkſamkeit und Abſtimmung. Sämmtliche Geſandten ſprachen und handelten in der Regel nach erhaltenen Anweiſungen. Die urſprüngliche Grundlage des Bundes war gewiß religiöſer, nicht politiſcher Art: die Sorge für die Religion (insbeſondere für den Tempel zu Delphi und die iſthmiſchen Spiele) war der nächſte Zweck[2]. Aus religiöſen Verbindungen ſolcher

1 Lysias orat. Olymp. 912. Strabo IX, Phocis. Pausan. Phocis c. 8. Tittmann von den Amphiktionen. Die Theoren welche bisweilen über religiöſe Dinge und Opfer mit beratheten, hatten nur eine untergeordnete Wichtigkeit. Letronne Mém. de l'Académie des Inscriptions, Vol. 6.

2 Pausan. Phocis 7, 8.

Art konnte in Hellas zwar keine prieſterliche Allmacht entſtehen, andererſeits ließen ſich aber unmöglich alle bürgerlichen Beziehungen ganz davon ſondern; es fand eine Verbindung der religiöſen, ſtaats- und völkerrechtlichen Einwirkungen ſtatt. Die Amphiktionen ſchlichteten Streitigkeiten, milderten manche harte Sitte des Krieges, und ſtraften (ſo weit es ihre Kräfte erlaubten) diejenigen, welche gegen die Götter frevelten. Deßungeachtet darf man ſie durchaus nicht als einen überall wirkſamen Verein betrachten, ſie waren keine helleniſche Reichsverſammlung, keine Generalſtaaten; ſie haben weder die urſprünglichen, noch die verwandten Zwecke jemals vollkommen erreicht. Aber bisweilen kam doch die Hülfe von hier [1], es ſchwand die Ehrfurcht für die alte feierliche Einrichtung nie ganz; ſelbſt dann nicht als einzelne Staaten des Bundes ſo mächtig wurden, daß ſie ihren Willen als Geſetz konnten geltend machen [2]. Gegen eine Ueberſchätzung der Wichtigkeit des amphiktioniſchen Gerichts, ſichert eine auch nur mittelmäßige Kenntniß der helleniſchen Geſchichte; zu arge Geringſchätzung könnte man aber ſchon durch die einzige Bemerkung zurückweiſen, daß aſiatiſchen Völkern, ja daß den Römern nie, auch nicht einmal der Gedanke einer ſolchen Einrichtung entſtanden iſt.

Von Religion und Mythologie wird ſpäter die Rede ſeyn; hier genüge eine vorläufige Bemerkung. Den Weg zum Göttlichen durch die Kunſt kannten im Alterthume nur die Griechen, und er dürfte vorzüglicher ſeyn als der durch bloße Begriffe. Die Art wie ſie die geſammte Natur belebten, war gemüthlicher als der Pantheismus welcher oft nur allgemeinen Tod herbeiführt, während er von allgemeinem Leben ſpricht. Wer ſo wußte wie die Hellenen was ſchön ſey, wer Alles unter den Händen in Schönes verwandelte, der konnte von dem Guten

[1] Beiſpiele in Limburg Brouwers lehrreichem Werke, III, 7.

[2] Die Vertheilung der Stimmrechte paßte ſpäter auch zu wenig zu der wirklichen Macht.

und Wahren nicht ganz getrennt ſeyn, und was ſpäter Götzendienſt ward, verdient in der Zeit der höchſten Blüthe kaum dieſen Namen.

Der Wunſch die Zukunft zu wiſſen, die Unfähigkeit ſich ſelbſt zu rathen, die Begeiſterung Einiger und die Beſonnenheit Anderer, — wurden Urſache der *Orakel*. Das älteſte war zu Dodona, das wichtigſte und heiligſte das des Apollon zu Delphi. Aus der tiefen Kluft einer Bergeshöhle ſtieg berauſchender Dampf hervor, Felſen thürmten ſich rings umher, Bäche ſtürzten von ihnen hernieder, vielfach warf das Echo jeden Laut zurück: in dieſer furchtbar heiligen Einſamkeit weiſſagte von ihrem Dreifuße die Pythia. Was die Prophetenſchulen den Juden, die Geiſtlichen früherer Zeit den Chriſten waren, das waren die Orakel gewiſſermaßen den Hellenen. Von ihnen gingen bald einfach entſcheidende Sprüche, bald verſteckte, Gedanken aufregende Worte aus; und trotz aller Dunkelheit und neben mancher beſchränkten Einſeitigkeit, zeigt ſich oft eine verſtändige, ja geniale Leitung vaterländiſcher Angelegenheiten. Weil ihnen indeſſen eine vollkommene, unwandelbar ſichere Grundlage fehlte, ſo arteten die Orakel gleich dem Volke aus; ſie beſaßen für daſſelbe und für ſich keine innere Kraft höherer Wiedergeburt, ſondern wurden zweideutig, parteiiſch und beſtechlich; ſie dienten alsdann den Eigennützigen, Ehrgeizigen, Verräthern als Mittel zur Ausführung ihrer Abſichten.

Eilfte Vorleſung.

Griechen.

Obgleich über die Anfänge Athens und Spartas bereits Einiges geſagt iſt, ſo müſſen wir doch der Wichtigkeit beider Staaten halber, von den früheren Ereigniſſen nochmals etwas umſtändlicher ſprechen. Es iſt jedoch hier nicht unſeres Amtes, das Mythiſche von dem Geſchichtlichen ſcharf abzuſondern: wir theilen beides ungetrennt nach gewöhnlicher Erzählungsweiſe mit, und es genügt zu wiſſen daß wir dem letzten nur allmälig immer näher kommen.

Cecrops, der Gründer der atheniſchen Burg (ſo lauten die Sagen) hinterließ drei Töchter, von welchen die eine den Kranaus, wahrſcheinlich einen vornehmen Bürger heirathete, welcher jedoch vertrieben ward und die Herrſchaft an Amphiktyon übergab, nach deſſen Gemahlinn Athis, der Tochter des Kranaus, das Land Attika benannt ſeyn ſoll. Erichthonius, des Amphiktyon oder, wie die Sage erzählt, der Erde und des häßlichen Vulkans häßlicher Sohn, erfand die zweirädrigen [1] Wagen und lehrte vielleicht ſchon den Gebrauch gemünzter Metalle. Zur Zeit Pandions, des Vaters der Prokne und Philomele, ſoll Triptolem den von der Ceres erlernten Ackerbau in Attika

1 Isocrates Panathen. 437. Pausan. Attic. c. 2.

eingeführt haben, und manche Stämme welche dieſe beglückenden Kenntniſſe von hier aus erhielten, ſandten noch lange nachher Erſtlinge ihrer Früchte als Zeichen der Dankbarkeit nach Athen. — Schon für dieſe Zeit geſchieht der eleuſiniſchen Geheimniſſe Erwähnung [1], welche die Lehre vom Ackerbau mit religiöſen Lehren von den Göttern und der Fortdauer nach dem Tode, in Verbindung ſtellten.

König Erechtheus, nach Einigen ein Aegypter, blieb im Kriege gegen Eleuſis, und die Kinder ſeiner Tochter Kreuſa und des Xuthus vermochten ſich nicht gegen ſeinen Sohn Cecrops II zu behaupten, welcher das Volk in zwölf Bezirke ſammelte. Pandion der zweite, Cecrops Sohn, entwich anfänglich vor den Söhnen ſeines Oheims Metion, kehrte dann zurück und zeugte den Aegeus. Dieſer blieb kinderlos, bis ihn ein Orakel veranlaßte zum Pelopiden Pitheus nach Trözene zu gehen und deſſen Tochter Aethra mit ſeiner Zuſtimmung beizuwohnen. Vor ihrer Niederkunft mußte Aegeus nach Athen zurückeilen, ließ aber ſeine Schuhe und ſein Schwert unter einem gewaltigen Steine mit dem **Bemerken zurück**: daß er einen Sohn nur für ächt anerkennen werde, ſobald er einſt im Stande ſey jenen Felſen abzuwälzen. Theſeus, ſein Sohn, genügte als Jüngling leicht dieſer Aufgabe, wollte ſich jedoch nicht auf dem ſicheren Wege zu Waſſer nach Athen begeben, ſondern Gefahren ſuchend auf dem gefährlichen zu Lande. Herkules nämlich — ſo wird erzählt — befand ſich damals in Lydien bei der Omphale, Uebermuth nahm in Hellas wieder überhand, und Theſus gedachte jenem Helden um ſo weniger nachzuſtehen, da er mit ihm verwandt, da Pelops beider Aeltervater, Hippodameia ihre Aeltermutter war.

Auch fehlte es dem Theſeus nicht an Abenteuern auf der Reiſe nach Athen. Bei Epidaurus beſiegte er Periphates den Keulenträger, und zeugte mit deſſen ſchöner Tochter den Melanippus. Sinnis, auf der Landenge von

1 Isocrat. Panegyr. 59—60.

Korinth, welcher zwei Fichten niederzubeugen pflegte, damit ſie zurückſchnellend die daran gebundenen Beſiegten auseinander und in Stücke riſſen, ſtarb eben dieſen Tod durch die Kraft des Theſeus. Im korinthiſchen Gebiete erlegte er die krommyoniſche Sau, entweder ein gefährliches Thier, oder eine freche ſo benannte Räuberinn. Skiron, der unfern Megara die Fremden beim Fußwaſchen in das Meer zu ſtürzen pflegte, erlitt von Theſeus das Gleiche. Nicht minder glücklich bezwang er bei Eleuſis den Ringer Kerkyon; dann Damaſtes, welcher die Gäſte in ſein Bettgeſtell legte, und die kleineren bis zur Länge deſſelben ausreckte, den größeren aber die überreichenden Theile abhieb (Prokruſtes).

Als Theſeus nach dieſen Thaten endlich in Athen ankam, fand er den alten kinderloſen Aegeus von den Pallantiden, oder den funfzig Söhnen ſeines Bruders Pallas mit einem Aufſtande bedroht; auch der neue Ankömmling ſchien ihnen gefährlich und ſein Tod war ſchon beſchloſſen, als ihn Aegeus am Schwerte für ſeinen Sohn erkannte. Hiedurch der Hoffnung zur Herrſchaft beraubt, gedachten die Pallantiden noch ernſtlicher einer Empörung; allein Theſeus entdeckte ihre Anſchläge, beſiegte ſie, und ward ſchon deshalb geehrt, mehr aber noch wegen ſeines Benehmens in Hinſicht des kretenſiſchen Zinſes.

Androgeos nämlich, der Sohn des Königs Minos von Kreta war in Attika hinterliſtig getödtet worden, und jedes Anzeichen der Götter ſeitdem unglücklich für Athen, unglücklich der Krieg gegen Minos; bis ihm endlich im Frieden alle neun Jahre ein Zins von neun Jünglingen und neun Mädchen verſprochen wurde. Zweimal hatte man dieſe ſchon hinweggeſandt und ſie kamen, dem Gerüchte nach, im Labyrinthe durch den Minotauros ums Leben; jetzo ſtand die Zeit der dritten Ablieferung bevor. Da erzürnte das Volk über den Aegeus und ſprach: er könne dabei wol gleichgültig ſeyn, da er keine ächten Kinder habe und ſein Kebsſohn ihm nicht am Herzen liege. Als ſich

nun aber Theſeus freiwillig und gegen den Willen ſeines Vaters als Geißel ſtellte, verwandelte ſich jene zornige Verachtung in laute Bewunderung. Er gewann in Kreta die Liebe Ariadnens der Tochter des Minos, fand durch ihren Beiſtand den Ausweg aus dem Labyrinthe, beſiegte im Kampfe den Minotauros und erhielt den Erlaß des Zinſes.

Bei der Abreiſe hatte Theſeus ſeinem Vater verſprochen, im Fall der glücklichen Rückkehr ein weißes Segel ſtatt des ſchwarzen aufzuſpannen; noch ſchien es ihm indeſſen bei der großen Entfernung von der Küſte nicht nöthig, als Aegeus das ſchwarze ſchon erſpähte und ſich verzweifelnd ins Meer ſtürzte. Theſeus fand in Athen Trauer und Verwirrung, übernahm indeſſen muthig die Herrſchaft, bewirkte bedeutende Veränderungen in der Verfaſſung und führte die iſthmiſchen Spiele zu Ehren des Neptun ein.

Ob Theſeus mit Jaſon nach Kolchis ſegelte, ob er allein, oder mit dem Herkules, oder vielleicht auch gar nicht gegen die Amazonen zog, ob er Antiope oder Hippolyta raubte oder im Kriege gewann, iſt mehr als zweifelhaft; wenn gleich viele Schriftſteller[1] von einem daraus folgenden Kriege ſprechen, deſſen entſcheidende Schlacht in Athen ſelbſt gefochten und nur auf Hippolytas Bemühung durch einen Vergleich geendet ſey. — Peirithoos, Irions Sohn, der Beherrſcher der Lapithen am Berge Othrys, hörte auch von des Theſeus Heldenthaten, kam nach Marathon und trieb ihm die Heerden weg, damit er ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit auf die Probe ſtelle. Sogleich eilte jener zum Kampfe: ſtatt deſſen trat aber gegenſeitige Bewunderung ein, ſie reichten ſich die Hände zu dauernder Freundſchaft. Bei dem Streite der Centauren und Lapithen auf Peirithoos Hochzeit mit Deidamia, zeigte ſich Theſeus als deſſen mächtiger Gehülfe; jener dagegen begleitete ihn wiederum nach Sparta, wo ſie Helena aus

1 Isocr. Panegyr. 72. Panathenaic. 467.

dem Tempel der Diana raubten. Durchs Loos fiel dieſe an Theſeus. Damit indeſſen der Freund nicht verkürzt werde, eilten beide jetzo nach Epirus um auch die Tochter des Königs Aidoneus zu entführen; aber der Plan ward verrathen, Peirithoos kam ums Leben und Theſeus ward gefangen.

Bei dieſer Nachricht brach in Athen das, bisher noch unterdrückte Mißvergnügen laut aus; Meneſtheus der Erechthide ſtand an der Spitze derer welche behaupteten: die Einrichtungen des Theſeus hätten die Vornehmen und die einzelnen Orte ihrer Rechte und ihrer Güter beraubt. Gleichzeitig eroberten die Brüder der Helena Aphidnä und kamen bis zur Stadt. Man behandelte ſie indeſſen nicht feindſelig, weil ſie nur die Gewaltthat des Theſeus ſtrafen wollten, nur ihre Schweſter zurück verlangen. Mit dieſer kam jetzo angeblich auch Aethra nach Sparta, und begleitete ſpäter Helenen nach Troja.

Kurze Zeit darauf gewann zwar Theſeus die Freiheit wieder, nicht aber das Vertrauen der Athener; weshalb er ſich nach Skyros begab, wo er Güter beſaß. Lykomedes aber, der König dieſer Inſel führte den Gaſt (nach deſſen Beſitzungen trachtend, oder ihn für gefährlich haltend) auf einen Berg, und ſtürzte ihn von dort hinab ins Meer[1].

Meneſtheus herrſchte hierauf in Athen; nachdem er aber vor Troja geſtorben war, kehrten die Söhne des Theſeus aus Euböa nach Attika zurück. — Zur Zeit des Cimon erging ein Orakel an die Athener: ſie ſollten die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt bringen. Man fand ſie — unverträglich mit jener Erzählung von ſeinem Tode — durch Wahrzeichen eines Adlers, unter einem Hügel und daneben ſein Schwert. Seit dieſer Zeit ward Theſeus in Athen als ein Held verehrt, und man errichtete ihm prachtvolle Tempel. Auf ihn häufte die Sage alle die

1 Heraclid. Pontic. Atheniens. Ueber die Unſicherheit der Nachrichten von dem Tode des Theſeus, Pausan. I, 17.

erzählten oder angedeuteten Thaten, und ein Sprichwort: „Nichts ſey zur Zeit des Theſeus ohne ihn in Hellas geſchehen", ſchien faſt jenes Verfahren zu rechtfertigen. Was aber auch den Erzählungen wahrhaft Geſchichtliches zum Grunde liege (und ſchwer dürfte ſich dies ausmitteln laſſen), der Stoff iſt durch Künſtler und Dichter trefflich benutzt, und eine Quelle hohen Genuſſes geworden.

Beſſer als mit dem Leben des Theſeus konnte Plutarch die Reihe ſeiner vergleichenden Lebensbeſchreibungen nicht eröffnen. Aelteres wäre ganz der Sage und Mythe heimgefallen, ja dieſe miſchten ſich hier noch dergeſtalt mit der eigentlich geſchichtlichen Wahrheit, daß des ehrlichen Plutarchs Beſtreben beides zu ſondern nicht zum Ziele führt. Mögen Andere demſelben mit Hülfe ſchärferer Kritik und ätzender Säuren näher kommen; wir ergötzen uns an dieſem romantiſchen, geſchichtlich-dichteriſchen Portale, an dieſem Urwalde, wo der Stamm der Geſchichte mit tauſend glänzenden Schlinggewächſen der Fantaſie umzogen und eingefaßt iſt; wir mögen um zu dieſer oder jener unſcheinbaren Frucht zu gelangen, nicht die Gehänge großer, mannigfacher Blumen zerreißen und niedertreten.

In unſeren Tagen wo die atomiſtiſch-ſkeptiſche Kritik über die dynamiſch-dogmatiſche die Oberhand gewonnen hat, muß eine kindlich-gläubige Auffaſſung nur kindiſch-abergläubig erſcheinen. Immerhin: jenes kühne, unerſchöpfliche Verwandeln des Geſchichtlichen, iſt ſelbſt geſchichtlich; und dieſes raſtloſe bunte Werden, ſteht vollgewichtig dem abſtrakten Seyn gegenüber. In dieſer Stimmung nehmen wir innigen Antheil an Perigunens Bitte und Gelübde, fürchten die Nachſtellungen der Medea, erfreuen uns der väterlichen Erkennung, trauern über das mit ſchwarzem Segel aus Kreta zurückkehrende, verhängnißvolle Schiff, begleiten Theſeus auf allen ſeinen Zügen, kämpfen gegen die Amazonen, und nehmen keinen Anſtoß daran, wenn unmittelbar an dieſen Garten der Poeſie, die Politik ihren Palaſt erbaut. Beides iſt in Hellas noch während ſpäterer

Zeiten ſo verbunden wie es ſich im Leben des Theſeus vorbildlich abſpiegelt. Der Charakter, die Phyſignomie der geſammten griechiſchen Geſchichte, ſtellt ſich ſchon hier in jugendlichem Glanze dar.

Wollte man dem Mythologiſchen mit ſkeptiſchem Zauberſtabe entgegentreten und rufen: Bis hieher und nicht weiter; ſo ſtrecken ſich dennoch die Fäden der Sage vorwärts, die Geſchichte rückwärts, und tauſend Namen, Sitten, Feſte, Aufzüge, Denkmale bleiben dem Ungläubigſten am unerklärteſten, und das immer zugleich alte und immer zugleich neue, einſt nach Kreta Geißeln tragende Schiff, verbindet Theſeus mit Demetrius den Phaleräer, und iſt das Symbol der Durchdringung der Sage und der Thatſache, des Werdens und des Seyns.

Demophoon der Sohn des Theſeus regierte dreiunddreißig Jahre, Oxynthes deſſen Sohn zwölf Jahre; Aphnidas des letzten Sohn, fand den Tod durch ſeinen unächten Bruder Thymötes. Als dieſer nach achtjähriger ſchlechter Regierung den Zweikampf mit einem böotiſchen Könige ausſchlug, Melanthus (welcher die von den Herakliden vertriebenen Meſſenier und Neſtoriden anführte) ihn aber annahm und obſiegte, ſo übertrugen die Athener dieſem die Herrſchaft.

Zur Zeit ſeines Nachfolgers Kodrus überzogen die Dorer Attika mit Heeresmacht, und ein Orakel verkündete ihnen den Sieg, wenn ſie den atheniſchen König nicht tödteten. Hievon benachrichtigt eilte Kodrus verkleidet ins feindliche Lager und opferte ſich fürs Vaterland[1]. Erſchreckt kehrten hierauf die Dorer in ihre Heimath zurück, und die Athener meinten: nach ſolch einem Könige könne kein Würdiger mehr gefunden werden; ſie gedachten der Freiheit. — Medon, der Sohn des Kodrus war der erſte, Alkmäon der dreizehnte und letzte der lebenslänglichen Archonten;

[1] Cicero Tuscul. I, 48. Vellejus I, 2, 8. Lycurgus in Leocratem 194.

ſie herrſchten von 1068 bis 753 vor Chriſtus (oder bis auf die Zeit der Erbauung Roms) und würden den erblichen Königen faſt gleich zu ſtellen ſeyn, wenn ſie nicht dem Volke hätten Rechenſchaft von ihrer Verwaltung geben müſſen. Nach ihnen folgten ſieben, jedesmal auf zehn Jahre erwählte Archonten, welche dem gemeinen Weſen von 752 bis 682 vor Chriſtus vorſtanden: nur die vier erſten unter ihnen waren aus der Familie des Kodrus. Nach dem Abgange des ſiebenten auf zehn Jahre ernannten Archon, neigte ſich die Verfaſſung noch mehr zur Demokratie, indem jene obrigkeitlichen Perſonen ſeitdem jährlich abwechſelten; von dem neuen hiemit beginnenden Zeitraume kann jedoch erſt die Rede ſeyn, wenn wir die Geſchichte Spartas nachgeholt haben.

Zufolge der gewöhnlichen Meinung, erhielten Euryſtheus und Prokles Lakonien bei der heraklidiſchen Theilung [1] des Peloponneſos; nach einer andern vom Herodotos aufbewahrten Sage, führte dagegen ihr Vater Ariſtodemos die Dorer in das Land, und ſtarb bald nach der Geburt ſeiner Zwillingsſöhne. Beide waren von der höchſten Aehnlichkeit, und die Mutter verheimlichte wer der Aelteſte ſey; damit dieſer nicht den Nachgebornen dereinſt von der Herrſchaft ausſchließe. Das zur Löſung dieſer Zweifel befragte Orakel entſchied: beiden gebühre die Herrſchaft, aber dem Erſtgeborenen der Vorrang; wodurch die eigentliche Frage indeſſen unbeantwortet blieb, bis endlich eine heimlich angeordnete aufmerkſame Beobachtung zeigte, daß die Mutter den einen Sohn ſtets zuerſt ſäugte und pflegte. Dieſem ward die Erſtgeburt zugeſprochen. — Seitdem regierten in Sparta zwei beſchränkte Könige aus zwei Familien; nicht immer ohne Streit und ohne geſetzwidrige Unruhen, bis Lykurgus die Staatsverfaſſung neu begründete. Nunmehr erhielt Sparta allmälig die Herrſchaft über manche benachbarte Orte, die Heloten wurden bezwungen und zu Sklaven

1 cf. Plat. de legib. III, 683.

gemacht, und mit Argos wechſelte faſt zwei Jahrhunderte hindurch Krieg und Frieden. Wichtiger als dieſe Fehden erſcheinen indeſſen die Kämpfe mit Meſſene, über welche dichteriſche Berichte auf uns gekommen ſind, deren weſentlichen Inhalt wir mittheilen [1].

In Meſſenien war auf den ermordeten Kresphontes durch ſpartaniſchen Beiſtand ſein Sohn Aepytos, dann Glaukos gefolgt [2], welcher die Verehrung des Zeus auf Ithome und Machaons zu Germiä einführte. Des Glaukos Enkel, Dotadas, ſetzte den Hafen Methone in Stand, Sybotas des Dotadas Sohn ließ zuerſt die Helden und Halbgötter verehren, und Phintas ſein Nachfolger ſandte zuerſt Opfer an den deliſchen Apollon.

Unter der Regierung des Phintas erhob ſich der erſte Zwiſt mit den Lacedämoniern. Nach der Erzählung der letzten, thaten Meſſenier in dem auf der Gränze belegenen, zur gemeinſamen Verehrung der Diana Limnatis beſtimmten Tempel, lacedämoniſchen Jungfrauen Gewalt an; worauf mehrere von dieſen ſich aus Scham das Leben nahmen, und der ſpartaniſche König Teleklus in dem gegen die Uebelthäter erhobenen Streit erſchlagen ward. Dem Allem widerſprechend behaupteten die Meſſenier: Teleklus habe unbärtige Spartaner als Jungfrauen verkleidet und in den Tempel geführt, um meſſeniſche Edle zu ermorden und ſich des Landes zu bemächtigen; der Betrug ſey entdeckt, Teleklus getödtet, und die übrigen Spartaner beſiegt worden. Im Gefühl ihres Unrechts hätten dieſe auch keine Genugthuung verlangt, ſondern ein Menſchenalter hindurch ſey die Ruhe ungeſtört geblieben.

Jetzo fand ſich eine neue Veranlaſſung zum Streite. Polychares ein Meſſenier, der zu Olympia in der Renn-

1 Mögen Rhianus und Myron (aus welchen Pauſanias vorzugsweiſe ſchöpfte) ältere Quellen benutzt, oder viel hinzu erfunden haben; jedenfalls ſind die Erzählungen anziehend und ſchön; und dies ein genügender Grund, das Weſentliche derſelben hier mitzutheilen.

2 Isocr. Archid. 180.

bahn geſiegt hatte, gab ſeine Heerden gegen einen Antheil an der Nutzung auf die Weide des Spartaners Euäphnos, welcher ſie aber heimlich verkaufte und vorgab, ſie wären von Seeräubern genommen worden. Der Hirte entfloh jedoch und entdeckte den Betrug an Polychares[1], welchen Euäphnos hierauf um Verzeihung bat, und ihm die Rückgabe des erhaltenen Geldes verſprach. Statt deſſen tödtete er wortbrüchig mit größerem Frevel den Sohn des Polychares, welcher zu ihm kam um jenes Geld abzuholen. Vergeblich erhob Polychares deshalb Klage in Sparta, er erhielt keine Genugthuung und erſchlug nun aus Rache entweder den Sohn des Euäphnos, oder andere Spartaner welche ihm in die Hände fielen.

Jetzt erklärten die Lacedämonier den Krieg aus drei Urſachen:

Erſtens, weil ſie von Kresphontes bei Verlooſung des Landes betrogen worden.

Zweitens, wegen der Ermordung des Teleklus.

Drittens, wegen der Frevelthaten des Polychares.

Die Meſſenier erwiederten:

Erſtens: indem die Lacedämonier den vertriebenen Sohn des Kresphontes, Aepytus, ſelbſt in ſein Reich zurückführten, haben ſie wiederholt die Einigkeit und Zufriedenheit mit der Theilung zu erkennen gegeben.

Zweitens: wegen Teleklus Ermordung verlangten ſie, im Gefühle eigener Schuld, ſeit einem Menſchenalter keine Genugthuung und haben hiedurch ſtillſchweigend darauf Verzicht geleiſtet.

Drittens: die Meſſenier lieferten Polychares nicht an Sparta aus, weil ihnen Euäphnos nicht ausgeliefert ward; doch wollten ſie ſich gern der Entſcheidung der argiviſchen Amphiktionen oder der Areopagiten unterwerfen.

Dieſen friedlichen Ausweg wieſen die Lacedämonier zurück, denn der Ehrgeiz ihrer Könige und der Charakter

[1] Diod. XV. 66. VIII. fr. 3. Paus. Mess.

des Volks ſelbſt, überwog jede andere Rückſicht: Alle verbanden ſich eidlich den Krieg nicht eher zu endigen, als bis Meſſenien in ihrer Gewalt ſey. Heimlich und ohne Kriegserklärung überfielen ſie hierauf Amphea und tödteten die Bewohner in den Schlafkammern und in den Tempeln.

In Meſſene waren unterdeſſen Antiochus und Androkles ihrem Vater Phintas in der Regierung gefolgt; aber bei Erörterung der Frage: ob Polychares ausgeliefert werden ſolle, hatte ſich erſt Streit, dann ein Gefecht erhoben und Androkles, welcher die Frage bejahte, war getödtet worden. Bald nach ihm ſtarb auch Antiochus, und ſein Sohn Euphaes erhielt die königliche Würde. Vier Jahre lang verwüſteten beide Völker gegenſeitig ihr Gebiet, eine größere Schlacht im fünften blieb unentſcheidend: endlich, bei einer noch heftigeren im ſechsten Jahre, ſiegte der Flügel welchen Euphaes führte, der entgegengeſetzte wich, die Mitte hielt ſich unbeweglich: da ſchloſſen beide Theile einen Vergleich wonach ſie ihre Todten begruben und in ihre Heimath zurückkehrten. Den Meſſeniern fehlte es an Gelde zur weiteren Fortſetzung des Krieges, manche ihrer Knechte gingen zu den Lacedämoniern über, und anſteckende Krankheiten rafften ihre Mannſchaft dahin; deshalb beſchloſſen ſie nicht mehr alle einzelnen Orte des Landes zu beſetzen, ſondern die Bergſtadt Ithome aufs höchſte zu befeſtigen, zu erweitern und zu vertheidigen. Hier erhielten ſie ein Orakel des delphiſchen Apollon, dem Staate Rettung verkündigend, wenn eine Jungfrau aus dem Stamme der Aepytiden, den unterirdiſchen Göttern geopfert werde. Das Loos traf die Tochter des Lyciskus, aber der Wahrſager Epebolus behauptete: die Frau des Lyciskus ſey untüchtig geweſen zum Gebären, und die Tochter alſo untergeſchoben. Während der Beweisführung floh der Vater mit der Jungfrau nach Sparta, und die Meſſenier waren rathlos wie das Orakel zu erfüllen ſey. Da trat Ariſtodemos aus dem Geſchlechte der Aepytiden, ein Mann von unvergleichlichem Kriegsruhme hervor, und bot ſeine Tochter zur Rettung

des Vaterlandes dar. Schnell aber drängte ſich ein Meſſenier durch die Menge, laut rufend: der Vater habe kein Recht über die Jungfrau zu ſchalten, da ſie ihm verlobt ſey. Dieſer Einwand ward verworfen, und verzweifelnd behauptete jetzt der Jüngling, das Mädchen ſey keine Jungfrau mehr. Hierüber in Wuth, ergriff Ariſtodem ſeine Tochter, tödtete ſie und bewies, daß ihr Liebhaber die Unwahrheit geſprochen habe. Bei all dem Unglück tröſtete die Hoffnung daß wenigſtens dem Orakel genügt ſey, bis Epebolus eine zweite Jungfrau verlangte: denn jene ſey zwar von dem Vater getödtet, aber nicht den Göttern geopfert. Das Volk wollte jetzt jenen Meſſenier morden, weil er ſolch Unheil bereitet und den Ariſtodem mit Blutſchuld bedeckt habe; der König Euphaes rettete ihn aber und bewirkte, durch Unterſtützung aller um ihre Töchter beſorgten Aepytiden, den Volksſchluß: es brauche keines weiteren Opfers.

Fünf Jahre lang wagten die Lacedämonier aus Beſorgniß vor der Wirkung des Orakels keinen Angriff, erſt im ſechsten unternahmen ſie einen Zug gegen Ithome, und eine neue Schlacht ward mit äußerſter Tapferkeit, jedoch wiederum unentſcheidend gefochten; nur verloren die Meſſenier ihren König Euphaes. Ariſtodem[1], weit ausgezeichnet vor allen Meſſeniern ward zum Nachfolger erwählt, obgleich einzelne Edle und die Wahrſager wegen der auf ihn haftenden Blutſchuld widerſprachen. Er regierte klug und gerecht, beide Theile waren des Krieges überdrüſſig, und fünf Jahre hindurch ereigneten ſich nur ganz unbedeutende Vorfälle; bis endlich eine große, an einem beſtimmten Tage zu fechtende Schlacht, vollſtändige Entſcheidung herbeiführen ſollte. Mit den Lacedämoniern waren die Korinther und Heloten, mit den Meſſeniern die Arkader und ein Theil der Argier und Sicyonier. Eng und tief ſtanden die Lacedämonier; Ariſtodem dagegen ließ die Reihen

1 Diod. VIII, fr. 6.

der Meſſenier weit ausdehnen, jene in die Seite nehmen, durch Leichtbewaffnete beunruhigen und in Verwirrung bringen; dann folgte raſch und mit höchſter Anſtrengung ein geſchloſſener Angriff. Die Laecedämonier wichen auf allen Punkten. — Ein Orakel rieth dieſen ſtatt der Gewalt nunmehr Liſt anzuwenden, worauf ſie verſtellte Ueberläufer nach Ithome ſandten. Leicht aber trieb Ariſtodem dieſe zurück und äußerte: die Ungerechtigkeit der Spartaner ſey täglich neu, ihre Liſt dagegen alt und verbraucht. — Eben ſo vergeblich ſuchten ſie die Arkader von den Meſſeniern abzuziehen, und nirgends zeigte ſich einige Hoffnung bis ihnen endlich eine zweite Liſt gelang. Den Meſſeniern hatte nämlich ein Orakel die Herrſchaft verkündet, wenn ſie hundert Dreifüße um den Altar des Zeus zu Ithome ſtellen würden; während ſie aber noch an Fertigung der hölzernen arbeiteten, brachte der Spartaner Oebalus, dem das Geheimniß verrathen worden, dieſelben ſchneller aus Thon zu Stande und an den beſtimmten Ort. Zu dieſem Unfalle geſellten ſich in Ithome noch andere ſchwere Andeutungen: die Bildſäule der Diana ließ den Schild fallen; die Widder welche Ariſtodem opfern wollte, ſtießen die Hörner mit ſolcher Gewalt in den Altar, daß ſie davon ſtarben; die Hunde kamen an einem Orte zuſammen, heulten furchtbar die Nacht hindurch und liefen endlich ins Lager der Lacedämonier.

Um dieſe Zeit träumte dem Ariſtodem: er ſey gewaffnet zur Schlacht, und bereit zum Opfer. Die Opfertheile lagen ſchon auf dem Altar; da nahte ihm langſam ſeine Tochter in ſchwarzer Tracht, und zeigte die aufgeſchnittene blutige Bruſt und den Leib. Sie warf die Opfertheile vom Altar, zog ihrem Vater die Rüſtung aus, ſetzte ihm nach Art meſſeniſcher Todtengebräuche die Krone auf und legte ihm weiße Kleider an. Ariſtodem ſah hieraus daß die Götter den Untergang ſeines Vaterlandes beſchloſſen hatten, ihn jammerte das fruchtloſe Unglück ſeiner Familie, er tödtete ſich ſelbſt. Da verloren die Meſſenier den Muth;

ſie zerſtreuten ſich in die Städte, und bei den Bundesgenoſſen; die Lacedämonier aber beſetzten Ithome und ließen die Meſſenier ſchwören: nie von Sparta abzufallen oder Aufſtand zu erregen, die Hälfte ihrer Früchte den Siegern abzuliefern, und bei den Begräbniſſen der lacedämoniſchen Könige und obrigkeitlichen Perſonen, in Trauer zu erſcheinen.

So endigte der erſte meſſeniſche Krieg 724 Jahre vor Chriſtus, zwanzig Jahre nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten[1]. Obgleich die neue Herrſchaft der Spartaner drückend erſchien, ſo ertrugen ſie dennoch die ältern kriegsmüden Meſſenier; ſobald aber ein neues Geſchlecht herangewachſen war, überwog die Sehnſucht nach der Freiheit; und wahrſcheinlich 685 Jahre vor Chriſtus, vierzig Jahre nach der Eroberung von Ithome, um die Zeit der Einführung jähriger Archonten in Athen, brach die Empörung gegen Sparta aus. Unentſcheidend war das erſte Treffen bei Derä, obgleich Ariſtomenes, ein Aepytide, mit ſolchem Heldenmuthe focht daß ihm das Volk die königliche Würde antrug: beſcheiden nahm er nur die Stelle eines Feldherrn an. Bald darauf ſchlich er verkleidet heimlich nach Sparta, und hing in dem Tempel der Athene ſein Schild mit der Inſchrift auf: „Ariſtomenes, zum Denkmal des Sieges über die Lacedämonier.“ Wegen ſolcher Kühnheit und ſo gefährlicher Andeutung erſchreckt, befragten die letzten das Orakel, und erhielten die Antwort: ſie ſollten von den Athenern einen Feldherrn erbitten. Dieſe, in Verlegenheit wie ſie den Befehl des Orakels erfüllen, und dennoch nicht dazu beitragen möchten daß die Lacedämonier Herren des Peloponneſos würden, erwählten (ſo lautet die unwahrſcheinliche Sage) nach langer Berathung einen lahmen Schullehrer Tyrtäos[2] zum Feld=

1 Tyrtäos, in Webers elegiſchen Dichtern der Hellenen 25.

2 Nach Suidas ein geborner Mileſier, der wol früh nach Athen kam.

herrn: den die Spartaner, weil ſie die atheniſche Liſt wol erkannten, anfangs zwar nicht feindlich, jedoch gleichgültig behandelten; dann aber, als er durch Heldenlieder und Kriegsgeſänge anfeuerte und begeiſterte, für ein heiliges Geſchenk des Gottes hielten. Gegen dieſe gewöhnliche Erzählung läßt ſich einwenden: daß die Athener damals wol noch keine Veranlaſſung zur Eiferſucht gegen Sparta hatten, und von einer ſo ungeſchickten Liſt wenig zu erwarten geweſen wäre; ferner daß es damals ſchwerlich Leſeſchulen gab, und alſo wahrſcheinlich die Bedenken der Lacedämonier nur durch das nachtheilige Aeußere des Tyrtäos erzeugt wurden, mithin (ſofern ſpartaniſche Abgeſchloſſenheit nicht jeden Fremden zurückwies) bei ſeiner nicht zu bezweifelnden geiſtigen Ueberlegenheit bald ſchwinden mußten.

Deßungeachtet wurden die Lacedämonier bei Stenykleros, am Grabmahle des Ebers, durch des Ariſtomenes unbezwinglichen Muth nochmals geſchlagen und nur Tyrtäos brachte ſie dahin die Waffen nicht niederzulegen, ſondern den erlittenen Verluſt aus den Heloten zu erſetzen. Ariſtomenes drang mittlerweile bis Pherä vor, plünderte dieſen Ort, ſchlug den ſpartaniſchen König Anaxander zurück und erbeutete bald nachher eine große Zahl lakoniſcher Jungfrauen, welche zu Karyä der Diana zu Ehren Tänze aufführten. In der Nacht vertraute er ihre Bewachung meſſeniſchen Jünglingen, die aber jenen Gewalt anzuthun verſuchten, und dem herbeieilenden Ariſtomenes nicht gehorchten. Da tödtete dieſer — auf daß Sitte und Zucht erhalten werde — Einige von den Seinen, ſchreckte die Anderen, und ſandte die Jungfrauen unverletzt gegen Löſegeld nach Sparta zurück. Bald nachher vernahm er, daß in dem Tempel der Ceres bei Aegila, von vielen Frauen und Mädchen ein Feſt begangen werden ſollte; mit Hülfe weniger Begleiter hoffte er ſie zu fangen. Aber dieſe widerſtanden muthig, ſchlugen den Ariſtomenes mit Opferſpießen und brennenden Fackeln nieder, und bekamen ihn

in ihre Gewalt: jedoch nicht lange, denn die Uebermacht der Helden über alle Gemüther, gebeut auch den weiblichen Herzen. Archidamia, die Prieſterin, entließ ihn heimlich in der Nacht und gab vor, er habe die Stricke durchgebrannt.

Im Vertrauen auf den erneuten Bund mit den Arkadern hoffte Ariſtomenes jetzt entſcheidend zu ſiegen, aber deren König Ariſtokrates hatte ſich heimlich von den Lacedämoniern beſtechen laſſen, forderte in der Schlacht am Graben ſeine Mannſchaft zur Flucht auf und brachte dadurch die Meſſenier in ſolche Verwirrung, daß ungeachtet aller Tapferkeit ihre Niederlange nicht zu vermeiden war. Als Ariſtomenes ſah daß nunmehr das offene Land nicht mehr behauptet werden konnte, ſo führte er die Meſſenier nach dem Berge Ira, ließ dieſen auf alle Weiſe befeſtigen und von hier aus ſo viele und ſo bedeutende Raubzüge unternehmen, daß, nach mannigfaltiger abſchreckender Zerſtörung, die Lacedämonier vorzogen alles benachbarte Land unbebaut liegen zu laſſen. Doch vergaßen ſie nicht der Vorſicht gegen größere Unternehmungen, ſondern ſtellten deshalb hin und wieder verſteckte Poſten aus. In einen ſolchen Hinterhalt fiel endlich der zu kühn gewordene Ariſtomenes, ward verwundet, mit ſeinen Begleitern gefangen, und von den Lacedämoniern verurtheilt in die Ceaden oder tiefen Höhlen bei Sparta hinabgeſtürzt zu werden. Alle Anderen fanden durch den Fall ihren Tod, nur Ariſtomenes kam unverſehrt hinab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und erwartete ſein Ende drei Tage lang. Da hörte er endlich ein Geräuſch, ungewiß woher, und entdeckte mit Mühe in der Finſterniß daß ein Fuchs durch irgend eine Oeffnung hineingekommen war, und an den Leichnamen nagte. Leiſe ſchlich Ariſtomenes hinzu, ergriff den Fuchs mit einer Hand, deckte ſich mit der in den Mantel gehüllten zweiten gegen Biſſe, und folgte dem Thiere ſo bis zu dem Orte wo es in die Höhle eingedrungen war. Die Oeffnung erſchien zwar zu klein um hindurchzukriechen, allein Ari-

ſtomenes erweiterte ſie mit großer Anſtrengung, entkam nach Ira und erzählte das Geſchehene den Meſſeniern, welche über ſeine Gefangennehmung, mehr noch aber über ſeine Rettung erſtaunten. Als die Lacedämonier durch Ueberläufer hievon Nachricht bekamen, ſpotteten ſie des Märchens, bis Ariſtomenes die, nachläſſig gegen Ira anrückenden Korinther in der Nacht überfiel, gänzlich ſchlug und ihr Lager eroberte. Bald nachher brachte er dem Zeus zum zweiten Male das Opfer der Hekatomphonia, weil er mit eigener Hand nun zweihundert Feinde getödtet; er ſoll das Glück oder Unglück gehabt haben, dies Opfer auch zum dritten Male darzubieten!

Weil das Feſt Hyacinthia um dieſe Zeit herannahte, ſchloſſen die Lacedämonier mit den Meſſeniern einen Waffenſtillſtand auf vierzig Tage, und Ariſtomenes ging während dieſer Zeit unbeſorgt außerhalb umher; da ſprangen ſieben Kreter aus einem Hinterhalte hervor, ergriffen und banden ihn. Zwei eilten nach Sparta die That zu verkünden, fünfe brachten ihn nach Agilus in des Haus einer, mit ihrer unverheiratheten Tochter zuſammenwohnenden Wittwe. Die Jungfrau hatte in derſelben Nacht einen wunderbaren Traum geträumt: Wölfe nämlich hätten einen gebundenen Löwen ohne Klauen zu ihr gebracht, ſie habe den Löwen von den Banden befreit, ihm Klauen gegeben, und die Wölfe wären hierauf von jenem zerriſſen worden. Sie hörte Ariſtomenes Namen, erkannte die göttliche Weiſung, machte die Kreter trunken und löste die Bande des Helden. Er erſchlug die Räuber und gab dankbar die Jungfrau ſeinem Sohne Gorgus zum Weibe. — Nach der Niederlage am Graben hatte die Pythia den Meſſeniern verkündet: ihr Staat werde untergehen ſobald ein Tragos, ein Bock, das Waſſer der Nede tränke; ſie glaubten deshalb nur die Böcke davon abhalten zu müſſen. Als aber ein wilder Feigenbaum welcher auch Tragos heißt, gekrümmt über dem Waſſer wuchs und es mit den Blättern berührte, erkannte der Wahrſager Theokles den Sinn des Ausſpruchs

und überzeugte auch Ariſtomenes: daß Meſſenien ſeinem Schickſale nicht entgehen könne!

Durch ein Weib bereiteten die Götter den Untergang von Ira, wie von Troja. Ein lacedämoniſcher Ueberläufer der dicht vor Ira wohnte, hatte die Frau eines Meſſeniers gewonnen und beſuchte ſie heimlich wenn ihr Mann auf dem Poſten war; aber unerwartet kehrte dieſer einſt in einer ſtürmiſch regnichten Nacht heim, und erzählte: daß Ariſtomenes verwundet ſey, und die mehreſten Wachen des argen Wetters halber nach Hauſe gegangen wären. Dies Alles hatte der verſteckte Lakonier mit angehört, eilte ſobald er entwiſcht war in das lacedämoniſche Lager, erzählte, und führte die Feinde nach Ira. Unbemerkt erſtiegen ſie die Mauern, und erſt das laute anhaltende Bellen der Hunde machte die Meſſenier aufmerkſam. Zwar ſammelten ſie ſich jetzt ohne Verzug, allein die Dunkelheit der Nacht (denn der Regen löſchte alle Fackeln aus) erlaubte keine entſcheidenden Thaten. Erſt mit dem Anbruche des Tages begann der eigentliche Kampf: Weiber und Kinder fochten wie Männer; Regengüſſe, Donner und Blitz erſchienen als göttliche Zeichen bald ermunternd bald ſchreckend; drei Tage und drei Nächte widerſtanden die Meſſenier. Da ermatteten ihre Kräfte, weil ſie ſich nicht (wie die weit zahlreicheren Lacedämonier) ablöſen konnten, und Theokles der Wahrſager trat zu Ariſtomenes und ſprach: was machſt du dir ſo große Arbeit, weißt du nicht daß die Götter den Untergang Meſſeniens beſchloſſen haben? Ich will mein Ende erreichen mit dem Vaterlande, du aber erhalte die Meſſenier, erhalte dich ihnen! Mit dieſen Worten ſtürzte er in die Feinde und fand ſeinen Tod. Ariſtomenes rief hierauf die Meſſenier von dem Kampfe zurück, nahm die Weiber und Kinder in die Mitte, ſtellte ſich an ihre Spitze und neigte Haupt und Lanze gegen die Spartaner zum Zeichen daß er den Durchzug verlange. Dieſe öffneten den ſtumm Verzweifelnden ihre Reihen und ließen ſie ungeſtört ziehen. Sie kamen zu den Arkadern, und Ari-

ſtomenes beſchloß mit fünfhundert auserleſenen Meſſeniern Sparta in der Abweſenheit des Heeres zu überfallen, dreihundert Arkader geſellten ſich zu ihnen. Ariſtokrates aber verrieth den Lacedämoniern dies Unternehmen; nicht ungeſtraft, denn ſeine Boten wurden auf dem Rückwege gefangen und ſeine Treuloſigkeit entdeckt, worauf ihn die Arkader im höchſten Zorne ſteinigten und verlangten daß auch die Meſſenier an dieſer Rache Theil nehmen ſollten. Dieſe erwarteten ihres Feldherrn Weiſung, allein Ariſtomenes ſchwieg im Uebermaße ſeines Schmerzes und ſah weinend zur Erde.

Evergetidas ſein Schwäher eilte mit funfzig Begleitern nach Ira zurück, tödtete ſehr viele von den überfallenen ſorgloſen Spartanern, und kam dann mit den Seinen ums Leben. Gorgus und Mantiklus führten einen großen Theil der Meſſenier, auf die Einladung des Beherrſchers von Rhegium, Anaxilas, nach Sicilien gegen die Zankläer. Dieſe wurden beſiegt und Anaxilas wollte ſie vertilgen: Gorgus und Mantiklus aber, in Erinnerung gleicher Leiden, ſöhnten ſich mit ihnen aus und wohnten ſeitdem gemeinſam in der neuen Stadt Meſſana. Ariſtomenes ging nach Rhodus zu dem Könige Damagetos, welchem ein Orakel befohlen, die Tochter des trefflichſten Mannes in Hellas zu heirathen; dafür hatte er den Feldherrn der Meſſenier gehalten. Im Begriff an Ardys dem Könige von Lydien, und Phraortes dem Könige von Medien, den Spartanern Feinde zu erwecken, ſtarb Ariſtomenes, ward ehrenvoll begraben und als ein Held verehrt. So endete Meſſenien 668 Jahre vor Chriſtus[1], nach rühmlichem Kampfe für eine, wahrſcheinlich gerechte Sache. Hätten, wie zur Zeit des trojaniſchen Krieges, einzelne Helden mehr als ein ſtandhaftes Volk entſchieden, ſo dürften die Spartaner nicht geſiegt haben. Dieſe ver-

[1] Zweifel über die Zeitrechnung in Grote's History of Greece II, 558.

theilten jetzt das, durch ſeine Größe und Fruchtbarkeit für ſie höchſt wichtige Gebiet, und machten die Bewohner (urſprünglich Brüder und Stammgenoſſen) zu leibeigenen Unterthanen.

Zwiſchen dem erſten und zweiten meſſeniſchen Kriege ohngefähr ſiebenhundert Jahre vor Chriſtus, empörten ſich die Parthenier und Heloten. Jenes waren nach einer unwahrſcheinlichen Erzählung, Kinder, welche die nicht zum ewigen Kriege gegen Meſſene durch Eidſchwur verpflichteten Jünglinge, mit den zurückgelaſſenen Weibern der übermäßig lang abweſenden Spartaner gezeugt hatten; es waren, nach wahrſcheinlicheren Berichten [1], Kinder derjenigen zinsbaren Lacedämonier, welchen die herrſchenden Spartaner ihre Beſitzungen genommen, weil ſie ſich geweigert hatten gegen Meſſene zu ziehen. Auf jeden Fall wurden ſie verachtet und gleich den Heloten gedrückt; das trieb zu einer innigen Verbindung mit den letzten welche man aber entdeckte. Das Schickſal der Heloten iſt unbekannt; um ſich indeſſen der muthigen Parthenier zu entledigen, ſandten ſie die Spartaner mit allem Nothwendigen verſehen nach Italien, wo ſie Tarent erbauten. So ward, öfter als irgendwo, die Ausſendung von Pflanzbürgern in Hellas das Mittel zur Erhaltung der inneren Ruhe.

Auf einen langen Zeitraum hinaus fehlen von hier ab umſtändliche Nachrichten über die Geſchichte Spartas; ein Beweis daß wenig große Thaten verrichtet wurden, und der Erwerb Meſſeniens zunächſt mehr zur Beſeitigung friedlicher Bedürfniſſe, als zur Erhöhung der kriegeriſchen Streitkräfte diente. Erſt um die Zeit wo Cyrus das perſiſche Reich gründete, führten die Lacedämonier einen, anfangs unglücklichen Krieg gegen Tegea. Später verkündete ein Orakel ihnen Glück, wenn ſie die Gebeine des Oreſtes nach Sparta führen würden. Unkundig wo

1 Heracl. Pontic. Laced. und Manſo's Sparta.

dieſer begraben ſey, befragten ſie zum zweiten Male das Orakel und erhielten die Antwort:

Wende nach Tegea dich in Arkadiens weiten Gefilden,
Dort wehn kräftigen Hauchs zwei Winde dem Zwange gehorſam,
Und folgt immer dem Schlage der Rückſchlag, Uebel dem Uebel.
Da bewahret den Sohn Agamemnons die fruchtbare Erde:
Bringe du dieſen zur Heimath zurück, und Tegea dient dir.

Lange blieb das Orakel unverſtanden, bis ein Lakonier in Tegea von einem Schmiede hörte, daß er beim Graben eines Brunnens ein außerordentlich großes Gerippe entdeckt habe. Da ging ihm der Sinn jener Worte auf, er kaufte jenes Grundſtück, brachte die Gebeine nach Sparta, und ermuthigt ſiegten ſeitdem die Lacedämonier.

Um die Zeit der Eroberung von Sardes durch den Cyrus, 545 Jahre vor Chriſtus, geriethen ſie über den Beſitz von Thyrea in einen neuen Krieg mit den Argivern. Es ward beſchloſſen [1], daß die Heere ſich hinwegbegeben und bloß dreihundert von jeder Seite zur Entſcheidung kämpfen ſollten. Als nun am Abend nur noch zwei Argiver und ein Spartaner, Othryades, übrig waren, eilten jene ihren Sieg verkündigend nach Hauſe, dieſer aber bemächtigte ſich der Waffen der Erſchlagenen, und verließ den Kampfplatz nicht. Daraus entſtand neuer Streit, wer bei dieſen Verhältniſſen wirklich geſiegt habe? In der ſich hieran reihenden allgemeinen Schlacht, wurden aber die Argiver in die Flucht getrieben. — So ward Lakonien allmälig am mächtigſten unter den doriſchen Staaten, lange jedoch blieb es allen auswärtigen Händeln durchaus abhold; bis größere Veranlaſſungen von außen auch größere Bewegungen erzeugten, bis des Königs Kleomenes Theilnahme an den atheniſchen Unruhen und die perſiſche Obermacht, zu der Uebernahme einer anderen Rolle, und zu dem Gedanken an eine Oberleitung

1 Isocr. Archid. 209.

aller helleniſchen Angelegenheiten führten. Freilich würde ſich dieſe Oberleitung, ſo wie das geſammte Verhältniß der herakliidiſchen Staaten im Peloponneſos anders geſtaltet haben, wenn ſie mit Beſeitigung von Furcht und Gewalt, in einen freien, ſtaatsrechtlichen Bund getreten wären.

Digitized by Google

Zwölfte Vorlesung.

Verfaſſung von Sparta.

Nachdem die zerſtreuten Nachrichten über die älteſte atheniſche und ſpartaniſche Geſchichte mitgetheilt ſind, wollen wir die Geſetzgebungen Lykurgs, Solons und der Perſer (ohne Rückſicht auf ſtrenge Zeitrechnung) in einer Folge entwickeln, damit der Ueberblick erleichtert und unſere Einſicht in die Natur, die Geſinnungen und Thaten jener Völker möglichſt erhöht werde.

Die Berichte über das Leben des ſpartaniſchen Geſetzgebers **Lykurgus** ſind keineswegs genügend beglaubigt oder übereinſtimmend; doch halten wir uns, aus den ſchon bei Moſes angegebenen Gründen, nicht für berechtigt ſein perſönliches Daſeyn deshalb abzuläugnen, oder das Sagenhafte ganz zu übergehen.

Eunomos, des Prokles Nachkomme im vierten Gliede — ſo wird erzählt — zeugte mit ſeiner erſten Gemahlinn den Polydektes, mit ſeiner zweiten Dianaſſa den Lykurgus. Nachdem Eunomos bei Dämpfung eines Aufſtandes erſtochen worden, folgte Polydektes in der Herrſchaft, ſtarb aber bald nachher und hinterließ eine ſchwangere Gemahlinn. Dieſe wollte ihr Kind vor der Geburt tödten, und dann den Lykurgus heirathen; allein des letzten Bemerkung, daß man jene That weit leichter nach der Geburt vollbrin=

gen könne, hintertrieb den Frevel. Anſtatt nun aber den neugebornen Knaben, welcher den Namen Charilaos erhielt, umzubringen oder umbringen zu laſſen, ſorgte Lykurgus für deſſen Erhaltung und begrüßte ihn ſogleich als König. Dieſer Edelmuth, dieſe Rechtſchaffenheit ward einerſeits von Vielen ſehr geehrt; andererſeits erweckte die beſchimpfte Königinn mit ihren Verwandten dem Lykurgus ſo viel Haß und Verläumdung, daß er vorzog auf eine Zeit lang Sparta zu verlaſſen und durch Reiſen ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Das doriſche Kreta, das in Freiheit aufblühende ioniſche Kleinaſien, boten ihm reichen Stoff zu Beobachtungen der verſchiedenſten Art: vielleicht kam er auch nach Aegypten, obgleich dafür aus ſeiner Geſetzgebung kein Beweis hergenommen werden kann; weil die in dieſer Hinſicht gewöhnlich erwähnte ſpartaniſche Abſonderung des Soldatenſtandes, von der ägyptiſchen verſchieden war und in Kreta eine ähnlichere Einrichtung ſtatt fand[1].

Mittlerweile wuchſen in Lakonien die alten Uebel: uneinig waren die Könige und ohne Macht, unbeſtimmt erſchienen die Rechte des Volks, Verſchiedenheit des Vermögens erzeugte hier Uebermuth, dort Noth und Empörung, und gefährliche Nachbarn endlich zogen Vortheil aus dieſer Auflöſung. Da berief man Lykurgus zurück, und er kam entſchloſſen zu einer gründlichen Umgeſtaltung dieſer Verhältniſſe. Selten vereinigten ſich die dazu erforderlichen Eigenſchaften ſo in einem Menſchen, wie bei ihm. Beſonnenheit und Mäßigung, tiefe Einſicht und große Willenskraft, innere Milde bei äußerer Strenge und die größte Geſchicklichkeit Menſchen zu lenken. Ihn unterſtützte zuvörderſt Thales der Sittendichter — nicht mit dem ioniſchen Philoſophen zu verwechſeln — indem er durch bedeutſam paſſende Geſänge die Gemüther vorbereitete; noch mehr aber Apollon der Gott zu Delphi durch den Orakelſpruch: „er gebe und bewillige für Sparta durch

1 Isocratis Busiris 371.

Lykurgus die trefflichſte aller Verfaſſungen." Auch begrüßte ihn Apollon wie keinen vor oder nach ihm:

„O Lykurgus du kommſt zu meinem begüterten Tempel,
Liebling des Zeus und der Andern ſo viel den Olympus bewohnen.
Ob ich als Gott dich begrüße, bedenk' ich mich, oder als Menſchen,
Aber ich meine, du biſt wohl eher ein Gott, o Lykurgus."

Auf ſolche Zuſicherungen des allverehrten Orakels, im Einverſtändniſſe mit den tüchtigſten Bürgern, nach der Beruhigung des erſchreckten Charilaos, begann Lykurgus ſein Werk; wahrſcheinlich um die Zeit des Untergangs des altaſſyriſchen Reiches, der Gründung Karthagos und der Herſtellung olympiſcher Spiele durch Iphitus, etwa 880 Jahre vor Chriſtus.

Jeder, der nicht ganz des prüfenden Blicks ermangelt, räumt ein daß nicht Alles und Jedes was dem Lykurgus zugeſchrieben wird, unmittelbar von ihm herrühren möge; allein auch das ſchärfſte kritiſche Auge dürfte nicht im Stande ſeyn, eine vollkommen genügende Scheidungslinie zu ziehen. Wir geben hier ohne uns mit ſolchen Verſuchen abzumühen, eine Geſammtüberſicht der lakoniſchen Einrichtungen.

Zwei erbliche Könige blieben nach Lykurgs Geſetzen in Sparta[1], damit ihre Macht ſich ins Gleichgewicht ſetze und der Fähige den Unfähigen übertrage. Sie hatten mehrere äußere Ehrenrechte, ein größeres Feldloos, einen Waſſerteich bei ihrer Wohnung, einen Antheil von den Opfern und einen doppelten Antheil bei den öffentlichen Speiſungen. Sie entſchieden manche Rechtsfälle, bezogen (wenigſtens ſpäter) gewiſſe Einnahmen[2], leiteten die Annahmen an Kindesſtatt, waren Beiſitzer des Raths, Vorſitzer bei den Kampfſpielen und vielleicht auch bei den

1 Gabriel dissert. de magistr. Laced. Kortüm in Schloſſers Archiv IV, 133. Philological Museum II, 38. Manſo, Hermann, Wachsmuth u. A.

2 Nach Plato Alcib. I, 123, waren dieſe Einnahmen nicht unbedeutend.

Volksverſammlungen, ſie wurden endlich unter großen Trauerbezeugungen begraben. Doch nicht ſowohl auf dieſen Einzelnheiten, als vielmehr auf zwei andern Beſtimmungen gründete ſich ihre ſtaatsrechtliche Wichtigkeit: ſie waren Oberprieſter und Oberfeldherrn. Daher ſuchten ſie um ihre Bedeutung (und auch wohl um ihre Einnahmen) zu erhöhen, gleich den römiſchen Konſuln, den Krieg; daher legten ſie ſo viel Nachdruck als möglich auf die Orakel, und waren in der Regel mit dem delphiſchen einverſtanden. Dennoch blieb ihre Macht ſehr beſchränkt, und wenn auch das Volk ſchwur die königlichen Rechte nicht zu verkürzen; ſo geſchah dies doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Könige auch ihrem Eide gemäß, überall nach den Geſetzen verführen.

Um nun eine feſte Mitte gegen Tyrannei wie gegen Volksübermuth zu finden, gründete Lykurgus — als zweiten ariſtokratiſchen Theil der Verfaſſung — den Rath der Alten, oder die **Geruſia**. In demſelben ſaßen acht und zwanzig vom Volke[1], und aus dem Volke auf Lebenszeit erwählte, nicht unter ſechzig Jahr alte Männer[2]. Sie waren Niemand verantwortlich. Nur die Weiſeſten und Tugendhafteſten durfte man zu Beiſitzern vorſchlagen; Perſonen, die in einem Zimmer verſchloſſen waren, horchten bei welchem Vorſchlage das Volk am lauteſten Beifall ſchrie, und entſchieden nach dieſem ſonderbar unſicheren Maßſtabe, die Wahl. Zwar hatten beide Könige auch Sitz in der Verſammlung (wodurch ſich die Zahl der Theilnehmer auf dreißig erhöhte), aber gleich den übrigen nur eine Stimme[3]. Nichts Wichtiges ward von den Königen entſchieden, Nichts an das Volk gebracht ohne Vorberathung in der Geruſia, ſie entſchied insbeſondere über Mord und Gewalt.

1 Plato de legib. III, 691. Cic. de senect. 6.

2 Mit dem 30. Jahre konnte man dagegen in den atheniſchen Rath kommen. Xenoph. Memor. I, 2, 35.

3 Thucyd. I, 21.

Zu den Volksverſammlungen (in ihnen lag der demokratiſche Beſtandtheil der Verfaſſung) berief man, wie es ſcheint, bald mehr bald weniger Perſonen[1] und hielt ſie in der Regel zur Zeit des Vollmondes. Niemand durfte daſelbſt öffentlich reden ehe er dreißig Jahre alt war, jeder verlor ſeine Stimme durch zweideutigen Ruf. Machte indeß ein ſolcher Ausgeſchloſſener anſcheinend heilſame Vorſchläge, ſo konnten ſie erſt dadurch Gehör und Bedeutung erlangen[2], daß ein unbeſcholtener Mann den öffentlichen Antrag übernahm. Alle von dem Könige und dem Rathe gefaßten Beſchlüſſe ſollten dem Volke vorgelegt werden; die aber wahrſcheinlich früher dieſem gegebene Befugniß zu ändern oder Aenderungen in Vorſchlag zu bringen, beſchränkte man ſpäter ariſtokratiſch dahin, daß es nur einfach beſtätigen oder verwerfen durfte.

Später erhielten der Rath und die Ephoren die Macht, einen Volksſchluß der ihnen unpaſſend erſchien, einſtweilen auszuſetzen, oder die Verſammlung aufzulöſen; — zuletzt verſchwindet endlich die Bedeutung der Geruſia und des Volks[3] faſt gänzlich durch den Einfluß einzelner Häupter, und insbeſondere der, das Volk ſcheinbar vertretenden fünf Ephoren.

Ob dieſe von Lykurgus, oder, wie Andere behaupten, 130 Jahre nach ihm vom Könige Theopompus eingeführt wurden, iſt ſchwer zu entſcheiden; gewiß aber, daß ſie erſt um die Zeit wo ſich in Sparta Alles zur Ariſtokratie, ſo wie umgekehrt in Athen zur Demokratie neigte, eine übergroße Mittelmacht zwiſchen dem Könige und dem Volke wurden. Dieſe Zukunft vorahnend ſoll des Theopompus Gemahlinn ihn beſchuldigt haben, daß er die königliche Gewalt in ſchlechterem Zuſtande hinterlaſſe als er ſie empfan-

1 Xenophon (Hell. III, 3) ſpricht von einer kleineren Verſammlung, oder einem Ausſchuſſe der größeren.

2 Plutarch. de audit. VI, 148. ed. Reiske.

3 Doch erwähnt Xenophon in ſeiner griechiſchen Geſchichte noch mehrere Eccleſien.

gen habe; er aber erwiederte: beſſer, denn dauerhafter. — Aus dem ärmeren Volke jährlich gewählt, verfuhren ſie ohne beſtimmte Vorſchriften, weiſe oder willkürlich nach dem Maße ihrer Einſicht oder ihres guten Willens, und ihr Wandel unterlag wenigſtens ſpäter nicht den ſtrengſten Geſetzen, welche für die übrigen Bürger noch fortgalten. Nach ihnen benannte man das Jahr, ſie bildeten allmälig die höchſte Gerichtsbehörde für viele Gegenſtände[1], hatten den Vorſitz in mehreren Zuſammenkünften, ſammelten die Stimmen, ſetzten obrigkeitliche Perſonen ab welche ihre Gewalt mißbrauchten, oder ſtraften ſie gar am Leben. Sie hatten die Aufſicht über Bürgerſitte und Erziehung, waren Stellvertreter der Könige in deren Abweſenheit, und entſchieden die Streitigkeiten, welche häufig zwiſchen ihnen ſelbſt, oder zwiſchen ihnen und dem großen Rathe ausbrachen. Ja die demagogiſche Macht der Ephoren wuchs allmälig ſo: daß die Könige ſtets von ihnen im Frieden und oft auch im Kriege abhängig, geſtraft und ſelbſt ins Gefängniß geſetzt wurden. Kein Ephore ſtand vor den Königen von ſeinem Sitze auf, ja ſie bekümmerten ſich ſogar um deren Familienangelegenheiten[2] und verwieſen es dem Könige Archidamas aufs ſtrengſte, daß er eine zu kleine Frau geheirathet habe!

Was man wol bei der Eroberung Lakoniens durch die Herakliden[3], wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad erzwungen hatte, ward theils wieder hergeſtellt, theils ſoll es, nach Plutarchs Erzählung, jetzt in weit größerem Maße durch das Geſetz erfolgt ſeyn, nämlich: eine neue gleiche Theilung des Grundvermögens und Gemeinſchaft des Be-

1 Siehe außer den Hauptſtellen bei Herodot, Ariſtoteles und Plutarch, Diog. Laert. Chilon c. I. Platon. epist. VIII, 354. Pausan. I, 131.

2 Thucyd. I, 131. Plut. Pericl. 22; Agesil. 2.

3 Wiederum ward aber keineswegs ganz Lakonien gleich anfangs erobert.

ſitzes, ſelbſt der Sklaven und Jagdhunde; — nur die Vertheilung des unbedeutenden Hausgeräthes erſchien zu ſchwierig. Dreißigtauſend lacedämoniſche, neuntauſend ſpartaniſche Looſe, begriffen das geſammte Grundvermögen in ſich. Man ſollte jene Looſe weder kaufen noch verkaufen, ihre Zahl weder vergrößern noch vermindern. Der älteſte Sohn erbte wahrſcheinlich das Loos und Erbtöchter durften, beim Mangel von Söhnen, das an ſie fallende Gut nur einem Manne zubringen, der noch kein Grundvermögen beſaß. Aehnlichen Beſchränkungen waren Kinderloſe in Hinſicht der Vererbung oder Verſchenkung ihres Looſes unterworfen. Die eigentlichen Spartaner, unter denen wol viele (z. B. nachgeborne Söhne) keinen Grundbeſitz hatten, mochten bei dem Mangel eigenen erlaubten Gewerbes, aus den Abgaben der Periöken oder Zinsbauern Unterſtützung finden. Ueberzählige Bürger ſandte man in Pflanzſtädte aus, duldete aber weder Fremde in Sparta, noch ließ man die Bürger ins Ausland reiſen. — Später, als Erbtöchter und Kinderloſe die Erlaubniß erhielten über ihr Grundeigenthum frei zu ſchalten, kamen auch Fremde, wenn ſie ſich den Landesgeſetzen unterwarfen, durch Vererbung in den Beſitz; aber die Grundlage der lykurgiſchen Verfaſſung war damit untergraben: — ſie war völlig geſtürzt als der Ephor Epitadeus (im Zeitalter des Ageſilaos) endlich ſogar die Erlaubniß bewirkte, das Grundeigenthum zu verkaufen und nach Willkür zu verſchenken. Seitdem konnte es nie dem Staate, zur Vertheilung an arme Bürger, eröffnet werden[1].

Nachdem auf dieſem Wege die Zahl der Bürger abgenommen hatte, und wenigen ſehr Reichen zahlreiche Arme gegenüber ſtanden[2], ward wol erſt das Geſetz gegeben daß drei Kinder den Vater von den Stadtlaſten, vier von den Staatslaſten befreien ſollten. Wenigſtens wäre für

1 Wachsmuth I, 2, 258. Müller Dorer II, 194.

2 Ariſt. Politik II, 6.

frühere Zeiten nicht zu entſcheiden, was dies (die Kriegspflicht ausgenommen) für Laſten geweſen ſeyn dürften. Allerdings könnte man die Beiträge zu den öffentlichen Mahlzeiten darunter verſtehen; allein vor der Durchlöcherung jener lykurgiſchen Geſetze geriethen wol nur Wenige in die Lage, dieſe Beiträge nicht leiſten zu können.

So beſtimmt dieſe Nachrichten auch lauten, in ſo engem Zuſammenhange dieſe Ackergeſetzgebung, auch mit allen übrigen ſpartaniſchen Einrichtungen zu ſtehen ſcheint, kehren doch viele Fragen über die Ausführung der ſpartaniſchen Ackergeſetze, faſt ganz unbeantwortet zurück. Wie konnte man damals eine nach Quantität und Qualität ganz gleiche Ackertheilung zu Stande bringen? Gab es ſchon vor der Eroberung Meſſeniens ſo viele Looſe? Ließ man Hinterſaſſen im Beſitze gegen Ablieferung von Früchten? Traf die Ackertheilung vielleicht nur die Ueberreichen?[1] Oder nur die alten nichtdoriſchen Eigenthümer?[2] Was geſchah bei dem täglichen Wechſeln, dem Wachſen und Abnehmen der Bürgerzahl? Was ward aus den Nachgebornen, und wie verhielt ſich ihr Erbrecht zu dem des Erſtgebornen? Trat ſpäter, wo über Zuſammenſchlagung der Güter ſo laut geklagt wird, nie eine ſachliche Theilung der Beſitzungen unter mehrere Kinder ein? Wurden die ledigen und ledig bleibenden Mädchen auf öffentliche Koſten ernährt[3]; was man aus der Aeußerung ſchließen möchte daß Unwürdige ihre Töchter zu Hauſe verpflegen ſollten. Bewirthſchaftete man eröffnete Looſe bis zu einer neuen Vertheilung, auf öffentliche Rechnung? Konnte man Neugebornen, wenn ſie von den Stammgenoſſen tüchtig gefunden wurden[4], wirklich eins von den 9000 Loſen anweiſen; wie

1 Lachmann 169.

2 Isocr. Panathen.

3 Die Stelle Xenoph. de republ. Lacedaem. c. 9. iſt nicht ganz deutlich.

4 Plut. Lycurg. 16.

Plutarch zu behaupten ſcheint, ohne die Möglichkeit eines ſolchen Verfahrens darzuthun. Wie wurden Eroberungen vertheilt und benutzt? Wie verhielten ſich die herrſchenden müßigen Spartaner, zu ihren Ackerlooſen und den eigentlichen Wirthſchaftsbauern? Gab es außer dieſen Zinsbauern der Einzelnen, auch öffentliche für Staatsgüter? Beſtritt man die öffentlichen Speiſungen ebenfalls aus deren Beiträgen, und in wie weit blieb das an Einzelne Abgelieferte, getrennt vom Allgemeinen? Stiegen die Beiträge nach Maßgabe der Kopfzahl einer Familie? — Dieſe und ähnliche Zweifel und Schwierigkeiten (welche ſich nur zum Theil löſen laſſen) haben veranlaßt daß man (insbeſondere mit Rückſicht auf das Schweigen des Ariſtoteles) die Ackertheilung Lykurgs allzukühn ganz geläugnet, oder auf wenige unbedeutendere Beſtimmungen zurückgebracht hat[1]. Gewiß findet ſich indeſſen ſchon ſehr früh und vor dem peloponeſiſchen Kriege, in Sparta Verſchiedenheit des Beſitzes und kein Feſthalten an der erkünſtelten Unbeweglichkeit einer gewiſſen Zahl von Ackerlooſen.

Das gemünzte Gold und Silber (was jedoch zu Lykurgus Zeit wol noch nicht vorhanden war) wurde (ſo heißt es) außer Gebrauch geſetzt; wogegen in Eſſig getauchtes und dadurch zu allem anderen Behuf untaugliches Eiſen, vielleicht auch dazu bereitetes Leder[2], als Ausgleichungsmittel zwiſchen den Einzelnen dienen ſollte. Mehr aber als durch einen etwanigen Befehl, blieb das Metall in der früheren Zeit unbedeutend durch den Sinn und die geſammten Verhältniſſe des Volkes. Jeder gewann was er brauchte oder beſaß es mit Andern, der Tauſchhandel reichte überall aus und der Begriff von Geldzinſen war unbekannt.

Aus verwandten Gründen konnte die bürgerliche Rechtspflege in Sparta, nicht den in anderen Staaten

1 Grote history of Greece II, 520.

2 Athen. V, 233. Nicol. Damasc. 566. Aelian VI, 6.

gewöhnlichen Umfang erlangen; deſto wichtiger erſchien dem Geſetzgeber die Erziehung. Ungeſunde krüppelhafte Kinder wurden nach der Geburt beſichtigt und getödtet; ohne Geſundheit des Körpers ſey der Bürger dem Staate wenig oder nichts werth. Auch die Weiber ſollten ſtark ſeyn und Starke gebären; daher die Verachtung ſitzender Lebensweiſe und die Leibesübungen der Mädchen. Weil nun blos geſunde Männer und Frauen vorhanden waren, weil die Theilung und Gemeinſchaft alles Beſitzes jedem die Schließung einer Ehe möglich machte, ſo galt der eheloſe Stand bei den Männern für ſchimpflich. Die Hageſtolzen mußten im Winter nackt über den Markt laufen und ein Lied zu ihrem eigenen Schimpf ſingen; ſie durften bei den Leibesübungen der Mädchen nicht gegenwärtig ſeyn und man bewies ihnen ungeachtet ihres Alters nicht allein keine Ehre[1], ſondern ſoll ſie ſogar körperlichen Züchtigungen der Weiber ausgeſetzt haben. Mit deſto größerer Achtung und Ehrfurcht und Beſcheidenheit, mußten dagegen alle Jüngern die alten Familienväter behandeln; jeder von dieſen hatte Aelternrecht in Lob und Tadel, und wer des letzten halber ſich bei ſeinem Vater beſchwerte, ward doppelt beſtraft. Umgekehrt hielt man denjenigen Alten oder Vorgeſetzten, welcher einen in ſeiner Gegenwart begangenen Fehler nicht rügte, für ſo ſtrafbar wie den Thäter.

Die Knaben, welche zuſammen auf Matratzen von Schilf ſchliefen, waren vom ſiebenten Jahre an in Klaſſen getheilt; der Geſchickteſte, Herzhafteſte unter ihnen, ward Aufſeher der Uebrigen. Und dieſe Erziehung hörte mit dem Eintritte der Mannbarkeit nicht auf, ſondern lebenslang ſollte nicht blos eine engere Gemeinſchaft und Einwirkung ſolcher Art, von Menſchen auf Menſchen ſtatt finden; ſondern eine ununterbrochene Beobachtung und Gängelei die angeblich übeln Folgen perſönlicher Freiheit und

1 Athenaeus XIII, 556.

Entſchließung austilgen. Nur ernſthafte und belehrende Geſpräche durften in den Geſellſchaften geführt werden, denn das ganze Leben erſchien ihnen ernſt und ſtreng. Es war hoher Ruhm am Altare der Diana Orthia das Leben unter Schlägen aufzugebrn, und durch Schweigen die Herrſchaft über ſich ſelbſt zu beweiſen. Es galt für ein Zeugniß eigener Tüchtigkeit einen über Alles geliebten Freund zu haben; wogegen man mit Verweiſung[1], ja mit dem Tode ſtrafte, wenn dies Verhältniß ſich nicht in ſeiner ſchönen Reinheit erhielt. Trunkenheit war ſchimpflich; Sklaven nur wurden zum abſchreckenden Beiſpiele trunken gemacht.

Die Jungfrauen erhielten anfangs keine Mitgift, man ſollte ſie nicht ihres Gutes wegen begehren; ſpäter gab man ihnen nur zu große Leibgedinge und zwei Fünftheile alles Landes kamen in die Hände weniger Weiber, hauptſächlich weil der Krieg die Männer dahinraffte. Die Kinder gehörten dem Staate, und das edle Gefühl Vater zu ſeyn, ſchwand in dem Leben für und mit Allen. Weiber die nicht ſchwanger wurden, mochte man verleihen; man durfte den bejahrten Ehemann um Ueberlaſſung der jüngeren Frau anſprechen, und jener gab willig, oder gezwungen, was ihm nicht mehr zu gebühren ſchien. Nackte Leibesübungen erhöhten die Schönheit und weckten die Neigung, ſtumpften aber auch ab gegen Ueberreizung. Die Jungfrauen trugen keine Schleier, und ihre aufgeſchlitzten und nur durch Spangen verknüpften Kleider, reichten nicht bis zum Knie; ſie ſchämten ſich nicht ihre Schenkel zu zeigen, aber durch Schmuck die Reize der Natur zu erhöhen, galt als Schmach die man Unehrbaren überließ. Eben ſo einfach, für Alle gleich, ohne Veränderung nach Willkür oder Jahreszeiten, war das dünne Gewand der Spartaner; nur zum Kriege, zum Feſte der Männer, ſchmückten Kränze

1 Aelian. var. hist. III, 12. Cicero Tuscul. II, 14; V, 27; Gellius II, 15.

das Haupt und das Haar ward furchtbar aufgeknüpft. Dunkelrothe Röcke verdeckten die blutenden Wunden.

Alle, oder wenigſtens die in Sparta anſäſſigen Bürger aßen (getrennt von ihren Weibern und Kindern) gemeinſchaftlich, von gleichen Beiträgen das Gleiche[1]; mehrentheils Brei aus Getraide, und eine ſchwarze, aus Salz, Eſſig und Blut bereitete Suppe. Nur nach ſpartaniſchen Leibesübungen ſchmeckte ſolch Gericht. Zu dieſen, aus gemeinſamen Beiträgen bereiteten, gewöhnlichen Speiſen, geſellten ſich aber auch wol Lieferungen der Zinspflichtigen und außerordentliche Gaben der Tiſchgenoſſen, an Wildpret, Fiſchen, Obſt und dergl. Funfzehn bildeten in der Regel durch eine freie ſtrenge Wahl, die Genoſſenſchaft eines Tiſches. Wer zu dieſer Genoſſenſchaft nicht gehörig beitrug oder ſich aus irgend einem Grunde abſonderte, verlor nach Lykurgs Geſetzen ſein volles Bürgerrecht. Wurden doch ſelbſt die Könige geſtraft[2] wenn ſie ohne genügende Urſache wegblieben. Als nun aber das Grundeigenthum ſpäter in die Hände Weniger kam, trugen dieſe wol nur ſelten um ihres Reichthums willen reichlicher bei; öfter fanden ſie darin einen Vorwand die Armen zurückzuſetzen, vom Bürgerthume auszuſchließen und eine Herrſchaft zu begründen, welche auch in dieſen Beziehungen der früheren Einfachheit ein Ende machte.

Kein Volk bildete ſich ſo zur Mannhaftigkeit und zum Kriege[3], wie das ſpartaniſche: darin lag der höchſte Ruhm, in der Feigheit die höchſte Schande. Bürger und Krieger war gleichbedeutend, Landwirthſchaft und Gewerbe überließ man den Unfreien. Mütter wünſchten daß ihre Söhne lieber auf dem großen Schilde heimgebracht würden, als daß ſie ohne Schild zurückkehrten, und unbegra-

1 Athenaeus IV, 141. Wachsmuth II, 2, 23. Hermann Alterthümer. I, 74.

2 Plut. Lycurg. c. 12.

3 Cicero Tuscul. I, 42. Athen. XIV, 631.

den blieb wen eine Wunde im Rücken getödtet hatte. Weit hin reichten die Lanzen, aber die Schwerter waren nur kurz; man vertraute am meiſten dem nahen Kampfe. Kriegeriſche Tänze dienten als Vorübung zu dem ernſten Streite. — Seit der Entzweiung des Demaratus und Kleomenes[1] führte immer nur ein König das Heer. Er opferte in Gegenwart aller Anführer beim Aufbruche und bei dem Ueberſchreiten der Landesgränze. Opferthiere mußten im Felde ſtets zur Hand ſeyn und das heilige Feuer durfte nie verlöſchen. Vor dem Vollmonde ward in der Regel kein Feldzug angetreten und, geheimen Vorſchriften zu Folge, nach jedem Siege dem Ares ein Hahn geopfert. Die Ephoren führten die Verzeichniſſe der Kriegspflichtigen. Wichtiger als die, ſpäter gutentheils im Auslande angeworbene Reiterei[2], erſcheint das Fußvolk. Eine Rotte von acht Mann war die kleinſte Abtheilung deſſelben: vier Rotten bildeten die Enomotie, vier Enomotien die Pentecoſtys, vier Pentecoſtyen den Lochos, vier Lochoi die Mora. Auf den Bewegungen der Enomotie beruhte gutentheils die lakoniſche Kriegskunſt, obgleich jene einzelnen Abtheilungen nicht immer gleich zahlreich geweſen ſeyn mögen. Häufig ward das Lager verändert und man vermied oft hintereinander mit demſelben Feinde zu kämpfen, damit er der Angriffe und des Kriegsverfahrens nicht gewohnt werde und ſiegen lerne. Des Nachts ſchliefen Alle in Waffen, aber den Vorpoſten nahm man die Schilde damit ihre Aufmerkſamkeit durch ihre Hülfloſigkeit verdoppelt werde. Das Geſetz bezeichnete es als unwürdig und nachtheilig fliehende Feinde zu tödten, getödtete, höhere Zwecke vergeſſend, zu berauben. Ein von Allen den Göttern geweihter Lobgeſang beſchloß jeden Abend, wogegen lange und unbeſonnene Gebete verboten waren; denn es genüge ehrlich zu leben und ſeinen Pflichten nachzukommen. Alle

1 Herodot. V, 76.

2 Xenoph. Hipparch. c. IX.

Götter, auch wol ſelbſt Aphrodite, wurden bewaffnet abgebildet; das kriegeriſche Geſchlecht dachte nur an Beiſtand im Kriege, kannte nur Beiſtand durch unwiderſtehliche Gewalt. Die Gräber befanden ſich in der Stadt nahe bei den Tempeln; denn die Erhebung des Gemüths durch Erinnerung an den Tod, galt ihnen mehr als eine polizeiliche Rückſicht. Nur elf Tage lang durfte man trauern, nicht aber mit lautem Seufzen und Weinen. Prachtvolle Grabmähler wurden nie errichtet, die im Kriege Gebliebenen indeſſen durch kurze und verſtändige Aufſchriften ihrer Gräber geehrt.

Die Häuſer der Spartaner mußten ſehr ungekünſtelt ſeyn, wenn man anders die Decke blos mit dem Beile, die Thüren und Thore blos mit der Säge bearbeitete. Schöne Künſte und Schauſpiele, welche zu Lykurgos Zeit noch nicht vorhanden waren, konnten wol nicht ausdrücklich verboten ſeyn; allein die Natur aller Einrichtungen und die ganze Sinnesart behinderte ihr Aufblühen. Homer — deſſen Geſänge Lykurgos aus Aſien nach Sparta gebracht haben ſoll — ward indeſſen geehrt; auch Tyrtäos, auch Terpander von Methymnä[1], deren Lieder zur Befeuerung und zur Einigkeit der Bürger beitrugen. Ueberhaupt enthielten die Kriegslieder der Lacedämonier, Lob für die Tapfern und Schmach für die Feigen; ſie ſprachen mit ungekünſteltem aber ſtarkem Ausdrucke, unmittelbar zum Gemüth. Auch die Muſik ward hochgehalten, jedoch nur in ihrer erſten Roheit; denn die Fortbildung erſchien unverträglich mit dem Zwecke des Staates, und ihr ſtanden Geſetze entgegen. Kein Sklave durfte die Worte und die Weiſe beliebter Geſänge erlernen, damit ſeine Natur ſich nicht daran erhebe und der Wunſch nach Freiheit nicht zu mächtig werde.

Der Lakonismus im Denken und Sprechen war, in Uebereinſtimmung mit dem Gemüthe und den Thaten,

1 Heraclid. Pontic. Laced. Diodor. fragm. VIII, p. 37. Bip.

wahrhaft groß in der großen Zeit Lacedämons; nachdem aber die Thaten nicht mehr den Worten entſprachen, erblickt man darin nur leere Ziererei.

Sobald Lykurgos ſeine Geſetze gegeben und in Ausübung gebracht hatte, ließ er die Bürger ſchwören, ſie bis zu ſeiner Rückkehr zu halten, reiſete dann hinweg und erhielt von Apollon das Orakel: Sparta werde der ruhmvollſte Staat ſeyn, ſo lange es der neuen Verfaſſung treu bleibe. Dies Orakel ſandte Lykurgos nach Sparta, enthielt ſich dann der Speiſe, ſtarb, und ließ ſeine Aſche ins Meer ſtreuen, damit nie den Lacedämoniern eine Veranlaſſung oder ein Vorwand entſtehe ihren Eid zu brechen. So ſchloß er ſeine große Laufbahn mit dem erſten ſpartaniſchen Heldentode —; aber immer lebendiger und wirkſamer zeigte ſich von jetzt an ſeine Geſetzgebung.

Man könnte überhaupt die Geſetzgebungen eintheilen in die erziehenden und in die blos erhaltenden. Jene, dem Volksſinne und den Bedürfniſſen angepaßt, zwecken dahin ab zu bilden, eine beſtimmte Richtung mitzutheilen, eine noch nicht durchlaufene Bahn vorzuzeichnen, und ſo das jugendliche Volk zu großen Thaten und ewigem Ruhm hinanzuführen; — ſo die Geſetzgebungen Solons und Lykurgs —: dieſe dagegen ſind mehr ein Sammeln und Verzeichnen früheren Lebens, und ihr Verdienſt liegt (wie bei Theodoſius und Juſtinian) in der Vollſtändigkeit des Zurückſehens auf bereits vergangene Lagen und Verhältniſſe. Hier iſt mehr vom Sichern des Erworbenen und vom Beharren in einem genügend erſcheinenden Zuſtande, als von einem Bewegen zu neuen Zielen die Rede. Dort muß das öffentliche Recht, hier das Privatrecht heraustreten: in jener Zeit liegt der Abweg nahe daß der Menſch über den Bürger, hier daß der Bürger über die Sachen vergeſſen werde. Aber jene Gefahr iſt die geringere, weil Lebenskraft und Lebensluſt ſo vieles Böſe beſiegen kann; dieſe iſt die größere, weil da wo alles Streben aufhört, wo jeder ſich von allem Gemeinſamen gleichgültig ablöſet, der

Tod für den Einzelnen, und hiemit auch für das, aus Einzelnen beſtehende Ganze hereinbricht.

Lykurgos wollte (und ſo etwas fällt den Geſetzgebungen zweiter Art nie ein) einen ſtarken, geſunden Menſchenſtamm bilden zur Vertheidigung des freien Vaterlandes; er wollte Gleichheit der Bürger und Unterordnung aller perſönlichen Anſichten und Zwecke unter die Idee des Staates und des Ganzen; er wollte durch gegenſeitige Abwägung der Gewalten, Dauer und Gleichgewicht ohne Beſchränkung der Bürgertugenden: und — wie merkwürdig — vierhundert Jahre lang ward das Verderben fern gehalten; denn er ſchrieb ſeine Geſetze zwar nicht auf Tafeln, aber ſie ſtanden in den Gemüthern der Bürger, er verknüpfte altdoriſche Sinnesart und Sitte mit ſeinen großen Anſichten und Zwecken: daraus entſprang die Uebereinſtimmung und Feſtigkeit.

Dreifaches (ſprechen Lobredner) findet ſich nirgends in ſolchem Grade wie in Sparta:

Erſtens, die Gemeinſchaft unter den Bürgern und ihre Ehrfurcht vor den Geſetzen.

Zweitens, der Heldenmuth welcher des Lebens nie achtete, ſobald das Vaterland deſſen Opferung verlangte.

Drittens, die Entfernung alles Eigennutzes und aller kleinlichen Künſte des Erwerbs.

Nirgends iſt des Menſchen Geiſt und Thätigkeit unabhängiger geweſen von den Gütern der Erde, nirgends der Werth des Menſchen ſo rein nach ſeinem inneren Weſen abgeſchätzt worden. Das Geſetz war gewaltig, aber es beſchränkte doch nicht knechtiſch, es unterdrückte nicht die Einwirkung einzelner großer Männer. Wer ſich ſelbſt überwindet der iſt frei und reich; man ſoll nicht Willkür für Freiheit, nicht Nachhängen beſchränkter Anſichten und Neigungen als letztes Ziel betrachten. Menſchen, die nur dadurch etwas ſind daß ſie etwas haben, können Sparta nie begreifen; große Seelen ergreift Bewunderung, obgleich ihnen damit nicht die Beſonnenheit geraubt wird, gleich=

falls die dunkele Kehrſeite der lacedämoniſchen Einrichtungen zu erkennen.

Wollte man nämlich auch davon abſehen, daß die innere Verſchiedenheit ſelbſt der Herrſchenden, bei ihrer unbedingten Gleichſtellung zu wenig berückſichtigt ſey; ſo führte doch unläugbar dieſe höchſte Freiheit und Gleichheit, dieſer Hochmuth Weniger, zu deſto härterer Sklaverei der Uebrigen [1]. Denn außer den eigentlichen Spartanern und den mit Dorern vermiſchten Herakliden, hatte Niemand Theil an jenen Staats- und Regierungsrechten. Die alten Bewohner Lakoniens und die aufgenommenen Schutzverwandten, oder Periöken, genoſſen kaum perſönlicher, und gar keiner ſtaatsrechtlichen Freiheit: ſie blieben jenen einzelnen Beherrſchern oder dem Staate zinsbar, und mochten nebenher auch manche Willkür und Plakerei von den, angeblich zum Stehlen bevollmächtigten, Söhnen derſelben erdulden. Den zahlreichen Heloten [2] war endlich ſogar die Hoffnung einer Beſſerung dadurch genommen, daß ein Geſetz ihre Freilaſſung unterſagte; von welcher Regel die Herrſcher in den Zeiten der Noth zwar bisweilen Ausnahmen machten, öfter aber (ſo erzählt man) auf eine frevelhaft willkürliche Weiſe, den Tüchtigſten unter jenen Unglücklichen durch übermächtige, dazu beſonders ausgeſandte Jünglinge auflauern und ſie, als wären es jagdbare Thiere, ums Leben bringen ließen! Mag es auch zweifelhaft bleiben, ob dieſe Form der Verfolgung wirklich zur Anwendung gekommen ſey, ſo laſſen ſich geheime Beſchlüſſe der Regierung zur Vertilgung unzähliger Heloten nicht läugnen [3]. Gewiß beweiſen Mittel ſolcher Art eine heimliche Furcht vor der Uebermacht der Unterdrückten und vor dem Umſturz der, ſich hier offenbar als unnatürlich darſtellenden

1 Isocrat. Panathen. 461, 474. Athenaeus VI, 271; XIV, 657. Schömann antiquit. 112.

2 Viele ſtammten von den Meſſeniern. Thuc. I, 101. — Isocr. Panathen.

3 Thucyd. IV, 80.

Verfaſſung. Aber ſelbſt ohne Rückſicht auf die Heloten und Periöken; waren denn die Herrſchenden frei unter achtundzwanzig hochbejahrten (und deshalb oft ſchwachen) zu keiner Verantwortung verpflichteten Räthen, unter fünf durch keine feſten und anerkannten Geſetze gebundenen Ephoren? Erſetzte ihnen der überall hervortretende Staat, die überall beſchränkten häuslichen und perſönlichen Verhältniſſe? Es mangelte dieſen Verhältniſſen das Innige und Schöne, um des angeblich Erhabenen willen, und die Gleichgültigkeit gegen die Perſönlichkeit der Weiber, ſtrafte ſich ſpäter ſehr natürlich und ſehr hart durch ihren ungeregelten Sinn.

Die Muße des Soldatenfreiſtaats — und ſtets war Muße wenn die unmittelbaren Forderungen des Staats ſchwiegen — führte ſchon aus Langerweile zum Kriege, und ſo kam man allmälig ſehr mit Unrecht dahin, den Krieg an ſich als Zweck zu betrachten. Der Grundſatz einer gänzlichen Geringſchätzung aller äußeren Güter war unnatürlich, in ſich beſchränkt und vielſeitige Bildung verhindernd: daher entſtand mit der natürlichen Begierde nur zu oft Heuchelei und Eigennutz, daher blieb das gemeine Weſen noch arm als die Lage des Staats Geld verlangte, daher hatte man noch nicht für ein tüchtiges Beſteuerungsſyſtem geſorgt, als die einzelnen Bürger ſchon reich geworden waren.

Die Spartaner verſtanden trefflich ihre Feinde zu beſiegen, aber ſie verſtanden weder den Reichthum der Natur zu beherrſchen, noch die Völker zu erziehen; es war durchaus unmöglich ihre Geſetze mit Güte oder Gewalt bei anderen Völkern (ja nicht einmal bei den Dorern) in Anwendung zu bringen und über eine größere Welt zu verbreiten [1]. Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt blieben den Stolzen fremd, und ohne Athen wüßten wir vielleicht Nichts über Spartas Daſeyn und Eigenthümlichkeit [2].

1 Keineswegs nahmen alle Dorer ſpartaniſche Einrichtungen an. Grote history of Greece II, 456.

2 Die ſchreibenden u. dichtenden Dorer waren meiſt keine Spartaner.

Vom Nordcap bis Sicilien iſt jetzo in Europa nicht ſolche Verſchiedenheit der Völker, als damals auf einer Entfernung von wenigen Meilen zwiſchen Athenern und Lacedämoniern. Das befreie uns von geſchichtlicher Vorliebe oder Haß, von einſeitigen Wünſchen und Urtheilen, und führe uns zur Verehrung und Anerkenntniß der verſchiedenartigſten Bildung. Jeder Einzelne, jedes Volk hat ſeine Natur, ſeinen Beruf, ſeine Größe: Nichts iſt ſo verwerflich als abgeſtorbene Einförmigkeit. Trotz aller Mängel werfen Sparta, Athen und Rom aus der Ferne jener alten Welt ihr Licht bis in unſere Bahnen; und ſo wenig auch die Aufgabe unſerer Zeit eine bloße Wiederholung des bereits Geſchehenen iſt, ſo können wir uns doch durch die genaue Betrachtung jener Staaten ſtärken, entwickeln, und ſehr oft erkennen was zu thun und was zu vermeiden ſey.

Zuſatz über die Verfaſſung von Kreta.

Die dürftigen Nachrichten welche wir über die kretenſiſche Verfaſſung beſitzen, zeigen daß ſie in vielen Dingen der ſpartaniſchen ähnlich, in manchen aber auch unähnlich war. Die Eintheilung der Jugend in mehrere Klaſſen, die Erziehung zum Kriege, die Leibesübungen und Kämpfe, eine gleiche und ſehr einfache Speiſung, beſondere Kriegskleider, Kriegsflöten, Kriegslieder u. ſ. w. erinnern an Sparta; wogegen die förmliche Erlaubniß zur Knabenliebe, angeblich damit die Bevölkerung nicht zu ſehr wachſe —, zu dem Verderben des Charakters und der Sitten hinwirkte, welches die Kretenſer in ſpäteren Zeiten berüchtigt machte. An wiſſenſchaftlichen Unterricht ward nicht viel gedacht, wol aber mußten die Knaben alle Hauptgeſetze nach einer gewiſſen Sangweiſe auswendig lernen. — Einer Tochter Mitgift betrug die Hälfte vom Erbtheile ihres

Bruders; für die Waiſen ward geſorgt. Die Freien ſcheinen eigenthümliches Land beſeſſen zu haben, und von allem Ertrage ward ein Drittel abgeliefert für den Gottesdienſt, ein Drittel für die Staatsbedürfniſſe und ein Drittel für die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten. Außerdem vertheilte man den Ueberſchuß von den öffentlichen Einkünften und Ländereien; ungewiß aber bleibt es wie und nach welchen Verhältniſſen dieſe Vertheilung erfolgte; vielleicht nur an eine getrennte Soldatenkaſte. — Die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten bezogen ſich auf das gemeinſchaftliche Beiſammenſeyn im Kriege, und auf die Vorübungen zum Kriege. Abweichend von Sparta war auch für Gaſtfreunde und Fremde ein beſonderer Tiſch gedeckt. Wahrſcheinlich hatten die Sklaven in Kreta ein milderes Loos wie die lakoniſchen und an einem, den Saturnalien ähnlichen Feſte, traten ſie ſogar als Herren auf und wurden von dieſen bedient.

Früher herrſchten Könige, ſpäter wählte man jährlich durchs Loos zehn Kosmen aus gewiſſen Geſchlechtern. Sie hatten nicht allein den größten Einfluß auf die innern Angelegenheiten, ſondern auch als Heerführer im Kriege, oder als Geſandte im Auslande. Es war ihnen erlaubt ihre Stellen niederzulegen; bisweilen wurden ſie aber auch auf eine Weiſe verjagt, die dem Anſcheine nach zwar geſetzlich, der Wahrheit nach aber mit großen Uebeln verknüpft war. Neben den Kosmen hatte der Rath große, ja übergroße Gewalt, wenn ihm anders das Recht willkürlicher Geſetzauslegung zuſtand. Nur abgegangene Kosmen konnten auf Lebenszeit in den Rath eintreten, wodurch ſich alſo — anders als in Sparta — auch hier die Familienherrſchaft hindurchzog: ob aber alle ohne Ausnahme, oder nur ſo viel eintraten als zur Ergänzung einer beſtimmten Zahl nöthig waren, bleibt zweifelhaft. — In der Volksverſammlung welche als der dritte Beſtandtheil der Verfaſſung zu betrachten iſt, ſtimmten alle Freien. Vielleicht hatten ſie nur das Recht die Schlüſſe der Kosmen und des Rathes

zu beſtätigen; oder wenn ein Ausdruck des Ariſtoteles (συνεπιψηφίζω) auch dahin zu erklären iſt, daß ſie Anträge verwerfen durften, ſo waren ſie doch ſchwerlich zu einſeitiger Abänderung derſelben berechtigt.

So allgemein dieſe Nachrichten auch lauten, ſo gab es doch gewiß die meiſte Zeit hindurch in Kreta mehrere kleine Staaten, und die Inſellage verdeckte und minderte viele Mängel der öffentlichen Einrichtungen [1].

1 Aristot. Polit. II, 8. Strabo X, 480—482. Athenaeus IV, 143. Plato de legib. I, 626. Aelian. variae hist. II, 39. Heraclides Pontic. Creta. Nicol. Damasc. 570. S. Croix des gouvernem. fédératifs. 362 — 427. Manſo Sparta I, 2. Beilage 7. Tittmann griechiſche Staatsverfaſſungen 412. Schömann antiquit. 149.

Digitized by Google

Dreizehnte Vorlesung.

Verfaſſung von Athen.

Solons Vater Exekeſtides ſtammte aus dem Geſchlechte des Kodrus [1], ſeine und des Piſiſtratus Mutter waren Geſchwiſterkinder. Nachdem er ſein ererbtes nur mittelmäßiges Vermögen, theils durch übertriebenen Aufwand, theils durch erwieſene Wohlthaten ſehr verringert hatte, weigerte er ſich Unterſtützungen von ſeinen Freunden anzunehmen und ging als Kaufmann — damals mit Recht ſchon in Athen ein geehrter Stand — auf Reiſen; weniger indeß um Geld zu erwerben, als um unter anderen Völkern und Himmelsſtrichen Weisheit zu erlernen.

Auch gewann er den Namen eines der ſieben helleniſchen Weiſen [2]; welche ihre Weisheit nie beſſer bezeugten, als indem ſie einen aufgefundenen goldenen Dreifuß mit der Inſchrift: „dem Weiſeſten", ausſchlugen, und nur den delphiſchen Apollon ſolcher Gaben würdig erklärten.

Solon kam auf ſeinen Reiſen auch zu Thales den Jonier, und fragte ihn unter Anderem warum er nicht verheirathet ſey? er bekam aber keine Antwort. Bald darauf trat ein Fremder in die Geſellſchaft, welcher angeblich Athen

1 Diodor. frag. IX, S. 40—44.

2 Diogen. Laert. Thales c. 7. Bias c. 1.

erſt vor Kurzem verlaſſen hatte und erzählte: es ſey daſelbſt der Sohn eines angeſehenen jetzt im Auslande reiſenden Mannes, feierlich begraben worden; auf deſſen Namen könne er ſich jedoch nicht beſinnen. Geängſtet rief Solon: ob der Vater nicht Solon geheißen habe und brach, als der Fremde dies bejahte, in die lauteſten Klagen aus. Thales aber ergriff ihn bei der Hand, bekannte ſeine Liſt und ſprach: wie ſollte ich nicht unverheirathet bleiben, da ſolcher Schmerz ſelbſt den Stärkſten überwindet. Plutarch führt umſtändlich den Gegenbeweis dieſer Behauptung, für Alle die deſſen bedürfen mögen.

Auch Anacharſis der Scythe ſoll ein Gaſtfreund Solons geweſen ſeyn und ihm geſagt haben: die Geſetze ſingen, Spinneweben ähnlich, nur die Schwachen, würden aber von allen Stärkern durchbrochen. Der Grieche erwiederte hierauf: man müſſe die Geſetze ſo entwerfen daß alle Theile Nutzen davon hätten, dann würden ſie Verträgen gleich gehalten.

In dieſen Zeiten hatten die Athener nach langen Fehden Salamis an die Megarenſer verloren und ein Geſetz erlaſſen, bei Todesſtrafe keines neuen Kriegs zu erwähnen. Solon wollte die Aufhebung dieſes ihm ſehr nachtheilig erſcheinenden Beſchluſſes bewirken, aber auch der Gefahr der Todesſtrafe entgehen: deshalb ſtellte er ſich wahnſinnig, befeuerte das Volk durch eine begeiſterte Dichtung, und bewegte es mit Hülfe des Piſiſtratus und der meiſten jungen Männer zu einem neuen Kriege, in welchem die Athener Salamis[1] durch eine Liſt gewannen, und dann die rechtliche Beſtätigung ihres Beſitzes von den zu Schiedsrichtern gewählten Lacedämoniern erhielten. — Nicht minderen Ruhm brachte es dem Solon, als er die Amphiktionen vermochte Apollon gegen die Cirrhäer beizuſtehen, welche das Gebiet von Delphi geplündert hatten; ſie wurden beſiegt und ihre Beſitzungen dem Gotte geweiht.

1 604 v. Chr.

Auch bei dem Streite zwiſchen den Kyloniden und den Anhängern des Megakles, zeigte ſich Solons bedeutender Einfluß [1]. Jenen mißlang der Plan die ausſchließliche Herrſchaft in Athen zu gewinnen, und ſie flohen aus Furcht vor der Strafe in den Tempel der Athene. Lange mißtrauten ſie den milderen Anträgen ihrer Gegner, und gingen erſt nothgedrungen und mit der Vorſicht aus dem Tempel hervor, daß ſie einen an die Bildſäule der Göttinn gebundenen Faden in den Händen feſthielten. Als aber dieſer Faden bei dem Tempel der Eumeniden zerriß, ſo meinten ihre Gegner, die Götter ſelbſt hätten ein Zeichen des Zorns gegeben: ſie griffen die Freunde Kylons an und tödteten mehrere von ihnen. Dennoch kam dieſe, für den Augenblick ganz zu Boden gedrückte Partei bald wiederum zu Macht und Anſehen; wodurch Streit und Unſicherheit furchtbar überhand nahm, bis Solon Alle vermochte ſich zur Herſtellung der Ruhe dem ſchiedsrichterlichen Urtheile von dreihundert der angeſehenſten Bürger zu unterwerfen. Die Kyloniden wurden durch deren Ausſpruch verwieſen und Epimenides aus Kreta, Solons Freund, kam nach Athen um die Stadt durch gottesdienſtliche Feierlichkeiten von der Blutſchuld zu entſündigen. Noch größeres Verdienſt erwarb er ſich aber dadurch daß er die vorhandenen Uebelſtände deutlicher bezeichnete, die Umgeſtaltung der Verfaſſung und der Geſetze vorbereitete, und ſtatt großer Belohnungen nur einen Zweig vom heiligen Oelbaume annahm.

Um nun das, was Solon that beſſer zu verſtehen, müſſen wir verſuchen das Dunkel der vorhergegangenen Zeiten wenigſtens in etwas aufzuklären. Bei mehreren Schriftſtellern finden wir die Nachricht: daß die alten Einwohner von Attika in mehrere Stämme, oder Kaſten zerfielen. Bald aber iſt dieſelbe in poetiſch-mythiſcher Weiſe behandelt [2], oder die Einrichtung in ganz fabelhafte Zeiten

1 Thucyd. I, 126. Pausan. Phocis. Heracl. Pontic. Athen.
2 Platon Timäus 24; Critias 110, 112.

verlegt; bald werden nur Namen der Stämme mitgetheilt, woraus ſich um ſo weniger mit Beſtimmtheit ſchließen läßt, da verſchiedene Lesarten des Textes, verſchiedene Erklärungen herbeiführen. Der einen zufolge waren jene vier Abtheilungen: erſtens Prieſter, zweitens Krieger oder Kriegsadel, drittens Gewerbtreibende, viertens Hirten. Dies würde, wenn man die Ackerbauer den Hirten zugeſellt[1], durchaus mit der indiſchen Kaſteneintheilung übereinſtimmen und im Weltlichen eben ſo einen Zuſammenhang mit dem Morgenlande darzuthun ſcheinen, wie er in religiöſer Hinſicht behauptet wird. Hiegegen führt man aber an: a) daß ſich in Griechenland nirgends ein von den übrigen Stämmen völlig getrennter Prieſterſtand finde, oder deſſen ſpäteres Verſchwinden, im Fall eines wirklichen früheren Daſeyns, ganz unbegreiflich wäre; b) daß das Unterſtecken der, nicht genannten, wichtigeren Ackerbauer bei den Hirten willkürlich erſcheine; c) daß die Lesarten eine richtigere Erklärung erlauben[2], nämlich die folgende: Es gab vier Klaſſen, oder Stämme: 1) Adelige, 2) freie Zinsbauern derſelben, 3) Hirten, 4) Gewerbtreibende und Handwerker. Dieſe Aufzählung ſtimme beſſer mit den in Griechenland ſich fernerhin entwickelnden Verhältniſſen, und bedürfe der Vorausſetzung nicht daß der Prieſterſtand untergegangen, oder bei den ioniſchen Einwanderungen der Kriegsadel erſt im Gegenſatze des erſten entſtanden ſey[3].

Welche Anſicht man aber auch vorziehe, ſo läßt ſich doch annehmen:

1) Daß in den einzelnen Ortſchaften Perſonen aus den verſchiedenen Klaſſen oder Stämmen nebeneinander wohnen konnten, oder vielmehr wohnten.

[1] Strabo VIII, Achaja, ſchreibt die Eintheilung in Prieſter, Krieger, Gewerbtreibende und Ackerbauer, dem Jon zu.

[2] Böckhs Programm von 1812.

[3] Schömann de comit. Atheniens. 336, 355. Meier de gentilitate attica.

2) Daß wenn die vier Phylen der älteſten Zeit wirklich mit jenen vier Stämmen zuſammentrafen, ſich doch ſpäter in jeder Phyle ebenfalls Perſonen jeder Klaſſe oder jedes Stammes befanden. Andere Unterabtheilungen der Phylen, kommen ſtaatsrechtlich hier weniger in Betrachtung.

Zur Zeit des Theſeus finden ſich ſtatt jener vier Klaſſen der Einwohner nur drei erwähnt: die Edeln oder Wohlgeborenen, die Ackerbauer und die Gewerbtreibenden. Dieſe neue Eintheilung welche jenen erſten Klaſſen ſo beſtimmt zu widerſprechen ſcheint, ließe ſich mit beiden Erklärungsarten vereinen: nach der erſten ſchmölzen Prieſter und Kriegsadel, nach der zweiten Hirten und Ackerbauer in eine Hauptklaſſe zuſammen. Sie ſcheint indeß nur der natürliche Ausdruck für wirklich vorhandene Verhältniſſe zu ſeyn; wogegen ſich kein Beweis findet, daß ſie politiſche Rechte begründet habe, oder eine förmliche Einrichtung geweſen ſey. Uebrigens waren alle dieſe helleniſchen Abtheilungen, niemals in vollem Umfange eine ägyptiſche oder indiſche Kaſteneintheilung. Sie laſſen ſich kaum mit deutſchen Ständen vergleichen, und bezeichneten meiſt nur die verſchiedenen Lebensarten der Einwohner. Auch blieben ſie keineswegs immer unverändert, vielmehr hatten ſchon die Maßregeln des Theſeus einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Rechte der Stände.

Vor der Herrſchaft des Theſeus — ſo wird erzählt — wohnten die Eingeborenen von Attika in einzelnen Orten unter verſchiedenen Gerichten und Obrigkeiten[1]; und weil nirgends für Alle etwas Gemeinſames, nirgends ein genügender Mittelpunkt beſtand, ſo erhoben ſich unter ihnen ſehr oft ſchädliche Befehdungen. Dieſem Grundübel beſchloß Theſeus durch eine neue Verfaſſung abzuhelfen: die Armen gewann er ohne Mühe für ſeine Anſichten, die

[1] Isocr. Encom. Helenae 649. Plut. Theseus 24, 25, 32. Aristoph. Plutus 627. Manches Spätere mag man auf Theſeus zurückgeführt haben.

Vornehmen ſchreckte er mit ſeiner Macht oder lockte ſie durch das Verſprechen: er wolle die königliche Würde niederlegen, und nur die Oberleitung im Kriege und die Aufſicht über die Geſetze behalten. Mit der ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Zuſtimmung Aller, hob er zwar nicht jede Thätigkeit der einzelnen Ortsobrigkeiten auf, bildete aber in Athen für ganz Attika einen einzigen Rath, eine einzige Regierung behufs einer Gemeinſchaft und Kräftigung höherer, bis dahin ungekannter Art. Er ſtützte dies ſtaatsrechtliche Gebäude durch gemeinſame religiöſe Feſte, und eröffnete endlich, damit die Zahl der Bewohner ſich mehre, eine Freiſtätte zu gleichen Rechten und gleichem Schutze für jedermann [1].

Die obigen durch Theſeus gerügten Uebel konnten allerdings neben ſtändiſchen Abtheilungen eintreten, ſobald den unabhängigen, aber eben darum feindlich gegeneinander tretenden Ortſchaften ein höherer Richter fehlte; andererſeits konnten die Stände bei den neuen Einrichtungen auch fortdauern, obgleich die Klage Einzelner natürlich erſcheint: daß die Vereinigung aller Einwohner zu einer Stadt, bald die Unabhängigkeit der Ortſchaften und den Einfluß der einzelnen daſelbſt herrſchenden Familien verkürzt habe.

Wir können die merkwürdigen Veränderungen, welche ſeit der Zeit des Theſeus bis auf die Zeit der jährlichen Archonten in Hinſicht auf Verfaſſung, Bildung und Geſinnung des Volkes vorgingen, beim Mangel an Quellen nicht genau nachweiſen; nur ſcheint dieſe innere Umbildung wichtiger geweſen zu ſeyn als der Wechſel äußerer Verhältniſſe, welchem Attika ſeiner Lage halber in dieſen Jahrhunderten glücklicherweiſe weniger ausgeſetzt war, als manches andere Land.

Das allmälig immer häufiger werdende Abwechſeln der Obrigkeiten in Athen, ſollte ein Uebergewicht des Volks

1 Thucyd. II, 15.

vermuthen laſſen; in Wahrheit blieben aber wenige Familien im Beſitze der Aemter und der Wahlrechte, die Herrſchaft des Adels, der Eupatriden, ward immer ſtrenger und drückender. Gewiß war Athens Geſchichte in jenen Zeiten leerer als in den ſpäteren Jahrhunderten, und das Gerede von der alten, frommen, würdigen, vortrefflichen Adelsherrſchaft, beruht auf keinen geſchichtlichen Beweiſen.

Drakons einſeitige Geſetzgebung [1], welche nur auf Furcht gegründet war, und die Geringeren härter traf als die Vornehmen, konnte den ſoeben bezeichneten Uebeln kein Ende machen: auf die meiſten Verbrechen, auf Gemüſediebſtahl wie auf Mord ſetzte er die Todesſtrafe; denn das Geringere verdiene ſolche Ahndung, und für das Aergſte wiſſe er keine härtere Strafe. Aus dieſer Gleichheit der Geſetze für die verſchiedenartigſten Verbrechen folgte indeſſen ſehr natürlich, daß ſie nicht zur Anwendung kamen und Geſetzloſigkeit eintrat. Ueberhaupt erſchien dem Drakon irrig das peinliche Recht wichtiger als das Staatsrecht. Jenes konnte ja nur Mittel gegen Auswüchſe ſeyn, wogegen dieſes beſtimmt und thätig fördern und bilden ſoll, damit kein Verbrechen eintrete, oder doch von der Größe des Sinnes und des Thuns im ganzen Volke unendlich überwogen werde.

Ein in bedenklichen Zeiten angewandtes ungenügendes Mittel, erhöht allemal die Uebel: das erfuhr man in dieſem Augenblick auch in Athen. — Vor Allem bedurfte die Lage der Armen einer Beſſerung. Sie mußten Schulden halber den größten Theil ihrer Einnahmen an die Gläubiger abliefern, ja manche übergaben ſich ſelbſt als Sklaven, oder verkauften um Geld zu löſen ihre Kinder, oder flohen aus dem Vaterlande weil keine Hülfe möglich erſcheine und die Verfaſſung ſich wahrſcheinlich bald in eine bloße Tyrannei verwandeln werde. — Wie nun dieſe argen Uebel zu vertilgen wären, darüber gab es drei Hauptanſichten: Die Bedürftigen ſprachen für eine neue Begrün-

1 Um 621 v. Chr.

dung der Volksherrſchaft [1], die Reichen und Vornehmen für eine geſetzliche Einführung und Anerkenntniß der Herrſchaft Weniger, die Handeltreibenden endlich und diejenigen welche zwiſchen Reichthum und Armuth in der Mitte ſtanden, ſuchten Hülfe und Freiheit in der Mitte zwiſchen jenen beiden äußerſten Vorſchlägen.

Alle Parteien vereinigten ſich endlich dahin: man ſolle einen Mann erwählen welcher das Eigenthum neu vertheile, die Staatsverfaſſung umbilde, und für die Befreiung der wegen Schulden Verhafteten genügende Maßregeln ergreife. Solon gehörte weder zu den Unterdrückern, den Reichen, noch zu den Unterdrückten, den Armen; Keiner war ihm an Weisheit vergleichbar. Fünfhundert vierundneunzig Jahre vor Chriſtus, in dem Jahre wo Aſtyages den mediſchen Thron beſtieg, ward Solon zum Archon und Geſetzgeber ernannt. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entſchloß er ſich zur Annahme dieſer ſchweren Würde, denn die Habſucht der einen und der Trotz der anderen Partei, ſtanden jeder wahren Beſſerung gleichmäßig entgegen. Deshalb riethen ihm ſeine Freunde und nicht minder viele Bürger: er möge, unbekümmert um alle Vorurtheile, lieber die Alleinherrſchaft antreten: denn durch einen trefflichen Mann werde dieſe Verfaſſung ſo trefflich, als irgend eine andere. Solon aber verglich die Tyrannei, einer ſchönen Gegend die keinen Ausgang habe, und blieb (ohne Rückſicht auf die Vorwürfe der Unempfindlichkeit und Furchtſamkeit, ohne Rückſicht auf Wünſche und Hoffnungen Einzelner) bei ſeinem Plane, nämlich: die drückende Herrſchaft Weniger zwar abzuſchaffen, aber keine unbedingte Volksherrſchaft einzuführen. Lehrreich ſagt Solon in ſeinen Gedichten hierüber Folgendes [2]:

1 Ob man auf den Bergen oder im Thale wohnte, entſchied nicht über die politiſchen Anſichten; ſondern die ſtändiſche Stellung und das Vermögen.

1 Weber, elegiſche Dichter der Hellenen 43. Hertzberg in Prutz Taſchenbuche III, 308.

Alſo gebeut mir der Geiſt die atheniſchen Männer zu lehren,
Welch unſägliches Leid ſchlechte Verfaſſung gebiert!
Gute Verfaſſung jedoch bringt Alles zum Schick und zur Ordnung,
Und um des Frevelnden Fuß legt ſie die Feſſel herum.
Schlichtet das Widrige, ſtillt die Begier, drückt nieder die Hoffahrt,
Dörret der Unheilsſaat ſproſſendem Keim im Entſtehen,
Bieget gerade das Recht das verdreht war; Werke des Hochmuths
Schwichtigt ſie, und zur Ruh bringet ſie Hader und Zwiſt.
Stillet die Wuth verderblichen Streites und Alles
Iſt voll Sinn und Geſchick, wo ſie die Menſchen regiert. —
Denn ich ertheilte dem Volk an Gerechtſamen was ihm genug iſt,
Nichts ihm entziehend an Fug, aber auch mehrend um Nichts.
Doch die an Macht vorragten, verehrt um Güter des Zufalls,
Ihrer auch wahrt ich, daß Nichts wider Gebühr ſie betraf.
Und ſo ſtand ich, ſie beide mit kräftigem Schilde bewehrend;
Doch Sieg wider das Recht, ließ ich für beide nicht zu. —
So ja allein wol möchte das Volk nachgeben den Führern,
Weder entzügelt zu ſehr, weder auch knechtiſch bedrückt.

Ueberall ging alſo Solon von Grundſätzen aus, welche unbeſonnene Neuerer und Weltverbeſſerer ſich zum Muſter nehmen ſollten: man müſſe Nichts ändern was noch irgend erträglich ſey, ſonſt gerathe Alles in Verwirrung und Auflöſung; man müſſe die Geſetze den Verhältniſſen anpaſſen, nicht dieſe durch die Geſetze zwingen und umgeſtalten wollen [1]. Hieraus läßt ſich ſchließen: daß Manches was Soloniſch heißt, aus früheren Zeiten herrühren mag, und umgekehrt auch ſpätere Neuerungen auf ſeine Rechnung geſetzt wurden. Beſonders hat man zur Zeit der dreißig Tyrannen Vieles verfälſcht, weggelaſſen oder Anderes an die Stelle des Soloniſchen eingeſchoben [2].

Wir haben in dem Folgenden, wo es uns nur auf eine allgemeine Zuſammenſtellung ankam, manches Atheniſche unmittelbar an das Soloniſche angereiht, wenn es anders damit nicht in offenbarem Widerſpruche ſtand, und mehr eine zuſammenſtimmende als eine feindſelige Entwickelung der anfänglichen Grundzüge zu ſeyn ſchien.

1 Plut. Solon 15, 22.

2 Demosth. contra Aristocrat. 630. Lysias in Nicom.

Zwei große Maßregeln ſchufen dem Solon erſt reine Bahn zu einer neuen Geſetzgebung: erſtens, das Aufheben der Geſetze des Drakon, mit Ausnahme derer welche den Mord betrafen; zweitens, die Seiſachtheia oder die Schüttelung[1], die Erleichterung der Laſt. Sie beſtand entweder in einer Verminderung der Zinſen und in einer Erhöhung des Nennwerths der Münzen, welches eine theilweiſe Herabſetzung der Schulden in ſich ſchloß; oder ſie beſtand in einem völligen Erlaſſe derſelben. Die letzte Annahme iſt die unwahrſcheinlichere, weil gewiß nicht alle Schuldner gleich unrechtmäßig behandelt wurden, und gleich zahlungsunfähig waren, Solon auch die Gläubiger nicht härter behandeln wollte, als es die unabänderlichen Verhältniſſe nothwendig machten. Gleichzeitig mit dieſer Schuldenermäßigung ward es für die Zukunft unterſagt, ſich wegen Geldforderungen an den Leib des Schuldners halten zu dürfen. — Mit dieſen Maßregeln waren nun anfänglich weder die Reichen noch die Armen zufrieden: jene, weil ſie ungeachtet der inneren Zahlungsunfähigkeit vieler Schuldner, durchaus keinen Verluſt leiden wollten; dieſe weil ſie eine neue gleiche Vertheilung des Grundvermögens auf ſpartaniſche Weiſe erwartet hatten. Endlich beruhigten ſich aber beide Theile und Solon rechtfertigte ſeine Uneigennützigkeit[2], indem er ſelbſt bedeutende Schuldforderungen erließ oder ermäßigte.

Bei Betrachtung der ſoloniſch-atheniſchen Verfaſſung, auf welche wir jetzt übergehen, verdienen nun vorzügliche Aufmerkſamkeit: die neue Eintheilung der Bürger in Klaſſen, die Volksverſammlungen, der große Rath und der Areopagus.

Zum Verſtändniß zuvörderſt der neuen Klaſſeneintheilung dient Folgendes. Es gab damals in Attika erſtlich Sklaven; zweitens Freigelaſſene (welche aber den

1 Heraclid. Pontic. Athen.

2 Diog. Laert. Solon, c. 1.

etwa übernommenen Verpflichtungen nicht untreu werden oder eigenmächtig ihren Schutzherrn wechſeln durften); drittens, Metoikoi oder ſteuerpflichtige Schutzverwandte die ſich in Attika niedergelaſſen hatten und auf Verlangen Kriegsdienſte leiſten mußten; aber an den vollen Rechten der Bürger keinen Theil nahmen, ſondern unter dieſen ſtets einen Beſchützer hatten, welcher auch ihre Steuern an die Staatskaſſe ablieferte. Viertens, Iſoteleis, Gleichbeſteuerte, welche den Bürgern in ſehr vielen Dingen gleichſtanden, ſchwerlich aber Stimmrecht hatten, oder zu öffentlichen Aemtern gelangen konnten; endlich fünftens, von atheniſchen Aeltern geborne volle Bürger.

Dieſe wurden zeither eingetheilt nach Phylen, und nach Demen oder Ortſchaften. Wie nun aber auch dieſe Eintheilungen zueinander oder übereinander gepaßt haben mögen [1], ſo bleibt gewiß daß der wichtigſte ſtaatsrechtliche Unterſchied auf den Ständen beruhte; daß, wie geſagt die Eupatriden, der Adel, auf Aemter und Herrſchaft wo nicht ausſchließlichen, doch überwiegenden Einfluß hatten, daß politiſche Erbrechte eingeführt waren und ſtreng behauptet wurden. Dieſe Verhältniſſe erſchienen dem Solon mangelhaft und indem ſeine neue, höchſt wichtige politiſche Eintheilung in Klaſſen auf einer ganz anderen Grundlage, auf dem Vermögen (oder vielmehr den Einnahmen) beruhte, mußte Vieles eine andere Geſtalt gewinnen. — Die Mitglieder der erſten Klaſſe hatten eine jährliche reine Einnahme von wenigſtens fünfhundert Medimnen Früchte (ein Medimnus hielt etwa funfzehn berliner Metzen [2], und die reine jährliche Einnahme betrug damals etwa ein Zwölftel vom Werthe des Grundvermögens). Zur zweiten Klaſſe berechtigte eine Einnahme von dreihundert, zur dritten eine

1 Davon wird noch an einer anderen Stelle die Rede ſeyn.

2 Nach Ariſtoteles (Politik II, 7) ſchrieb Solon ein beſtimmtes Maß des Landbeſitzes vor; gewiß kam aber ein ſolches Geſetz nie zu voller Anwendung.

Einnahme von zweihundert Medimnen; geringere Einnahmen verwieſen in die letzte Klaſſe. Die beiden erſten Klaſſen leiſteten die koſtſpieligern Reiterdienſte, die dritte gab die Schwerbewaffneten, die vierte ſtellte Leichtbewaffnete und ſpäter größtentheils auch das Schiffsvolk[1].

Nur Mitglieder der drei erſten Klaſſen gelangten zu den unbeſoldeten Staatsämtern; Alle hatten dagegen Antheil an den Gerichten und Volksverſammlungen. Aus Gründen der Sittlichkeit blieben indeſſen Unkeuſche, Feige und Verſchwender ausgeſchloſſen. Bei der Volksverſammlung war eigentlich die höchſte Gewalt: ſie gab die Geſetze, ſie entſchied über wichtige Verwaltungsangelegenheiten, ſie übernahm oft das Richteramt in Rechtsfällen öffentlicher Art; Krieg, Frieden, Bündniſſe, Steuern, öffentliche Anlagen, Belohnungen, Feſte, Ertheilung des Bürgerrechts u. ſ. w. hingen von den verſammelten Bürgern ab. Dieſe überſchwengliche Gewalt wurde zunächſt dadurch ermäßigt und geregelt, daß Nichts an die Verſammlung gebracht, Nichts in ihr verhandelt werden ſollte, ehe der große Rath darüber vorberathen hatte. Auch berief der Rath das Volk durch die in ihm vorſitzenden Prytanen, und ließ jedesmal durch ſchriftliche Aushänge bekannt machen, worüber man rathſchlagen und beſchließen ſolle. Bei eiligen und außerordentlichen Verſammlungen konnte man dieſe Maßregel aber nicht beobachten, und über rein kriegeriſche Gegenſtände durften auch wol die Strategen oder Feldherrn, nach einer dem Rathe gemachten Anzeige, die Bürger zuſammenberufen. Hieraus geht ferner der Unterſchied hervor[2], daß bisweilen blos die in Athen Gegenwärtigen erſchienen, bisweilen auch die auf dem Lande wohnenden Stimmfähigen einberufen wurden,

1 Als ſpäter Heerſold gezahlt ward, dauerte dieſe Art unmittelbarer Kriegsverpflichtung zwar fort; doch gab der Staat bisweilen die Rüſtung, um Leichtbewaffnete in Schwerbewaffnete zu verwandeln.

2 Pollux VIII, 9, 116. Aristoph. Ecclesiaz. 432.

ſo daß zu Entſcheidungen über wichtige Gegenſtände mindeſtens 6000 Abſtimmende gegenwärtig ſeyn ſollten. Binnen fünfunddreißig Tagen hielt man gewöhnlich vier Verſammlungen; ſie fielen aber, ſo ſcheint es, nicht immer auf denſelben Tag des Monats. Eben ſo wenig hielt man ſie immer auf derſelben Stelle, am häufigſten indeſſen in der Pnyx, oder dem Schauplatze des Dionyſos. Die Ordnung in welcher man die Sachen vornehmen ſolle, war im Allgemeinen beſtimmt. Zuerſt ward gebetet und geopfert, dann theilte man die Beſchlüſſe des Rathes nochmals mit, und verfluchte jeden der gegen ſeine Ueberzeugung, oder für Geld ſpreche. Vor den Jüngeren, ſollten die Bejahrteren auftreten; jeder Redende ſetzte einen Kranz auf. Die Abſtimmung erfolgte in der Regel durch Handerheben, ſelten insgeheim durch Steinchen [1].

Ein Ausſchuß der vorſitzenden Prytanie des großen Rathes, lenkte in früherer Zeit das Ganze und insbeſondere die Abſtimmungen. Neun aus den übrigen Stämmen erwählte Vorſitzer, welche ebenfalls zu den Rathsherren gehörten, überkamen ſpäter vorzugsweiſe dies Geſchäft. Der Verſammlungsbezirk ward früher durch Stricke und Zäune abgegränzt, und die Lexiarchen prüften mit Hülfe der Bürgerrollen ob ſich ein Unberechtigter eingeſchlichen habe [2].

So wenig als Solon zuerſt Volksverſammlungen einführte, ſo wenig iſt er der erſte Urheber eines engeren Rathes; wol aber mußten ſeine Geſetze auch auf dieſen Einfluß haben. Jede der vier zu Solons Zeit beſtehenden Phylen oder Hauptabtheilungen, gab hundert Glieder zum Rathe der vierhundert. Sie wurden jährlich aus den drei erſten Klaſſen genommen [3]. Später als Kliſthenes die Zahl der Phylen auf zehn erhöhte, erlooſete man aus jeder der-

1 Schömann de comit. Athen. 122; Antiquit. 225.

2 Plato, Protagoras 319.

3 Aristot. Polit. II, 12.

ſelben funfzig mindeſtens 30 Jahr alte Männer[1] zu dem nunmehrigen Rathe der fünfhundert. Dieſe Zahl blieb bis gegen die Zeit des Verfalles von Athen, wo die Zahl bis auf ſechshundert ſtieg. Außer den fünfhundert Mitgliedern, von welchen jeder täglich eine Drachme aus öffentlichen Kaſſen bekam, ernannte man für den Fall des Abganges eine gleiche Zahl von Stellvertretern. Vor dem Eintritte in den Rath mußten ſich die Erwählten einer Prüfung unterwerfen[2]; man durfte jeden aus erheblichen Gründen zurückweiſen, ja ſogar im Laufe der jährlichen Verwaltung durch die Mehrheit der Stimmen entfernen. Erſt nach dem Ablaufe eines Zwiſchenjahres konnte jemand nochmals in den Rath eintreten. War das Volk am Schluſſe des Jahres mit dem geſammten Rathe zufrieden, ſo erhielten die Glieder einen Kranz zur Belohnung.

Der Rath hatte[3], wie wir ſahen, die Aufſicht und die Vorberathung über Einkünfte, Krieg, Frieden, über die Angelegenheiten der Bundesgenoſſen, die Polizei u. ſ. w. Außerdem aber ſtand dem Rathe auch ein eigenthümlicher Wirkungskreis zu, innerhalb deſſen ſeine Verfügungen fortgalten, ſofern ſie nicht vom Volke aufgehoben wurden. Reichten Angelegenheiten über ſeine eigentlich verwaltende Befugniß hinaus, ſo mußte die Entſcheidung des Volkes eingeholt werden. Auch durfte der Rath des nächſten Jahres adminiſtrative Maßregeln aufheben[4].

Der Rath der Fünfhundert theilte ſich nach Stämmen (Phylen) in zehn Prytanien zu funfzig Gliedern, von denen jede, nach der durch das Loos beſtimmten Reihenfolge, den Geſchäften 35 Tage lang vorſtand. Dies gab 350 Tage[5]; die vier, oder fünf vom Mondjahre alsdann noch

1 Xenophont. Memor. I, 2, 35.

2 Pollux VIII, 5, 19. Schömann antiq. 175.

3 Xenoph. Oecon. IX, 15.

4 Demosth. in Aristocr. 651. — Beamte hatten weder Sitz, noch Einwirkung im Rathe. Schömann antiq. 241.

5 Ideler Chronologie I. 289.

übrig bleibenden Tage, ſowie der Monat, welchen man der Uebereinſtimmung mit dem Sonnenjahre halber ein- ſchaltete, wurden nach Regeln vertheilt, die wir noch nicht ganz genau kennen, oder die nicht unbedingt feſtſtanden[1].

Aus den Prytanen ernannte man für jeden Tag einen Epiſtates, einen Vorſteher, welcher den Geſchäftsgang im Rathe, und auch (mit bedeutendem Einfluſſe) in der Volks- verſammlung leitete, ſo lange überhaupt dieſe Geſchäfts- ſtellung der Prytanen verblieb. Jenem Vorſteher übergab man die Schlüſſel zur Burg und zum Schatze; doch hatte er mit Auszahlungen und Kaſſengeſchäften nichts zu thun. Einige heilige, und die Feſttage ausgenommen, war täg- lich Sitzung des Rathes. Vor dem Anfange der Geſchäfte opferte man in den Verſammlungshauſe dem Zeus und der Athene. Die funfzig regierenden Prytanen aßen zu- ſammen in der Tholos.

Der **Areopagus**, bisher wol nur ein Werkzeug der Adelsherrſchaft, ſollte jetzt eine Hauptſtütze der Verfaſſung werden. Er urtelte nicht blos als höchſter Gerichtshof über alle Hauptverbrechen, ſondern bekam auch im Allge- meinen Aufſicht über die Geſetze, die Jugend, die Sitten und die Religion. Die Sitzungen wurden gewöhnlich an den drei letzten Tagen jedes Monats, aber keineswegs in der Nacht gehalten, und eben ſo wenig konnte bei der Einleitung ſo wichtiger Prozeſſe, die Kraft und Einwir- kung des lebendigen Wortes ganz zurückgewieſen werden. Nach abgelegter Rechenſchaft über ihre Amtsführung, tra- ten die abgegangenen Archonten auf Lebenszeit in den Areopagus.

Der Wirkungskreis der neun, jährlich ernannten **Ar- chonten**[2], ward im Ablaufe der Zeit in mehrfacher Hin-

1 z. B. über die Ordnungen in welche angeblich jede Prytanie zerfiel, die Verſchiedenheit des Epiſtates und Proedros u. ſ. w. — Schömann antiq. 216.

2 Meier und Schömann attiſcher Prozeß 40.

ſicht beſchränkt, und nur ſelten traten ſie zu einer gemeinſam wirkenden Behörde zuſammen; doch blieben ſie noch immer die angeſehenſten Beamten. Nach dem erſten, Eponymos, benannte man das Jahr. Er ſprach über Klagen, welche unter Bürgern aus Perſonenrechten entſtanden; ſo insbeſondere über Erbſchaften, Heirathsgut, Heirathsſtreitigkeiten, Vormundſchaften u. ſ. w. — Der zweite, Baſileus, hatte die Aufſicht über einige religiöſe Angelegenheiten[1] (namentlich die eleuſiniſchen Myſterien) und die Rechtspflege in allen auf Religion und heiliges Recht bezüglichen Dingen. Er war ferner Vorſteher des Areopagus bei Einleitung der Prozeſſe über Mord, Todſchlag und vorſetzliche Verwundung und Brandſtiftung. — Der Polemarch urtelte über Streitigkeiten unter Fremden und leitete, in ältern Zeiten, zugleich mit den Feldherrn die Kriegsangelegenheiten. Sechs Thesmotheten hatten den Vorſitz in Gerichtshöfen über alles das, was nicht dem Wirkungskreiſe anderer Beamten zugewieſen war.

Aus dem Allem ergiebt ſich, daß die Geſchäftsbezirke der Archonten keineswegs nach einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Syſteme abgegränzt waren, wol aber finden ſich geſchichtliche Gründe und Veranlaſſungen, aus welchen die bezeichneten Einrichtungen auf natürliche Weiſe hervorgingen. — Nach vollendeter Inſtruktion der Rechtsſachen legte man ſie den Richtern zum Spruche vor[2]. In einigen Fällen, wo es nöthig erſchien, beſetzte man die Gerichtshöfe mit Perſonen, welche eine beſondere Befähigung zur Prüfung und Beurtheilung beſaßen.

Jedem Archon, wenigſtens den drei erſten, ſtanden zwei von ihnen ſelbſt gewählte, vom Rathe (durch die gewöhnliche Dokimaſie) geprüfte und gebilligte Männer zur

1 Es weiſet dies hin auf die Verknüpfung des religiöſen und bürgerlichen Elements im früheren Volksleben. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer 2.

2 Meier und Schömann attiſcher Prozeß 133.

Seite. Nach Ablauf jedes Jahres mußten alle öffentlichen Beamte[1], vor den hiezu angeſtellten Logiſten und Euthynen Rechenſchaft ablegen, welche nächſtdem, in gewiſſen Klagefällen, den letzten Spruch den ordentlichen Gerichten zuwieſen. Niemand ſollte in demſelben Jahre mehr als ein Amt bekleiden, und vor dem Antritte deſſelben ward geprüft: ob man Bürger ſey, das geſetzliche Alter beſitze, ſeine Aeltern geehrt, Kriegsdienſte gehörig geleiſtet und Abgaben gezahlt habe.

Außer den Genannten, gab es in Athen ungemein viele Beamten und Behörden für die verſchiedenartigſten Gegenſtände. So z. B. zehn erwählte Strategen, welche, in älterer Zeit unter Theilnahme des Polemarchen, das Kriegsweſen leiteten; zehn aus der erſten Klaſſe erwählte Tamiai, oder Schatzmeiſter der heiligen Gelder der Athene, welche jedoch zu gleicher Zeit den Staatsſchatz in Verſchluß hatten. Die laufenden Einnahmen und Ausgaben der bürgerlichen Finanzverwaltung leitete ein auf vier Jahre erwählter Vorſteher. Für die Kriegsausgaben ſorgten in der älteren Zeit die Hellenotamien, und nach deren Aufhebung ein Kriegszahlmeiſter. Ausgaben für die Feſte leiſteten anfangs ebenfalls jene Hellenotamien, ſpäter hingegen die ſehr einflußreiche Behörde des ſogenannten Theorikons. Eilf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe und brachten die peinlichen Urtheile zur Vollziehung; Folter, oder Schläge wurden indeß gegen Bürger nicht angewandt. Zehn Männer (aus jedem Stamme einer) führten als Staatsanwalte die gerichtlichen Angelegenheiten der Regierung. Außerdem finden wir Agoranomen zur Aufſicht über Märkte und Lebensmittel, Aſtynomi für Polizeiangelegenheiten, Metronomen für Maß und Gewicht, Behörden für öffentliche Bauten, Handel und Seeweſen u. ſ. w. Bei den meiſten Beamten (jedoch mit Ausnahme der Strategen) trat ſpäter das Loos an die Stelle der Wahl, und

[1] Heyne opuscula IV. No, 5.

ein beſtimmtes Vermögen verlangte man wol nur bei gewiſſen Finanzbeamten.[1].

Die Zahl der Gerichte (von denen wir weiter unten nochmals ſprechen werden) war groß, und ihr Wirkungskreis mehr durch das Herkommen, als durch feſte wiſſenſchaftliche Grundſätze beſtimmt. Man könnte ſie als kleinere Ausſchüſſe der größeren Volksverſammlungen betrachten, in welchen Beamte (Magiſtrate) eine Art von Vorſitz führten und die Sache zu- oder abwieſen. Es wurden für jene Gerichte jährlich 6000, mindeſtens 30 Jahr alte Bürger durchs Loos ernannt, welche nach dem urſprünglichen Orte der Gerichtsſitzungen Heliaſten hießen. Aus jenen wurden 5000 in zehn Abtheilungen von je 500 für die einzelnen Rechtsfälle ausgeſondert, während die übrigen 1000 als Stellvertreter dienten. Nach Maßgabe beſonderer Beſtimmungen und der Wichtigkeit der Gegenſtände, ſtieg die Zahl der wirklich in Thätigkeit geſetzten Richter von 201, zu 501, 1001 u. ſ. w. bis 6000. — Ankläger über öffentliche Angelegenheiten welche nicht ein Fünftel der Stimmen erhielten, ſollten in der Regel eine Strafe zahlen.

Die Heliaſten, oder Richter ſchwuren beim Zeus, Poſeidon, und der Demeter einen furchtbaren Eid: „ſie wollten nach den Geſetzen des Volkes und den Beſchlüſſen des Rathes richten, Tyrannei und die Herrſchaft Weniger behindern, jedem Vorſchlage wegen einer neuen Erlaſſung der Schulden oder einer Vertheilung des Grundvermögens widerſprechen, Niemand gegen die Geſetze verweiſen oder zurückberufen, Keinem gleichzeitig mehrere Aemter oder ein neues anvertrauen laſſen der noch für ein anderes rechnungspflichtig ſey, keine Geſchenke nehmen, ſondern Kläger und Beklagte ohne Vorurtheil anhören.“

Die Epheben oder 18jährigen, mannbaren Jünglinge ſchwuren: „ich werde dieſe heiligen Waffen nicht

[1] Hermann Alterthümer I, 334; Schömann de comitiis Athen. 318, Antiquit. 247.

beſchimpfen, den Anführer nicht verlaſſen, für das Vaterland und die Götter ſowol mit Vielen, als auch allein kämpfen. Ich ſchwöre der Obrigkeit und den vom Volke gegebenen Geſetzen zu gehorchen, keinen Aufruhr dagegen zu verſtatten und das Vaterland nicht in ſchlechterem, ſondern beſſerem Zuſtande zu hinterlaſſen.“

In der Regel dauerte die Verpflichtung zum Kriegsdienſte vom achtzehnten bis zum ſechzigſten Jahre; die Aushebung erfolgte aber nach Maßgabe des wirklichen Bedürfniſſes und nach gewiſſen Altersklaſſen. Wer zum Kriegsdienſte perſönlich unfähig war, leiſtete oft freiwillig Beiträge für die Bewaffnung Anderer. Wer öffentliche Abgaben pachtete, war für die Dauer der Pachtzeit vom Kriegsdienſte frei; ehrlos ward wer die Waffen wegwarf[1].

Die Athener hatten weit mehr Feſte als alle übrigen Griechen; aber, ſobald man die der einzelnen Stämme, Geſchlechter und Ortſchaften nicht mitzählt, jährlich doch wol nicht mehr als ſechzig bis achtzig Tage[2]. Keine öffentliche Handlung ward begonnen ohne die Götter anzurufen. — Nicht blos den bekannten helleniſchen Göttern, ſondern auch (damit keiner übergangen oder beleidigt werde) den unbekannten Göttern wurden Altäre errichtet, ja ſogar einzelnen Tugenden, z. B. der Barmherzigkeit, der Schamhaftigkeit u. ſ. w. Es galt als Regel daß man den Göttern die Erſtlinge der Früchte weihen müſſe, wobei für die Prieſter immer ein Bedeutendes übrig blieb. Sklaven und Fremde waren nicht von den Tempeln, wol aber von den Myſterien ausgeſchloſſen. Man durfte an gewiſſen Feſttagen Niemand verhaften, an den Aloen (einem Feſte der Ceres) keine Thiere opfern, an den Panathenäen wo man Homers Gedichte abſang, keine gefärbten bunten Kleider tragen. Doch der Raum erlaubt es uns nicht, hier auf dieſe Dinge näher einzugehen.

1 Lysias in Phil. 881.

2 Corsini fasti II, Diss. 3. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer 48.

23*

Die Nachrichten über das zu Solons Zeit geltende oder durch ihn begründete und ſpäter weiter entwickelte **bürgerliche Recht**, ſind ſehr dürftig; wir wollen jedoch nicht unterlaſſen das Wichtigere anzuführen.

Das Geſetz erlaubte jedem, ſich hülfloſer Perſonen, inſonderheit der bis zum achtzehnten Jahre minderjährigen Waiſen vor Gericht anzunehmen, ohne daß beim Verluſte des Rechtsſtreits die ſonſt gewöhnliche Strafe eintrat; ja offenbare Eingriffe in deren Rechte betrachtete man nicht als Sache der Einzelnen, ſondern unterſuchte ſie von Staatswegen. Auch waren Minderjährige bis zu einem Jahre nach eingetretener Großjährigkeit frei von den öffentlichen Leiſtungen, welche man Liturgien nannte. Binnen fünf Jahren nach geendigter Vormundſchaft durfte man gegen ungerechte Vormünder klagen[1].

Die Mitgift der Mädchen ſollte urſprünglich nur aus dreien Kleidern und wenigem Geräthe beſtehen. Die Monogamie blieb Regel, und es gab nicht viel verbotene Grade. Minderjährige und Frauen bedurften vor Gericht eines Vertreters. Alle **Frauen** ſtanden unter ſtrenger Zucht; ſie durften des Nachts nicht allein reiſen und ihr Aufwand war geſetzlich beſchränkt. Verſtieß jemand ohne genügenden Grund ſeine Frau, ſo mußte er das Heirathsgut ſogleich zurückgeben, oder doch verzinſen und für ihren Lebensunterhalt ſorgen. Den ergriffenen Ehebrecher mochte man tödten; Jungfrauenraub ward mit Gelde gebüßt. Ehebrecherinnen, welche in die Tempel kamen, konnte jeder ungeſtraft hinauswerfen, ja ihre Kleider zerreißen[2]; es war ihnen unterſagt durch ſinnvollen Schmuck die mißbrauchte Schönheit zu erhöhen.

Kinder mußten ihre bejahrten Aeltern bei Strafe der Ehrloſigkeit ernähren; nur uneheliche, und diejenigen welche durch die Schuld ihrer Väter Nichts gelernt hatten,

1 Demosth. pro Phorm. In Nausimach.

2 Demosth. in Neaer. Pollux VIII, 6.

waren von dieſer Verpflichtung frei. Das Erbrecht beruhte auf Blutsfreundſchaft vollbürtiger Verwandten. Söhne erbten zu gleichen Theilen, Töchter erhielten nur eine Ausſtattung. Fehlten Brüder, ſo ging aber das ganze Erbe auf die Schweſtern über, und die eheliche Tochter ſchloß uneheliche Söhne aus. Seitenverwandte erbten nach gewiſſen Abſtufungen. Wahlkinder durften über das Vermögen ihrer neuen Aeltern nur dann frei ſchalten wenn ſie ſelbſt Nachkommen zeugten, ſonſt fiel es in die erſte Familie zurück. Das Recht zu teſtiren beſtand unter gewiſſen Beſchränkungen: Kinderloſen ſtand es frei Vermächtniſſe zu machen; früher mußten ſie ihr Vermögen den nächſten Anverwandten überlaſſen. Klagegeſchrei, Verletzung des Körpers und koſtbare Opfer bei Todesfällen waren unterſagt, höchſtens drei Kleider legte man in das Grab; denn Alles ſollte beſonnen und mit Maß geſchehen, und das Beſitzthum nur zu nützlichen Zwecken verwandt werden. — Verſtümmelte und Kinder deren Aeltern im Kriege gefallen waren, hatten ein Anrecht auf öffentliche Unterſtützung. — Verläumdungen und Beſchimpfungen an öffentlichen Orten wurden mit Gelde beſtraft, ſelbſt die Verſtorbenen ſollte Niemand ſchmähen.

Der Mörder welcher vor dem Spruche entwich, ward auf Lebenszeit verbannt und ſein Beſitzthum eingezogen. Unvorſätzlichen Todſchlag konnte man mit einjähriger Verweiſung abbüßen; doch traten noch außerdem gewiſſe Genugthuungen für die beleidigten Stammgenoſſen und Verwandten ein. — Auf geringe Diebſtähle ſtand, nach Ermeſſen der Richter, Gefängniß und doppelter Erſatz; auf größere an öffentlichen Orten begangene gewaltſame Diebſtähle härtere Strafen, nach Verhältniß der angeſtellten Klage.

Die perſönliche Ehre hielt man durch körperliche Beleidigungen nicht für ſo gekränkt, daß man die Selbſthülfe des Zweikampfs anwenden müſſe; wol aber ward nachdrücklichſt hervorgehoben [1], daß der Uebermuth welcher verleitet

1 Isocr. in Lachitem.

einen Bürger zu ſchlagen, mit dem welcher Staaten umſtürzt aus einer Quelle fließt, und beſonders in Demokratien wo der Geringſte dem Reichſten hierin gleich ſtehen ſoll, die härteſte Strafe verdient.

Jährlich ſcheint eine doppelte Prüfung der geſammten Geſetzgebung eingetreten zu ſeyn. Zuförderſt unterſuchten die Thesmotheten von Amtswegen ob Geſetze fehlten, oder ſich widerſprächen, oder im Allgemeinen unbefolgt blieben und machten dem Befunde gemäß ihre Anträge. Ferner ſoll man dem Volke alle Hauptgeſetze in einer beſtimmten Folge zu neuer Beſtätigung oder Verwerfung vorgelegt haben [1]. Die letzte konnte indeſſen nicht ſo kurzweg eintreten, vielmehr wurden alsdann Geſetzprüfer, Nomotheten aus den Heliaſten erwählt, vor welchen fünf Männer die alten Geſetze aus allen Kräften vertheidigten. Nur wenn deßungeachtet gegen dieſe geſprochen wurde, ging man in der Volksverſammlung auf die Anträge weiter ein.

Reihen wir jetzo an dieſe Thatſachen einige allgemeine Betrachtungen an. Zuförderſt liegt, wie wir ſchon oben bemerkten, der Nachdruck oder die folgenreichere Entwickelung nicht in dem bürgerlichen, ſondern in dem öffentlichen Rechte. Sobald man feſtgeſtellt hat wie das Ganze ſich geſtalten, wie der Einzelne in das Ganze eingreifen und wiederum vom Ganzen beſtimmt werden ſoll, ſobald die großen und allgemeinen Verhältniſſe mit großem Sinn erkannt und belebt worden ſind; ſo finden ſich die geſetzlichen Beſtimmungen für die untergeordneten Verhältniſſe der Einzelnen leicht, eigenthümlich, und faſt von ſelbſt. Dies beweiſen Sparta, Athen, Rom, Venedig, England, Nordamerika; auf dem entgegengeſetzten Wege gewinnt und ſichert ein Volk weit ſchwerer ein eigenthümliches Daſeyn.

Jenes öffentliche, großartige Leben kann in einzelnen Augenblicken auf eine bewundernswürdige Weiſe durch einen

1 Schömann de comitiis Athen. handelt davon umſtändlich. Unſere Zweifel können wir hier nicht vortragen.

einzelnen großen Mann hervorgerufen werden, es bewegen ſich unzählige neugeſchaffene Planeten prachtvoll und wohlgeordnet in ihren Bahnen um eine ſolche Sonne; wenn dieſe aber erliſcht, bricht auch plötzlich und überall die Nacht herein. Das Geſetz iſt eine unſterblichere Sonne: und ſo thöricht es wäre, mit Wegſehung von lebendigen Perſonen, Alles in den Staaten auf ſachliche Formen bauen zu wollen; ſo thöricht wäre es die Wirkſamkeit großer Männer nicht durch Geſetze zu bilden, zu regeln, und über die Zeit ihres irdiſchen Lebens hinaus zu verlängern. Es ſoll die Form der Verfaſſung willkürlicher Tyrannei vorbeugen, und wiederum der lebendige Geiſt das Verſteinern der Formen und Geſetze verhüten. Denn unveränderlich können und ſollen die letzten keineswegs ſeyn, und Solon bewies ſchon dadurch die tiefſte Einſicht in die Verhältniſſe des menſchlichen Geſchlechts, daß er jene Geſetze nicht auf ewig beſchwören ließ. Allerdings erlitten ſie nun auch ſehr viele Abänderungen: allein theils wurden dieſe (wie wir ſahen) nie ohne genaue Prüfung und förmliche Vertheidigung der alten Geſetze vorgenommen, theils lagen ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, keineswegs ganz außerhalb der einmal gegebenen Richtung; endlich entſcheiden Abänderungen Nichts über den urſprünglichen Werth, von welchem wir hier zunächſt reden. Derſelbe dar aber wiederum nichtt blos nach ganz allgemeinen Anſichtefn, ſondern er muß mi genauer Rückſicht auf die damaligen Verhältniſſe abgeſchätzt, es muß Solons Wort beherzigt werden: er habe den Athenern die beſten Geſetze gegeben, welche ſie anzunehmen fähig geweſen wären; — wer vermag in ſolchen Dingen mit ſeinen Kräften mehr auszurichten, als ſeine Zeit und ſein Volk erfordert?

Scheinbar ſtand jedoch dem atheniſchen Geſetzgeber allerdings ein doppelter Weg des Verfahrens offen: entweder durch Beſchränkung auf wenige Bedürfniſſe, durch Eingrabung weniger großen Grundſätze, Leib und Seele ſo in ſich zu begründen und abzuſchließen, daß dieſe un-

überwindlich und unbeweglich allen äußeren Einwirkungen und Veränderungen zu widerſtehen vermöchten; oder alle Kräfte des Menſchen durch Verbreitung und Uebung jeglicher Art, für jedes Ziel zu ſtärken und zu bilden, in der Ueberzeugung daß die regelnde Wechſelwirkung und Gegenwirkung nie ausbleiben könne. Lykurgus erwählte jenen, Solon dieſen Weg; und damit war Spartaniſches und Atheniſches faſt ſo vollkommen geſchieden und entgegengeſetzt, als Menſchliches auf Erden nur ſeyn kann.

Doch ſollten wir eigentlich nicht von einer Wahl ſprechen: Solon hatte nicht zu wählen, die Bahn war ſchon viel zu beſtimmt angedeutet, als daß er es mit einer neuen Grundrichtung verſuchen konnte. In Sparta (wo der Stand der Bildung niedriger, die Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe geringer war) konnte Lykurgus mehr wagen und doch dem alten, doriſchen Weſen im Ganzen treu bleiben; unter den geiſtreichern, lebhaftern, beweglicheren Jonern, mußte ein Geſetzgeber welcher dem Erhalten geneigt war, dennoch ſo Manches neuern. Man kann ſtreiten wo dies Neue im Einzelnen begann und endete; im Ganzen, und im Vergleiche mit den ältern beſonders aſiatiſchen Staaten, ſteht Athen gewiß als eine ganz neue und eigenthümliche Erſcheinung da, es beginnt von hier aus in der Weltgeſchichte ein überaus wichtiger Abſchnitt.

Vorher nämlich tritt entweder — wie in den aſiatiſchen Monarchien — der Wille eines Einzelnen als alleiniges Geſetz hervor, begründet und erhalten durch knechtiſche Unterwürfigkeit oder blinden Glauben. Beide Grundlagen erſchienen den Athenern gleich verwerflich: jenes Wollen des Einzelnen für Alle hieß ihnen immerdar Willkür, dieſer Glaube immerdar Aberglaube. — Oder zweitens, es gelten — wie bei den Indern und Aegyptern — die Staats- und geſelligen Einrichtungen (obwol großentheils ein Erfundenes, durch Menſchenhand und Kunſt willkürlich Gemachtes) dennoch für ein von der Natur unmittelbar Gegebenes, welches zu beklügeln unklug, zu ändern

unmöglich ſey. So wie der Menſch Schönheit und Klugheit, oder Häßlichkeit und Beſchränktheit, als Gaben des Himmels betrachte; ſo müßten auch ſeine Stellung in den Kaſten, ſeine Rechte und Pflichten im Staate, als vom Himmel gegeben und geboten, erſcheinen. Durch alles ſich wiederholende Entſtehen und Vergehen verwandele ſich die Palme in keinen Grashalm und der Grashalm in keine Palme, und ſo wie die Pflanze feſt und ruhig ihre Natur behalte, ſolle ſich der Menſch durch alle Geſchlechtsfolgen hindurch feſthalten; er ſolle nicht den ewigen Bau einſtürzen und nach der Weisheit jedes Tages einen neuen beginnen, nicht die ehrwürdigen Geſetze der Natur durch den Wechſel ſeiner Willkür überbieten und veredeln wollen. Nur auf jenem Wege erhalte man Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit; auf dem entgegengeſetzten ſey wildes, regelloſes Umtreiben und ein nie befriedigtes, ſich ſelbſt zerſtörendes Streben ganz unvermeidlich.

Auch von dieſen Anſichten löſten ſich die Athener — wenn ſie ihnen anders jemals beiwohnten — ſehr früh; und ob man gleich nicht vorausſetzen kann, daß ſie über den erſten Urſprung der Staaten viel wußten oder viel ängſtliche Betrachtungen anſtellten, ſo erkennt man doch im Ganzen ihren Gegenſatz zu dem Obigen. Die geſelligen Verhältniſſe — dies mochten ſie zugeben — ſeyen allerdings natürlich: allein der Menſch ſtehe innerhalb dieſer Kreiſe nicht als ein blos Leidender, über das durch die Natur Unabänderliche hinaus, nach Willkür von außen Beſtimmter; ſondern als ein Freier, Selbſtthätiger, Schaffender. Freilich verwandele ſich keine Pflanze in eine andere, aber Aehnlichkeiten und Vergleiche ſolcher Art erſchienen unpaſſend: theils weil der Menſch nicht ſo wie die Pflanzen unter Naturgeſetzen ſtehe, theils weil unter Menſchen und Menſchen ein ſolcher Geſchlechtsunterſchied nicht vorhanden ſey, wie zwiſchen Pflanzen und Pflanzen. Schönheit und Weisheit und Tugend, ſey keiner Kaſte als Erbgut zugewieſen; jeder Einzelne habe vielmehr davon ſein eigenthüm-

liches Theil und danach ſein Recht. Indem man jene künſtlichen Hemmungen hinwegräume, mache man den ächten Geſetzen der Natur und der menſchlichen Freiheit erſt freie Bahn, und damit müſſe Ordnung und Zufriedenheit wachſen, und das menſchliche Geſchlecht in jeder Richtung raſcher fortſchreiten.

Es iſt hier nicht der Ort dieſe verſchiedenen Anſichten nach allen Seiten zu entwickeln, und die geſunden Beſtandtheile von falſchen und übertriebenen Folgerungen zu ſondern; vielmehr wenden wir uns nach dieſer allgemeinen Andeutung wiederum zu Solon.

Vor ihm, es iſt erweislich, war in Attika keineswegs ein aſiatiſches geſchloſſenes Kaſtenweſen, aber es war doch Vieles ganz anders als nach ihm. Wir heben die Hauptpunkte hervor:

Erſtens: das Verhältniß der Menſchen zur Erde oder der Eigenthümer zum Grundvermögen, nahm eine neue Wendung; indem die, wie es ſcheint[1], früher geſchloſſenen, unveräußerlichen Stamm- und Geſchlechtsgüter, durch eine größere Freiheit des Veräußerns und letztwilligen Vermachens, beweglicher wurden.

Zweitens: eine gänzliche Gleichheit und Gleichſtellung der Menſchen erſchien dem atheniſchen Geſetzgeber ſo unnatürlich, als eine übertriebene Ungleichheit. Daraus folgte daß er die unbedingt gleiche Vertheilung der Ländereien und Beſitzthümer verwarf: wer mehr zu erwerben, zu beſitzen und zu verwenden verſtehe, habe auch darauf von Natur ein Recht, und das Eigenthum müſſe heilig gehalten werden wenn nicht die allerhöchſte Noth, ſo wie damals, eine Seiſachtheia gebiete.

Drittens, hatte Geburt und Erbrecht bisher faſt allein über die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entſchieden. Dieſe Grundlage erſchien ungenügend, und es kam darauf an, einerſeits dem Reichthume und größeren

1 Plutarch. Solon 18, 21.

Beſitze, andererſeits der Perſönlichkeit jedes Menſchen ihre natürliche Bedeutung im Staate zuzugeſtehen. Keine ſchwerere Aufgabe giebt es aber, als das Verhältniß der Geburts- und Erbrechte, des Geld- und Beſitzadels, und wiederum die durch das bloße menſchliche Daſeyn entſtehenden Anſprüche, richtig zu erkennen, zu würdigen und zu regeln. Auch der Niedrigſte hat ein beſtimmtes Maß von Einſicht, Kraft und Werth, was benutzt und in Thätigkeit geſetzt werden ſoll. Jeder war demnach in Athen berechtigt an den Gerichten, den Volksverſammlungen und den Wahlen der öffentlichen Beamten Theil zu nehmen. Hiemit bewilligte Solon den Geringern mehr als bisher, und ſehr viel; allein ſie waren dadurch den Reichſten, Edelſten und Gebildetſten keineswegs völlig gleichgeſtellt.

Solon überſah nämlich die Gefahr nicht, welche aus zu großem Reichthume und zu großer Armuth der Einzelnen für den Staat entſteht, und trat dieſem Uebel — welches Moſes und Lykurgus durch die mechaniſchen Mittel des Halljahrs und der Ackertheilung beſeitigen wollten — beſſer entgegen, indem er den Reichen ſchwereren Kriegsdienſt und größere Steuern auflegte. Dafür behielten ſie aber auch größere Rechte, insbeſondere konnten nur Mitglieder der drei erſten Klaſſen zu öffentlichen Aemtern gelangen. Wiederum blieben ſie von der Wahl des ganzen Volkes abhängig, ſie mußten ſich dem Lobe und den Strafen des ganzen Volkes unterwerfen, ſie erhielten keinen Sold damit ein Amt nicht etwa um deswillen übernommen werde[1]. Erſt ſpäter, wo die Aemter nicht Ausgaben verurſachten, ſondern Gewinn abwarfen, wurden ſie mehr des Gewinns als der Ehre halber, und mehr von den Unbemittelten als von den Wohlhabenden geſucht.

Ohne Zweifel verloren die Eupatriden durch Solons Geſetzgebung: denn blos um ihres Geburtsadels willen konnten ſie nicht mehr in den Rath, den Areopagus oder

1 Isocr. Areopag. 220. Panathen. 446.

zu andern Aemtern gelangen, auch ſtanden die Aermern nach dem Erhalten öffentlicher Rechte keineswegs mehr in den frühern, ſtrengen Abhängigkeitsverhältniſſen; doch büßten jene wol nicht ſo viel ein als der Buchſtabe vermuthen läßt, weil ſie:

Erſtens, in der Regel auch die Reicheren, große Grundeigenthümer und Mitglieder der erſten Klaſſe waren.

Zweitens, läßt ſich zwar nicht erweiſen daß die ſoloniſche Klaſſeneintheilung ſchlechterdings nur auf Einnahmen aus Grundbeſitz Rückſicht genommen, und jeden anderen Reichthum gar nicht zur Berechnung gezogen habe; gewiß aber lag der Nachdruck damals noch auf Ackerbau und Landadel, nicht auf Handel und Gelderwerb.

Drittens, blieb die vierte Klaſſe von allen Aemtern ausgeſchloſſen, und in der ſoloniſchen Zeit wählte man gewiß freiwillig immer noch lieber aus der erſten, als aus der zweiten und dritten Klaſſe.

Dem Uebergewichte des Demokratiſchen ſollte indeſſen zuförderſt der Rath der Vierhundert vorbeugen. Ihres jährlichen Wechſels halber, ſo meinte man, würden ſich auf nützliche Weiſe eine ſehr große Zahl in den Geſchäften einüben, und es ſey unmöglich daß ſich eine geſchloſſene Partei in demſelben bilde [1]. Damit aber dieſer Wechſel und die größere Jugend der Mitglieder, nicht etwa eine zu raſche Bewegung, einen zu raſchen Sturz in die Angelegenheiten bringe; ſo ſaßen die älteren geprüften Männer in Folge der wohlgeführten Würde, auf Lebenszeit in dem überall maßhaltenden und zügelnden Areopagus.

Solon kannte keinen Fremdenhaß, ſondern beförderte die Wechſelwirkung zwiſchen Athen und anderen Völkern; er wußte daß man ſich auch an dem ſtärken und ergötzen könne und müſſe, was der eigenen Natur weniger zuſagt. — Kein Athener ward durch bloße Gewalt in ſeinem

1 Die nähere Prüfung dieſer Einrichtung folgt in der Vorleſung über die Zeit des Perikles.

Vaterlande zurückgehalten, jeder durfte es unbehindert mit ſeinen Gütern verlaſſen ohne daß man ſich der kleinmüthigen Furcht hingegeben hätte, — alle Bürger würden davonlaufen! Dagegen nahm aber Solon auch Keinen zum Bürger auf, der nicht mit ſeiner ganzen Habe ſich niederlaſſen, ganz dem neuen Vaterlande zu eigen werden wollte.

In Sparta glaubte man durch Entfernung von allen Beſchäftigungen, den Sinn für die größeren Zwecke des Staats frei und erhöht zu erhalten [1]; Solon dagegen beſtrafte den Müßiggang, denn nur aus ununterbrochener Thätigkeit ſchienen ihm die herrlichſten Früchte hervorzugehen. Er wollte nicht, wie Lykurgus, alle Familienbeziehungen durch ſtete Gemeinſchaft ſtören; aber gemeinſchaftliche Opfer und Mahlzeiten erinnerten von Zeit zu Zeit, daß ein größeres Band Alle umſchlinge. Bei keiner Spaltung im Staate durfte ein Bürger parteilos ſeyn [2], denn hieraus gehe Gleichgültigkeit und Verderben hervor. Schon damals wußte man alſo daß das Vergraben ſeines Pfundes unſittlich ſey, man wußte daß keine Liebe, kein Bedauern dem Unthätigen folgt. Sehr irrig hat man aber ſpäter Solons Ausſpruch mißdeutet, und das Ergreifen einer verdammlichen Partei auch damit rechtfertigen wollen.

Denen mißfällt Athen, welche die Laſter als nothwendige Folge der Bildung betrachten, und bei den Widerſprüchen ihrer geſchichtlichen und ſittlichen Einſicht, nicht wiſſen woher die Tugenden entſprießen. Manchem gefällt Athen, weil er ſich auf dem Wege zur höchſten Bildung glaubt, indem er jeder Neigung den Zügel ſchießen läßt. Faſſen wir die Lichtſeite ins Auge, ſo dürfen wir lobpreiſend von den Athenern ſagen: es war bei ihnen, in ihrer großen Zeit, auf kleinſtem Raume (etwa 41 □Meilen) das Seltenſte bewundernswerth vereint [3]: Beſonnenheit und

1 Pollux VIII, 6, 42.

2 Gellius II, 12.

3 Wachsmuth n. A. I, 23. Lakonien war noch einmal ſo groß, aber nur zum Theil des Anbaus fähig.

dennoch Begeiſterung, Kenntniß der Kräfte ohne Ueberſchätzung, und allſeitige Anwendung derſelben ohne oberflächliche Zerſplitterung. Neben innerer Hoheit der Gedanken und des Sinnes, eine nicht wieder erreichte Geſchicklichkeit das Daſeyn auf leichte und anmuthige Weiſe zu verſchönern, und von jedem Augenblicke die glänzendſten Blüthen zu pflücken. Kein ängſtlicher Zwang ſtatt der Tugend und Sitte, ſondern innere Sicherheit und Feſtigkeit der Lebensrichtung, damit ſelbſt bei den freiſten Bewegungen der Weg nicht verloren gehe und verderbliches Irren eintrete. So umſpülen von allen Seiten die Wellen ein Schiff, und dennoch durcheilt es vom klugen Steuermanne gelenkt, ſicher die rechte Bahn; ſobald man ſich aber gegen den Steuermann empört, ſobald das Steuerruder bricht, iſt der vollſtändigſte Untergang unabwendbar!

Der Geſchichtſchreiber, welcher den Kreislauf der Begebenheiten überſieht, kann ſelbſt im Augenblicke des aufſteigenden Morgenroths, eine andeutende Erinnerung an die kommende Nacht nicht unterdrücken. Dieſe Erinnerung ſoll weder ſtören noch gleichgültig machen; wol aber warnen und den tragiſchen Faden aufzeigen, der oft und lange verborgen, doch durch die ganze Menſchengeſchichte hindurchläuft, und falſch ergriffen und verſtanden zur Verzweiflung, richtig erkannt und gewürdigt aber zur Reinigung vom Böſen und zum Höheren und Unvergänglichen führt.

Vierzehnte Vorlesung.

Zoroaſter und die perſiſche Geſetzgebung.

Raſch und durch die gewaltige Kraft eines, großentheils nomadiſirenden Volkes, hatte ſich das perſiſche Reich vom Oxus bis zum ſüdlichen Meere, und vom Indus bis nach Aegypten ausgebreitet. Solche Bildungsart erzeugt aber, wie wir bereits ſahen, nicht Früchte wie man ſie bei langſamerem Wuchſe und vielfacher innerer Wirkung und Gegenwirkung zu bewundern Veranlaſſung erhält, nicht Verfaſſungen mit mannigfachen Rechten und Verpflichtungen, nicht eine vielſeitige und dennoch auf ſich ſelbſt beruhende Bildung und Selbſtändigkeit der Bürger: ſondern die Sitten und die Religion der beſiegten und gebildeteren Völker, werden bald ohne Kraftanſtrengung nachgeahmt und angenommen. In dem Könige, welcher die Maſſe der Sieger und Beſiegten allein lenken und benutzen ſollte, ſah man den Hebel, den Mittelpunkt, des ganzen Staats- und Volkslebens[1]). Des Cyrus unruhige Regierung hatte nicht erlaubt ſehr an innere Einrichtungen zu denken, auch Kambyſes eroberte nur durch die Kraft welche ſein Vater dem Heere mitgetheilt hatte; aber Darius, des Hyſtaspes Sohn ſah ein, daß auch das größte Reich neben dem un-

1 Plato de legib. III, 694.

umſchränkten Herrſcher geſetzlicher innerer Einrichtungen bedürfe, und was Lykurgus und Solon für zwei Stadtgebiete thaten, vollbrachte er für die Perſer und unzählige unterworfene Völker; — aber freilich in einer ganz anderen, weſentlich verſchiedenen Weiſe, die keineswegs zu wahrer Bildung erzog, ja nicht einmal einen höheren gemeinſamen Lebensquell für die einzelnen Theile des Reiches auffand.

Der König war Herr über Alles im Reiche[1]; ihm gehörten alle Güter, und den Eigenthümern verſtattete er den Beſitz nur aus Gnaden und auf ſo lange als es ihm beliebte. Das Leben jedes Menſchen lag in ſeiner Hand: denn er allein galt für die Quelle der Geſetze, er allein war höchſter Richter nach den Geſetzen, er allein beſaß alle vollziehende Gewalt. Aus dieſer Despotie, dieſem Mangel an Freiheit ging (wie ſchon Platon behauptet) unzähliges Uebel und das Sinken der perſiſchen Macht hervor[2]. Auch ward der König (obgleich er allein entſcheiden und herrſchen ſollte) ein Sklave ſeiner Umgebungen, Weiber und Verſchnittenen.

Niemand durfte unangemeldet vor dem Könige erſcheinen. Der Vorgelaſſene wickelte die Hände ins Gewand[3] (man fürchtete Dolche und Schwerter), warf ſich nieder zur Erde und wünſchte ihm ewiges Leben und ewige Regierung. Alle Fremden unterwarfen ſich dieſer Sitte, nur die Hellenen verweigerten beharrlich was ihnen als unwürdig erſchien. Wer ſich, ſeys auch nur aus Verſehen oder Leichtſinn, auf den königlichen Thron ſetzte, war des Todes ſchuldig; die Andeutung erſchien ſo ſtrafbar als die That. Selten zeigte ſich der König dem Volke, damit der Eindruck deſto größer bleibe: und wenn er auch den angeſehenſten unter ſeinen Dienern bisweilen

1 Unter den Neuern ſiehe Brissonius de regno Persarum und vor Allem Heerens Ideen.

2 Plat. de legib. III, 695—697.

3 Xenoph. Hellen. II, 1, 6.

Hoffeſte gab, ſo ſaß er doch mit ſeiner Gemahlinn und ſeinen Kindern, getrennt von den Uebrigen.

Ausgeſucht waren die Speiſen: nur Waizen aus Aeolien, nur Salz von Ammonium, nur Waſſer aus dem Choaspes[1], nur Wein von Chalybon in Syrien, kam auf den königlichen Tiſch; aber der Mundſchenk mußte vorher koſten, damit die Beſorgniß der Vergiftung entfernt werde. Unermeßlich erſcheint, beſonders in ſpäterer Zeit (wir geben eine Ueberſicht des Ganzen) die Zahl der Hofbedienten, Köche, Kellerwärter, Mundſchenken, Bettmacher, Salber, Kränzeflechter u. ſ. w.; einem Heere glich ihr Zug, wenn ſie den König von einem ſeiner Wohnſitze zum andern begleiteten. Deren gab es mehrere: Suſa für den Winter, das kühlere Egbatana für den Sommer; doch auch Babylon, auch Gabä im oberen Theile von Perſien, auch Oka an der Seeküſte, auch Perſepolis wurden bisweilen dieſer Gnade gewürdiget. Mannigfache Anſtalten zu Vergnügungen befanden ſich an jenen Orten, insbeſondere große Thiergärten; Niemand durfte indeſſen auf der Jagd vor dem Könige ſchießen.

Außer den eigentlichen Gemahlinnen, denen zur Beſtreitung ihres Putzes ganze Gegenden angewieſen wurden, hielt der König eine große Zahl Beiſchläferinnen, welche man in den Landſchaften ausſuchte, in verdeckten Wagen nach Hofe brachte und der Aufſicht von Verſchnittenen übergab. Der älteſte Sohn des Königs ſollte in der Regel den Thron beſteigen, allein mit jeder Regierung aus dem Weiberhauſe iſt eine feſte Erbfolge und eine tüchtige Erziehung unverträglich. Bei der Weihe in Paſargada fanden mehre ſinnbildliche Gebräuche ſtatt, z. B. das Trinken ſaurer Milch, das Eſſen von Feigen und Terebinthen; hierauf die Bekleidung mit dem Kleide des erſten Cyrus, die Krönung mit der Tiare und der Cidaris. Die königliche Tiare ſtand gerade aufrecht in die Höhe, die

1 Athen. I, 28. IV, 145. XII, 514. XIII, 608.

aller übrigen Perſer war geneigt; die Cidaris, aus purpurnen und weißen Bändern zuſammengeſetzt[1], ward als Stirnbinde ums Haupt gewunden. Auf dem purpurfarbenen Obergewande des Königs waren mannigfache Geſtalten, Thiere, Vögel u. ſ. w., geſtickt oder gewebt; ein unteres Gewand und Beinkleider, trug jeder Perſer. — Nirgends finden ſich ſo mannigfache Auszeichnungen verdienter Männer durch königliche Gnade als in Perſien: Speiſen vom königlichen Tiſche, Hals- und Armbänder, Ohrgehänge, geſchmückte Kleider, Pferde, Schwerter, ja ganze Städte und Landſchaften[2]: wogegen von Lorberzweigen und Triumphzügen, zugetheilt nach der Anerkenntniß und dem Beſchluſſe eines ganzen Volkes, nicht die Rede ſeyn konnte.

Daher waren die Perſer vielmehr treffliche Unterthanen, als treffliche Bürger; ſie verehrten den König über Alles, ſie vollzogen willig jeden ſeiner Befehle und keine Gewalt hätte ſie (in ihrer beſſeren Zeit) vermocht, ihm zum Nachtheile auch nur ein Wort zu verrathen. Des Königs Geburtstag war das größte Feſt, ſein Tod erſchien als das größte Unglück für eine halbe Welt. Jede ſeiner Handlungen, ſeiner Reden, hielt man der Aufbewahrung würdig; daraus bildeten die Schreiber, welche ihn faſt immer umgaben, die gerühmten aber verlornen Jahrbücher des perſiſchen Reichs. Sie enthielten Geſchichte des Königs und des Hofes: von dem Volke war wol nur die Rede, in ſo fern es von jenem gebraucht wurde.

Das Reich war in Statthalterſchaften oder Satrapien abgetheilt; anfangs hauptſächlich nach den Völkern, dann mehr nach örtlichen Rückſichten. Die Zahl derſelben wechſelte aus innern und äußern Gründen, und ihre Abhängigkeit war weder gleich groß noch ununterbrochen[3]. — Vorder-

1 Vergleiche indeſſen über die Gleichheit der Tiare und Cidaris, die Wiener Jahrbücher, Bd. IX, S. 61.

2 Athen. I. 30, 34. XIII, 556.

3 Xenoph. Anab. III, 2, 14.

aſien enthielt zehn Länder und auch wol zehn Statthalterſchaften, jede einzelne größer als der atheniſche Staat: drei gegen Abend fruchtbar und reich, Myſien, Lydien und Karien; zwei im Innern des Landes völlig unterworfen, Phrygien und Kappadocien, zwei Gebirgsländer gegen Mittag, Lycien und Cilicien; drei gegen Mitternacht zweifelhaften Gehorſams, Bithynien, Paphlagonien und Pontus oder Klein-Kappadocien. Syrien und Paläſtina bildeten lange Zeit nur eine Landſchaft, und die aus den Juden ſelbſt genommenen Vorſteher, mochten die Abhängigkeit wol mindern, konnten ſie aber nicht aufheben. Später ſchien das fruchtbare Cöleſyrien und das überaus wichtige Phönicien, einer beſondern Verwaltung zu bedürfen. Was die aſiatiſchen Griechen im Freiheitskampfe zu erwerben geſucht, erwarben die Phönicier großentheils durch Nachgiebigkeit: aber ſie verlangten auch nur nach Handelsfreiheit und Schiffahrt, und deren Erhaltung war den Perſern ſelbſt wichtig und wünſchenswerth; die Hellenen ſtrebten dagegen nach perſönlicher und ſtaatsrechtlicher Freiheit, das widerſprach allen Grundlagen der perſiſchen Regierung.

Babylonien, oder der ſüdliche Theil von Meſopotamien bis zu der vom Euphrat zum Tigris laufenden, gegen wandernde Stämme ſchützenden Mauer, bildete eine der kleinern aber die reichſte Statthalterſchaft, denn faſt ein Drittel aller perſiſchen Einnahmen kam aus dieſer Landſchaft; ungleich größer, jedoch minder einträglich, war das Gebirgsland Armenien. Oeſtlich an Babylonien ſtieß Suſiana: die Pracht von Suſa am Choaspes iſt aber geſchwunden, gleich der von Babylon, denn die Gebäude aus Backſteinen widerſtehen gewöhnlich der Zeit nicht gleich den Denkmalen aus natürlichem Geſtein. Gegen Morgen von Chuſiſtan lag das Mutterland, Fars, Farſiſtan, Perſis; nördlich über dieſes ſtreckten ſich wilde, wüſte, von ſalzigen Steppen durchzogene Gegenden, deren gebirgigere Theile von räuberiſchen nie völlig unterworfe-

24 *

nen Stämmen, bewohnt waren. Jenſeits der Paratacener, durch das Land der Koſſäer kam man nach Groß-Medien (Irak-Adſchemi) welches einen der fruchtbarſten, angebauteſten und reichſten Theile des perſiſchen Reiches ausmachte. Hatten doch die Bewohner über dem reichlichen Genießen, hier ſchon das Herrſchen verlernt!

Nördlicher, gebirgiger und weniger fruchtbar zeigte ſich Kleinmedien oder Atropatene; in gleich ſchwankender Unterwürfigkeit war Parthien und Hyrkanien, reicher und wichtiger Baktrien mit Baktra und Samarkand den großen Stapelplätzen alles nordiſchen Handels. Karmanien nährte Völker in Sitten, Sprache und Rüſtung den Perſern ähnlich; Sogdiana, jenſeit des Oxus, war die nördlichſte aller perſiſchen Landſchaften. Die ſüdlichſte, das unfruchtbare Gedroſien, bildete mit dem beſſer angebauten Arachoſien nur eine, das Land der Zarangäer, das heutige Seihiſtan aber eine zweite Statthalterſchaft. Der Indus, oder vielmehr die indiſchen Kriegerſtämme, welche in ariſtokratiſch-republikaniſcher Verfaſſung lebten und noch leben, welche Perſern, Macedoniern, Arabern und Britten widerſtanden, bezeichneten die Morgengränze des perſiſchen Reichs.

Die Zurücklaſſung ſtehender Heere, die ſorgfältige Beſetzung der feſten Städte, die Verpflanzung Freiheit liebender Völkerſtämme in entfernte Gegenden, ja ſelbſt (wie bei den Lydiern) beſtimmte Beförderung einer verweichlichenden Lebensweiſe, waren Hauptmittel um die unterworfenen Länder in Gehorſam zu erhalten. Erſt nachdem der Aufenthaltsort der Könige feſtſtand, die Eintheilung in Statthaltereien beſchloſſen, die Grundſätze der Steuerverwaltung feſtgeſetzt und der Uebergang aus dem Hirtenleben zur feſten Anſiedlung herbeigeführt war, entſtand eine wahrhaft bürgerliche Regierung mit ihren heilſamen Folgen. Sehr weiſe trennte man die Kriegsgewalt von dem bürgerlichen Wirkungskreiſe der Statthalter. Dieſe ſollten die Einhebung der Steuern beſorgen, den Anbau des Landes befördern, jede heilſame innere Einrichtung unterſtützen,

und die darauf Bezug habenden königlichen Befehle zur Ausführung bringen. Ihnen zur Seite ſtanden königliche Schreiber mit großen Rechten, und außerdem ſchickte der König alle Jahre Bevollmächtigte, zur Prüfung der Verwaltung, umher, welche — nicht unähnlich den missis dominicis Karls des Großen — unterſtützen, belohnen und ſtrafen durften. Eilboten, eine Art von Hofpoſt, ſetzten den König in den Stand, ſchnell aus allen Theilen des Reichs Nachrichten zu erhalten und Gefahren abzuwehren.

Als man nun aber ſpäter den Statthaltern auch den Befehl über die Soldaten anvertraute[1], einem Manne mehre Statthalterſchaften untergab, und Prinzen des königlichen Hauſes in entfernten Gegenden faſt Königsmacht überließ; da war Aufruhr, Zwieſpalt, Willkür aller Art, Vernichtung der Bildung, kurz die Auflöſung unvermeidlich, welche wir bis auf die neueſte Zeit bei ähnlichen Umſtänden in jenen Gegenden ſtets wiederkehren ſehen.

So lange die Perſer, als Folge ihrer Eroberung jedes Gut der Beſiegten wie ein Eigenthum betrachteten, über welches ſie nach Belieben ſchalten durften, konnte vom Finanzweſen nicht die Rede ſeyn, — dies entſtand erſt mit der innern bürgerlichen Verfaſſung; und obgleich Darius Hyſtaspes dafür den Beinamen (καπηλος) der Krämer bekam, ſo minderten ſich doch gewiß durch ſeine Einrichtungen die früheren Mängel. Nur ſeine Perſer blieben (wie ſpäter Römer, nicht wie Athener) von Abgaben befreit, und man betrachtete dies als eine gerechte Folge der Herrſchaft; aber es ſtraft ſich zuletzt immer ſelbſt, wenn man auf Unkoſten anderer lebt. — Die Abgaben beſtanden entweder in Gelde, oder in Naturalien; jenes floß in die Privatkaſſe des Königs und war vorzugsweiſe zur Unterhaltung des Hofes und zu Geſchenken be-

1 Löbell 1, 587 hält es für wahrſcheinlich, daß es immer ſo geweſen ſey.

ſtimmt, erſt ſpäter mochten Staatsausgaben daraus beſtritten werden. Aus unmittelbaren Naturallieferungen erhielt man dagegen das Heer, den Hofſtaat der Statthalter und die niedern Bedienten des Königs; nur die höhern Staatsbeamten bekamen, ſtatt des Gehalts, gewöhnlich für ihre Lebenszeit Anweiſungen auf die Einnahmen ganzer Städte oder Gegenden. Und nicht blos die Verpflegung von Menſchen ward den Landſchaften auf ſolche Weiſe auferlegt; vielmehr mußten z. B. die Babylonier die Stutereien des Königs und ſeine indiſchen Hunde ernähren[1].

Die Größe der Geldausgaben und ihre Vertheilung iſt ſchwer zu beſtimmen, doch betrugen ſie nach Herodots Angabe zu Darius Zeit 14560 euböiſche Talente oder etwa funfzehn Millionen Thaler.

Ioniens Vermeſſung und eine Vertheilung der Abgaben nach dem Befunde, zeigt uns die Grundſteuer, die aber wol meiſt in Früchten berichtigt wurde. Auch der Regalien geſchieht Erwähnung; aber mehr als die dahin gehörigen Einnahmen von künſtlichen Bewäſſerungsanſtalten, von der Fiſcherei im See Möris, mag die Einziehung des Vermögens bei Hinrichtung vieler Großen eingebracht haben. Am reichſten endlich lohnte wol die morgenländiſche Sitte, daß jeder Unterthan dem Könige von den Früchten des Landes oder überhaupt nach Verhältniß ſeiner Einnahmen, Geſchenke zu machen verpflichtet war. Beim Tode des Königs wurden dagegen alle rückſtändigen Abgabenreſte erlaſſen[2].

Die Reiterei erſchien dem wandernden Volke anfangs als der wichtigſte Theil des Heeres; bald nachher wurden aber alle Perſer, insbeſondere alle Grundeigenthümer, durch ein Geſetz zum Kriegsdienſte verpflichtet; welches Geſetz (und mit ihm die Tapferkeit) erſt in Abnahme kam, als

1 Herodot. I, 192.

2 Herod. VI, 59.

Söldner, beſonders helleniſcher Abkunft, für Geld dem Meiſtbietenden die Herrſchaft verſchaffen konnten. Kein Volk kann dem Untergange entgehen, ſobald die Macht von fremden gemietheten Kriegern, größer erſcheint als die Freiheitsliebe und der Muth der Bürger.

In der beſſeren Zeit des perſiſchen Reichs lagen die Soldaten theils in den Städten, theils auf dem platten Lande; überall ſchien Kriegsgewalt nöthig um die Beſiegten in Ordnung zu halten. Die Beſatzungen der Städte waren zu häufigen Kriegsübungen verpflichtet, und auch alle andere Manuſchaft verſammelte ſich jährlich unter ihren Befehlshabern an gewiſſen Muſterplätzen, wo königliche Bevollmächtigte oder der König ſelbſt, über ſie Heerſchau hielten[1]. Zur Bewaffnung dienten: Schwerter, Schuppenpanzer, Schilde, Pfeile und Bogen, kurze Lanzen und Schleudern; Schlacht- und Sichelwagen wurden ſchon gebraucht, aber die Lagerkunſt blieb unvollkommen; Pracht der Zelte und entbehrlichen Aufwand im Heere, finden wir erſt zu den Zeiten der Ausartung. Bei bedeutenden Unternehmungen, es ſey zur Vergrößerung oder zur Vertheidigung des Reichs, ergingen allgemeine Aufgebote in alle Theile des Reichs; ſolche Züge glichen den Wanderungen ganzer Völker. Erſt mit dem Sinken des Staates und zur Beſchleunigung von deſſen Verfall, entſtanden und mehrten ſich neben dem Reichsheere, die Hausſoldaten der Statthalter. — Kriegsſchiffe bauten die Perſer nicht, ſondern erhielten dieſelben von den Phöniciern und den aſiatiſchen Griechen. Ueberhaupt wurden jene nie ein ſeefahrendes, oder eigentlich Handel treibendes Volk; nur die Menge und Vorzüglichkeit der Erzeugniſſe ihres großen Reichs und die anwachſende Liebe zum Genuß, brachte unter ihnen ſo viel Verkehr hervor, als zur Befriedigung ihrer Neigungen durchaus erforderlich war; aber immer ſchien es den Edleren unwürdig, ſich mit ſolchem Gewerbe zu beſchäftigen.

[1] Xenoph. Oecon. IV. 6.

Für dieſe Edleren mag manches geſchichtlich wahr ſeyn, was Xenophon in Hinſicht auf Erziehung von dem ganzen Volke erzählt. Doch führt ſchon Platon große Klage daß Cyrus und Darius Hyſtaspes ihre Kinder hätten weichlich erziehen und verzärteln laſſen[1]. Bis zum fünften Jahre blieb das Kind bei der Mutter, und Leibesübungen wurden nicht vernachläſſigt; aber von helleniſchen Wettkämpfen, von helleniſchem Schönheitsſinne, fehlen alle Spuren[2].

So wie durch despotiſche Verfaſſung das Verderben von oben her einbrach, ſo durch Vielweiberei und Heirath der nächſten Verwandten, die Zerrüttung von unten in den Familien[3]. Belohnungen, vom Könige für viele Kinder bewilligt, mochten ſo wenig durchgreifend wirken, als ſpäter ähnliche Geſetze des Auguſtus. Nicht immer blieb Lügen, Schuldenmachen und Undankbarkeit die höchſte Schande; man vergaß der alten Volksſitte Nichts zu ſagen, was nicht auch zu thun erlaubt ſey. An die Stelle des früheren Geſetzes, daß Niemand um eines einzelnen Verbrechens willen am Leben geſtraft werden dürfe, des Glaubens, der Aelternmord ſey unmöglich, traten die härteſten Strafen: ſteinigen, kreuzigen, die Augen ausſtechen, lebendig begraben, die Haut abziehen, entzweiſägen u. ſ. w. Wer kennt nicht die Mißbräuche atheniſcher und römiſcher Volksgerichte; aber was ſind dieſe Uebel gegen ſolche Willkür!

Der Geburtstag war den Perſern der feierlichſte Tag im Jahre, ſie tranken (erſt Muhamed hat zum Gegentheil in Aſien geführt) viel Wein und rathſchlagten über Jegliches zweimal: einmal nüchtern und einmal trunken, um

1 De legibus III, 694.

2 Was ließe ſich in dieſer Hinſicht nicht aus dem einen Umſtande ableiten, daß die Griechinnen ſich unter der Bruſt, die Perſerinnen breit und tief über die Hüften gürteten.

3 Nicol. Damasc. 564.

zu gewahren, ob die reinſte Beſonnenheit mit der künſtlichen Begeiſterung zu demſelben Ziele führe. Die, welche gleiches Standes waren, küßten ſich begegnend auf der Straße den Mund, Geringere die Wange, die Niedrigſten warfen ſich demüthig auf den Boden. Sie begruben, nach Herodot, ihre Todten erſt wenn ein Raubvogel ſie berührt hatte, und noch jetzt[1] verzehren bei den Parſi Raubvögel das Fleiſch der Todten und nur die Knochen werden nachher geſammelt.

Viele Sprachen wurden in dem perſiſchen Reiche geſprochen: wir erwähnen mit Uebergehung der indiſchen, ſemitiſchen und helleniſchen Stämme, nur des Zend, des Pehlvi und des Parſi. Jenes, Zoroaſters Sprache, iſt dem indiſchen Sanſkrit ähnlich und wol eben ſo alt. Wenn hinſichtlich einiger Punkte eine Ausartung mag eingetreten ſeyn, ſo ſcheint in mancher andern Hinſicht das Zend ſelbſt über das Sanſkrit hinaufzureichen und daſſelbe zu verbeſſern. Gewiß iſt das Zend kein bloßer Dialekt des Sanſkrit, ſondern hat eine ſprachliche Selbſtändigkeit, wie das Lateiniſche dem Griechiſchen gegenüber[2]. Es hat fünfunddreißig einfache Laute, ſtatt des l aber ein r. Von zwölf einfachen Vokalen werden oft zwei bis drei nebeneinander geſtellt. Es findet ſich das verneinende, beraubende a der Griechen. Die Biegung der Hauptwörter erfolgt durch Veränderung am Worte ſelbſt; es giebt drei Geſchlechter, drei Zahlen und acht Fälle in jeder Zahl. Die Conjugation zeigt die Arten, Weiſen und Zeiten der vollkommenen Schweſterſprachen, und geſchieht durch Beugung am Ende des Worts, ohne beſondere Bezeichnung der Perſon. Die

1 Niebuhrs Reiſe, II, 50. Nach Cic. Tusc. I, 45 begruben die Perſer ihre Todten in Wachs, und die Mager begruben ſie erſt, wenn ſie von wilden Thieren zerfleiſcht worden waren.

2 Rask über das Alter der Zendſprache 40. Bopp vergleichende Grammatik IX, XII. Eine nahe Verwandtſchaft des Vedasdialekts und des Zends hinſichtlich der Sprache, behauptet Burnouf, Bhagavata I, CVI.

Wortſtellung iſt frei. Das Pehlvi, die Volks- oder Landesſprache in Niedermedien oder Parthien, iſt von dem Zend weſentlich verſchieden und ſchließt ſich in vielen Punkten den ſemitiſchen Sprachen an. Doch bleibt es[1] ungeachtet mancher Aehnlichkeit mit dem aramäiſchen Sprachſtamme, ſelbſtändig und mag nur (gleich dem Zend und Parſi) aus einer höheren Wurzel entſproſſen ſeyn. Dieſe Wurzel liegt aber keineswegs ſo erkennbar nahe, daß nicht manche Sprachforſcher das Zend, Pehlvi und Parſi als drei verſchiedene Sprachen betrachteten. Das Letzte, welches jedoch viele Wörter aus dem Zend und Pehlvi aufnahm, bildete ſich ſeit Cyrus in Farſiſtan; allein erſt unter den Saſſaniden mag es — wie das Deutſche erſt nach Verdrängung des Römiſchen — Hof- und öffentliche Geſchäftsſprache geworden ſeyn.

Nach Herodot hatten die Perſer keine Tempel und Bildſäulen. Sie verehrten überhaupt die Gottheit nicht in menſchlicher Geſtalt, ſondern opferten auf hohen Bergen der Sonne, dem Monde, dem ganzen Himmelskreiſe, dem Waſſer und den Winden, als reinen Weſen oder Sinnbildern des Ormuzd. Dabei ward weder Feuer gebraucht, noch Muſik angewandt. Kein Perſer ſollte etwas für ſich ſelbſt bitten; bete er für den König und für alle Perſer, ſo ſey er darunter mit begriffen.

Dieſe dürftigen Andeutungen müſſen aus morgenländiſchen Quellen ſehr erweitert und näher beſtimmt werden. — Die Wurzel der perſiſchen Religionsanſicht liegt nämlich keineswegs in Perſien ſelbſt, ſie entſtand nicht in Perſien, vielmehr müſſen wir hier noch einmal zu dem höheren Alterthume hinaufſteigen[2]. Denn hätte auch (was nicht erweislich iſt) zur Zeit des Königs Darius Hyſtaspes ein Zoroaſter gelebt, ſo würde derſelbe doch nur

[1] Burnouf commentaire sur le yaçna I, VII.

[2] Siehe: die heilige Sage der Baktrer, Meder und Perſer von Rhode.

ein Verbeſſerer und Erneuerer älterer Geſetze und Lehren geweſen ſeyn. — Die heiligen Schriften, welche Anquetil du Perron in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder auffand, ſind ſeitdem der Gegenſtand mannigfacher Unterſuchungen geweſen, deren Reſultat im Weſentlichen dahin geht: daß dieſe Schriften weder zu einer Zeit geſchrieben wurden, noch von einem Verfaſſer herrühren, am wenigſten aber das erkünſtelte Machwerk eines Neuern ſind. Wir mögen ihren Inbegriff nach alter Weiſe die Zendaveſta, das lebendige Wort, die lebendige Offenbarung nennen; und wenn Zoroaſter auch ſo wenig das Ganze verfaßt haben mag als Moſes die unter ſeinem Namen gehenden fünf Bücher, ſo iſt doch kein Grund vorhanden, ſein perſönliches Daſeyn abzuläugnen. In der Zendaveſta geſchieht weder des perſiſchen, noch des gewöhnlich ſogenannten mediſchen Reiches Erwähnung; Ninive und Babylon, Baktrier, Meder und Perſer, werden weder genannt noch unterſchieden. Mithin iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Zoroaſter, wo nicht vor Ninus, doch ſchon vor Kyaxares I. lebte. Alles deutet nach Baktra, den Ariern, nach dem Zendvolke hin, was von den rauhen hohen Gebirgen Mittelaſiens in wärmere damals noch unbewohnte Länder hinabſtieg, und ohne Zweifel vor Entſtehung der altaſſyriſchen Monarchie, vor Ninus hinabſtieg[1]. Es iſt nicht unwahrſcheinlich daß dieſer Hauptſtamm erſt ſpäter in mehrere Abtheilungen zerfiel, zu denen Aſſyrer, Meder und Perſer vielleicht ſelbſt gehörten. Uebrigens beziehet ſich ſelbſt Zoroaſter auf noch Aelteres, auf den allmälig immer mehr und mehr verehrten Geſetzgeber Hom; und ſo kommt man rückwärts zu mythiſchem Boden, endlich zur Erſchaffung der Welt.

Manches ward alſo von Zoroaſter nur geſammelt und zuſammengeſtellt, und wenn ſich auch Grundideen durch

[1] Heeren I, 392. — Das Zend iſt für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer beſtimmen können. Humboldt Kawiſprache 54.

das Ganze hindurchziehen, ſo ſtellen ſie ſich doch, wenigſtens der Form nach, nirgends als ein geſchloſſenes, zuſammenhängendes Syſtem dar. Der höchſt wahrſcheinliche Verluſt vieler, beſonders wiſſenſchaftlicher Werke, läßt indeſſen dieſe Lücken noch größer erſcheinen, als ſie urſprünglich wol waren. Die heutige Zendaveſta zerfällt in fünf Theile:

1) Die Izeſchne, größtentheils feierliche Gebete, Lobpreiſungen und Andachtsübungen, Betrachtungen über die wohlthätige Natur des guten Weſens u. ſ. w.; — Alles in morgenländiſchem Style, von mehreren Verfaſſern, zum Theil jedoch von Zoroaſter ſelbſt.

2) Der Vispered, von ähnlicher Entſtehung und ähnlichem Inhalte: Lobpreiſungen aller Häupter der obern und unteren Welt.

3) Die Jeſcht-Sades, eine Sammlung kleiner Aufſätze und Bruchſtücke verſchiedener Art, Aechtes und Unächtes, Aelteres und Neueres vermiſcht; auch hier das Gottesdienſtliche vorwaltend.

4) Das Buch Siruze, ein kirchlicher Kalender nach den Tagen des Monats abgetheilt, wovon jeder den Namen ſeines Schutzgottes führt.

5) Der Vendidad, oder das von Gott gegebene Geſetz; der wichtigſte Theil der Zendaveſta, meiſt kirchlichen und geſetzlichen Inhalts, bald in der erzählenden, bald in der Geſprächsform. Seine und der Izeſchne Aechtheit und hohes Alter, läßt ſich noch weniger anfechten als das der übrigen Bücher.

6) Der Bundeheſch dagegen iſt ein im Pehlvi geſchriebenes ſpäteres Werk, oder vielmehr eine Sammlung verſchiedener, urſprünglich wol nicht zuſammengehöriger Theile. Deßungeachtet erſcheint ſein Inhalt faſt zuſammenhängender, wiſſenſchaftlicher, ſpekulativer, als jene alten Bücher, und erläutert und ergänzt ſie auf mannigfache Weiſe.

Für unſeren Zweck: Sinn, Sitten und Religion des Volks kennen zu lernen, ſind ohne ſtrengere Sonderung faſt alle Theile der Zendaveſta brauchbar.

Doch hat man ſelbſt den weſentlichen Inhalt der Zendaveſta auf die verſchiedenartigſte Weiſe dargeſtellt und erklärt. Manche ſahen nämlich darin blos eine durch Perſonendichtung umhüllte Zeitrechnungskunde[1], Andere geheime Sterndeuterei, oder bloße Erdkunde, oder bloße Kalenderweisheit, oder ein rein ideales Syſtem. Jede Anſicht hat ihre richtige Wurzel, ihren Antheil an der Wahrheit; jede trägt aber auch — ſobald man ſie über das billige Maß ausdehnt — eine, ſie ſelbſt zerſtörende Verkehrtheit in ſich. Man ſieht indeſſen, was ſich Alles hinein erklären läßt.

Wir halten uns an die einfachen Worte der Quellen ohne Verſuche künſtlicher Deutung, ob wir gleich auch hier eine wichtige Verſchiedenheit der Anſichten nicht verſchweigen dürfen. Es läßt ſich, ſagen nämlich Mehrere, nicht beweiſen daß die Lehre von einem allmächtigen Gotte und Weltſchöpfer in der Zendaveſta enthalten ſey; vielmehr werden zwei Urweſen ein gutes Ormuzd und ein böſes Ahriman angenommen, von denen die Schöpfung und Regierung der Welt, nach ihrer guten und böſen Seite abhängt[2]. Die Zeruane Akarene welche über beiden ſteht, iſt keineswegs der allmächtige Gott, ſondern nur die ewige Zeit, die Zeit ohne Gränzen; und wenn Ormuzd und Ahriman aus dieſer hervorgehen, ſo heißt dies nur: beide ſind ewige Urweſen, und nicht aus einer höhern weſenhafteren Quelle entſprungen. Für dieſe Lehre, dieſen Dualismus ſpricht auch die gewöhnliche Anſicht der Völker, welche alles Gute und alles Böſe nur zu zwei erſten Ur-

1 Görres I, 236.

2 Tychsen Commentat. Gotting. 1791. p. 112. Daß das Syſtem des Zoroaſter, ſeinen Urſprung aus einer ſehr untergeordneten Region des Brahmaismus habe, iſt ganz unerweislich.

hebern zurückzuführen pflegen, ohne über deren Herkunft oder Vereinigung etwas zu behaupten. — Wenn man nun auch zugiebt: das Volk habe über Ormuzd und Ahriman jenes höhere Weſen bisweilen aus den Augen verloren, ſo ſcheint es doch als behaupteten Andere mit größerem Rechte daß die urſprüngliche Lehre keineswegs auf eine, in der Geſchichte unerhörte Weiſe, jenen blos abſtrakten Begriff an die Spitze ſtelle, ſondern ein höchſtes Weſen annehme, von dem unmittelbar oder mittelbar Alles erſchaffen ward. Das Böſe iſt nicht uranfänglich und gleich wichtig wie das Gute, ſondern erſt durch den Abfall Ahrimans entſtanden und gemehrt. Um daſſelbe wieder zu vernichten, ließ der Ewige durch Ormuzd die ſichtbare Welt ſchaffen, welche 12000 Jahre dauert. Aber nicht minder thätig war Ahriman; und ſo ſtehen nun auf beiden Seiten eine große Menge von Weſen ſtufenweiſe übereinander, und mit größerer oder kleinerer Einwirkung auf die Welt; — von den höchſten guten und böſen Geiſtern, bis auf die reinen und unreinen Thiere und deren ſinnbildliche Häupter hinab[1]. Alles erſcheint in dieſer Beziehung als Schöpfung des Ormuzd, oder des Ahriman. Dieſe beiden Reiche des Lichtes und der Finſterniß geriethen nun natürlich in einen Kampf, der um ſo heftiger werden mußte, weil Ahriman den ihm von Ormuzd dargebotenen Frieden verwarf, alſo aus eigener Wahl fortdauernd ſündigte. Auch war der Kampf nicht blos ein Naturkampf, etwa des erhaltenden oder zerſtörenden Urweſens; ſondern mit gleicher Wichtigkeit ein Kampf des Sittlichen, gegen das Unſittliche.

Den höchſten guten Geiſtern oder Amſchaspands, ſtehen böſe Devs gegenüber. Zu jenen gehören Bahman, Ardibeheſcht, Schariver, Sapandomad, Khordad, Amer-

1 Zu den unreinen Thieren gehörten: die reißenden, Licht ſcheuenden, kriechenden Thiere; alle Arten von Fliegen, Mücken, Ameiſen und andere ſchädliche Inſekten.

dad[1]; zu dieſen Akuman, Boſchaſp, Aſtujad, Tarik, Toſius u. ſ. w.

Sie leben in ſtetem Kampfe, als getreue Diener des Ormuzd oder Ahriman. Weiter abwärts folgen dann Izeds oder Schutzgeiſter zweiten Ranges; ſelbſt Zeitabſchnitte, Tageszeiten u. ſ. w. hatten ihren Schutzgeiſt oder wurden in Perſonen verwandelt; man wies jeder Tugend und jedem Glück einen Ized zu, jedem Laſter und jedem Unglück einen Dev[2].

Feuer und Licht galt als Sinnbild des Ormuzd; daher der Feuer- und Sternendienſt, und um ähnlicher Beziehung willen die Anrufung und Verehrung aller reinen Geſchöpfe deſſelben. Dieſer Naturdienſt iſt reiner und erhebt ſich über den anderwärts angetroffenen, indem er mit einer würdigeren Offenbarungsſage in Verbindung tritt; und obgleich die Volksanſicht wol bisweilen zu Irrthum und Aberglauben hinabſank, ſo kam man im Allgemeinen doch nicht zu wildem Naturgötzendienſt und blutigen Opfern. — Ja ſo wichtig auch, bei der dargelegten Betrachtungsart, jedes Naturweſen von einer Seite her erſchien; ſo hielt man doch die ganze Körperwelt nur für ein zufällig, durch Abtrünnigkeit reiner Geiſter Entſtandenes. Sie dient nur als Schauplatz des Kampfes, als Mittel der Reinigung und kann zuletzt in ihr Nichts zurückſinken. Am Ende nämlich wird das Böſe beſiegt, oder es tritt vielmehr eine Herſtellung des urſprünglich Guten ein. Ueberhaupt beförderten alle Mittel wodurch Ahriman das Lichtreich zu zerſtören ſuchte, nach dem unendlichen Rathſchluſſe immer nur deſſen Entwickelung. So entſtanden z. B. durch den von ihm bewirkten Tod des Urſtiers, die reinen

1 Das Einzelne bei Rhode 316. So gehört auch die Entwickelung der, größtentheils jüngern Mithraslehre, nicht hieher.

2 Es iſt unwahr daß in den aſiatiſchen Religionen, Natur und Menſch einig ſey. Nicht blos die Zendaveſta zeigt ſcharfe Gegenſätze, ſondern auch die indiſchen Incarnationen richten ſich gegen die Uebel der Natur.

Thiere; durch den Tod des zweigeſchlechtigen Urmenſchen Kajomorts, die Menſchen mit getrennten Geſchlechtern, unter ihnen das wichtigſte Paar Meſchia und Meſchiane. Dieſe ſündigten, indem ſie durch Ahriman verführt Ziegenmilch tranken und Früchte von ſeiner Schöpfung aßen. — Laut der entſcheidendſten Stellen in der Zendaveſta, tritt eine Belohnung des Guten und eine Beſtrafung des Böſen ein. Die Frommen gehen nämlich über die Brücke Tſchinevad nach Gorodman, das vom Urlicht umfloſſene feſte Gewölbe des Himmels; die Gottloſen werden dagegen durch die Devs von der Brücke in den Duzakh hinabgeſtoßen, wo Fäulniß, Geſtank und Peinigungen ihrer warten. So wird die perſönliche Unſterblichkeit im Zendaveſta deutlicher gelehrt, als in Indien, wo die Lehre von der Seelenwanderung vorherrſcht.

Die Dauer des Aufenthalts im Duzakh richtet ſich nach der Größe und Menge der Verbrechen, welche ein Sünder begangen hat; doch kann jene Dauer auch durch Gebete der Guten und göttliche Gnade abgekürzt werden. Die ärgſten Sünder bleiben bis zur Auferſtehung der Todten im Duzakh, wo dann Soſioſch als Erretter und Beiſtand der Menſchen die Devs bekämpft und bezwingt[1]. Aber ſelbſt Ahriman wird mit ſeinen Geſchöpfen nicht zerſtört, ſondern nach 12000 Jahren rein, herrlich und himmliſch werden. Damit dürfte dann auch der Gegenſatz einer höhern, urbildlich-geiſtigen, und einer abgebildeten, ſichtbaren Welt aufhören; ſo lange indeſſen der Kampf dauert, erſcheint jedes Weſen, jeder Menſch, eigentlich nur als Nachbild eines höheren Urbildes. Dies Urbild, der Ferver, gilt für den reinſten Ausfluß der Gedanken des Ormuzd; iſt aber, ſo fern er ſich mit dem Körper vereinigt, von der Seele nicht verſchieden. Die, nach der Bekehrung Ahrimans etwa eintretende neue Schöpfung, bliebe alſo, obiger Anſicht zufolge, rein von allem Böſen.

1 Ueber Soſioſch ſind die Nachrichten im Vendidad und Bundeheſch verſchieden.

Im Ganzen tritt bei dem Zendvolke das Dogmatiſche und Mythologiſche minder hervor als bei den Indern; Alles begiebt ſich einfach ohne Wunder und Wunderlichkeiten, und ſtatt der willkürlichen Dichtkunſt und Philoſophie haben wir vorzugsweiſe die, bisweilen etwas trockene und nüchterne, aber dennoch geiſtigere[1] Anſicht, vom Kampfe des Guten und Böſen. Dagegen fehlen aber, wie geſagt, auch die ungebundenen, ja frevelhaften Auswüchſe und Verzerrungen, und ein ſehr löblicher Nachdruck liegt auf dem Sittlichen und Praktiſchen[2]. Ormuzd, oder das Gute, aus allen Kräften ehren, immerdar rein denken, reden und handeln, iſt der Hauptinbegriff der Sittenlehre. Dazu hilft Gebet, Leſen der heiligen Schriften, Bereuen des Böſen u. ſ. w.; und auch ganz äußerliche Gebräuche, Opfer und körperliche Reinigungen, erſcheinen bedeutend im Gegenſatz der unreinen Körperſchöpfung Ahrimans. — Hieher gehört ferner das Gebot, alle Thiere deſſelben zu vertilgen, hieher die wiederholte Empfehlung des Landbaues, der Viehzucht, der Gärtnerei, des Bewäſſerns u. ſ. w.; welche Gebote und Empfehlungen um ſo wichtiger ſind, da die flußloſen Hochebenen oder ſandigen Tiefen der Länder wo jene zuerſt in Anwendung kamen, ohne die fleißigſte Behandlung nichts ertragen. Ueberhaupt führen die Cäremonien, Opfer u. ſ. w., nicht wie bei den Indern zu Selbſtpeinigungen und unthätiger Zurückgezogenheit; ſondern zu einer erhöhten, gemeinnützigen Wirkſamkeit im bürgerlichen Leben. Keineswegs aber vergaß der Geſetzgeber über dieſe äußeren Beziehungen, die inneren und höheren. — Eben ſo wenig darf man die umfaſſende Idee des Kampfes zwiſchen dem Guten und Böſen, auf eine bloße Kriegsgeſchichte zweier irdiſchen Reiche,

1 Die Glaubenslehre des Zendvolkes iſt ungleich geiſtiger als alle polytheiſtiſche Religionen Aſiens. Löbell I, 137.

2 Le Zoroastrisme a certainement tenu plus de compte de l'homme, que n'a fait le Brahmanisme, et regagné en profondeur, ce qu'il perdait en étendue. Burnouf, Journ. asiat. III, Vol. 10. p. 324.

des nördlichen feindlichen Turan und des ſüdlicheren Iran, zurückführen.

An Sekten und Verſchiedenheiten in Zoroaſters Religion, hat es, beſonders in ſpäterer Zeit, auch nicht gefehlt[1]; nie zerfiel indeſſen das einfache Syſtem auf ſo feindliche Weiſe wie in Indien. Ueberhaupt ſpringen einerſeits manche Abweichungen jener Lehre vom Indiſchen ſogleich in die Augen, und es fehlt an Mitteln, die Urſachen und den Gang der eigenthümlichen Entwickelung vollſtändig nachzuweiſen; andererſeits aber zeigt eine genaue Prüfung mehr Aehnlichkeit des Aelteſten als man glaubt, und deutet auf ein Urvolk und eine Urreligion hin.

Die Kaſtenabtheilung war bei dem Zendvolke, den Medern und Perſern, urſprünglich und in der älteſten Zeit wohl vorhanden, aber nie ſo ſtreng, geſchloſſen und erblich als wie in Indien; auch mußte ja alles angeblich Unwandelbare, vor dem übermächtigen Willen der Könige verſchwinden! Doch erhielten ſich die, vielleicht im baktriſchen Reiche urſprünglich einheimiſchen Mager: welche als Prieſter die Geſetze bewahrten, das Sinnbild des Ormuzd das allbelebende und durchdringende Feuer bewachten, für die Beobachtung der vielfachen Reinigungen und Gebräuche ſorgten, als Vermittler zwiſchen Ormuzd und den Menſchen auftraten, und den gläubig Nahenden die Zukunft enthüllten. — Die Herbeds oder Lehrlinge, mußten ſich ſtrengen Vorbereitungen unterwerfen, die Mobeds oder Meiſter vielfache Kenntniſſe erwerben, und nur den Ausgezeichnetſten ward der dritte oder höchſte Grad eines Deſtur Mobeds, oder vollendeten Meiſters, zu Theil.

Daß man den ſiegenden Perſern die mediſch-baktriſche Religion nicht aufdringen konnte, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch ſonſt finden wir keine gewaltſame Verbreitung jener Lehren. Von den vornehmen Perſern mochte ſie erſt allmälig auf das niedere Volk übergehen, und nicht ganz

1 v. Hammer Geſchichte der Aſſaſſinen S. 37.

unvermiſcht mit einheimiſchen rohern Anſichten bleiben. Wenn aber die Sitten der Perſer nicht ganz mit den Vorſchriften der Zendaveſta übereinſtimmten, ſo läßt ſich daraus für die Unächtheit der letzten ſo wenig etwas folgern, als für die Unächtheit des Evangeliums aus der, vom wahren Chriſtenthum oft abweichenden Lebensweiſe mancher Chriſten.

Geringere Ausbeute giebt die Zendaveſta in Bezug auf die bürgerlichen und geſelligen Einrichtungen der alten Arier. Ueber Zinſen z. B., Erbſchaft, Eid, Prozeſſe, fehlen faſt alle Vorſchriften; entweder weil ſie verloren gingen, oder man ihrer anfangs nicht bedurfte. Auf Beleidigungen thätlicher Art ſtand Leibes- und Geldſtrafe; des Mordes geſchieht keine Erwähnung. Am härteſten wurden Vergehen beſtraft welche nicht ſowol aus Leidenſchaft oder Bedürfniß, als vielmehr aus ſchlechter Geſinnung hervorgehen, z. B. Wortbruch, Undank und dergl.

Die Frau war dem Manne völlig untergeordnet. Neben der Unfruchtbaren durfte man eine zweite nehmen; auch wol Beiſchläferinnen unter der Verpflichtung halten, für die Kinder zu ſorgen. Ehelos leben brachte Schande und ſollte in jener Welt beſtraft werden; kinderlos ſterben galt für ein Unglück. Ließ ſich ein Mädchen ſchwängern, was unter der Aufſicht ihrer Aeltern lebte, ſo ſollte ſie, ihr Kind, der Liebhaber und die etwa mitwiſſende Aufſeherin ſterben[1].

Der häufige Wechſel von herrſchenden Völkerſtämmen und die despotiſche Verfaſſung, mußten in jenen Gegenden auf Wiſſenſchaft und Kunſt nachtheilig wirken; auch iſt uns von jener keine Spur geblieben und für dieſe

[1] Eigentlich hätte dies Alles in der vierten Vorleſung erzählt werden ſollen, aber wir mochten es von dem, mehr in die weitere Geſchichte eingreifenden Perſiſchen nicht trennen; und der aufmerkſame Leſer bemerkt wohl, was dem Zendvolke ausſchließend und was den Perſern angehört, und wo und wie die Dinge in einander übergehen.

zeugen allein die Ueberbleibſel der Baukunſt, insbeſondere bei Perſepolis, Paſargada und Naſchki Ruſtam. Perſepolis war der Sitz und Mittelpunkt des Reichs, der heilige von ſchönem grauen Marmor erbaute Reichspalaſt[1] und in deſſen Nähe entſtand natürlich eine bedeutende Stadt, Paſargada. Jener liegt in einem wohlbebauten Thale des Murghabfluſſes zwiſchen zwei ſteilen Felsketten, dieſe in einer weiteren vom Fluſſe Bund-Emir bewäſſerten Ebene; gewaltige, in den Felſen gehauene Kammern bei Naſchki Ruſtam endlich, waren die Begräbniſſe der Könige. Die älteſten Anlagen reichen vielleicht über Cyrus hinaus[2]; das Meiſte rührt von Darius Hyſtaspes und Xerxes her; auf keinen Fall gehören alle, gleich den jüngern Werken, in die Zeit der Saſſaniden; — die Araber endlich haben vielmehr zerſtört, als geſtiftet. Der Palaſt (jetzt heißt er Tſchilminar oder die vierzig Säulen) welcher auf einem Felſengrunde funfzig Fuß über der Ebene lag und zu dem hohe prachtvolle Thore führten, hatte eine Länge von etwa hundert und funfzig Fuß und enthielt in der Mitte einen Saal, achtzig Fuß lang und faſt eben ſo breit. In ſechs Reihen ſtanden ſechsunddreißig, ſehr ſchlanken Palmen ähnliche, an funfzig Fuß hohe Säulen, und zu beiden Seiten fand man Vor- und Nebenzimmer. Alles war aus den größten Werkſtücken ohne Kalk und Mörtel mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zuſammengeſetzt, und nur hin und wieder mögen eiſerne Klammern angebracht geweſen ſeyn, welche aber längſt verroſteten; wogegen der Marmor noch immer die größte Glätte und ungetrübten Glanz zeigt. — Zwar ſtehen dieſe Gebäude hinter den großen Tempelſyſtemen Aegyptens zurück; es zeigt ſich aber auch in dem freien und luftigen Bau, keine Spur des ängſtlich gedrückten ägyptiſchen Sinnes, und des indi-

1 Niebuhrs Reiſe II, 122. Ritter II, 85. Heerens Ideen u. ſ. w.

2 Laut Diod. I, 46, ließ Cambyſes, die Gebäude in Perſepolis und Suſa durch ägyptiſche Künſtler aufführen; doch iſt Styl und Behandlung ſehr verſchieden.

ſchen und ägyptiſchen häßlichen Götzendienſtes[1]. Alle Wände ſind mit tauſenden von Geſtalten und mit unzähligen Inſchriften bedeckt: jene zeigen vielfach Prieſter, Krieger, Hofleute und vor Allem den König: er opfert, er kämpft; die verſchiedenen Völkerſchaften des Reichs bringen ihm Abgaben aller Art, fabelhafte Thiere deuten auf geheimen Sinn u. ſ. w. Die Geſtalten ſind fleißig gearbeitet und die Charaktere gut gehalten; aber es fehlt trotz mancher Vorzüge vor den indiſchen Bauwerken, an Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Formen und an Richtigkeit der Zeichnung. Weil den Perſern jede Entblößung unſchicklich erſchien, ſtellten ſie das Nackte nie dar; ſie waren aber um deswillen nicht keuſcher als die Hellenen. Inſchriften aus ſaſſanidiſcher und arabiſcher Zeit, ſind nicht ganz unverſtändlich; aber die älteſte Keilſchrift bleibt trotz vielfacher Verſuche einer Deutung, bis jetzt größtentheils ein unentzifferteſ Geheimniß[2]. Die Gegend von Perſepolis iſt jetzt eine Wüſte, voller Löwen und Hyänen[3].

So war Perſien und die Perſer, ſo Hellas und die Hellenen. Dort tauſendfach größerer Beſitz, eine weit reichere Natur, alle Kräfte willkürlich und gewaltig von einem Punkte aus gelenkt, eine ſichere Abſtufung und genaue Beobachtung der Beamten, feſte Abgaben und Finanzeinrichtungen, Unterthanen gehorſam ohne Widerſpruch, Tapferkeit aus rohem Naturtriebe, mächtige Prieſter, endlich eine Religion welche den Kampf mit dem Böſen zur erſten Pflicht machte. Hier dagegen wenig Beſitz und lange Zeit hindurch faſt noch weniger Genuß, nirgends ein kräftiger Mittelpunkt, ſondern überall Trennung, Entgegenſtellung und Abwägung der Gewalten, nirgends Unterthänigkeit, vielmehr in jedem Einzelnen Anſpruch und Recht auf Alles,

1 Göthe (Divan II, 25) findet es höchſt bewundernswürdig, daß die fatale Nähe des indiſchen Götzendienſtes, nicht nachtheilig auf die Perſer wirkte.

2 Laſſen, Keilſchriften.

3 Heeren I, 302.

insbeſondere auf Herrſchaft; ſtatt einer dauernd feſten Obrigkeit, Wahl und Wechſel der Beamten, Staatseinkünfte nur nach Feſtſetzung Aller, Ehrfurcht vor Niemand außer vor den eigenen Geſetzen, Tapferkeit aus Vaterlandsliebe und Sittlichkeit, Prieſter aus dem Volke genommen und dahin zurückkehrend, faſt nirgends politiſche Erbvorrechte; endlich eine Religion die von keinem Kampfe mit dem Böſen, wohl aber von Heldenthaten und Heldenlohn wußte, überall republikaniſche Verhältniſſe, ſelbſt auf dem Olymp.

Das Zuſammenſtoßen der Perſer und Hellenen erſchien unvermeidlich, der Thron jener und die Freiheit dieſer ſanken zu gleicher Zeit: wir werden ſehen wie ſie lebten, blühten, kämpften, fielen, und welche Vermächtniſſe ſie den ſpäteren Geſchlechtern hinterlaſſen haben.

Funfzehnte Vorlesung.

Griechen, bis zur Schlacht bei Marathon.

In der helleniſchen Welt, wo alle Staaten faſt nur Städte waren, wo der Umfang des Grundbeſitzes ſo beſchränkt blieb, mußte ſehr oft das Anwachſen der Menſchenzahl drückend erſcheinen. Daher ward es für ſolche Fälle Grundſatz, die Ueberzahl in der Fremde anzuſiedeln und mehr oder weniger mit dem Mutterſtaate in Verbindung zu erhalten. Nicht ſeltener trieb Neigung zum Handel und Luſt an fernen Unternehmungen freiwillig; es trieb heftige Parteiung und Verfolgung wider Willen zu Koloniſationen. Mit dieſer, im Ganzen äußerſt heilſamen Thätigkeit und Richtung, iſt vorzugsweiſe die Geſchichte ganzer Jahrhunderte erfüllt geweſen, wovon aber leider nur ſehr wenige Nachrichten auf uns gekommen ſind. Die Küſten des ſchwarzen Meeres, Süditalien, Südfrankreich und Sicilien, ſelbſt ein Theil von Spanien[1] und Afrika ward auf obige Weiſe mit griechiſchen Pflanzſtädten beſetzt. Vor Allen wichtig aber ſind die griechiſchen Pflanzſtädte in Kleinaſien[2], welche unter ſich drei Vereine ge-

1 Appian VI, 2.

2 Manche Städte ſetzten ihre Gründung ſchon jenſeits des trojaniſchen Krieges, und ſpätere Anſiedler fanden wol ein ſtammverwandtes Volk vor.

bildet hatten: den ioniſchen, doriſchen und äoliſchen; keiner vergaß, trotz mancher Abweichung in Sprache und Herkunft, des helleniſchen Urſprungs.

Zum ioniſchen Bunde gehörten zwölf Städte: Milet, Myos, Priene, Epheſos, Kolophon, Lebedos, Teos, Klazomenä, Phocäa, Samos, Chios und Erythrä; bei Mykale war das Panionium oder die allgemeine Verſammlung. Zum doriſchen Bunde gehörten ſechs Städte: Lindos, Jalyſſos, Kamiros, Kos, Knidos und Halikarnaß; ſpäter ward aber die letzte eines Frevels am Tempel des triopiſchen Apollon halber ausgeſchloſſen. Der äoliſche Bund begriff die Inſel Lesbos und zwölf Städte: Kyme, Lariſſa, Neonteichos, Temnos, Killa, Notion, Aigiroeſſa, Pitane, Aigaia, Myrina, Gryneia, früher auch Smyrna. Unter allen Ländern hatte Aeolis den fruchtbarſten Boden, aber Joniens unvergleichbar ſchöner Himmel gab noch den Vorzug über die Begünſtigung der Erde. Wären die bürgerlich-geſelligen Einrichtungen in gleichem Maße ausgebildet worden, hätte ein allgemeines feſtes Band Alle umſchlungen, auf welche Höhe hätte ſich dies aſiatiſche Hellas ſchwingen müſſen! Schon früh fehlte jedoch dieſer einträchtige Sinn.

Zu der Zeit nämlich, als Cyrus das lydiſche Reich angriff, hatte ſich nur Milet (ungeachtet Thales widerſprach[1]) mit Kröſus verbunden; alle übrigen Städte ſuchten dagegen die Bedingungen, welche von den Perſern den Lydern bewilligt wurden, auch für ſich zu erhalten. Cyrus aber verwarf dieſen Antrag und ein, von keinem Heere unterſtützter, Befehl der Lacedämonier, Jonien nicht zu unterjochen, blieb natürlich ohne Wirkung: denn obgleich der König ſelbſt gen Babylon zog, ſo ließ er doch ſeinen Feldherrn Mazares zurück, welcher einen Aufſtand der Lyder unterdrückte, und Priene und Magneſia eroberte. Sein Nachfolger Harpagus griff zuerſt die Phocäer an,

1 Diog. Laert. Thales c. 3.

deren Seemacht bedeutend war und die bis nach Tarteſſus handelten. Ungeachtet alles Widerſtandes kam die Gefahr immer näher; deshalb ſchifften die Belagerten mit ihren Weibern, Kindern, Gütern und Göttern nach Chios, und ließen den Perſern die leere Stadt. Bald nachher kehrten ſie aber, Rache dürſtend zurück, überfielen und erſchlugen die ſichere Beſatzung, ſegelten hierauf gen Kyrnos, mußten dann vor Tyrrhenern und Karthagern nach Rhegium entweichen[1], und gründeten endlich Hybla und Maſſilien; Städte, welche ſehr lange berühmt waren durch ihren Handel und ihre freien Verfaſſungen. Auch die Tejer verließen, von den Perſern bedrängt, ihr Vaterland und wandten ſich nach Abdera in Thracien. Vergeblich wehrten ſich ferner die Pedaſier heldenmüthig, vergeblich ſuchten Knidier die Landenge zu durchgraben und einen Inſelſtaat zu bilden, vergeblich weihten ſich die Bewohner von Xantus und Kaunus dem Tode, indem ſie ſich mit Gütern, Weibern und Kindern verbrannten. Sie entgingen zwar der Unterwerfung, nicht aber ihr Vaterland.

Zur Zeit des Kambyſes war Jonien ſtill und erſchreckt; unter Darius entwickelte ſich dagegen bei günſtigeren Verhältniſſen, die Hoffnung, daß man die perſiſche Herrſchaft zerſtören könne. Der König mußte ſich nämlich zuerſt morgenwärts wenden, weil die Babylonier öffentlich abfielen, nachdem ſie mit furchtbarer Beſonnenheit für Lebensmittel und Waffen geſorgt und alle entbehrlichen Weiber erdroſſelt hatten. Ohne Erfolg belagerte Darius zwanzig Monate die Stadt und ward von den Bewohnern oft wegen ſeines Unternehmens verhöhnt; dennoch führte ihn endlich die Liſt und die Ergebung eines angeſehenen Perſers Zopyrus, zum Ziele. Dieſer nämlich verſtümmelte ſich ſelbſt, ging dann zu den Babyloniern über und gab vor, er ſey durch des Königs Grauſamkeit in ſo ſchrecklichen Zuſtand verſetzt. Hiedurch erhielt er leicht das Vertrauen

1 Isocr. Archid. 204.

der Belagerten, und führte ſie als Feldherr mehrere Male zum Siege; endlich aber[1], an dem mit Darius verabredeten Tage, verrieth er die Stadt. Der König ließ die Mauern und Thore niederreißen, viele Bewohner kreuzigen, den Uebrigbleibenden aber aus den benachbarten Gegenden Weiber zuführen. Mehr wie alle Perſer ehrte er den Zopyrus, und verſicherte oft und feierlich: um ſolchen Preis habe er Babylon nie gewinnen mögen.

Nachdem ſo das Innere des Reiches beruhigt, nachdem es, auf die bereits erzählte Weiſe geordnet war, beſchloß Darius einen Feldzug gegen die Scythen[2], um ſie dafür zu beſtrafen, daß ſie ſich früher unterſtanden hätten, Aſien zu verheeren. Nur Artaban, des Königs Bruder, erinnerte warnend, jedoch vergeblich an die Armuth jenes Volks; es ergingen Befehle zu allgemeinem Aufbruch. Diobazes, ein Perſer, ängſtlich über den ungewiſſen Ausgang des Krieges, bat den König ihm einen von dreien Söhnen zurückzulaſſen, und erhielt die Antwort, ſie ſollten alle drei zurückbleiben. Dieſe Antwort war indeſſen nur ſcheinbar günſtig; denn dem Darius erſchien jeder Zweifel über den Erfolg des Unternehmens, und jedes Bemühen ſich den Gefahren zu entziehen, ſo frevelhaft, daß er befahl die drei Jünglinge hinzurichten. Nachdem nun das perſiſche Heer auf einer künſtlich errichteten Brücke über den Bosporus gegangen war, ergaben ſich die thraciſchen Völker freiwillig, und nur die Geten, welche an Unſterblichkeit glaubten, leiſteten einigen Widerſtand. Mit der Flotte waren unterdeſſen die Joner durch den Pontus zum Iſter voraus geſegelt, und hatten zwei Tagereiſen vom Ausfluſſe[3] bereits eine Brücke über dieſen Strom erbaut, als Darius und das Landheer anlangten. Schon befahl

1 516 Jahre vor Chriſtus.

2 514 Jahre vor Chriſtus.

3 Nach Rennel (58—74) zwiſchen Ismail und der Stelle wo der Pruth in die Donau fällt.

der König, daß dieſe Brücke wieder abgebrochen werde und die Joner ſich dem Heere zugeſellen ſollten, als ihn Koes, der Mytilener, bewegte ſie beſtehen zu laſſen und ihre Bewachung den Jonern auf ſechzig Tage anzuvertrauen.

Sobald die Scythen von der nahenden Gefahr Kunde erhalten hatten, ſuchten ſie Hülfe bei den benachbarten Völkern und bewieſen aus dem Schickſale der thraciſchen Stämme, daß bloße Eroberungsluſt die Perſer gegen Alle treibe, und der Vorwand, man wolle allein die Scythen wegen früherer Beleidigungen ſtrafen, keine Rückſicht verdiene. Ungeachtet dieſer richtigen Darſtellung verſprachen nur die Geloner, Budiner und Sauromaten Hülfe zu leiſten. Die Scythen welche keine feſten Wohnſitze hatten und nur von der Viehzucht lebten, beſchloſſen keine allgemeine Schlacht zu wagen. Sie theilten ſich vielmehr in zwei Theile, und zogen ſich nach zweien Richtungen klüglich zurück. Dem einen Theile folgten die Perſer, fanden aber das Gras auf dem Wege verbrannt, Brunnen und Quellen verſchüttet, und in einer Wüſte unfern vom Tanais[1] verloren ſie zuletzt alle Spuren ihrer Feinde. Endlich traf die Nachricht ein, daß dieſe ſich wiederum abendlich gewendet hätten, worauf die Perſer umkehrten, jetzt auf die zweite Abtheilung der Scythen ſtießen, und dieſer in das Land der Melanchlainer, Androphagen und Neurer folgten, welche ſich den Scythen abgeneigt bewieſen hatten.

Auf dieſen Zügen kam das perſiſche Fußvolk zwar nicht zum eigentlichen Kampfe, ward jedoch unaufhörlich beunruhigt; ihre Reiterei focht dagegen oft und ſtets unglücklich, und außerdem entſtand endlich Mangel an Lebensmitteln. Da ſandten die Scythen dem Könige eine Maus, einen Vogel, einen Froſch und fünf Pfeile, welches Darius als Zeichen der Unterwerfung, als ein Uebergeben von Erde und Waſſer auslegte, Gobrias aber dahin deutete: vermögt ihr Perſer nicht als Vögel die Lüfte zu durch-

[1] Siehe indeſſen Mannerts Erdbeſchreibung III, 23.

ſchneiden, oder als Mäuſe unter die Erde zu ſchlüpfen, oder als Fröſche in die Sümpfe zu ſpringen, ſo werdet ihr, von dieſen Pfeilen getroffen, umkommen. Und in der That, ſo hoch war die Noth und die Gefahr geſtiegen, daß man ſelbſt mit Zurücklaſſung aller Kranken, zum Iſter eilen mußte. Dennoch erreichten die Scythen dieſen Strom vor den Perſern, und riethen den Jonern die Brücke abzubrechen, weil die Zahl der Bewachungstage bereits verfloſſen ſey. Miltiades, der Athener (ein Sohn des vom Piſiſtratus vertriebenen Cimon, welcher ſeinem Oheime gleiches Namens in der Herrſchaft über einige im Cherſoneſos angelegte Pflanzſtädte gefolgt war) unterſtützte auf alle Weiſe dieſen Vorſchlag, damit Jonien frei werde und Hellas frei bleibe; aber Hiſtiäus, der Beherrſcher Milets widerſprach, wohl wiſſend daß die Joner nur durch perſiſchen Einfluß gehindert würden[1], ſich eine demokratiſche Verfaſſung zu geben. Seine Meinung behielt die Oberhand, und Darius, welchen die Scythen aufſuchten aber verfehlten, erreichte die Brücke, dann Thracien, endlich ſein Reich. Megabazus blieb indeſſen mit ſiebzigtauſend Mann in Europa zurück und unterwarf ſich nach hartem Kampfe zuerſt die Perinthier, dann die Seeküſte Thraciens; er führte auf Darius' Befehl die Päoner vom Strymon nach Aſien, und empfing Erde und Waſſer von Amyntas dem Könige von Macedonien. Otanes, der Nachfolger des Megabazus, ſetzte ſich unter mancherlei Vorwänden, mit Güte oder mit Gewalt, in den Beſitz von Byzanz, Chalcedon, Antandros, Lamponium, Lemnos und Imbros. Gleichzeitig eroberte Aryandes, der Statthalter Aegyptens, Barka; Darius ſelbſt bezwang die Völker am oberen Indus. Von da ab herrſchte er bis an die Wüſte Afrikas, und bis an die karpathiſchen Gebirge; alle Staaten ſchienen ſich zu einem Weltreiche aufzulöſen —: aber mit der Gefahr wuchs nicht die Furcht in Hellas, ſondern die Einſicht und der Muth.

1 Paus. Phocis c. 32.

Milet, die Mutter ſehr vieler Pflanzſtädte, ſtand damals in der höchſten Blüte; wozu einſt pariſche Schiedsrichter den Grund gelegt hatten, indem ſie diejenigen, deren Ländereien am trefflichſten angebaut erſchienen, zu Vorſtehern des gemeinen Weſens ernannten. Ariſtagoras befehligte in dieſer Stadt, nachdem ſein Schwiegervater Hiſtiäus, unter dem Vorwande deſſen Rath zu benutzen, von Darius aus den neu erhaltenen Beſitzungen am Strymon nach Suſa berufen, und unter genauere Aufſicht geſtellt war. Zu Ariſtagoras kamen Vertriebene aus Naxos und baten um Heimführung. Seine eigene Macht erſchien ihm dazu nicht hinlänglich; aber in der übereilten Hoffnung ſelbſt das Meiſte zu gewinnen, ſtellte er dem Bruder des Darius, dem Artaphernes, die Eroberung der Inſel Naxos und der übrigen Cycladen, als etwas ſo Wichtiges als Leichtes dar. Der König bewilligte hierauf ein Heer unter Megabates, welcher ſich aber wegen ſchimpflicher Behandlung eines Gaſtfreundes mit Ariſtagoras veruneinigte, und die, keine Gefahr ahndenden, Naxier benachrichtigte. Hierdurch mißlang die ganze Unternehmung, und Ariſtagoras war in höchſter Verlegenheit, wie er ſich vor Artaphernes rechtfertigen ſolle. In dieſem Augenblicke nun erſchien ein Bote des Hiſtiäus aus Suſa, der zur Empörung gegen die Perſer aufforderte; und da Ariſtagoras hoffte daß er ſein Vaterland befreien oder, ſelbſt bei unglücklichem Ausgange, Ruhm erwerben werde, ſo wagte er das Aeußerſte, fiel öffentlich von dem Könige ab und ließ nach Gefangennehmung der von Naxos zurückkehrenden ioniſchen Befehlshaber, in allen Städten, auch in Milet, die Volksherrſchaft einführen. Hiemit war aber die Macht der Ioner nicht ſo verſtärkt, daß ſie hoffen konnten den Perſern ohne anderweite Hülfe zu widerſtehen; deshalb eilte Ariſtagoras nach Sparta, und bewies dem Könige Kleomenes mit vielen Gründen die Nothwendigkeit des Aufſtandes, die Wahrſcheinlichkeit des Sieges und der Herrſchaft über Aſien. Weil er aber nicht verbergen konnte,

daß vom Meere bis Suſa drei Monate Weges wären, lehnte Kleomenes den Antrag ab. Als Flehender trat Ariſtagoras nochmals in die Wohnung des Königs und bot ihm große Geſchenke, da rief Gorgo, deſſen einzige achtjährige Tochter: „Vater, der Fremde beſticht dich, wenn du nicht fortgehſt!“ Ariſtagoras mußte hierauf Sparta verlaſſen und wandte ſich nach Athen.

Nach Vollendung ſeiner Geſetzgebung hatte Solon dieſe Stadt verlaſſen und zuerſt Aegypten, dann Cypern beſucht; wo der König dankbar eine Stadt nach ſeinem Namen benannte, weil er mit ſchnellem und richtigem Blicke ihre Verlegung aus einer ſehr ungünſtigen, nach einer vortheilhaften Gegend in Vorſchlag brachte.

Bei ſeiner Rückkunft nach Athen, fand er, ungeachtet der Beobachtung ſeiner Geſetze, dennoch drei Parteien. Lykurgus führte die eine, Megakles der Alkmäonide die zweite, Piſiſtratus die dritte des geringeren Volkes. Niemand hatte, ſelbſt nach Solons Ausſpruch, mehr Anlage zur Tugend als dieſer, und Eigenſchaften, welche ihm vielleicht von Natur noch fehlten, wußte er durch Herrſchaft des Willens zu erzeugen, oder nachzuahmen. Er war einnehmend, freundlich, hülfreich, ſelbſt gegen Feinde gemäßigt und billig denkend, Freund und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, Beobachter der Sitten und Geſetze: — nur wollte er überall bei dieſen Eigenſchaften auch der Erſte ſeyn. Unter dem Vorwande daß eine Wunde (die er ſich indeſſen ſelbſt beigebracht hatte[1]) augenfällig beweiſe, er ſey perſönlich nicht ſicher, forderte er vom Volke eine Leibwache. Solon ſagte ihm hierauf: „du ſpielſt ſchlecht die Rolle des Odyſſeus, denn jener zerfetzte ſich ſelbſt um die Feinde zu hintergehen, du aber um deine eigenen Mitbürger zu betrügen.“ Vergeblich; die Menge war auf des Piſiſtratus Seite, und die Reichen verhielten ſich ruhig. Da ſprach Solon: „ich bin weiſer als jene,

1 Diog. Laert. Solon.

die nicht merken worauf es abgeſehen iſt, und muthiger als dieſe, welche es zwar merken aber zu furchtſam ſind ſich der Alleinherrſchaft zu widerſetzen." Das Volk beſtätigte dem Piſiſtratus eine unbeſtimmte Anzahl Keulenträger als Leibwache, er bezog die Burg, die Akropolis; Megakles und die Alkmäoniden verließen aus Furcht die Stadt. Nochmals redete jedoch Solon öffentlich zum Volke: „wenn es leichter ſey eine entſtehende Tyrannei zu unterdrücken, ſo ſey es deſto rühmlicher und größer, eine befeſtigte auszurotten;" aber dieſe Worte fanden keinen Eingang, worauf er die Waffen vor ſeiner Thüre niederlegte und äußerte: „nun habe ich das Vaterland und die Geſetze nach allen Kräften vertheidigt!" Piſiſtratus zürnte ihm indeſſen hierüber keineswegs, ſondern bewarb ſich im Gegentheil um ſeine Freundſchaft und befolgte ſeine Geſetze und ſeinen Rath. Ungewiß iſt, ob Solon von jetzt an in Athen blieb, oder ob er nach Cypern zog und auf dieſer Inſel ſtarb; gewiß ging ſein milder menſchlicher Wunſch, nicht unbeweint von Freunden zu ſterben, in Erfüllung: — ein Wunſch, den wir nicht mit Cicero, dem ſtrengeren des Römers Ennius nachſetzen möchten, daß keine Thräne an unſerem Grabe vergoſſen werde[1].

Piſiſtratus herrſchte nunmehr, — wenn überhaupt ausſchließende Herrſchaft nicht der höchſte Vorwurf in Freiſtaaten wäre —, vortrefflich und tadellos in jeder Beziehung. Zweimal vertrieben ihn zwar ſeine Gegner, aber zweimal ſiegte er durch ſeine Geſchicklichkeit und hinterließ die Herrſchaft ſeinen Söhnen Hippias und Hipparch.

Dieſe folgten dem löblichen Beiſpiele ihres Vaters, hoben nur den zwanzigſten Pfennig von den Bürgern, ſorgten für die Verehrung der Götter, begünſtigten Kunſt und Wiſſenſchaft, befehligten geſchickt im Kriege, und thaten den Geſetzen keinen Eintrag: dennoch ſtürzte ſie end-

1 Diog. Laert. Solon. c. 15. Gellius VI, 17. Cic. Tusc. I, 49.

lich Leidenſchaft gegen Einzelne und Rache von Einzelnen. Weil Harmodius, ein Jüngling, um Ariſtogeitons willen Hipparchs Liebe verſchmähte, ſchloß dieſer deſſen Schweſter, als zu gering, vom Zuge der Korbträgerinnen am Feſte der Athene aus, und ward deshalb 514 Jahre vor Chriſtus von jenem, darüber hoch erzürnten, getödtet. Die Hoffnung, daß eine allgemeine Staatsumwälzung aus dieſem Morde hervorgehen werde, ſchlug jedoch in dieſem Augenblicke noch fehl: denn die Alkmäoniden und die übrigen Vertriebenen vermochten nicht ſich Athens zu bemächtigen, lacedämoniſche, auf Befehl der Pythia für die Freigeſinnten anrückende Mannſchaft, wurde mit Hülfe theſſaliſcher Reiter geſchlagen, und Hippias herrſchte ſtrenger als vorher. Hierauf nahte Kleomenes mit einem zweiten Heere und ſchloß anfangs die Piſiſtratiden in der pelasgiſchen Burg ein; bald nachher trat er aber ſo übereilt den Rückzug an, daß das ganze Unternehmen keinen Erfolg gehabt hätte, wenn nicht die Kinder jener, bei einer unvorſichtigen Reiſe auf das Land, den Vertriebenen in die Hände gefallen wären. Um der Freiheit dieſer Kinder willen, entſagten die Piſiſtratiden 510 Jahre vor Chriſtus[1], einundfunfzig Jahre nach der erſten Erhebung ihres Vaters, der Herrſchaft über Athen, und begaben ſich nach Sigeum am Skamander, welches Piſiſtratus von den Mytilenern erobert hatte.

In Athen ſtellte ſich jetzt, auf natürliche Weiſe, die Partei der Vornehmen unter Iſagoras, der Partei des Volks unter Kliſthenes dem Alkmäoniden, dem Sohne des Megakles entgegen. Kleomenes, welcher hierauf dem Rathe des Erſten gemäß, aber vergeblich, Vertreibung der Alkmäoniden verlangte weil ſie durch eine alte Blutſchuld befleckt wären, rückte mit einem Heere nach Athen, vertrieb 700 Familien und wollte eben auch den Rath auf-

1 509 Jahre vor Chriſtus fällt die Vertreibung der Könige aus Rom.

löſen, als die übrigen mißvergnügten Athener zu den Waffen griffen, ihn in der Burg belagerten, zum Abzuge zwangen und jene 700 Familien wieder zurückriefen. Während dieſer Bedrängniß ſchickten die Athener Geſandte ſogar nach Sardes, um mit den Perſern ein Bündniß zu ſchließen; jene wurden aber bei ihrer Rückkunft hart angeklagt, weil ſie den Artaphernes, — der übrigens Athen nicht kannte —, Erde und Waſſer auf ſein Verlangen überreicht hatten.

Kleomenes, erzürnt daß die Athener nach dem Mißlingen jener Unternehmung ſeiner Worte und Thaten ſpotteten, zog verbündet mit den Böotern, Chalcidäern und Korinthern, 506 Jahre vor Chriſtus, zwei Jahre vor der Ankunft des Ariſtagoras in Sparta, nochmals nach Attika und traf bei Eleuſis auf die Feinde. Weil aber nicht allein die Korinther dem Kampfe entſagten, ſondern auch Demaratus, der zweite lacedämoniſche König, mit einem Theile des Heeres umkehrte, ſo mußte auch Kleomenes wieder abziehen, ohne etwas auszurichten. Von dieſer Zeit an hob ſich, nach manchen weiter unten zu erzählenden Veränderungen der Verfaſſung, die Macht der Athener: ſie beſiegten die Böoter, die Chalcidäer und die mächtigen, lange von ihnen gehaßten Aegineten. Da ſammelten die Lacedämonier aus Furcht vor Athen ihre Bundesgenoſſen, beriefen Hippias und erklärten: ſie hätten mit Unrecht zur Vertreibung der Piſiſtratiden beigetragen, und wären jetzt bereit ſie wieder einzuſetzen, und Athen, die undankbare, allen Nachbaren gefährliche Stadt, zu beſtrafen. Dem größten Theile der Bundesgenoſſen mißfiel zwar dieſer Antrag, aber ſie ſchwiegen furchtſam, bis Soſikles der Korinther, das Wort nahm und ſprach: Wahrlich, der Himmel muß ſich unter der Erde wölben und die Erde über dem Himmel ſchweben, die Menſchen müſſen ihre Nahrung in den Meeren ſuchen und die Fiſche dort, wo ehemals die Menſchen, wenn Ihr, Ihr Lacedämonier Euch rüſtet, die Gleichheit der Rechte in den Staaten aufzuheben, um

die Tyrannei dort einzuführen; da doch nichts Ungerechte-res und Grauſameres unter den Menſchen beſtehen kann, als eine ſolche Verfaſſung! Erſchiene es Euch wirklich vortheilhafter für die Städte, daß ſie durch Tyrannen beherrſcht würden, ſo möchtet Ihr Euch zuerſt einen gegeben haben und demnächſt den Uebrigen zu geben ſuchen; nun aber, da Ihr die Tyrannei nie gekoſtet habt, da Ihr ängſtlich Sorge traget daß ſie in Sparta nicht entſtehe, ſo wäre es unweiſe und ungerecht, andere Hellenen ſolchem Unglücke preiszugeben.

Auf dieſe Rede ſtimmten alle dahin überein: daß man die Staatsverfaſſung keiner helleniſchen Stadt umſtoßen dürfe, daß man Athen erhalten müſſe; Hippias allein zürnte und weiſſagte den Korinthern Unglück von ihrem Rathe, dann ging er nach Aſien und wirkte bei Artaphernes den Befehl aus: daß Athen die Piſiſtratiden wieder aufnehme. Als man ſich aber daran nicht kehrte, eilte Hippias weiter nach Suſa, und bemühte ſich von Darius nachdrücklicheren Beiſtand zu erlangen. Um dieſe Zeit begann die Empörung Joniens, um dieſe Zeit kam Ariſtagoras Hülfe ſuchend nach Athen.

Leichter als in Sparta ward es ihm, ſeinen Darſtellungen hier vor der Volksverſammlung Eingang zu verſchaffen; die Stimmung war ohnedies gegen Perſien, und helleniſche Pflanzorte nicht unterſtützen, hieß Verrath. Kühn beſchloß man alſo, zwanzig bemannte Schiffe nach Aſien zur Hülfe zu ſenden, und aus dieſem Beſchluſſe entſprangen auf zwei Jahrhunderte hinaus die größten Begebenheiten. Die Athener und Joner zogen, nachdem Ariſtagoras auch die vom Strymon nach Phrygien verſetzten Päoner zum Abfall bewegt hatte, gen Sardes, nahmen und verbrannten dieſe Stadt, 500 Jahre vor Chriſtus, wurden aber bald darauf von den Perſern bis Epheſus zurückgedrängt und geſchlagen. Ungeachtet aller Vorſtellungen verließen hierauf die Athener das Heer, wogegen die Joner, denen kein Rückweg offen blieb, zum Hellespont ſegelten

und Byzanz nebſt den benachbarten Städten einnahmen; auch der größte Theil von Karien, auch Cypern, nur mit Ausnahme von Amathunt, trat auf ihre Seite.

Als Darius dieſe Nachrichten hörte, hielt er die Beſtrafung der aſiatiſchen Bewohner für leicht und unwichtig, die Beſtrafung der Athener aber für ſehr wichtig; weshalb er bat, daß Gott ihm den Sieg über dieſe verleihe, und einem Diener auftrug, bei jeder Mahlzeit ihm dreimal zuzurufen: Herr, gedenke der Athener! Um dieſe Plane der Rache vorzubereiten, ſandte der König zunächſt den Hiſtiäus, welcher jeden wider ihn gefaßten Argwohn glücklich beſeitigt hatte, nach dem vordern Aſien, damit er die Ruhe in den griechiſchen Städten herſtelle; aber gleichzeitig war Artybius bereits mit einem Heere und einer ioniſchen Hülfsflotte, gegen die Perſer nach Cypern geſegelt. Die Phönicier wurden hier zur See von den Ionern beſiegt; in der Landſchlacht kamen dagegen ſowol Artybius als auch Oneſilos, der Urheber des Abfalls, ums Leben, und der Sieg wandte ſich auf die Seite der Perſer, weil viele Cyprier zu ihnen übergingen. Nach dieſem Unglücke war die ioniſche Flotte außer Stande, etwas Erhebliches zu unternehmen, und mußte um ſo mehr nach ihrer Heimat eilen, da die Perſer zwar in Karien nur mit abwechſelndem Glücke fochten, aber Kumä, Klazomenä, mehrere äoliſche und ioniſche und auch die am Propontis und Hellespont belegenen Städte, in ihre Gewalt brachten.

Ariſtagoras, früher kühn bis zur Uebereilung, verlor nach dieſen Ereigniſſen den Muth, übergab die erſte Würde in Milet dem Pythagoras, einem angeſehenen Bürger, und führte Anſiedler nach Mircinus im Edonerlande: — aber die Thracier erſchlugen ihn mit den Seinen. Auch den Hoffnungen des Hiſtiäus entſprach der Erfolg nicht, denn als er in Sardes dem Artaphernes große und heilſame Dienſte verſprach, antwortete der Perſer beſſer unterrichtet: ſieh, Hiſtiäus, die Sache iſt dieſe, du haſt die Sohle genäht, und Ariſtagoras hat ſie untergebunden. Hiedurch

erſchreckt, floh Hiſtiäus über Chios nach Milet, aber die Bewohner, der neuen Freiheit froh, nahmen ihn nicht auf; und nun ſegelte er, weil auch ſein Verrath am Könige durch aufgefangene Briefe völlig entdeckt ward, mit lesbiſchen Schiffen gen Byzanz, um alle feindlichen Schiffe wegzunehmen die aus dem Pontus kämen.

Zur völligen Unterdrückung des ioniſchen Aufſtandes war jetzt nur noch nöthig, das herrliche, hochblühende Milet zu erobern. Vor dieſer Stadt ſammelte ſich deshalb die ganze Land- und Seemacht der Perſer. Die Joner beſchloſſen, ihnen kein Landheer, ſondern nur eine Flotte entgegenzuſtellen; und ſo ſehr achtete man ihren Muth und ihre Geſchicklichkeit, daß 600 perſiſche und phöniciſche Schiffe, nicht wagten mit 353 ioniſchen zu kämpfen. Alle Verſuche, durch heimliche Botſchaften und durch Vermittelung einiger zum perſiſchen Heere entflohenen Befehlshaber helleniſcher Städte, Zwietracht unter den Verbündeten zu erzeugen, mißlangen nicht allein, ſondern befeuerten auch die Hellenen ſich unter Anführung des heldenmüthigen Phocäers Dionyſius mit höchſter Anſtrengung in Allem zu üben, was der Seedienſt erheiſchte. Allmälig aber wurden Manche der Mühſeligkeiten überdrüßig, Anderen ſchien es anſtößig daß ein ohnmächtiger Phocäer, der nur drei Schiffe führte, Allen gebieten wolle; und ſo lagerten ſie ſich, läſſiger werdend und aller Gefahren vergeſſend, aufs feſte Land. Deshalb ahneten die Samier einen böſen Ausgang, und verſprachen gegen Erhaltung ihrer Tempel und Häuſer, zu den Perſern überzutreten. Als es nun bei der Inſel Lade unfern Milet zur Schlacht kam, flohen die Samier mit Ausnahme von eilf nachmals hochverehrten Schiffsführern, und die Chier erlagen nach heldenmüthigem Widerſtande endlich der Uebermacht. Sie ließen ihre Schiffe bei Mycale ſtranden und nahten, Rettung ſuchend, Epheſus in einer Nacht, wo die Weiber die Thesmophorien feierten. Getäuſcht hielten die Epheſer jene für feindliche Räuber, zogen ihnen entgegen und erſchlugen

unwiſſend ihre eigenen Verbündeten. Dionyſius der Phocäer ſegelte, aller Hoffnungen beraubt, zuerſt nach Phönicien und machte große Beute, dann wandte er ſich nach Sicilien, ſein Leben lang die Karthager und alle Feinde der Hellenen befehdend.

Nunmehr eroberten die Perſer Milet durch Sturm, im ſechſten Jahre nach dem Anfange der Empörung, 494 vor Chriſtus; der größte Theil der Bewohner ward nach Ampen an den Ausfluß des Tigris verſetzt, der Ueberreſt ſegelte mit denjenigen Samiern, welche die neue Tyrannei fürchteten, nach Sicilien und eroberte Zankle, während die Bewohner dieſer Stadt eine andere belagerten.

Als Hiſtiäus bei Byzanz von dieſen Unfällen Nachricht erhielt, ſchiffte er mit den Lesbiern nach Chios, nahm es mit Gewalt in Beſitz und wandte ſich dann gen Thaſos; aber die perſiſche Flotte verfolgte ihn, und er mußte ſeine Mannſchaft bei Malene im atarniſchen Gebiete ausſchiffen, um Lebensmittel einzunehmen. Hier ſiegten die Perſer nach hartem Widerſtande über die Hellenen und Hiſtiäus ließ ſich, von Darius Verzeihung hoffend, lebendig gefangen nehmen. Artaphernes aber und Harpagus, ſeine Thaten verabſcheuend und ſeinen Einfluß fürchtend, befahlen ihn ans Kreuz zu ſchlagen, und ſandten ſein Haupt dem Könige, welcher jedoch der früheren großen Dienſte des Hiſtiäus eingedenk, die That mißbilligte.

Karien mußte ſich jetzt unterwerfen, Tenedos, Chios, Lesbos und die Städte an der europäiſchen Seite des Hellesponts fielen in die Hände der Perſer, die joniſchen Städte und Tempel wurden verbrannt, die ſchönſten Mädchen zum Könige geführt, und die ſchönſten Knaben verſtümmelt. Mehr als je ſchien die perſiſche Herrſchaft befeſtigt, vollſtändig die Strafe der Empörer; nur an den Athenern mußte der große König noch Rache nehmen.

Zu dem Zwecke übergab er ſeinem Neffen[1] Mardonius ein Landheer und eine Flotte, und dieſer führte, von ſol-

1 Herod. VII, 5.

cher mehr als zureichenden Macht unterſtützt, zunächſt die Volksherrſchaft in allen ioniſchen Städten ein, — weil es den Perſern am bequemſten erſchien, wenn alle vor dem Könige gleich wären —, eroberte dann das durch ſeine Goldbergwerke berühmte Thaſos, und bezwang ſelbſt Macedonien. Nachdem ihm aber der Sturm einen Theil ſeiner Flotte am Athos zerſtört hatte, griffen die Bryger, ein thraciſches Volk, ermuthigt ſein Heer an, und wurden zwar ungeachtet anfänglicher Siege unterjocht, ſchwächten indeſſen durch ihren hartnäckigen Widerſtand die Macht des Mardonius ſo ſehr, daß er ſeinen Zug gen Hellas nicht fortſetzen konnte, ſondern nach Aſien zurückkehren mußte. Dennoch beharrte Darius auf ſeinem Sinn: er forderte durch Geſandte Erde und Waſſer von den Hellenen, und viele, beſonders Inſelbewohner, ſelbſt die Agineten gehorchten. Deshalb wurden dieſe von den Athenern in Sparta des Verraths angeklagt, und Kleomenes wollte ſchon die Urheber jener feigen That ergreifen laſſen, als ihn der Muth der Bewohner, vorzüglich aber die Uneinigkeit mit Demaratus, dem zweiten ſpartaniſchen Könige, daran hinderte.

Dieſen ſtürzte er auf folgende Weiſe: Ariſton, des Demaratus Vater, welcher von zweien Frauen keine Kinder hatte, kam mit ſeinem Freunde Agetos dahin überein, daß jeder aus des anderen Habe ſich das auswählen möge, was ihm am beſten gefalle; hierauf wählte er deſſen Weib. Als ihm aber ſpäter in die Verſammlung der Ephoren die Nachricht gebracht ward, dieſes Weib habe einen Sohn geboren, ſchwor er nachrechnend, er könne nicht von ihm gezeugt ſeyn. Reuiges Sinnes erkannte er den Demaratus zwar ſpäter für ächt an, und dieſer ward ohne Widerſpruch König; aber Leotychides klagte ihn, von Kleomenes befeuert und auf jene frühere Aeußerung ſich ſtützend, jetzt als untergeſchoben an, und die beſtochene Pythia ſprach für ſeine Abſetzung. Mit der neubegonnenen Herrſchaft unbegnügt, beleidigte Leotychides den

Demaratus auch nach ſeinem Falle noch fernerweit ſo empfindlich, daß er zu Darius floh und von dieſem hoch geehrt und reichlich beſchenkt ward.

Beide ſpartaniſche Könige zogen jetzt einiges Sinnes nach Aegina[1], und die Einwohner, welche ſo großer Macht nicht zu widerſtehen wagten, ſandten ihre angeſehenſten Mitbürger als Unterpfand ihrer ächt helleniſchen Geſinnung nach Athen. Aber weder Leotychides noch der gewaltſame Kleomenes genoſſen lange ihres Glücks; denn als des letzten Ränke gegen Demaratus kund wurden, mußte er nach Theſſalien entfliehen. Dadurch daß er von hier aus ſeinem Vaterlande an den Arkadern Feinde erweckte, ertrotzte er zwar die Zurückberufung, verfiel aber bald darauf in Raſerei; ſey es, weil er übermäßig unvermiſchten Wein trank, oder weil er Tempel entheiligte und die Pythia beſtach, oder aus blos natürlichen Urſachen. In dieſer Raſerei tödtete er ſich ſpäter ſelbſt durch mehrere Verwundungen: und auch Leotychides, der ſich in Theſſalien beſtechen ließ, ward verbannt und ſtarb in Tegea.

Unterdeſſen nahte von Perſien her den Hellenen eine neue Gefahr, größer als die erſte. Datis und Artaphernes, an Mardonius Stelle zu Feldherrn beſtellt, ſegelten mit der, ein ſtarkes Heer tragenden Flotte durch das ikariſche Meer und eroberten Naxos und die übrigen Cykladen; nur Delos ward des Apollon halber verſchont. Bei der Landung auf Euböa fiel ihnen zuerſt Karyſtus in die Hände, dann nach ſiebentägiger Vertheidigung, durch Verrath auch Eretria[2]. Dem Vorſchlage des Hippias folgend, ſetzten ſie ihr Heer jetzt nach Marathon über, und Niemand bezweifelte den Fall Athens. Vor dem Neumonde, erklärten die um Hülfe angeſprochenen Spartaner, dürften ſie alten Geſetzen gemäß nicht ausziehen, und ſo geſellten ſich nur die ſeit alter Zeit getreuen Bun-

1 Pausan. Lacon. c. 4.

2 cf. Plat. de legib. III, 698.

Digitized by Google

desgenoſſen, die Platäer, mit ihrer ganzen Macht zu den Athenern.

Zehn Feldherrn hatten dieſe erwählt, unter ihnen den Miltiades, welcher nach der Rückkehr des Darius vom ſcythiſchen Zuge, die Perſer fürchtend, aus dem Cherſoneſos in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war. Einigen von jenen Feldherrn ſchien es thöricht, gegen eine ſo große Uebermacht zu kämpfen, aber die entgegengeſetzte Meinung des Miltiades gewann durch Beiſtimmung des Polemarchen Kallimachos die Oberhand; es kam zur Schlacht. Obgleich der unebene Boden und die zahlreichen Bäume den Gebrauch der Reiterei behinderten, ſo vertrauten die Perſer doch ihrer Ueberzahl und wollten die Ankunft eines bedeutenden lakoniſchen Heeres nicht abwarten. Von der Rechten zur Linken ſtanden dicht an einander gereiht die atheniſchen Stämme, dann folgten die Platäer. Die Ausdehnung der Linie war der mediſchen zwar gleich, die Mitte aber ſehr ſchwach und nur auf den Flügeln größere Macht. Als nun die Hellenen in ſo geringer Zahl, ohne Reiterei, ohne Bogengeſchoß, in vollem Lauf die Feinde anfielen, hielten dieſe ſie für unabwendbar verloren, und wirklich brachten die Perſer und Saker das Mitteltreffen zum Weichen; dagegen ſiegten die Hellenen auf den Flügeln, und anſtatt unnützer Verfolgung zu gedenken, wandten ſie ſich von beiden Seiten ſchnell gegen die Mitte, ſchloſſen die ſiegenden Perſer ein, und zwangen ſie unter großem Gemetzel zur Flucht. Vergeblich wollten dieſe, nachdem ſie ſich eingeſchifft, das Vorgebirge Sunium ſchnell umſegeln und vor den Athenern die Stadt erreichen und überfallen; denn auch hier wurden ſie geſchlagen und kehrten nunmehr ohne weiteren Aufenthalt nach Aſien zurück. Die geringe Ausbeute dieſes zweiten großen Zuges der Perſer waren wenige Gefangene aus Eretria, welche ſie nach Arderikka in Kiſſien verſetzten; für Hellas dagegen und für die Welt, erſcheint dieſe Schlacht bei Marathon —

gefochten 490 Jahre vor Chriſtus —[1] von entſcheidender Wichtigkeit: denn ohne dieſen Sieg hätte der Heldenmuth noch weit größeren Gefahren zu widerſtehen, nie unaustilglich in den Hellenen Wurzel geſchlagen; und ohne Hellas, was wäre die Welt!

1 494 vor Chriſtus erſte Ernennung der Volkstribunen in Rom.

Sechszehnte Vorleſung.

Der große perſiſche Krieg.

Drei Jahre lang rüſtete Darius von Neuem gegen Hellas; da empörten ſich die Aegypter, und es entſtand Zwiſt in ſeiner Familie. Artobarzanes, ſein Sohn von der Tochter des Gobryas, machte als Erſtgeborner Anſprüche auf die Nachfolge; welcher Anſicht aber Xerxes widerſprach, weil er ein Enkel des Cyrus, und erſt nach dem Regierungsantritte ſeines Vaters geboren ſey. Durch den Beiſtand ſeiner Mutter, der Atoſſa, die faſt allgewaltig herrſchte, und durch die Erzählungen des Demaratus daß in Sparta eine gleiche Sitte befolgt werde, ſiegte Xerxes über Artobarzanes.

Bald nachher, im ſechsunddreißigſten Jahre ſeiner Regierung, 485 Jahre vor Chriſtus, ſtarb Darius, und zwei Jahre nach ſeinem Tode wurden zwar die Aegypter bezwungen; aber noch immer hatte Xerxes, von Natur nicht eroberungsſüchtig und durch Erfahrungen geſchreckt, keine Neigung, Hellas mit Krieg zu überziehen. Allein die Rathſchläge des Mardonius, welcher viel von der Leichtigkeit und Trefflichkeit der Eroberung ſprach und ſie als pflichtmäßige Rache darſtellte, um einſt ſelbſt dort zu herrſchen; die falſchen Wahrſagungen des Onomakritus (der Ungünſtiges in den alten Orakeln verſchwieg), die Anſpor-

nungen der Piſiſtratiden, die Bitten der thraciſchen Aleuaden u. ſ. w., brachten den König dahin, daß er ſich in einer öffentlichen Verſammlung der vornehmſten Perſer für den Krieg erklärte. Mardonius zeigte die rechtliche Nothwendigkeit und pries die Weisheit des Entſchluſſes, und Alle ſchwiegen beſorgt eine geraume Zeit; da wagte es endlich Artaban, des Xerxes Oheim, gegen den Plan zu ſprechen. Er erinnerte an den ſcythiſchen Krieg, an die Gefahren des Zuges, die Tapferkeit der Hellenen, den geringen Gewinn bei der Möglichkeit großen Verluſtes, er weiſſagte dem Mardonius einen ſchmälichen Untergang, und warnte: „man ſolle die Götter nicht reizen, welche das Größte und Gewaltigſte, zur Strafe jedes Uebermuths am erſten und liebſten vernichteten.“ Anfangs tadelte Xerxes in heftigem Zorne ſeines Oheims Rede, bei ruhigerem Nachdenken aber ſchienen ihm die aufgeſtellten Gründe überwiegend, und er widerrief zu allgemeiner Freude der Perſer den Befehl zur Rüſtung. Da trat in zwei aufeinander folgenden Nächten eine Erſcheinung zu ihm, und ermahnte drohend zum Kriege: ſie zeigte ſich zum dritten Male auch dem ungläubigen Artaban, welcher auf Xerxes Geheiß ſein Lager eingenommen hatte, und ſchreckte ihn durch ihre Worte nicht minder als den König.

Zum zweiten Male ward hierauf der Krieg beſchloſſen, und die, vier Jahre lang ununterbrochen fortgeſetzten Vorbereitungen zur Sammlung und Uebung der Mannſchaft, zur Herbeiſchaffung der Kriegs- und Lebensbedürfniſſe, zur Bildung der Flotte, übertrafen Alles, was man bis dahin geſehen hatte. Im Angedenken an das Unglück, welches dem Mardonius beim Umſegeln des Athos widerfahren war, ließ der König dieſen Berg durchgraben, damit man den Sturmwinden an der gefährlichen Landſpitze nicht mehr ausgeſetzt ſey; er ließ Behufs eines ſicheren Uebergangs, Europa und Aſien am Hellespont durch eine Brücke vereinen. Als ein Sturmwind dieſen Bau zerſtörte, befahl Xerxes vor dem Beginnen des zweiten, ein

paar Fußketten in die Tiefe zu ſenken [1] und den Hellespont mit 300 Peitſchenhieben unter folgenden Worten zu ſtrafen: „Bitteres Waſſer, dieſe Strafe legt dir dein Gebieter auf, weil du ihn ohne Urſach beleidiget haſt. Ueber deinen Rücken wird er hinziehen, mit oder wider deinen Willen; kein Sterblicher wird dir Opfer bringen, da du ein treuloſer und ſalziger Strom biſt.“

Pythius, der reichſte Lyder, bewirthete den König mit ſeinem Heere, und bot ihm ungemein große Geſchenke; aber Xerxes nahm dieſe nicht an, ſondern ernannte ihn zu ſeinem Gaſtfreunde, ließ ihm 7000 Dariken auszahlen welche ihm an 400 Myriaden noch fehlten, und verſprach ihm die Gewährung einer noch unausgeſprochenen Bitte. Als nun aber Pythius hierauf vertrauensvoll bat ihm von fünf Söhnen einen zurückzulaſſen, ſo gerieth der König (wie früher Darius über Diobazes) in den höchſten Zorn: „wie könne ſein Sklave furchtſam ſich dem entziehen wollen, was er ſelbſt mit Brüdern und Kindern zu unternehmen nicht ſcheue.“ Ein Sohn des Lyders ward zur abſchreckenden Strafe entzweigeſägt, und das Heer zog zwiſchen beiden Hälften hindurch!

Bei Ilium opferte Xerxes der Athene tauſend Rinder, bei Abydos überſchaute er von einem Hügel ſeine Land- und Seemacht. Der ganze Hellespont, alle Küſten waren, ſo weit das Auge trug, davon bedeckt; man feierte heitere Waffenſpiele und Alle überließen ſich der freudigſten Hoffnung. Auch Xerxes pries jetzt laut ſein Glück und ſeine Macht, vergoß aber bald darauf Thränen. Da fragte ihn Artaban nach der Urſache eines ſo plötzlichen Wechſels, und der König antwortete: „Mich überwältigte der Jammer, indem ich über die Kürze des menſchlichen Lebens nachdachte: von allen dieſen Tauſenden wird nach einem Jahrhunderte kein Einziger mehr übrig ſeyn!“ — Dennoch, entgegnete Artaban, müſſen wir während unſeres kurzen

1 Geläugnet bei Diog. Laert. Prooem. 6.

Lebens Manches erdulden, was uns ſchrecklicher erſcheint als der Tod, und keiner iſt wol unter dieſem Heere, ja unter allen übrigen Sterblichen, der nicht ſchon manchmal gewünſcht hat, lieber zu ſterben, als länger zu leben! — Artaban erinnerte ferner: „Erde und Waſſer wären dem Könige feindlich, denn die Entfernung ſey zu groß und es mangele an geräumigen Häfen und genügenden Lebensmitteln. Die Joner würden nicht treu wider ihre Landsleute fechten, und überhaupt erſcheine die Größe des Heeres gewiß mehr hinderlich, als fördernd.“ Aber der König antwortete: „Nur durch große Gefahren vermag man große Vortheile zu erringen, nur dadurch iſt Perſien ſo mächtig geworden. Niemand kennet die Zukunft, aber alle diejenigen welche kühn das feſt Beſchloſſene ausführten, hat das Glück ſtets begünſtigt; nimmer dagegen die Bedenklichen und Saumſeligen.“

Nach einem feierlichen Opfer zog das Heer über die neue Brücke aus Aſien nach Europa. Bei der großen Heerſchau in der Ebene von Doriskus, fanden ſich Perſer, Meder, Kiſſier, Hyrkaner, Aſſyrier, Chaldäer, Baktrier, Saker, Inder, Arier, Parther, Chorasmier, Sogder, Gandarier, Dadiker, Kaspier, Saranger, Paktyer, Utier, Myker, Parikanier, Araber, afrikaniſche und aſiatiſche Aethiopen, Libyer, Paphlagonier, Lygier, Matiener, Mariandyner, Syrer oder Kappadoker, Phryger, Armenier, Lyder, Myſer, Thraker, Laſonier, Milyer, Moſcher, Tibarener, Makroner, Moſynöker, Marer, Kolcher, Alarodier, Saspeiren. Auf der Flotte waren: Phönicier, Aegypter, Cyprier, Cilicier, Pamphyler, Lycier, Dorer, Karer, Joner, Aeoler und die Anwohner des Hellespont. Ohne die europäiſche Hülfsmannſchaft, ohne die Knechte und die übrige Dienerſchaft, betrug (nach Herodots Berechnung) die aus Aſien herbeigeführte Land- und Seemacht 2,317,610 Menſchen; und durch Hinzufügung der Europäer und der Dienerſchaft erhöht er dieſe Summe auf das Doppelte[1]. Wie

1 Diod. XI, 3 hat geringere Zahlen, als Herodot.

viel man nun auch von dieſen auf perſiſche Urkunden gegründeten, ohne Zweifel höchſt übertriebenen Zahlen abziehen muß, immer ſteht das Zeugniß für eine ungeheuer große Macht hinreichend feſt; und Niemand war, wie Herodot ausdrücklich hinzufügt, ſeiner Größe und Schönheit halber, würdiger über Alle zu herrſchen, als Xerxes! Nur die Heere des erſten Kreuzzuges laſſen ſich mit denen des Perſers vergleichen; und wenn jene nicht ganz ſo mannigfaltig und zahlreich erſcheinen, ſo ſind ſie jedoch dadurch merkwürdiger, daß eine Idee, ein freier Entſchluß die Völker belebte, kein Befehl ſie zu dem Unternehmen zwang.

Viele Griechen wurden bei der Annäherung der ungeheuern perſiſchen Uebermacht ſo geſchreckt, daß ſie ſich unterwarfen, nämlich: die Theſſaler, Doloper, Aeniäer, Perrhäber, Lokrer, Magneter, Melier, die Phthiotiſchen Achäer, die Thebaner und die andern Böoter; nur Platää und Thespiä ausgenommen. Die Argiver weigerten ſich gegen die Perſer zu fechten, entweder weil ſie von dieſen gewonnen waren, oder aus Haß gegen die Spartaner, oder weil dieſe ihnen einen Antheil am Oberbefehle abſchlugen. Gelon in Syrakus gab keine Hülfe, weil man ihm ebenfalls den Oberbefehl weder zu Waſſer noch zu Lande zugeſtand; vor Allem aber weil er einen gefährlichen Anfall der, wahrſcheinlich mit Xerxes verbündeten, Karthager befürchten mußte[1]. Die Korcyräer verſprachen zwar Unterſtützung, warteten indeß bei dem Vorgebirge Tänaros den Ausgang ab; die Kreter endlich, wurden durch ein Orakel von der Verbindung zurückgehalten. So blieben Athen und Sparta faſt vereinzelt übrig, deren Unterwerfung Xerxes jetzo nicht einmal verlangte, weil er ihre Beſtrafung beſchloſſen hatte: denn ſeine früheren, Erde und Waſſer als Zeichen der Abhängigkeit fordernden Geſandten, waren von ihnen mit grauſamem Spott in naſſe Gruben geworfen worden. Zwar hatten ſich die Lacedämonier Sperchis

1 Diod. XI, 1.

und Bulis hierauf in Suſa geſtellt, damit der König wegen der Verletzung des Völkerrechts an ihnen Rache nehme; aber dieſer verſchmähte ſolchen Ausweg, allgemeinen Untergang bezweckend und bereitend. „Wenn doch Miltiades der Sieger bei Marathon noch lebte", ſo klagten jetzt manche Athener, die vielleicht an den ſtrengen, undankbaren, ſein Leben verkürzenden Beſchlüſſen Theil genommen hatten. Weil ihm nämlich eine Unternehmung gegen Paros mißglückte, verurtheilte man ihn zu einer Geldbuße von funfzig Talenten; und, da er dieſe zu bezahlen außer Stande war, ward er verhaftet und ſtarb, den meiſten Berichten zufolge, im Gefängniß an der Entzündung ſeiner Wunden [1].

In ſolchem Andrange ungeheurer Gefahr, verzagten dennoch die Athener und Lacedämonier nicht; ſie und drei Männer retteten Griechenland: Leonidas, Ariſtides und Themiſtokles. Der erſte, des Kleomenes Bruder, ein Spartaner im höchſten Sinne des Worts, Ariſtides der Ausüber jeder erhaltenden Tugend, Themiſtokles, an Kraft und Geiſt Allen überlegen. Neokles des letzten Vater, gehörte nicht zu den angeſeheneren Bürgern, ſeine Mutter war ſogar aus Karien oder Thracien, und er ſelbſt alſo kein vollbürtiger Athener. Das Gymnaſium für ſolche Halbbürger im Kynoſarges, hatte man dem Herkules (als dem Sohne eines Gottes und einer Sterblichen) geheiligt: Themiſtokles bewog aber die Vollbürtigen, ihn dorthin zu begleiten, und dadurch den zurückſetzenden Unterſchied aufzuheben. Schon als Knabe wollte er dem Piſiſtratos nicht ausweichen, denn der Weg ſei für beide breit genug. In der Schule zeigte er zwar große Anlagen [2], durchdringenden Verſtand und ein bewundernswerthes Gedächtniß; war aber nachläſſig in den ſchönen Wiſſenſchaften, und verſchmähte alle blos ergötzlichen Uebungen. Dagegen fertigte er, ſelbſt

1 cf. Plat. Gorgias II, I, 151 ed Bekk.

2 Thucyd. I, 138. Cic. Acad. II, 1. de Finib. II, 32. Brutus 7.

in den Freiſtunden, Anklage= und Vertheidigungsreden, und erſchien unermüdlich in Allem was auf einen großen Wirkungskreis und auf öffentliche Thätigkeit Bezug hatte. Deshalb ſprach ſein Lehrer weiſſagend: „Aus dir wird nichts Geringes, ſondern etwas ſehr Gutes, oder etwas ſehr Böſes.“ Man tadelte das Feuer, die Ungezähmtheit ſeiner Jugend; er aber entgegnete: „die wildeſten Füllen werden, gut behandelt, die beſten Pferde.“ Als die Wohlgezogenern, Zierlicheren ſeiner ſpotteten, ſprach er: „Zwar verſtehe ich keine Leyer zu ſtimmen und zu ſpielen, aber ich verſtehe eine kleine, unberühmte Stadt groß und geehrt zu machen.“ Das Siegeszeichen des Miltiades[1], ſo klagte er, laſſe ihn nicht ſchlafen! Um die Zeit wo Alle den Krieg mit Perſien für beendet hielten, ſah allein Themiſtokles in den frühern Feldzügen nur das Vorſpiel größerer Ereigniſſe. Nie fand ſich in einem Manne ſolche Vorausſicht, ſolche Anlage zum Lenken und Gewinnen der Gemüther und zu ſchlauem Unterhandeln, neben der Kühnheit und Geſchicklichkeit des größten Feldherrn. Niemand vermochte gleich ihm in den verwickeltſten Lagen ſo ſchnell das Rechte zu ergreifen und auszuführen; er war die Seele aller Anſtrengungen gegen Perſis, und bewies, welche innere Stärke ein kleiner aufrichtiger Bund hat, wenn ein großer Mann an ſeiner Spitze ſteht. Beſtimmt hatte Themiſtokles erkannt, daß Athen nur als Seemacht groß werden könne, und benutzte deshalb den alten Haß der Bürger gegen Aegina, daß ſie jeder Vertheilung des Ertrags von den lauriotiſchen Bergwerken entſagten, und ſtatt deſſen dreirudrige Schiffe davon erbauten. Themiſtokles wußte ſehr gut, daß ſie derſelben nicht allein gegen Aegina bedürfen würden.

Ohne Unfall erreichte die perſiſche Flotte Sepias unfern Magneſia; hier zerſtörte jedoch ein furchtbarer Sturm 400 ihrer Schiffe, und bald nachher begann bei Artemiſium

1 Cic. Tusc. IV, 19. Plut. Apophth. VI, 702.

eine dreitägige Schlacht gegen die helleniſche Flotte. Dieſe ward nicht beſiegt; weil aber manche Schiffe beſchädigt waren und Nachrichten von dem Vorrücken des perſiſchen Landheeres einliefen, ſegelte man gen Salamis und ließ nach dem Rathe des Themiſtokles am Ufer Aufforderungen für die Ioner zurück, ſich mit den Hellenen zu vereinigen.

Gleichzeitig mit der Schlacht bei Artemiſium war der Kampf bei dem Engpaſſe der Thermopylen[1]. Demaratos hatte dem Könige geweiſſagt, daß die Spartaner ohne Rückſicht auf die Zahl der Feinde ſtreiten würden; allein Xerxes glaubte dieſen Worten nicht, und wartete vier Tage lang vergeblich, daß ſie ſich freiwillig zurückziehen möchten.

Zwei Tage lang verſuchten hierauf Meder, Kiſſier und die Blüthe des Heeres, die perſiſchen Unſterblichen, jene Landenge zu gewinnen, immer vergeblich: erſt als Ephialtes der Melier, die Perſer auf geheimem Wege über das Gebirge und jenen in den Rücken führte, ließ Leonidas die Bundesgenoſſen (mit Ausnahme der freiwillig bleibenden Thespier) abziehen, damit ſie an anderer Stelle für das Vaterland fechten möchten; er und die Seinen weihten ſich dagegen dem Heldentode. Keinem Siege iſt ſolch ein Ruhm gefolgt, als dieſer Niederlage, und keine Grabſchrift konnte je der ihrigen vorgezogen werden: „ſie fielen, indem ſie den Geſetzen des Vaterlandes gehorchten.“ Xerxes wollte dem Heere, welches ſich auf der Flotte befand, die Größe ſeines Verluſtes verbergen (auch zwei ſeiner Brüder waren umgekommen), und ließ die meiſten Todten begraben ehe jenes über das Schlachtfeld zog; aber er täuſchte Niemand. Dem Demaratos verhehlte er ſeine Bewunderung und verwarf auch, weil Achämenes laut widerſprach, deſſen Rath: einen Theil der Flotte zu den lakoniſchen Küſten zu ſenden, um eine Trennung der helleniſchen Macht zu bewirken. Die Perſer, ſo ſprach man,

1 480 v. Chr.

wären des Sieges gewiß wenn ſie beiſammen blieben. — Als arkadiſche Ueberläufer verkündeten, daß die Hellenen in dieſer hochgefährlichen Zeit dennoch die olympiſchen Spiele feierten, ſo rief Tritantaichmes: „O Mardonius, gegen welche Männer haſt du uns geführt, die nicht um Geld, ſondern um der Tugend willen kämpfen!“ — Der Perſer begriff allerdings den großen Sinn jener Spiele, und wir wollen das von ihm ausgeſprochene Lob im Allgemeinen nicht verkürzen; wol aber ſcheint es uns, als habe diesmal eine tadelnswerthe Sorgloſigkeit mit obgewaltet: die Spielenden und Spiele Feiernden hätten vielmehr zu dem Heere nach den Thermopylen eilen und kämpfen ſollen.

Unterdeſſen brachte Themiſtokles den Epicydes, einen anmaßlichen Volksführer, mit Gelde dahin, daß er ſich nicht um die Oberanführung bewarb, und bewegte die Athener, dieſe dem Spartaner Eurybiades zu übertragen: denn, ſo ſagte er mit Recht, im Nachgeben um der Einigkeit willen, liegt die Rettung, und die Thaten werden entſcheiden, wer der Erſte iſt in Griechenland. Themiſtokles war ferner auch Urheber des löblichen Beſchluſſes, alle Verbannten zur Rettung des gemeinſamen Vaterlandes zurückzurufen. — Ein Orakel hatte unterdeſſen den Athenern befohlen, ſie ſollten ſich hinter hölzernen Mauern vertheidigen, weshalb die Meiſten ſich in die Burg einſchließen wollten; aber laut widerſprechend behauptete Themiſtokles, nur auf den Schiffen ſey das Heil zu ſuchen! Da faßten die Athener den unſterblichen Beſchluß: Habe und Güter, ja das Vaterland ſelbſt zu verlaſſen, um es ſchöner wieder zu gewinnen und die Freiheit zu erhalten. Nicht die lauten Klagen der Zurückbleibenden, nicht die ſtumme Anhänglichkeit der Hausthiere, konnte ſie wankelmüthig machen; und als die Flammen hoch aus Athen emporloderten, ſahen ſie zwar daß Xerxes die Stadt gewonnen hatte, aber ihre Gemüther wurden dadurch nur deſto mehr zur Ausdauer geſtählt!

Als die Perſer jetzt mit dem Landheere gegen den Iſthmus vorrückten, wollten die Peloponneſier mit der Flotte zur Vertheidigung dahin ſegeln: Themiſtokles aber, der für dieſen Fall mit Beſtimmtheit die Vereinzelung und den Untergang vorausſah, ſprach heftig gegen dieſen Plan und gewann den Eurybiades für ſeine Meinung. Dennoch wäre dieſer Beſchluß, als die Perſer mit der Flotte nun auch Salamis erreichten, aus Furcht gewiß hintertrieben worden, wenn nicht Themiſtokles mit kluger Liſt den König benachrichtigt hätte, daß die Griechen zu fliehen gedächten. Hierauf ward ihnen von beiden Seiten der Ausgang verſperrt, und dadurch die Schlacht, wie Themiſtokles wünſchte, unausweichbar. Ein friſcher Wind erhob ſich gegen die Meerenge, und war den hohen Schiffen der Perſer nachtheilig; ſie konnten ihre Uebermacht auf dem, zwiſchen der Inſel Salamis und den Ufern des feſten Landes, äußerſt vortheilhaft gewählten engen Schlachtfelde nicht benutzen, ſie verſtanden nicht mit Ordnung und Kunſt zu fechten, ſie kämpften endlich nicht für Freiheit und Vaterland: daher der vollſtändige Sieg der Hellenen![1] Xerxes, welcher der Schlacht von einem Hügel zugeſehen, und Schreiber neben ſich geſtellt hatte um die Großthaten zu verzeichnen, floh jetzt übereilt nach Aſien zurück, vielleicht weil ihn Themiſtokles mit der Drohung eingeſchüchtert hatte, die griechiſche Flotte werde die Brücke am Hellesponte zerſtören[2]. Mardonius, welcher mit angeblich 300,000 Mann Griechenland unterjochen ſollte, überwinterte in Theſſalien.

Die Hellenen aber weihten den Göttern die Erſtlinge des Sieges und ſprachen, da ſie ſich über den erſten Preis nicht vereinigen konnten, Themiſtokles einſtimmig den zweiten zu. Dieſer fühlte deſſen Bedeutung, und äußerte ſcherzhaft: „ſein Sohn beſitze die höchſte Gewalt in Griechenland, denn dieſer beherrſche ſeine Mutter, die Mutter den

1 480 v. Chr.

2 Diod. XI, 19.

Vater, der Vater führe die Athener, und die Athener wären das erſte Volk in Hellas." Als nun Themiſtokles aber auch in Lacedämon geehrt ward wie keiner vor ihm, als ihn in Olympia das freie Volk mit Jauchzen als ſeinen Retter empfing und aller Wettkämpfe und Spiele vergaß, da rief er mit tiefer Rührung aus: „nun ärnte ich den Lohn aller Anſtrengungen für Hellas!"

Nach Allem was geſchehen war, konnte Mardonius nicht zweifeln, daß Griechenland nur mit Hülfe der Athener zu bezwingen ſey. Deshalb ließ er ihnen durch Alexander, den König von Macedonien, die größten Anerbietungen machen: wogegen die hierüber erſchrockenen Lacedämonier ihrerſeits baten, man möge dieſen Lockungen kein Gehör geben; ſie verſprachen den Vertriebenen Lebensmittel zur Unterſtützung. In Athen aber wurden des Mardonius Anträge nicht allein ausgeſchlagen, ſondern auch den Lacedämoniern nach Ariſtides' Vorſchlage im edelſten Sinne geantwortet: „nur der Barbar könne glauben daß Alles käuflich ſey; ihnen aber müſſe man zürnen, wenn ſie meinten, Athener kämpften nur des Brotes halber für Hellas." Mardonius verwüſtete hierauf Attika von Neuem und nahm die menſchenleere Stadt ein; die Hellenen dagegen ſammelten ihr Heer auf der Landenge von Korinth und ſchwuren: „die Freiheit höher zu achten als das Leben, die Feldherren nie zu verlaſſen, keinen verbündeten Staat je zu Grunde zu richten[1], und die verbrannten und zerſtörten Tempel als ein Denkmal der Grauſamkeit des Barbaren, nicht wieder herzuſtellen." Solcher Geſinnungen voll, ſiegten die Hellenen unter des Ariſtides und Pauſanias Anführung bei Plataä 479 Jahre vor Chriſtus; das Lager des Mardonius ward erſtürmt, er ſelbſt getödtet[2], aber ſein Leichnam nicht beſchimpft. Es galt für ein großes

1 Lycurg. in Leocratem. 193. Diod. XI, 29.

2 Pausan. Lacon. c. 4. Gleichzeitig der Krieg der Fabier gegen die Vejenter.

Glück, daß Artabazus mit einem geringen Ueberreſte des Heeres entkam. An demſelben Tage vernichteten Leotychides und Xantippos, mit Hülfe der Samier und Mileſier, die perſiſche Flotte bei Mykale.

Xerxes ſtellte jetzt alle weiteren Rüſtungen ein, und Themiſtokles, welcher einſah daß Hellas nunmehr von den Perſern nie erobert werden könne, ſorgte für die Herſtellung und Befeſtigung Athens, und verband durch die langen Mauern den Piräus mit der Stadt. Dem widerſetzten ſich aber die Lacedämonier, deren kleinliche und neidiſche Politik in dieſer Zeit überall heraustritt. Sie äußerten, Athens Macht fürchtend und haſſend: „es dürfe außerhalb des Peloponneſos keine Stadt ſeyn, in welcher einſt der Feind ſich feſtſetzen könne.“ Themiſtokles hingegen erkannte, welche große Bahn den Athenern durch Natur und Begeiſterung eröffnet ſey. Während er in Sparta die Falſchheit jener Anſicht bewies, ward der Bau der Mauern mit größter Anſtrengung vollendet. Bald nachher wollten die Lacedämonier alle diejenigen Staaten vom Rathe der Amphiktionen ausſchließen, welche für die Perſer gefochten hätten; aber auch hier widerſprach Themiſtokles, damit der helleniſche Bund nicht zu ſchwach werde und die Gewalt in zu wenige Hände komme. Seitdem zürnten ihm die Spartaner, ſuchten und fanden den Vorwand zu ſeinem Sturze. König Pauſanias nämlich hatte ſich durch Stolz, durch aſiatiſche Sitten und Gebräuche ſeinem Vaterlande entfremdet und verdächtig gemacht, bis ihn zuletzt aufgefangene Briefe eines Einverſtändniſſes mit den Perſern überführten, und er im zehnten Jahre nach der Schlacht bei Platää im Tempel der chalcidiſchen Minerva eingeſchloſſen ward und daſelbſt vor Hunger ſtarb[1]. Themiſtokles, ſo klagten die Lacedämonier in Athen, habe Theil an dieſem Verrathe. Obgleich hierüber losgeſprochen, erſchien doch dieſer Mann Vielen zu groß in einer freien

[1] 469 v. Chr. Vergleiche Pausan. Lacon. c. 17.

Stadt; auf fünf Jahre ward er durch das Scherbengericht verwieſen[1] und ging zuerſt nach Argos, dann zu Admet dem Könige der Moloſſer; endlich (weil ihn lakoniſche Nachſtellungen auch von hier vertrieben) gezwungen nach Perſien. Artabazus führte ihn beim Könige Artaxerxes ein, und ſo groß war ſeine geiſtige Ueberlegenheit, daß er nicht blos äußeres Gut, ſondern bis zu ſeinem wahrſcheinlich natürlichen Tode[2], auch Einfluß und Anſehen erhielt. Thöricht ſchien es den Perſern, daß Hellas ſeinen Retter undankbar und übermüthig verdränge[3]! Auch war es eine ſeltene, nicht vorherzuſehende Gunſt des Schickſals, daß ein ſolcher Mann ſo ſchnell erſetzt ward, durch Ariſtides, durch Cimon.

Ariſtides war von Jugend auf der Nebenbuhler und das Gegenſtück des Themiſtokles; alles was dem Einen fehlte, beſaß der Andere. Daraus entſprang für Athen das größte Glück. Sanft, beſonnen, ſittlich, Feind aller Lügen und Poſſen, Freund der Ordnung und des Hergebrachten, des Geſetzlichen, vereinte ſich Ariſtides zu der Zeit mit der ariſtokratiſchen Partei des Kliſthenes[4], als Themiſtokles vorzog, das Volk, und mit demſelben ſich zu erheben.

Ariſtides hielt es für gefährlich, der Menge großen Einfluß einzuräumen und Plane über die Kräfte hinaus mit Gefahr der Zerſtörung ruhigen, ſittlichen Daſeyns zu machen. Vielleicht war er (wie nachher die Schlacht bei

1 471 v. Chr. Plut. de cap. ex hostib. util. VI, 334. Vergleiche Thucyd. I, 135.

2 Thucyd. I, 137. Nach Plut. Themist. c. 27 ſtarb Themiſtokles im fünfundſechzigſten Jahre ſeines Alters; vergl. Aristoph. equites 84, der das Trinken von Stierblut erwähnt.

3 Später bereuten die Athener ihr Benehmen gegen Themiſtokles, ſeine Gebeine wurden nach Athen zurückgebracht und ihm ein Denkmal errichtet. Pausanias I, 1, 2.

4 So Plutarch Ariſtides cap. 2, obgleich Kliſthenes an ſich nichts weniger als Ariſtokrat war.

Platää bewies) kein geringerer Feldherr als Miltiades, aber beſcheiden genug ſeine Anſprüche vor der Schlacht bei Marathon freiwillig dieſem zu übertragen. Er war weniger fähig als Themiſtokles die größern politiſchen Verhältniſſe vorauszuſehen, zu erzeugen, zu faſſen und dafür Begeiſterung zu erwecken; aber das Volk blickte im Schauſpiel auf ihn, als in des Aeſchylus Sieben vor Theben von Amphiaraus geſagt ward: „er wollte trefflich ſeyn und nicht ſcheinen.“ Einen Vorſchlag des Themiſtokles, der aber geheim gehalten werden müſſe [1], überließ das Volk der alleinigen Prüfung des Ariſtides; dieſer erzählte: er ſey höchſt nützlich aber auch höchſt ungerecht, und die Athener verwarfen hierauf den Antrag. Streng und redlich bei der Verwaltung öffentlicher Gelder, blieb er arm und klagte diejenigen an [2], welche nicht gleich uneigennützig waren; Themiſtokles dagegen ſagte: „es ſey nicht das Lob eines Mannes, ſondern eines Beutels, das Geld gewiſſenhaft aufzubewahren.“ Dieſer nahm Geld, und verwandte es mit königlichem Sinne aus eigener Macht für die großen Zwecke des Vaterlandes; er gab gern aus wo es Ehre brachte, unbekümmert ob man den Aufwand ſeiner Herkunft angemeſſen hielt. Ariſtides war ſeiner inneren Natur gemäß herablaſſend, milde und gerecht; Themiſtokles dagegen kannte die Namen aller Bürger und entſchied ihre Streitigkeiten auf gerechte Weiſe, damit er groß werde, und durch ihn der Staat. Ariſtides ward durch das Scherbengericht verbannt, weil man ihm übel nahm daß er dem Beinamen des Gerechten nachgeſtrebt habe; aber in der großen Gefahr von Perſien her wurde alle Parteiung vergeſſen; in Einigkeit mit Themiſtokles wirkte er für das Vaterland, und ſo nothwendig war jener zur

1 Die ſpartaniſche Flotte bei Gythium zu verbrennen. Cic. de Offic. III, 11.

2 Großes Lob des Ariſtides in Platons Gorgias ed. Bekk. II, 1, 169.

Begründung, als dieſer zur Erhaltung der Freiheit. Du wirſt, ſprach Ariſtides zu Themiſtokles, Athen trefflich regieren wenn du Allen gleich hold und gewärtig biſt; ich mag, entgegnete dieſer, die Herrſchaft nicht, wenn der Freund keinen Vorzug hat vor dem Feinde: — ſcheinbar zwar ein unlöslicher Widerſpruch, wie aber, wenn nur der Gute der Freund, nur der Böſe der Feind iſt? — Nach der ſiegreichen Schlacht bei Platää ward das geringere, aber hochverdiente Volk, immer ungeduldiger über die Ausſchließung von obrigkeitlichen Aemtern, und Ariſtides mochte glauben es ſey beſſer ihm mit Bewilligungen entgegenzukommen, als ſich dieſe abtrotzen zu laſſen. Durch ſeine Mitwirkung erhielt die vierte ſoloniſche Klaſſe Zutritt zu allen Stellen im Staate; und die Volksmenge mehrte ſich überhaupt durch freiſinnige Aufnahme neuer Bürger [1].

Als die lakoniſche Anführung durch Pauſanias verhaßt ward, als die Spartaner dem Kriege entſagten, weil ſie ſahen daß große Gewalt die Führer, mithin auch die Bürger, verderbe; da traten im jugendlichen Freiheitsmuthe die Athener hervor, und verwarfen den furchtſamen Vorſchlag, die aſiatiſchen Griechen nach Europa zu verpflanzen: — die Mutterſtadt werde ihnen zu helfen wiſſen. Der Gedanke: Athen ſolle ſich blos als Landmacht ausbilden, verſtieß gegen die Natur der Dinge. Wo ſollte es ſich da vergrößern, wie in die Ferne einwirken? Und war es denn Ziel, konnte es Ziel ſeyn, die alten Machtverhältniſſe wie vor dem perſiſchen Kriege aufrecht zu halten? Das Genie des atheniſchen Volkes bedurfte und eröffnete neue Bahnen, welche die Philiſter jener Zeit nicht begriffen, ja vor denen ſie ſich zum Theil entſetzten.

Dieſer Edelmuth Athens und des Ariſtides milde Führung gewann ihnen viele Bundesgenoſſen, und in Delos entſtand eine gemeinſame Kaſſe derſelben unter ſeiner redlichen Aufſicht. 460 Talente, an 600,000 Thaler be-

1 Diod. XI, 43.

trugen die jährlichen Beiträge. Sie wuchſen zu Perikles' Zeit auf 600, ſpäter auf 1300 Talente; aber die Größe der Hebungen giebt an und für ſich weder einen richtigen Maßſtab für die Größe oder Geringfügigkeit des Drucks, noch für die Größe der Macht; am wenigſten für die Abneigung oder Zuneigung der Unterthanen und Verbündeten. Als Ariſtides ſtarb, hinterließ er nicht ſo viel als die Begräbnißkoſten betrugen, und ſein Sohn erhielt Aecker, ſeine Tochter Ausſtattung aus dem öffentlichen Schatze.

Liebe des Geldes, als Geld, iſt jedesmal Zeichen innerer Gemeinheit; allein die Kraft über allen äußeren Beſitz zu herrſchen, iſt an ſich nicht geringer als die Kraft deſſelben zu entbehren.

Dies bewies unter vielen Anderen **Cimon**, der Sohn des Miltiades und einer thraciſchen Königstochter Hegeſipyle, jetzt ohne Vergleich der Erſte von allen Athenern. Man ſagte: er habe die Reichthümer nur erworben, um ſie zu gebrauchen, und brauche ſie nur, um Ehre damit zu gewinnen[1]. Dabei verſchmähte er alle Mittel zweideutigen Erwerbes; denn als Rhöſaces, vor dem Perſerkönig fliehend, ihm Schalen voll Dariken anbot, fragte Cimon: „ob er ihn zum Freunde, oder Miethlinge verlange?" Zum Freunde, erwiederte Rhöſaces, und jener ſprach: „dann nimm dieſes Gold hinweg, als Freund werde ich davon Gebrauch machen, wenn ich deſſelben bedarf." In der Jugend ſchien Cimon ohne ausgezeichnete Anlagen zu ſeyn, er hielt im Genuſſe des Weins nicht ſtrenges Maß und man tadelte ihn über den Wechſel ſeiner Zuneigungen; aber er war doch der Erſte, welcher bei dem Andrange der Perſer nach des Themiſtokles Aufforderung in die Schiffe ſtieg, und als das Volk nach des letzten, durch ihn wol mitbewirkten, Entfernung ihm Gelegenheit zur Thätigkeit und Entwickelung gab, da zeigte er ſich milde und gerecht wie Ariſtides, und zugleich ein Feldherr und Staatsmann wie

1 Athen. XII, 533.

Themiſtokles. Seine ariſtokratiſche Richtung und ſeine Vorliebe für Sparta (welche ihm ſelbſt eine Zeitlang die Verbannung zuzog) ging nicht bis zur Ungerechtigkeit gegen das von ihm ſonſt geehrte Volk und nicht bis zur Verſchmähung jeglicher Kunſt[1]: ſo ließ er ſpäter die Mauern an der mittäglichen Seite der Burg aufführen, die des Piräus befeſtigen, den Markt mit Platanen bepflanzen, und einen wilden dürren Platz vor Athen in einen ſchönen waſſer- und baumreichen Luſthain, in die Akademie verwandeln.

Zu keiner Zeit waren die Athener ein blos kriegeriſches Volk, allein unter Cimons Führung erreichten ſie den höchſten äußeren Ruhm: denn die Bundesgenoſſen, allmälig des Krieges überdrüßig, gaben lieber Geld und leere Schiffe, als Mannſchaft; wodurch die Athener Herren und Meiſter wurden, während jene ſchon erſchlafften. Cimon eroberte Byzanz, Eion am Strymon, Scyros, Karien, Lycien, befreite Jonien und Kleinaſien bis Pamphylien von den Perſern, ſchlug dieſe 469 Jahre vor Chriſtus am Eurymedon ſowol zu Waſſer als zu Lande, und eroberte 200 Schiffe. Der Eingang Europens, der thraciſche Cherſoneſos und das goldreiche Thaſos kam in atheniſche Gewalt, Pflanzſtädte an der macedoniſchen Küſte, beſonders Amphipolis, ſchützten gegen Anfälle von Mitternacht her, Niemand widerſtand den freien Männern, und Xerxes hielt ſich nicht mehr für ſicher in ſeinem Reiche! Da unterbrachen innere Verwirrungen[2] und Eiferſucht unter den helleniſchen Staaten, Cimons Siegeslaufbahn auf mehrere Jahre; bis endlich ein neuer großer Sieg über die perſiſche Flotte und die Eroberung von Cypern, 450 Jahre vor Chriſtus, den König Artaxerxes (laut zahlreichen Berichten) zum Frieden mit Athen zwangen[3]. Alle aſiatiſchen Griechen wurden für

1 Lukas, Charakteriſtik Cimons.

2 Davon iſt unten in einer Folge die Rede.

3 Isocr. Paneg. 88; ad Phil. 149. Areop. 246. Panathen. 409. Lycurg. in Leocrat. 187. Wachsmuth I, 2, 116.

frei erklärt, auf drei Tagereiſen durfte ſich keine perſiſche Mannſchaft der Küſte nähern, kein perſiſches Schiff durfte über die cyaneiſchen Inſeln am ſchwarzen Meere, über Phaſelis und die chelidoniſchen Inſeln unfern Rhodus, hinausſegeln.

Gegen dieſe gewöhnliche Erzählung ſind aber ſo ſcharfſinnige und gewichtige Einwendungen erhoben worden[1], daß der förmliche Abſchluß eines ſolchen Friedens höchſt unwahrſcheinlich iſt. Vielleicht wurden jene Bedingungen vorgeſchlagen aber nicht angenommen, oder von perſiſchen Statthaltern bewilligt, vom Könige Artaxerxes hingegen verworfen. Für den damaligen Augenblick mögen ſie den wirklichen Zuſtand der Dinge bezeichnen; bald nachher aber finden wir daß Athen empöreriſche Aegypter, und Perſien abgefallene Samier unterſtützte und das Schickſal der aſiatiſchen Griechen ſich nach Maßgabe der Macht von Hellas und Perſien günſtiger oder ungünſtiger ſtellte. — Im Ganzen war den Perſern nach vierzigjähriger Fehde nichts gelungen, und an Stillſtand auf dieſen Bahnen hätte wol Niemand gedacht, wäre Cimon nicht ein Jahr nach dem angeblichen Abſchluſſe jenes Friedens in Cypern geſtorben, und damit entſchieden worden: „daß ſeine Wünſche, Hellas einig, im Innern kräftig und wirkſam nach Außen zu erhalten, nicht in Erfüllung gehen würden.“ Keiner nämlich beſaß wie er ein ſolches Geſchick, allen Zwiſtigkeiten vorzubeugen und Einigkeit zu begründen; deshalb konnte ihm der Sturz der perſiſchen Macht und die Eroberung Aegyptens, mit Recht nicht über helleniſche Kräfte erſcheinen. Aber noch hatte die Stunde dazu keineswegs geſchlagen, und Streit, Zwietracht und Empörung erhob ſich in Perſien wie in Hellas: die Verſchiedenheit beider Staaten offenbarte ſich jedoch jetzt nicht minder in den Mängeln, als früher in den Vorzügen.

1 Krüger und Dahlmann, über den cimoniſchen Frieden. Thuc. I, 112.

Siebzehnte Vorlesung.

Vom Ende des perſiſchen, bis zum Anfange des peloponneſiſchen Krieges.

Der unglückliche Feldzug gegen Hellas ſchwächte des Xerxes Anſehen, Thätigkeit und Regierungsluſt. Natakas der Verſchnittene und die Königinn Amiſtris vermochten mehr im Reiche als ſich gebührte, und die Willkür der Verwaltung wandte ſich endlich gegen den König ſelbſt. Artaban ermordete im Bunde mit dem Verſchnittenen Mithridates, oder Spamithres, den Xerxes (465 Jahre vor Chriſtus) verrätheriſch im Bette, und überredete deſſen Sohn Artaxerxes: ſein älterer Bruder Darius habe die Unthat vollbracht. Rache ſuchend eilte Artaxerxes in deſſen Gemach und durchbohrte ihn im Schlafe. Schon bereitete Artaban aber auch dem Artaxerxes den Untergang, als ſeine Frevel entdeckt wurden und dieſer ihn mit eigener Hand tödtete[1]. Hyſtaspes, ein dritter Bruder des Artaxerxes, war jedoch hiedurch nicht mit ihm ausgeſöhnt, ſondern widerſetzte ſich in Baktra; und kaum hatten zwei unglückliche Schlachten ihn zur Unterwerfung gebracht, als die Empörung Aegyptens größere Anſtrengungen erheiſchte.

1 Justin. III, 1. Diod. XI, 69.

Inarus, der König der angrenzenden Libyer, eroberte[1] mit Hülfe der, damals Perſien noch bekriegenden Athener, einen großen Theil des Landes nebſt der Hauptſtadt Memphis; nur in der Burg hielten ſich die geflüchteten Perſer. Das erſte gegen ihn unter Achämenes dem Oheim des Artaxerxes anrückende Heer, ward geſchlagen und jener getödtet; das zweite bedeutendere, unter Megabyzus, ſchloß dagegen die Verbündeten in Byblus ein und eine atheniſche Hülfsflotte ward von den Phöniciern beſiegt[2]. Hierauf verſtanden ſich die Aegypter, nothgedrungen, zu einem Vergleiche. Inarus ward ſechs Jahre nach dem Ausbruche des Kriegs durch Verrath gefangen, und den tapfer widerſtehenden Athenern geſtattete man zwar freien Abzug, doch ſahen nur Wenige ihre Heimath wieder. Blos in den Sümpfen des Landes herrſchte Amyrtäus noch unbeſchränkt, und die Perſer konnten ihn von dort nicht vertreiben.

Nach ſolchem Ausgange einer gefährlichen Empörung, nach dem Abſchluſſe des Friedens mit den Hellenen, ſchien Ruhe und Sicherheit für Perſien einzutreten; da empörte ſich Megabyzus in Syrien, weil der Hof den Inarus hinrichten ließ, und überhaupt die Bedingungen nicht hielt[3] welche jener in Aegypten zugeſagt hatte. Nach langem Kampfe unterwarf ſich Megabyzus zuletzt nicht dem Könige, ſondern ſchrieb die Bedingungen der Ausſöhnung vor; denn ſelbſt Amiſtris die Königinn Mutter und Amytis die regierende Königinn (beide ihrer ausſchweifenden Lebensart halber berüchtigt) unterſtützten den widerſpenſtigen Statthalter: — ſo ſehr war über Parteiung, Ränke und Meucheleien, ſchon die Idee des einigen Staats und tüchtiger Herrſchaft verloren gegangen!

1 462 Jahre vor Chriſtus. Zeit der Vorſchläge des Volkstribun Terentillus Arſa in Rom.

2 Aristoph. Plutus 178.

3 Kteſias bei Photius 121.

In demſelben Jahre wo Xerxes ermordet wurde, vier Jahre nach Cimons großem Siege am Eurymedon, ward Sparta durch ein ungeheures Erdbeben verwüſtet. 22000 Bürger und Schutzverwandte ſollen dabei umgekommen ſeyn; und in dieſem für ſie günſtigen Augenblick empörten ſich obenein die Heloten und Meſſener, ſo daß die Lacedämonier genöthigt wurden Hülfe bei den Bundesgenoſſen und in Athen zu ſuchen. Hier ſtimmte Ephialtes dafür, man ſolle das ſtolze Sparta untergehen laſſen[1]; wogegen der damals noch lebende Cimon behauptete: „man dürfe Griechenland nicht lähmen und ſich ſeines Nebengeſpannes berauben." Dieſe Meinung ſiegte zwar ob, allein die Spartaner fürchteten ſich vor der Kühnheit der Athener, und trauten ihrer Geſinnung nicht; deshalb ſandten ſie unter allen Hülfsmannen allein die atheniſchen zurück, welche Maßregel neue Spannungen und einen Bund zwiſchen Athen und Argos herbeiführte. Nach zehnjährigem Kriege mußten die Spartaner dennoch den Meſſenern freien Abzug zugeſtehen, und Athen wies dieſen Wohnungen in dem, den ozoliſchen Lokrern abgenommenen Naupaktus an.

Ohne Nebenbuhler ſtand nunmehr Athen da, Herrinn des Meeres und auch zu Lande jedem Einzelnen überlegen: aber in dem Maße, als die Macht wuchs, minderte ſich die Zuneigung der Bundesgenoſſen, und aus dieſer Minderung ging wiederum eine ſtrengere Herrſchaft hervor. Man zog manche Rechtsſachen vor atheniſche Gerichte, verlegte die gemeinſchaftliche Kaſſe von Delos nach Athen, Naxos und Thaſos wurden mit Gewalt zum Gehorſam gebracht, den feindſeligen Aegineten nach Leokrates' Siege ſiebenzig Schiffe abgenommen, endlich die Korinther als Gegner der damals mit Athen verbündeten Megarer, von Myronides, 458 Jahre vor Chriſtus, bei Cimolia geſchlagen. Um dieſe Zeit ſchickten die Spartaner den Dorern Hülfe gegen die Phoceer, ſiegten, und wollten nun nach

1 Aristophan. Lysistrata 1146.

dem Peloponneſos zurückkehren; aber die Athener, mit Phocis im Bunde, paßten den Rückkehrenden auf und wagten eine Schlacht, deren Ausgang jedoch ſo wenig günſtig war, daß ſie einen viermonatlichen Waffenſtillſtand eingehen mußten. Deßungeachtet hielt es Sparta bei dieſen Verhältniſſen für nöthig, außerhalb des Peloponneſos eine Macht gegen Athen aufzuſtellen, und verband ſich deshalb mit den, ſeit dem perſiſchen Kriege verachteten Thebanern; wogegen ſich die unterdrückten böotiſchen Städte nach Athen wandten. Es kam zu offenem Kriege zwiſchen beiden Theilen. Myronides, der Neffe des Cimon, trieb die Thebaner und ihre Verbündeten 456 Jahre vor Chriſtus bei Tanagra zurück, und ſchlug ſie hierauf bei den Oinophyten, oder Weinbergen[1]; Tolmides eroberte Chalcis, führte Anſiedler nach Euböa und Naxos, und verbrannte die lacedämoniſchen Schiffswerfte bei Gythium; Perikles verwüſtete die Küſten von Sicyon und Akarnanien. Unterdeſſen war aber Cimon, deſſen kriegeriſche Anlagen unentbehrlich ſchienen, ſelbſt auf Betrieb des Perikles zurückberufen worden, und die Vornehmen hofften von ihm eine Herſtellung derjenigen Vorrechte, welche die Volkspartei auf alle Weiſe zu beſchränken ſuchte. Dieſer Plan gelang aber nicht, im Gegentheil vereinigten ſich jene beiden mächtigen Männer untereinander dahin: daß dem Perikles die Leitung der inneren Angelegenheiten, dem Cimon dagegen (nach der oben ſchon erwähnten Unterbrechung) die weitere Führung des damals noch nicht beendigten Krieges gegen Perſien zu Theil ward. — Um aber in dieſem Kriege obſiegen zu können, erſchien eine Ausſöhnung der Hellenen ſchlechterdings nothwendig, und es kam auch wirklich (450 vor Chriſtus) unter ihnen ein Waffenſtillſtand auf fünf Jahre zu Stande; den man aber zum Theil deshalb nicht hielt, weil, wie wir oben ſahen, Cimon der Beförderer

1 Einzelne Kriegsbegebenheiten müſſen wir übergehen. — Schleiermachers Platon II, 3, 257.

des inneren Friedens ſchon im nächſten Jahre, 449 vor Chriſtus, ſtarb[1].

Seitdem blieb der Einfluß des Perikles überwiegend. Deſſen Vater war Xantippos der Sieger bei Mykale, ſeine Mutter war Agariſte die Nichte des Kliſthenes, welcher die Piſiſtratiden vertrieb und in der atheniſchen Verfaſſung bedeutende Veränderungen vornahm: zu ſeinen Lehrern gehörten Dammon (Muſiker, Sophiſt und Staatsmann zugleich), dann Zeno der Eleatiker, endlich und vor Allen Anaxagoras, welcher, überall Geiſt erblickend und verehrend, davon ſelbſt den Beinamen erhielt, und auf die Bildung und den überall großartigen Sinn des Perikles, bedeutenden Einfluß gehabt hat[2]. Denn die größten Männer wirken am mächtigſten aufeinander; nur kleine eitele Seelen wollen keiner Sonne folgen und ahnen die geheimen Kräfte nicht, von denen gerade ſie am Meiſten willenlos fortgeriſſen werden.

Perikles war dem Piſiſtratus an Stimme und Weſen ähnlich, reich, und deshalb beſorgt vor dem Oſtracismus. Anfangs zeigte er ſich nur als tapferer Krieger, noch nicht als Staatsmann. Als aber Ariſtides todt, Themiſtokles verbannt und Cimon mit auswärtigen Kriegen beſchäftigt war, da nahte ſich ihm unabweislich die Verpflichtung das zu thun was ſeine Natur gebot, nämlich zu leiten und zu herrſchen. Ob nun gleich ſein Weſen keineswegs eigentlich demokratiſch war, ſo wandte er ſich doch zur Volkspartei, zunächſt vielleicht weil Cimons Einfluß eines Gegengewichts zu bedürfen ſchien. Nach deſſen Tode ſtellten ihm die Vornehmen den Thucydides, des Mileſius Sohn aus dem Gau Alopeke (vom Geſchichtſchreiber wohl zu unterſcheiden) entgegen, und dieſe Entgegenſetzung übte und erhöhte ſeine Kräfte. Denn wenn jener, ein Mann von

1 Gleichzeitig die Decemvirn in Rom.

2 Platons Zeugniß im Phädros S. 270 und Diogenes Laert. Anaxagoras c. 2.

Kraft und Geſchicklichkeit[1], die Vornehmen ſchärfer als ſonſt vom Volke abſonderte, zu einer Körperſchaft verband und die Ariſtokratie auf alle Weiſe erhalten wollte; ſo ſchloß ſich durch natürliche Gegenwirkung das Volk unter ſeinem Führer Perikles, auch enger an einander.

Schon im erſten Jahre nach dem Tode des Cimon, 448 vor Chriſtus brach ein neuer Krieg aus, der heilige benannt. In dieſem Kriege unterſtützten die Spartaner die Anſprüche der Stadt Delphi auf das Orakel; die Athener dagegen ſetzten, unter Anführung des Perikles, die Phocier in den Beſitz deſſelben. Mit gleichem Erfolge unternahm Tolmides einen Seezug gegen die Küſten des Peloponneſos, war aber in einem dritten Landzuge gegen die Böoter ſo unglücklich, daß er bei Haliartus das Leben verlor[2], und die beſiegten Athener für die Löſung der Gefangenen ungern die Unabhängigkeit der böotiſchen Städte anerkennen mußten.

Durch dieſe Ereigniſſe erhöhte ſich das Anſehen des Perikles: theils weil er den Feldzug gegen die Böoter von Anfang an mißbilligt hatte und Tolmides ihm nicht mehr gegenüber ſtand, theils weil ſeine eigene Unternehmungen glücklicher und erfolgreicher erſchienen. Bald nachher empörte ſich nämlich Megara, von den Spartanern unterſtützt, gegen Athen; König Pleiſtoanax ließ ſich aber durch ſeinen, geſchickt von Perikles gewonnenen Rathgeber Kleandrides, zum Rückzuge bewegen. Faſt um dieſelbe Zeit wollte ſich Euböa mit Gewalt von atheniſchem Einfluſſe befreien, allein auch dieſe wichtige Inſel erhielt Perikles ſeinem Vaterlande.

Ungeachtet dieſer vielfachen Zwiſtigkeiten und Unruhen, wünſchte doch eigentlich keine Partei in Hellas einen allgemeinen Krieg, und ſo kam 445 Jahre vor Chriſtus ein Friede auf dreißig Jahre zu Stande, wonach die Athe-

1 Platons Meno. ed. Bekk II, 1, 377.

2 447 Jahre vor Chriſtus. Paus. Attic. c. 27. Diod. VII, 6.

ner Niſäa, Pägä und Trözene zurückgaben. Ja Perikles zahlte, einigen Nachrichten zu Folge, den ſpartaniſchen Befehlshabern jährlich zehn Talente für die Abwendung des Krieges; ſoviel lag ihm daran Zeit, und durch die Zeit Macht zu gewinnen. Aber die Vorbereitungen zur Erhöhung dieſer Macht wurden durch den Abfall von Samos unterbrochen[1], welche Inſel damals ſo mächtig war, daß man fürchten durfte ſie werde den Athenern die Herrſchaft des Meeres entreißen. Als Urſache der Empörung gab man an, daß Athen Milet mehr begünſtige als Samos; und obgleich Perikles in raſchem Angriff die Inſel eroberte, ſo vertrieben doch die Vornehmen nach ſeiner Abfahrt mit Hülfe des Statthalters Piſſuthnes, die Volkspartei. Alle helleniſchen Kriege ſind von jetzt an Kriege zwiſchen Ariſtokratien und Demokratien. Perikles kehrte zurück, ſchlug die Geſchenke des Piſſuthnes und der Vornehmen aus, beſiegte die Samier von Neuem, eilte mit ſeiner Hauptmacht der zu Hülfe kommenden phöniciſchen Flotte entgegen, und zerſtörte ſie. Während deſſen hatten aber die Samier die wenigen, zur Belagerung zurückgelaſſenen atheniſchen Schiffe geſchlagen, und erſt des Perikles zweite Wiederkunft veränderte die Verhältniſſe ſo gänzlich, daß die Stadt mit Hülfe von neu erfundenen Belagerungswerkzeugen erobert, hierauf Zins erhoben, die Flotte in Beſchlag genommen, die Mauer zerſtört und die Volksherrſchaft eingeführt wurde.

So abgeneigt Perikles auch allen fernen Eroberungsplanen auf Sicilien, Karthago u. ſ. w. war und blieb, ſo hatte er doch allerdings die große Abſicht ganz Hellas in einen Bund zu vereinigen, und Athen leitend an deſſen Spitze zu ſtellen[2]: aber die Meiſten welche eingeladen wurden hierüber in nähere Unterhandlungen zu treten, gingen nicht darauf ein. Denn man fürchtete es werde hiedurch

1 440 Jahre vor Chriſtus.

2 Plutarch. Pericles 17, 21.

zunehmen die Macht Athens, die Abhängigkeit der Verbündeten, die Bedrückung der Unterworfenen, und die Eiferſucht der Mächtigen und Bedrohten. — Immer verwickelter wurden die Verhältniſſe und wechſelſeitigen Anſprüche, immer beſtimmter trat der Gegenſatz der Verfaſſung, der Sitten, Wünſche und Anſichten zwiſchen Athen und Sparta hervor. Unbedeutend erſchien Perſien, Gefahr nur vom nächſten Nachbar her, unverträglich das durch ſein innerſtes Weſen Geſchiedene[1]. Wie hätte der peloponneſiſche Krieg vermieden werden können, ohne Umwandlung der zugleich ſchwachen und leidenſchaftlichen Natur der Menſchen?

Korcyra, eine Pflanzſtadt Korinths, war der Mutterſtadt verdächtig wegen ihrer Macht und ſchon ſeit längerer Zeit verhaßt, weil ſie ihr weder die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen erwies, noch bei Opfern die Vorhand geſtattete. Epidamnus galt für eine Kolonie beider Städte; die mehreſten daſigen Pflanzer waren aus Korcyra, wenigere, unter ihnen aber der Anführer Phalios, aus Korinth. Bei einem Aufſtande hatten nun die Vornehmern aus Epidamnus entweichen müſſen, dann aber mit Hülfe der Taulantier die Stadt ſo bedrängt, daß die Eingeſchloſſenen zunächſt in Korcyra, und als dies zögerte, auf den Grund eines Orakelſpruchs in Korinth Beiſtand ſuchten, welches ſie dafür zur alleinigen Mutterſtadt erheben wollten. Korinth bewilligte die Bitte; worauf aber die erzürnten Korcyräer den Vertriebenen noch ſchneller Unterſtützung ſandten und dahin antrugen, daß der Streit durch ſelbſtgewählte Städte, oder durch den delphiſchen Apollon, entſchieden werde. Die Korinther aber verlangten, daß die Belagerung vorher von den Korcyräern aufgehoben werde, und dieſe entgegneten: daß ſich vorher die korinthiſchen Anſiedler zurückziehen ſollten. Es kam, weil Keiner nachgeben wollte, zur offenen Fehde: die Flotte der Korinther ward

1 Plut. de malign. Herod. IX, 397.

geſchlagen und an demſelben Tage Epidamnus von ihren Gegnern eingenommen[1]. Beide Theile rüſteten ſich zu fernerem Kriege, beide ſuchten jetzt ein Bündniß mit dem mächtigen Athen. Hier zeigten die korcyräiſchen Geſandten: daß die Korinther mit Unrecht die Pflanzſtadt unbedingt beherrſchen wollten, und den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch verworfen hätten. Das in Antrag gebrachte Bündniß mit Korcyra erſcheine gerecht, und bei der Größe ſeiner Seemacht um ſo räthlicher, da langer Friede unwahrſcheinlich ſey und eine Vereinigung der korinthiſchen und korcyräiſchen Flotte, für Athen ſehr gefährlich werden müſſe. — Die Korinther dagegen behaupteten: oft hätten ſie, niemals aber die Korcyräer den Athenern Hülfe geleiſtet; es ſey blos Sache der Mutterſtadt ungehorſame Pflanzſtädte zu beſtrafen, und ein Bündniß mit Korcyra ſey ungerecht und führe zu offenbarem Kriege, weil der allgemeine Friede ausdrücklich feſtſetze: daß kein Staat die Bundesgenoſſen und Angehörigen des andern, anlocken oder unterſtützen dürfe. Die Athener, welche in dieſem Augenblicke weder öffentlich brechen, noch Korcyra von Korinth wollten unterjochen laſſen, ſchloſſen nur ein Vertheidigungsbündniß mit den Korcyräern; die Schwächung beider Parteien mochte ihnen am nützlichſten erſcheinen. Als nun die Korinther hierauf die Flotte der Korcyräer von Neuem angriffen, ſo eilten die atheniſchen Schiffe zwar nur als vertheidigend hinzu, veranlaßten aber ohne Zweifel, daß jene bei Chimerium oder Sybota zum zweitenmale, wenn nicht völlig geſchlagen, doch zurückgedrängt wurden.

Dafür erregten ſie ihren neuen Feinden Gefahren und Zwiſtigkeiten auf einer anderen Seite. Potidäa, eine korinthiſche Pflanzſtadt an der macedoniſchen Küſte, war den Athenern zeither zinspflichtig geweſen und fiel von ihnen ab[2], als ſie, nicht ungegründeten Verdachts halber,

1 435 vor Chriſtus.

2 432 vor Chriſtus.

drückende Vorſichtsmaßregeln ergriffen. Ungeachtet korinthiſcher Hülfe vermochte ſie aber dem hingeſandten atheniſchen Heere nicht zu widerſtehen, ward belagert und ſuchte neuen mächtigeren Beiſtand im Peloponneſos.

Zur Berathung über dieſe Verhältniſſe wurden die lacedämoniſchen Bundesgenoſſen nach Sparta berufen und die Korinther ſprachen: „Indem Ihr, o Lacedämonier, Eure Einfachheit und Treue überall vorausſetzt, und in unſern Anſchuldigungen der Athener nur eine Folge der Abſichten und des Haſſes von Einzelnen ſeht, werdet Ihr ungeſchickt die großen und gefahrvollen Verhältniſſe zu würdigen, welche Euch umgeben. Doppeltes Unglück trifft deshalb Eure Bundesgenoſſen: nämlich von Euch vernachläſſigt, und von den Athenern übermüthig behandelt zu werden. Sind doch die Meiſten ſchon unterworfen, und Nachſtellungen gegen die geringere Zahl der Uebrigen offenbar; niemand iſt mehr ſeiner Freiheit ſicher und Ihr vergeßt, daß jeden, welcher bei hinreichender Macht die Unterdrückung nicht abwehrt, härterer Vorwurf trifft, als den Unterdrücker ſelbſt. Möchtet Ihr doch die Natur der Athener, mit denen der Kampf bevorſteht, genau erkennen, und wie weit ſie in Allem von Euch verſchieden ſind. Jene, zum Neuen gewandt, ſchnell im Erſinnen und das Beſchloſſene durch die That ausführend; Ihr dagegen nur auf Erhalten des Vorhandenen und nicht auf Neues bedacht, ja nicht einmal das Nothwendige wirklich zu Stande bringend. Jene wiederum über ihre Kräfte hinaus kühn, über alle Erwartung wageluſtig und ſelbſt in Schreckniſſen voller Hoffnung; Ihr dagegen thut weniger als Eure Kräfte erlauben, vertraut den überlegteſten Beſchlüſſen nicht, und glaubt aus Gefahren nie befreit zu werden. Raſtloſe ſtehen den Zauderern gegenüber, unter allen Völkern Einheimiſche den Unbeweglichen: denn jene glauben durch die Abweſenheit vom Wohnorte etwas zu gewinnen, Ihr aber durch jede Entfernung den Beſitz zu ſchmälern. Als Sieger treiben die Athener ihre Vortheile aufs Aeußerſte, be-

ſiegt erſcheinen ſie faſt gar nicht niedergebeugt. Führen ſie nicht aus, was ſie ſich vorgeſetzt, ſo halten ſie ſich des eigenſten Beſitzes beraubt; und was ſie durch Anſtrengung gewinnen, achten ſie gering gegen das, was ſie künftig noch zu erlangen hoffen. Mißlingt ihnen irgend ein Verſuch, ſo erſetzen ſie den Verluſt durch andere Hoffnungen, und ſie allein erlangen was ſie hoffen und erſinnen, weil bei ihnen die That aufs ſchnellſte dem Beſchluſſe folgt. So ſtreben ſie unter Arbeiten und Gefahren ihr ganzes Leben hindurch, genießen wenig des Beſitzes um ſtets neuen Erwerbes willen, kennen kein anderes Feſt, als das zu thun, was die Verhältniſſe erfordern, und halten die mühevollſte Thätigkeit für ein kleineres Uebel als thatenloſe Muße; — ja, mit einem Worte, ihrer eigenſten Natur nach können ſie weder ſelbſt der Ruhe pflegen, noch Andern Ruhe geſtatten. Nicht das Vertrauen auf ſein Recht, nicht bloßes Zurückweiſen des Unrechts, kann einen anſpruchloſen in ſeinen Formen veraltenden Staat von der Gefahr befreien, welche ein, auf ſolche Weiſe vorwärts ſtrebender Staat ihm bereitet; vielmehr bedarf es größerer Anſtrengung, Thätigkeit und raſchen Angriffs!"

Nachdem die Korinther ſo geſprochen hatten, traten die, damals zufällig in Sparta gegenwärtigen atheniſchen Botſchafter auf und erwiederten: „Nicht weil Ihr unſere Richter ſeyd, wollen wir uns über die Beſchuldigungen der Bundesgenoſſen rechtfertigen, ſondern um Euch von einem übereilten Beſchluſſe gegen eine Stadt wie Athen abzuhalten. Wir ſchweigen von alten unſichern Sagen, gewiß aber iſt es, daß wir hauptſächlich Hellas erretteten durch unſeren Muth und unſere Aufopferung, und daß wir nach Eurem Rücktritte, Ihr Lacedämonier, mit Recht und durch Vertrag die Oberanführung erhielten. Aber nachdem wir ſie auf dieſe Weiſe erworben hatten, wurdet Ihr eiferſüchtig und argwöhniſch, und die Bundesgenoſſen vergaßen des natürlichen Geſetzes: „daß der Mächtige den Ohnmächtigen, ſo wie beſchütze, ſo auch beherrſche." Da

blieb uns nur die Wahl, unterzugehen durch Schwäche, oder — wie es Furcht, Ehre und Nutzen gebot — uns aufrecht zu halten durch eine kräftige Führung. Aber wahrlich dieſe oft geſchmähte Führung iſt von der höchſten Milde, verglichen mit der Tyrannei, die wir unſerer Ueberlegenheit nach üben könnten. Wir nehmen Recht und verſchmähen Gewalt, als wären jene Schützlinge unſeres Gleichen; aber ſie haben ſchon des größern mediſchen Druckes vergeſſen, und ihre Anmaßung wächſt mit unſerer Nachgiebigkeit. Käme die Oberanführung in Eure Hand, ſo würdet Ihr nicht anders handeln können als wir; wohl aber würdet Ihr, Eurer abweichenden Sitten halber, noch mehr gehaßt werden. Laßt uns deshalb nicht durch ungerechten Krieg die Götter erzürnen, ſondern durch Rechtsſpruch unſere Streitigkeiten ſchlichten."

So ſprachen die Athener und auch König Archidamas widerrieth hierauf den Lacedämoniern jede Uebereilung, an Athens vielfache Hülfsquellen und Einkünfte, an die Uebermacht ihrer Flotte, an die Zahl und Uebung ihrer Mannſchaft und ihrer Bundesgenoſſen erinnernd; dann fügte er, die Eigenthümlichkeit der Spartaner gegen die Aeußerungen der Korinther in Schutz nehmend, hinzu: „Der Langſamkeit und des Zögerns, welches jene hauptſächlich an uns tadeln, ſchämt Euch nicht; denn Eile führt langſam zum Ziele, ſobald man deshalb etwas unvorbereitet unternimmt. Wir bewohnen eine von jeher freie und berühmte Stadt, und das was jene als verwerflich in Anſpruch nehmen, ſollte vielmehr als weiſe Beſonnenheit erſcheinen. Denn wir allein ſind im Glücke nicht übermüthig, und im Unglücke weniger niedergeſchlagen als Andere. Wenn uns jemand durch Lob gegen unſere Ueberzeugung in Gefahren zu verwickeln ſucht, ſo werden wir durch eiteles Wohlgefallen nicht fortgeriſſen; und will uns jemand durch Tadel reizen, ſo bringt uns der Verdruß nicht zu größerer Nachgiebigkeit oder veränderten Beſchlüſſen. Wir ſind kriegeriſch und wohlberathen, vermöge unſeres geſetzten Ge-

müths: jenes, weil mit der Schaam die Beſonnenheit, mit der Beſonnenheit der Muth verbunden iſt; dieſes, weil wir zu einfach erzogen ſind als daß wir uns über die Geſetze erhöben, und zu ſtreng und verſtändig, als daß wir ihnen nicht gehorchten. In unnützen Dingen wenig geübt, wiſſen wir nicht die Anſchläge der Feinde in ſchönen Worten zu tadeln, und dann mit der That zurückzubleiben; ſondern weil mit Worten über das Geſchick Nichts entſchieden wird, rüſten wir uns wie gegen wohlberathene Feinde, und bauen unſere Hoffnungen nicht auf die Fehler jener, ſondern auf die Sicherheit und Weisheit unſerer Beſchlüſſe und Maßregeln. Man halte die Verſchiedenheit zwiſchen Menſchen und Menſchen nicht für ſo ſehr groß, den aber für den Tüchtigſten, welcher in dem Weſentlichſten unterrichtet iſt.“

Sthenelaidas, der Ephore, widerſprach heftig dem Vorſchlage des Königs[1], Geſandte nach Athen zu ſchicken und bereits erlittenes Unrecht hintennach im Wege Rechtens auszugleichen: auf ſeinen Antrag und vielleicht nach Weiſung des delphiſchen Orakels, ſtimmten die Lacedämonier, mehr aus Furcht vor der anwachſenden Macht Athens als um der Bundesgenoſſen willen, daß der Friede gebrochen ſey. Auch in einer zweiten allgemeineren Verſammlung der Spartaner und Bundesgenoſſen, ſtimmte die Mehrzahl der Städte für den Krieg; dennoch ſchickte man Geſandte nach Athen, um im Fall der Verweigerung der Forderungen, einen beſtimmten Vorwand zum Angriff zu haben.

Dreifaches ward verlangt: Athen ſolle

1) diejenigen Heiligthumsſchänder vertreiben, von denen einſt die Kyloniden getödtet worden.

2) Von Potidäa ablaſſen und Aegina in Freiheit ſetzen.

3) Den Megarenſern den Gebrauch der attiſchen Häfen, und den Zutritt zu den atheniſchen Märkten geſtatten.

1 Pausan. III, 7.

Die Athener beſchloſſen in Bezug auf die erſte Forderung[1] (welche nur um des, mit einigen Thätern von der Mutter Seite her verwandten Perikles willen, gemacht war): „Sie würden ihr genügen, ſobald die Spartaner ihrerſeits diejenigen vertrieben, welche beim Tode des Pauſanias den Tempel der Minerva Chalkiökos entweiht und Heloten im Tempel des Neptun getödtet hätten; ſie würden ferner den Forderungen der Megarenſer genügen, ſobald dieſe aufhörten ſtreitiges und heiliges Feld zu bebauen, atheniſche entlaufene Sklaven in Schutz zu nehmen, und ſobald insbeſondere auch die Spartaner den Fremden Zutritt in ihre Stadt erlaubten; ſie würden endlich Potidäa, Aegina und alle von ihnen abhängigen Städte in Freiheit ſetzen, ſobald die Spartaner das Gleiche für die Städte des Peloponneſos bewilligten.“

Ehe aber dieſe Beſchlüſſe Geſetzeskraft erhielten und nach Sparta überſandt wurden, erſchien von daher eine zweite Geſandtſchaft, welche blos erklärte: der Frieden ſolle fortdauern, wenn Athen allen Griechen erlaube nach eigenen Geſetzen zu leben.

Es ward hierauf eine neue Volksverſammlung berufen in welcher Manche für, Manche gegen den Krieg ſtimmten. Endlich trat Perikles auf und ſprach: „Noch immer, o Athener, bleibe ich bei derſelben Meinung, man müſſe den Peloponneſiern nicht nachgeben; ob ich gleich weiß, daß die Menſchen den Krieg nie mit dem Eifer führen, mit welchem ſie ihn beginnen, ſondern nach den Ereigniſſen ihre Anſichten ändern. Schon früher haben die Lacedämonier uns offenbar nachgeſtellt, und jetzt nicht minder; denn obgleich durch Vertrag feſtgeſetzt war: „Jeder ſolle behalten, was er beſitze, und bei entſtandenen Zwiſtigkeiten Recht geben und Recht nehmen;“ ſo haben

[1] Kylon und ſeine Anhänger hatten ſich empöreriſch der Burg bemächtigt. Sie wurden beſiegt und mehrere, die ſich zu dem Altare geflüchtet hatten, dennoch getödtet. Thuc. I, 126. Siehe oben, S. 339.

jene doch weder ſolchen Ausſpruch verlangt, noch, als wir ihn darboten, angenommen. Sie wollen lieber durch Krieg, als durch Gründe ihre Anſprüche geltend machen, und nahen nicht anklagend, ſondern ſchon befehlend. Gäbt Ihr dieſen Forderungen nach, ſo würden ſie, Eurer Furchtſamkeit vertrauend, bald noch Größeres gebieten; wenn Ihr aber ausharrt und klüglich ihnen entgegentretet, ſo werden ſie Euch als ihres Gleichen, als frei und ſelbſtändig behandeln. Deshalb überlegt: ob wir vor allem weiteren Unglück gehorchen, oder (was mir beſſer ſcheint) kriegen und aus keinem weder größerem noch kleinerem Vorwande nachgeben, und das Erworbene nicht in Furcht beſitzen wollen; denn der größte wie der geringſte Befehl, welcher vor einer Rechtsentſcheidung von unſeres Gleichen an uns ergeht, bezeichnet dieſelbe Sklaverei."

Perikles erinnerte ferner an das Ungeſchick der Spartaner, lang und außerhalb ihrer Heimath Kriege zu führen, an ihre Armuth und den Mangel einer Seemacht, an die Langſamkeit und Uneinigkeit der von ihnen minder abhängigen Bundesgenoſſen. Er ermahnte die Athener, ſie ſollten ſich, unbekümmert um ihre Landbeſitzuugen blos als Seemacht betrachten, wodurch ſie jeglichem Mangel ohne Schwierigkeit vorbeugen, in allen Gegenden ihren Feinden leichter ſchaden und ſie eher bezwingen würden als auf dem entgegengeſetzten Wege.

Dieſen Anſichten des Perikles gemäß erklärten die Athener den Lacedämoniern: „Auf Befehl würden ſie Nichts thun, aber ſie wären bereit, nach den Worten des Vertrags ſich über die ſtreitigen Punkte der Entſcheidung des Rechts, unter völlig gleichen Bedingungen zu unterwerfen. Auf dieſen ſo billigen Vorſchlag erfolgte keine Antwort; der Krieg begann 431 Jahre vor Chriſtus.

Mit Sparta war verbündet der ganze Peloponneſos (nur mit Ausnahme der Argiver und Achäer) die Ambracioten, Lokrer, Phoceer, Leukadier, Anaktorier, Megarer und Böoter. Für Athen ſtanden Platää, Naupaktus, die

Akarnaner, die meiſten Küſtenſtädte in Thracien, Klein-aſien und am Hellespont, endlich faſt alle Inſeln. Sie ſelbſt beſaßen dreihundert dreirudrige Schiffe, 1200 Reiter, 1600 Bogenſchützen, 13000 ſchwer bewaffnete Fußgänger, 16000 Mann Beſatzungsſoldaten, 600 Talente jährlicher Einkünfte von den Bundesgenoſſen (andere Einnahmen ungerechnet), 6500 Talente im Schatze[1]. Alles war für Athen: die größere Macht, Bildung, Einſicht, ſelbſt der größere Feldherr; aber die Spartaner wurden geehrt, die Athener gehaßt oder doch gefürchtet; jene hießen die Befreier, dieſe die Unterdrücker von Hellas: das entſchied mehr, als die letzten anfänglich glaubten!

431 Jahre vor Chriſtus fiel König Archidamas mit einem bedeutenden Heere in Attika ein, und beſetzte das offene Land; aber die Athener ſandten Heerden und Güter nach Euböa und zogen ſich dem, vielleicht zu ängſtlichen Vorſchlage des Perikles gemäß, in ihre Stadt zurück. Doch kehrten die Spartaner bald um, als eine atheniſche Flotte nach dem Peloponneſos ſegelte und einen Theil der Küſte von Meſſene, Elis und Lokris verwüſtete. Ferner verjagten die Athener alle Aegineten mit Weibern und Kindern aus ihrer Heimath, überfielen und plünderten das megariſche Gebiet, verbanden ſich mit Sitalces dem Könige der Odryſen und Perdikkas dem Könige von Macedonien, eroberten Solion, Cephalonien, Aſtakon in Akarnanien, befreiten das amphilochiſche Argos und beſiegten endlich die Ambracioten.

Ungeachtet dieſes Erfolgs und obgleich den Athenern auch im zweiten Kriegsjahre die Plünderung mancher Küſte des Peloponneſos gelang, wurden ſie ſehr mißvergnügt als auch die Spartaner wiederum Attika beſetzten, und dadurch manche Einkünfte und noch mehrere Annehmlichkeiten verloren gingen. Man tadelte laut den Perikles als Urheber des Krieges und des ungenügenden Kriegsplans, er aber

[1] Thucyd. II, 13—15.

blieb ſtandhaft und ſprach mit der ihm eigenen eindringenden Würde zu den Verſammelten: „Des Einzelnen Verluſt iſt unbedeutend und leicht erſetzt, wenn nur das Ganze muthig aufrecht erhalten wird; der Freie erwirbt leicht jedes Gut wieder, der Unterworfene dagegen verliert Alles auf alle Zeiten. Was von den Göttern kommt, ertragt als nothwendiges Geſchick, was von den Feinden kommt aber mit Standhaftigkeit. Erwägt daß unſere Stadt bei allen Menſchen den größten Namen hat, weil ſie in Unglücksfällen nicht verzagte, die meiſten Menſchen und Anſtrengungen dem Kriege weihte und dadurch bis auf dieſen Tag die größte Macht erwarb; wovon den Nachkommen, wenn wir auch (da alles ſteigt und ſinkt) untergehen ſollten, ein ewiges Andenken bleiben wird. Denn ſelbſt Hellenen, haben wir die meiſten Hellenen beherrſcht und die größten Kriege ſiegreich geführt; theils gegen Alle vereint, theils gegen die Einzelnen, und ſo iſt unſere Stadt in jeder Hinſicht die blühendſte und trefflichſte geworden. Der Träge wird uns vielleicht tadeln, der Thatbegierige aber nach jenen Zielen ſtreben, und was er etwa nicht erreichen kann, beneiden. Verhaßt und drückend für den erſten Augenblick wurden zwar Alle die ſich der Herrſchaft über Andere anmaßten; wer aber um dieſen höchſten Preis den Haß gewinnt, hat ſich gut berathen: denn der Haß dauert nicht lange, aber der Glanz der Gegenwart und der nachfolgende Ruhm, bleibt ewig und unauslöſchlich! Beides ſichert Ihr Euch ſchon jetzt, wenn Ihr nämlich für die Zukunft was ehrenvoll, und für den gegenwärtigen Augenblick nichts Schimpfliches beſchließt. Sendet keine Geſandten nach Lacedämon, und zeigt durch Nichts daß Euch die gegenwärtigen Unfälle drücken: denn die trefflichſten Staaten und die tüchtigſten Männer ſind die, welche im Unglück am wenigſten verzagen und durch die That den kräftigſten Widerſtand leiſten."

Der Unwille der Athener gegen Perikles verſchwand, ſie bereiteten ſich zu neuen Unternehmungen; als nach ei-

nem ſehr naſſen Winter und Frühjahr, und nach einem überheißen Sommer, Krankheiten in der mit Menſchen überfüllten Stadt ausbrachen und ſchnell zu einer beiſpiellos ſchrecklichen, unzählige Einwohner hinraffenden Peſt anwuchſen[1], als auch **Perikles**, das Haupt des Staats dieſer Peſt erlag! In demſelben Jahre, 429 vor Chriſtus, wo der größte atheniſche Staatsmann ſtarb[2], ward der größte atheniſche Philoſoph, Platon, geboren: die Götter ſchienen der begünſtigten Stadt faſt noch mehr geben zu wollen, als ſie ihr nahmen.

1 Dieſe Peſt ſchwächte nicht blos die Macht, ſondern ward auch den Sitten nachtheilig. Thuc. II, 53.

2 Diog. Laert. Platon c. 2.

Achtzehnte Vorleſung.

Perikles und ſein Zeitalter.

Es hat Geſchichtſchreiber gegeben, welche die Bedeutſamkeit und Würdigkeit eines Staats mit der Elle maßen, nach dem Einmaleins abzählten und dann mit vornehm thuender Gemeinheit behaupteten: jeder Dorfſchulze ſey ein Agamemnon, und eine Steppe in der Mongolei habe den Vorrang vor Athen und Hellas. Wars zu verwundern, wenn ſich an dieſe grundverkehrte Anſicht baare Lügen über einzelne Männer und Thatſachen, im Widerſpruche mit den deutlichſten, aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz überſehenen Zeugniſſen anreihten? — Doch wir ſollten wol nicht hierüber ſchelten, ſondern vielmehr inniges Mitleid fühlen: wenn Jemand mit Hülfe ſeiner Anſicht vom Staate nur herausbringt, die Hellenen wären Diebe und Räuber geweſen; oder ein Anderer, durch die Brille einer ungenügenden Sittenlehre, Nichts ſieht als daß ſie ſich allerlei Ausſchweifungen ergeben hätten.

Wer da meint der peloponneſiſche Krieg ſey nur ein Krieg wie alle Kriege, ja nur ein kleiner unbedeutender Krieg geweſen, hat deſſen Geſchichte gewiß nicht im Thucydides, ſondern in irgend einer mangelhaften Erzählung geleſen; und wer vergißt was der ſeit Jahrtauſenden und

Digitized by Google

auf Jahrtauſende hinaus feſtſtehende Ruhm des perikleiſchen Jahrhunderts ſagen will, der hat ſelbſt mit Hülfe des Thucydides noch nicht die kleinere Hälfte der nothwendigen Ueberſicht gewonnen. — Aus dem heldenmüthigen glücklichen Freiheitskampfe gegen die Perſer, entſtand in den Athenern ein ſolches Vertrauen zu den ihnen inwohnenden Kräften, eine ſo raſtloſe allſeitige Uebung derſelben, daß jeder mit edlem Stolze mehr wollte und mehr ausführte, als ſeine urſprünglichen Kräfte zu erlauben ſchienen; daß jeder ſich zum Höchſten berufen glaubte, und wenn er auch unter ſo vielen Mitkämpfern dies nicht erreichte, ſich doch weit über das Gemeine erhob. Daher traten ſchnell nach einander ſo vielſeitig vollendete Führer auf: Themiſtokles neben Ariſtides, dann Cimon, und endlich — als deſſen Hoffnungen nur auf Perſiens und Aegyptens Eroberung gerichtet waren — ſtellte ſich ihm Perikles zur Seite; tiefer einſehend was die Natur und Beſtimmung des atheniſchen Staates ſey, nur das ſcheinbar Größere aufgebend, was man ſo manchmal vorher und nachher erreichte, und zur Erwerbung desjenigen hinwirkend, was noch nie in ſolcher Vollendung wieder erſchienen iſt. Denn jene Feldherrn und Staatsmänner ſind, bei aller Größe, dennoch nur einzelne Strahlen in der überreichen helleniſchen Sonne: — freilich keine Sonne ohne Flecken; aber doch eine in welche faſt Niemand ſchauen kann ohne geblendet zu werden, und der wahre Brennpunkt des Ganzen iſt die Zeit des Perikles.

Weil ſich aber doch Manches erſt nach ihm fortbildet oder hinzubildet, weil der Umfang der Gegenſtände zu groß iſt; ſo wollen wir von Wiſſenſchaft, Kunſt, Philoſophie, Handel und Staatshaushalt ſpäter in beſondern Vorleſungen handeln, und an dieſer Stelle nur das Allgemeinere aufnehmen was zur Ueberſicht des Ganzen unentbehrlich erſcheint.

Hieher gehört alſo zuvörderſt die Bemerkung, daß das Finanzweſen zur Zeit des Perikles in Hinſicht auf

Treue der Verwaltung vollkommen tadellos war: er hatte achttauſend Talente in den Schatz gelegt und ſein väterliches Vermögen auch nicht um eine Drachme vermehrt, er zeigte ſich durchaus unbeſtechlich und erhaben über die, ſchwächeren Gemüthern ſo gefährliche, Liebe zum Gelde[1]. — Damals waren die Athener unbedenklich die Reichſten unter allen Hellenen; hatten ſie denn aber (wir dürfen dieſe Frage hier nicht ganz übergehen), hatten ſie dieſen Reichthum auf gerechte und würdige Art erworben? Gutentheils, wer kann es läugnen, durch ihre Oberanführung, durch die Hegemonie: allein wem ſtand darauf ein ſolches Recht wie ihnen zu? Wer hatte ſo viel gekämpft, ſo viel gewagt, ſo viel geopfert? Waren ſie nicht in Allem und Jedem die Erſten? Sollten ſie die Herrſchaft freiwillig niederlegen, freiwillig aus ihrer Mittagshöhe in das frühere Dunkel hinabſteigen?

Aber, wendet man ferner ein, ſie hätten ihre Herrſchaft mit Mäßigung und Gerechtigkeit üben ſollen. Wie wenig dieſer Forderung, beſonders in ſpäteren Zeiten genügt worden iſt, zeigt augenfällig der Gang der Geſchichte. Wenn aber die Gegner des Perikles in Bezug auf den, großentheils aus Beiträgen der Bundesgenoſſen entſtandenen Schatz behaupteten: er dürfe nur zum Kriege benutzt werden, und jede andere Verwendung ſey ein bloßer Diebſtahl; ſo erwiederte Perikles: die Bundesgenoſſen ſtellen keine Schiffe und Mannſchaft, ſie nehmen keinen unmittelbaren Theil an den Fehden, ſondern zahlen Geld auf daß man ſie ſchütze. Wenn nun die Athener dieſen Schutz genügend und ſelbſt mit Aufopferung ihres Lebens gewähren, ſo iſt jene Bedingung vollkommen erfüllt, und das Geld gehört den Athenern. Ueberhaupt iſt eine Verwendung der öffentlichen Gelder blos zum Kriege, offenbar einſeitig: es laſſen ſich auf dieſe Weiſe weder alle Bürger in Thätigkeit ſetzen, noch ausbilden. Es muß ein Ueber-

1 Isocr. de pace 295.

ſchuß bleiben und zu höhern Zwecken verwendet werden, es muß aus Wiſſenſchaft und Kunſt dem Staate ein ewiger Ruhm, eine ewige Jugend erwachſen; — nebenbei wird dann auch das Geringere erreicht, nämlich augenblickliche Theilnahme und Beſchäftigung und äußere Verſorgung der Bürger.

Geburt, Erbſchaft, Heirath u. ſ. w. können den Einzelnen ohne Verdienſt bereichern und erheben: der Reichthum eines Volks iſt dagegen allemal Beweis hoher Thätigkeit, Einſicht, vielſeitiger Bildung und innerer Wechſelwirkung; er kann bei leiblicher und geiſtiger Faulheit einer ganzen Nation gar nicht zufallen. Hiemit wollen wir armen Völkern keineswegs alle urſprünglichen Tugenden abſprechen, wol aber möchten wir behaupten: daß ein verarmendes Volk allemal auf dem Wege iſt, mit dem Reichthume alle übrigen Vorzüge einzubüßen. Umgekehrt ſchwinden aber auch bisweilen alle wahren innern Vorzüge, während der von früheren Geſchlechtern erworbene Reichthum, und ſelbſt ihre, aber freilich unfruchtbar gewordenen Kenntniſſe, noch forterben. Die byzantiniſchen Griechen, welche Schätze der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Geldes beſaßen ſie nicht, und wie waren ſie durch und durch verdreht und verderbt!

Die Athener beſchloſſen alſo nach des Perikles Antrag: ihren Reichthum nicht blos zum Kriege, ſondern zu höhern Dingen ſo zu verwenden, daß ihnen ewiger Ruhm und ewige Jugend daraus erwachſe. Schon dieſer Beſchluß ſteht faſt einzig in der Geſchichte; aber ein Beſchluß und ein großer Geldvorrath führen noch nicht zum Ziele, und die Frage nach dem was wirklich geſchah, tritt mit doppelter Wichtigkeit hervor. — Die Antwort befriedigt auch die höchſte Erwartung: der Geiſt gab das Leben, und in Athen der einen Stadt ward binnen einem Menſchenalter mehr gedacht, gefühlt, gethan, gebildet, als in ganzen Welttheilen ſeit Anbeginn der Geſchichte. Sparta iſt ehrenwerth und blieb frei von einzelnen Mängeln Athens;

aber wie einſeitig war dort die blos kriegeriſche Ausbildung im Vergleiche mit Athen, wo wir neben nicht minder großen Kriegshelden, welche Geſchichtſchreiber, Redner, Philoſophen, Dichter, Bildhauer, Maler, Baukünſtler u. ſ. w. erblicken! — Wer mag das Jahrhundert des Auguſtus oder Ludwigs XIV dem perikleiſchen gleichſtellen? Und ſelbſt das herrliche der Medicäer hat es einen Thucydides, Platon oder Sophokles? Fehlte die Beredtſamkeit nicht faſt ganz, und ward das, was allein über das Alterthum hinaus erheben konnte, nicht von ſo vielen der damals in Italien Hochgerühmten, gänzlich verkannt?

In wie erſtaunlich kurzer Zeit entſtanden in Athen die Gebäude, deren Schönheit ewig und unvergänglich iſt, und deren Dauer kaum durch offene, frevelhafte Gewalt bezwungen werden konnte. Und mit der Baukunſt hielten alle anderen Künſte gleichen Schritt: der Rieſengeiſt des Phidias beherrſchte alle, und nur Michel Angelo Buonarotti möchte in ſpätern Zeiten ihm vergleichbar ſeyn.

Die Vollendung der Künſte ſtand in untrennlicher Verbindung mit dem Ausbilden der Mythologie. Der Ernſt und der Tiefſinn des Symbols war den Griechen nicht ganz fremd geworden; wohl aber hatten ſie alles Ueberladene, Ungemäßigte, Häßliche davon getrennt, und jedes Zeichen, jede Darſtellung, unbeſchadet ihres Weſens, bis zur vollendeten Schönheit geſteigert. Die Kunſt gebot den höchſten Ideen ſinnlich zu erſcheinen[1], in den Raum zu treten und Geſtalt anzunehmen. Ueberwöge auch die Maſſe orientaliſcher Symbolik die griechiſche; ſo kann doch das Häßliche nicht dem Schönen gleichgeſtellt, ja der Maßſtab welcher das Helleniſche als vollendet zeigt, bei jenem Orientaliſchen nicht einmal angelegt werden. Deſſungeachtet ſtand das Volk in Hellas der Abgötterei nicht näher als das Volk in Indien und Aegypten. Vielmehr führt ein ächtes Gefühl des Schönen auch zur Einſicht des

1 Creuzers Symbolik I, 146.

Guten; und wir halten es trotz aller entgegenſtehenden Behauptungen für falſch, daß jemals die Religion ganz im Argen liegen könne, wenn der Staat, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ihre große Zeit haben, oder daß die wahre Religion wahrhaft herrſche, wenn dieſe zu Boden gedrückt ſind. — Mit demjenigen, der an chriſtlichen Heiligen keinen Anſtoß nimmt, dürfte man ſich wol über heidniſche Helden verſtändigen, mit dem der die neue Kunſt liebt auch über die alte Kunſt einigen: wer aber nicht ſo viel Fantaſie beſitzt daß ihm die Götterbilder lebendig von den Geſtellen herabſteigen, oder wer ohne heiligeren Glauben und innigere Begeiſterung mit dem auswendig gelernten Begriff von einer allmächtigen Gottheit, jene große, in ſich vollendete helleniſche Welt tödten und vernichten will, der würde ſich auch durch umſtändlichere Auseinanderſetzungen nicht belehren und bekehren laſſen.

An Heldenthum und Heldenfamilien, reihte ſich die öffentlichſte und geſelligſte aller Künſte, die dramatiſche. Kein Volk hat im ächten Sinne ſo viel für dieſelbe gethan als die Athener, und dieſe Begünſtigung fand ihren Lohn in den unſterblichen Werken der attiſchen Tragiker: Aeſchylos' Erhabenheit, Sophokles' vollendete Schönheit, Euripides' reiche Betrachtung des Lebens: und der Tragödie gegenüber ſteht nicht minder merkwürdig die politiſche Kühnheit der älteren, ſowie der gebildete Reichthum der neueren Komödie[1]. — Die Frage, inwiefern ſpäter eine nicht zu rechtfertigende Verſchwendung für die Schauſpiele eingetreten ſey, werden wir in dem Abſchnitte von dem Staatshaushalte unterſuchen[2], und die dem Perikles gemachten Vorwürfe berichtigen. Ob und in wie weit er dagegen auf die Verfaſſung und die inneren Verhältniſſe nachtheilig gewirkt habe, muß hier erörtert und, zur beſſeren Ueberſicht, der ſeit Solon ſtattgefundene Gang der Entwickelung kürzlich nachgewieſen werden.

1 Wir kommen ſpäter umſtändlich darauf zurück.

2 Lysias Apol. Dorod. 699. Libanius argum. Olynth. I.

Von Piſiſtratus und ſeinen monarchiſchen Beſtrebungen iſt ſchon genügend geſprochen worden, über die Maßregeln des Kliſthenes müſſen wir dagegen wiederholend und erläuternd Folgendes bemerken:

Er bildete anſtatt der bis dahin beſtandenen vier Phylen, zehn Phylen. Dieſe Phylen konnten keine Stämme verſchiedenen volksthümlichen Urſprungs ſeyn: denn da wir uns genöthigt ſahen ſelbſt Pelasger und Hellenen zu einem Volke zu rechnen, woher ſollten nun wol die vier Volksſtämme kommen, und wie ſollte man ſie auf einmal jenem Sinne gemäß in zehn Volksſtämme verwandeln können?

Die vier Phylen waren aber auch, wie wir ſahen, nicht vier politiſche Kaſten nach ägyptiſcher oder indiſcher Weiſe. Daß ſie endlich ſchon zu Solons Zeit auch nicht vier Stände bezeichnen konnten, geht aus Folgendem hervor:

1) Dieſe vier Stände waren, nach dem bereits oben Dargelegten, entweder Prieſter, Krieger, Gewerbtreibende und Hirten, oder Adelige, Zinsbauern, Gewerbtreibende und Hirten. Hätte nun eine der vier Phylen einen der vier Stände in ſich begriffen, ſo müßten — da jede Phyle hundert Glieder zum ſoloniſchen Rath ſtellte — hundert Adelige, hundert Zinsbauern, hundert Gewerbtreibende und hundert Hirten darin geſeſſen haben. Dies iſt unerweislich, unnatürlich, ja mit Hinſicht auf Solons Vermögensſchatzung unmöglich. Und wenn der Rath vor Solon ohne Vermögensſchatzung blos nach den vier Phylen beſetzt ward, ſo erſcheint es, bei der damaligen ſtrengen Ariſtokratie, noch weniger denkbar daß jeder Stand gleich viel Perſonen ſtellte. Zuvörderſt wird man daher anſtatt der vier Stände, die bereits vor Solon erwähnten drei Stände oder Lebensarten annehmen, und auf die viel beſſer mit allem Uebrigen verträgliche Nachricht zurückkommen müſſen: daß jede Phyle aus drei Dritteln, aus Edeln, Ackerbauern und Gewerbtreibenden beſtand, in jeder alſo Glieder der drei Stände waren. Alsdann konnte jede Phyle allerdings

gleich viel Glieder zum soloniſchen Rathe ſtellen, und der wunderliche Aberglauben an eine gleiche, über alle innere Weſenheit und gegen alle innere Weſenheit geltende Ziffer, fällt hinweg.

2) Kliſthenes konnte ferner nicht aus vier Ständen, zehn Stände machen; wol aber konnte er aus vier Abtheilungen, zehn Abtheilungen bilden, in deren jeder Perſonen aus allen drei Ständen oder Lebensarten vorhanden waren. So wenig es alſo hienach unmittelbar vor Kliſthenes eine bloße Hirtenphyle gab, ſo wenig nachher: organiſche Gliederungen der Art wie Stände und Lebensarten, laſſen ſich nicht willkürlich umſtellen; wol aber laſſen ſich Abtheilungen nach Umfang, Lage, Menſchenzahl u. ſ. w. mehren und mindern. Die Ortſchaften waren unter die Phylen vertheilt, und neben der Einſchreibung in die Ortsliſte[1] blieb davon ganz getrennt auch die in die Phratrien, nach Geſchlechtern. Ein ſolches Geſchlecht konnte innerhalb eines Ortes abgeſchloſſen ſeyn, es konnte aber auch darüber hinausreichen. Die zehn kliſtheniſchen Phylen waren nicht im alten Sinne nach Ständen oder Geſchlechtern in Phratrien zerfällt, ſondern (die Geſchlechter zur Seite laſſend, oder auseinander ſprengend) nach einem bloßen Grundſatze der Zahl in dreißig Drittel. Ueberhaupt hatten in ſpäterer Zeit die an Stände und Geſchlechter erinnernden, oder darauf ſich gründenden Phratrien, keinen ſtaatsrechtlichen Einfluß, und nur noch Bedeutung und Dauer in Hinſicht auf bürgerlichen Stand, Familienrechte, und darauf ſich beziehende religiöſe Verhältniſſe.

Alles bisher in Beziehung auf Kliſthenes Geſagte, ſteht mit dem Unläugbaren, daß deſſen Veränderungen zur Demokratie hinwirkten, gar nicht im Widerſpruch. Denn wenn auch die neuen Abtheilungen etwanige ſtändiſche Verhältniſſe nicht aufhoben, ja ſie unmittelbar kaum

1 Corsini fasti I, 198.

angriffen, ſo löſeten doch — um nur Eines zu erwähnen — ſeine Veränderungen die alten Bande, Genoſſenſchaften, das alte Adelsleben u. ſ. w.; und jede ſolche Löſung führt allemal zum Demokratiſchen, und zu einer im Hintergrunde ſtehenden Despotie oder Demagogie. Hiezu kam ferner die Ertheilung des Bürgerrechts ſogar an Freigelaſſene und Sklaven, deren Einweiſung in die Phylen, die nur Vornehme treffende Strafe des Oſtracismus ſowie das ſeit Kliſthenes vorherrſchende Looſen; welches Alles (ſelbſt ohne Zahlveränderung) im Ablaufe der Zeit auf die alten Phylen, auf Stände, Rath, Areopagus und Volksverſammlung, den wichtigſten Einfluß haben mußte.

Faſt noch entſcheidender ward die von Ariſtides durchgeſetzte Veränderung. Der perſiſche Krieg hatte dem niederen Volke ſeine Wichtigkeit gezeigt; wogegen die Reichen durch die Verbrennung Athens ſehr zurückgekommen und ſchon zur Zeit der Schlacht bei Platää[1] in Gefahr waren, alle ihre Vorzüge durch eine Verſchwörung zu verlieren. Bei dieſen Verhältniſſen hielt es Ariſtides für beſſer, das Unabwendbare, den Meiſten heilſam und billig Erſcheinende, auf einem ordentlichen geſetzlichen Wege zu erreichen: die letzte Klaſſe der Bürger ward in ſtaatsrechtlicher Hinſicht den drei erſten Klaſſen gleich geſetzt. Hiemit — und nicht durch die ſpäter, beſonders zur Zeit des Perikles ſich natürlich daran reihenden Veränderungen — ward ein Hauptpfeiler der ſoloniſchen Verfaſſung bereits umgeſtürzt, ſeine Klaſſeneintheilung verlor dadurch alle Bedeutung, oder behielt nur eine untergeordnete in Bezug auf Steuern und Kriegsdienſt. Nicht die Ariſtokraten hatten bei Salamis, Platää und am Eurymedon geſiegt; ſie konnten, dem atheniſchen Volke gegenüber, ihre bevorzugte Stellung nicht länger behaupten. Einer Demokratie war unausweichbar die Bahn dergeſtalt eröffnet, daß neben der entſcheidenden Wichtigkeit des Volkes nicht etwa ſtaatsrechtliche Formen

[1] Plutarch. Aristid. 13, 22.

oder große Genoſſenſchaften Bedeutung behielten; ſondern blos die Mehrzahl der Bürger, neu entſtehender Geldreichthum, und das rein perſönliche Talent einzelner Volksführer oder Volksverführer.

Dieſe Umſtellung der Verfaſſung, ward allerdings Miturſache des Untergangs, aber auch der Größe und des Glanzes von Athen; und nicht minder lagen ſchon in dem Soloniſchen manche Keime zu dieſer Entwickelung: ſie ſind nicht alle im Widerſpruch gegen die urſprüngliche Richtung hinzu erfunden.

So erſcheint zuvörderſt der Rath der Fünfhundert ſeiner Natur und ſeinem Weſen nach keineswegs ſo ſehr vom Volke verſchieden, wie etwa Patricier und Plebejer, Senat und Volk in Rom, wie Oberhaus und Unterhaus in England u. ſ. w. Es fehlte an eigenthümlichen entgegengeſetzten Anſichten und Beſtandtheilen, aus denen ſich ein mächtiger Widerſtand und ein förderndes Gleichgewicht hätte erzeugen können: denn der Rath war ja Nichts als der kleinere, gleichartige Ausſchuß aus dem größeren Volke. Ganz natürlich behielt nun das Letzte immerdar das Uebergewicht über die wenigen Räthe, welche jährlich von ihm gewählt, oder aus ihm erlooſet wurden, von ihm in Lob und Tadel abhängig waren, und nach Ablauf ihres kurzen Amtes wieder in das Volk zurücktraten. Der Rath konnte keinen Volksſchluß verwerfen und keine Vorberathung mit Erfolg verweigern; oft beſchloß das Volk das Gegentheil deſſen was er für räthlich gehalten, und manche Dinge (ſelbſt eigentliche Verwaltungsangelegenheiten) kamen auch trotz der entgegenſtehenden Geſetze ohne Vorberathung an das Volk[1], oder der Rath führte hintennach nur aus, was das Volk gut geheißen hatte. Aus dem Allem geht hervor, daß (nach unſerer Art zu reden) der Rath nur eine berathende und verwaltende Behörde war, und in ſofern kaum ein ſelbſtändi-

1 Aristoph. Plutus 930 Schol.

ger organiſcher Theil der Verfaſſung genannt werden kann, als ihm keine hemmende Stimme, kein Veto gegen das herrſchende Volk zuſtand.

Aber, heißt es, dieſe heilſame Vermittelung, die würdige Erhaltung alles Löblichen, die Beſchränkung der ſcheinbar unbegränzten Volksgewalt, war in die Hände des Areopagus gelegt, und indem Perikles deſſen Rechte verminderte, führte er den Untergang der Verfaſſung herbei.

Wir bemerken hierüber Folgendes: Man könnte ſagen: die geſetzgebende Macht war in Athen bei dem Volke, die verwaltende bei dem Rathe, die richterliche bei dem Areopagus; — man könnte es ſagen, aber es wäre nicht richtig: denn Solon hatte es auf eine ſolche Trennung der Gewalten, für welche man erſt ſpäter Namen und Begriff erfand, gar nicht abgeſehen. Insbeſondere war die richterliche Gewalt dem Areopagus keineswegs ausſchließlich zugewieſen; ſondern viele Sachen gingen ſchon zu Solons Zeiten an andere Gerichte.

Wenn nun, wie man nicht läugnen kann, Ephialtes zur Zeit des Perikles[1] das Urtheilsrecht des ſouverainen Volks erweiterte, und der Areopagus von der Volksverſammlung wol nicht überall ganz unabhängig blieb und verfuhr, ſo wollen wir dies zwar nicht mit Manchem eine Verbeſſerung nennen; aber gewiß blieb der Areopagus noch in ſpäterer Zeit eine ſehr hoch angeſehene Behörde[2], auch leitet Niemand vorzugsweiſe den Verfall Athens von der Schlechtigkeit der peinlichen Gerichte ab. Und Manches, was dem Areopagus beſtimmt genommen, oder im Ablaufe der Zeit mißbräuchlich entzogen war, ward ihm bisweilen mit Bezug auf uraltes Recht vom Volke entweder zur letzten Entſcheidung, oder zur Berichterſtattung neu über-

1 Plut. Cimon 15. Diod. XI, 77 erwähnt hiebei des Perikles gar nicht.

2 Lycurgus in Leocratem S. 144.

wieſen; was jedoch mehr das Schwankende ſeiner Stellung, als ſeine Macht erweiſet.

Was nun ferner die zweite Hälfte der dem Areopagus zugewieſenen Rechte betrifft, wonach er als Wächter der Geſetze, der Sitten, der Religion, eine Cenſur von ſehr großem Umfange ausüben ſollte, ſo iſt:

Erſtens, eine ſolche Befugniß jedesmal in ſich unbeſtimmt und großer Mißbräuche fähig, und wird, beſonders wenn ſie ſehr wirkſam ſeyn will, faſt immer in eine Art von Inquiſition ausarten.

Zweitens, erſcheint ihre Ausübung in einem beweglichen, anwachſenden, demokratiſchen Staate doppelt ſchwer, ja faſt unmöglich wenn man ſie einer Behörde überträgt, deren Beiſitzer lebenslänglich ohne Zuziehung von Volksrichtern oder Geſchwornen richten und ordnen ſollen; einer Behörde, welche keine eigenthümlichen Mittel zur Erreichung jenes Zweckes der ſittlichen und religiöſen Oberaufſicht beſitzt, und gewiſſermaßen neben der Geſetzgebung und Verwaltung ſteht. — Der Areopagus übte nämlich keine wahre Vermittelung zwiſchen Rath und Volk aus, und hatte keine dritte erhebliche, die beiden andern regelnde und verſöhnende Wirkſamkeit; er verhielt ſich nicht ſo organiſch wichtig zu Rath und Volk, wie etwa der römiſche Konſul zu Senat und Volk, der König von England zum Ober- und Unterhauſe, der Präſident der vereinigten Staaten zu den beiden Kammern. Endlich

Drittens, war die Beſetzung des Areopagus aus den abgegangenen Archonten keineswegs unbedingt zweckmäßig.

Die Wahl der Archonten hatte im Ablaufe der Zeit viele Veränderungen erlitten: die zehnjährigen nahm man aus der königlichen Familie, die jährigen wählte man durch Abſtimmung aus dem alten Adel, wozu die königliche Familie auch gehörte. Nach Solons Einführung der Klaſſen beruhte das Anrecht nicht mehr ausſchließlich auf der Herkunft, ſondern auf der Schatzung[1]. Durch Kliſthe-

[1] Böckh Staatshaushalt II, 410.

nes trat wahrſcheinlich das Loos an die Stelle der Wahl, aber man erlooſete nur aus den erſten Klaſſen; ſeit Ariſtides konnte endlich jeder dieſe höchſten Würden erlangen, und zwar — durchs Loos! Ob nun dies unbedingte Vorwalten des Looſes, brauchbare Archonten, tüchtige Räthe und weiſe Areopagiten geben konnte, läßt ſich leicht ermeſſen. Freilich traten keine Unruhen bei den Wahlen ein, wenn man überhaupt nicht wählte; aber das vermiedene Uebel möchte wol das geringere geweſen ſeyn. Zwar ſollte über jeden erlooſeten Beamten (wie wir ſahen) eine Prüfung, eine Dokimaſie, ſtattfinden; da dieſe aber — ſeitdem die ſtaatsrechtlichen Anſprüche für Alle gleich waren — nur auf Bürgerthum, Erfüllung der Bürgerpflichten, Unſittlichkeit und Verbrechen gerichtet ſeyn durfte, ſo folgt: daß durch jenes Mittel die Unbrauchbaren weder konnten beſeitigt, noch die Tüchtigſten hervorgezogen werden. Ferner ergiebt ſich hieraus ganz natürlich: daß die Archonten Athens faſt ohne Ausnahme unbedeutend und unbekannt blieben, während die römiſchen Konſuln immer die größten Römer waren; daß in Rom Niemand ohne öffentliches Amt große öffentliche Wirkſamkeit erhielt, während in Athen die leitenden Perſonen, auf unrathſame Weiſe, faſt immer neben den Aemtern und über den Beamten ſtanden. So war, um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, Perikles niemals Archon oder Mitglied der Areopagus.

Ob nun alſo gleich das Loos demokratiſch über die Anſtellung der meiſten Beamten entſchied, dann doch nicht über alle: die Feldherrn z. B. oder Strategen, die Geſandten, manche Finanzbeamte wurden (wie es die Natur der Sache hier noch dringender verlangte), durch Abſtimmung mit Aufhebung der Hände (durch Cheirotonie) erwählt. Cheiroſkopen oder Handſchauer leiteten den Ausfall. Erlooſungen leiteten die Thesmotheten; Wahlen die Vorſteher der Volksverſammlungen, welche auch Perſonen vorſchlugen oder diejenigen nannten, welche um die Aemter eingekom-

men waren. Alle für die einzelnen Bezirke und Ortſchaf-ten nöthigen Beamten, beſtellten jene ſelbſt ohne anderweite Einmiſchung, ſo wie ſie auch oft ihr eigenes Vermögen und eigene Feſte hatten.

Bei ihrer beweglichen, poetiſchen Natur, waren die Athener nicht vorzugsweiſe zur Ausbildung der Rechtswiſſenſchaft geeignet; ſie beſaßen nicht (wie die Römer) eine reiche, juridiſche Literatur. Mehr als die gelehrte Seite, war das öffentliche Rechts- und Billigkeitsgefühl entwickelt, und verdeckte manche Lücke des Inhalts und manche Unbeſtimmtheit der Formen. Es gab in Athen keine juriſtiſche Steifheit, keinen ertödtenden Buchſtaben, keine Geheimnißkrämerei mit dem Rechte, keinen großen Abſtand zwiſchen Juriſten und Volk: alle Gefahren und Mängel lagen in der ganz entgegengeſetzten Richtung.

Manche, beſonders mit der Verwaltung in engerer Verbindung ſtehende und zu ſeinem Geſchäftskreiſe gehörige Sache, machte der Rath der Fünfhundert für ſich ab, andere dagegen brachte er ans Volk, oder übergab ſie den Gerichten. Klagen über Gegenſtände von öffentlichem und allgemeinem Intereſſe, durfte nicht blos der Beleidigte, ſondern jeder unbeſcholtene Bürger anſtellen. In vielen Dingen ſtand dem Kläger die Wahl frei zwiſchen verſchiedenen Rechtsmitteln und verſchiedenem Rechtsverfahren. Gewöhnlich waren dem Kläger zwei Reden und dem Beklagten zwei verſtattet; erhielt jener bei öffentlichen Klagen nicht ein Fünftel der verdeckt abgegebenen Stimmen, ſo erlegte er in gewiſſen Fällen eine anſehnliche Strafe. Bei Gleichheit der Stimmen ward der Beklagte losgeſprochen. Es finden ſich Beiſpiele, daß das Volk ſein Schuldig ausſprach, und doch ein Gericht über die Art des Vergehens und die Strafe urtelte[1]. Obgleich die Richter nicht ſelbſt ihre Rechtsſprüche vollzogen, war dies Geſchäft doch keineswegs der Willkür der Par-

1 Tittmann 211.

teien überlaſſen, ſondern an Regeln und Formen gebunden. Einen eigentlichen Advokatenſtand gab es nicht in Athen[1]. Die Berufung von den Diäteten an die ordentlichen Gerichte ausgenommen, finden ſich in Athen keine Obergerichte, keine Inſtanzen und Berufungen.

Durch die ſchon oben erwähnte Erlooſung und Vertheilung der Richter ſollte jede vorhergehende, nachtheilige Einwirkung auf dieſelben unmöglich werden; aber leider blieben größere Uebelſtände anderer Art ungehoben. Wenn man nämlich zu jedem der zehn Gerichte fünfhundert Beiſitzer ausſonderte, und vorläufig auch eben ſo viel Stellvertreter und Erſatzrichter; ſo ging man weit über die Theilnahme hinaus, welche wir in den heutigen Geſchwornengerichten dem Volke auf heilſame Weiſe zugewieſen ſehen. Ueber dem vielen Rechtſprechen kam man kaum zum Rechtthun; und als nun jenes wie eine Zeit und Kraft koſtende Laſt erſchien, erleichterte man ſie keineswegs durch Verringerung der Zahl der Theilnehmer, ſondern durch Bewilligung eines Richterſoldes. Derſelbe betrug anfangs nur einen Obol (etwa 11 Pfennige) und konnte die Arbeitenden nicht ſehr anlocken; wol war aber dies der Fall, als er während des peloponneſiſchen Krieges auf drei Obolen erhöht ward, viele ſich zur Stadt drängten und wenig zu verdienen war[2]. Nicht in der, für alle gebildeten Staaten nothwendig werdenden Beſoldung der Richter, lag alſo das Uebel, ſondern in der Form der Gerichte: denn die niederen Klaſſen welche früher nützlicher Thätigkeit obgelegen und ſich davon zurückgezogen hatten, drängten ſich nunmehr zum Rechtſprechen und lebten von Prozeſſen; es ſchmeichelte, daß ſelbſt die Vornehmſten ſich vor ihnen beugen mußten, daß ſie Alle zur Verantwortung zogen und allein von jeder Verantwortlichkeit frei blieben. Wir finden nach einander und ſelbſt in gleichzeitiger Mi-

1 Heffter 103.

2 Meier und Schömann 136. Hermann Alterth. I, 302.

ſchung den edelſten und feinſten Sinn für Wahrheit und Recht, und andererſeits wilde Leidenſchaft und baare Ungerechtigkeit. Jedes nur denkbare Kunſtmittel wurde in den atheniſchen Gerichten angewandt: von der erhabenſten Beredtſamkeit bis den gemeinſten Poſſen hinab, und Bitten, Geſchenke, Mitleids halber vorgeführte Kinder u. dgl. füllten die Mittelſtufen[1]. Niemals aber war in Athen die geſetzgebende und vollziehende Gewalt ganz allgemein der richterlichen untergeordnet; und wenn dieſe auch, unter Leitung der Thesmotheten, Formen berichtigen und Geſetzwidriges aufheben durfte; ſo doch nicht Geſetze geben, oder untadelich gegebene Geſetze vernichten. Beamte ſtanden zwar an der Spitze aller Gerichte, allein ſie waren nicht Rechtskundige von Fach, und der heutige Gegenſatz und die geſonderten Wirkungskreiſe von Richtern und Geſchwornen, ſind in Athen nicht vorhanden.

Neben den eigentlichen Gerichten ging noch die Anſtalt der Diäteten oder Schiedsrichter her[2]. Die meiſten bürgerlichen (nicht die öffentlichen und peinlichen) Rechtsſachen kamen, jedoch wie es ſcheint ſpäter nach freier Wahl des Klägers, an dieſelben, um, wo möglich nach einfachen Formen und mit Rückſicht auf die beſtehenden Geſetze, einen Vergleich zu ſtiften oder einen Spruch zu fällen, ehe die Wirkſamkeit der ordentlichen Gerichte eintrat. Jährlich erlooſete man eine beſtimmte Zahl geſetzlicher Diäteten; doch gab es auch ſelbſtgewählte Schiedsrichter. Sie konnten aber (in gewiſſen Fällen, und wenn nicht das Gegentheil ausgemacht war) wegen ihrer Sprüche, mittelſt beſonderer Klage, in Anſpruch genommen werden, oder auch die ſchon erwähnte Berufung an ein ordentliches Gericht eintreten.

1 Platon. apol. Socratis ed. Bekk. I, 2, 125. Aristoph. Vespae 150, 550, 585.

2 Hudtwalker von den Diäteten. Heffter, die attiſche Gerichtsverfaſſung 277.

Wichtiger war der von Kliſthenes eingeführte Oſtracismus. Derjenige Bürger, gegen welchen ſich in dieſem Gerichte 6000 (oder wie Andere wollen mehr als 3000) durch Scherben abgegebene Stimmen erklärten, mußte — ſofern man ihn nicht früher zurückberief — Athen auf zehn (ſpäter auf fünf) Jahre meiden; ſeine Güter wurden indeß nicht eingezogen. Keineswegs nach bürgerlichen Rechtsgrundſätzen, ſondern nach ſtaatsrechtlichen Anſichten muß man den Oſtracismus beurtheilen. Es lag darin für den Verbannten mehr ein Zeugniß ſeiner Größe und Tüchtigkeit, als eine Strafe. Doch erwies es einen Mangel der Verfaſſung ſelbſt, wenn man zu ihrer Aufrechterhaltung die würdigſten Männer nicht blos aus der Verwaltung entfernte (nach heutiger Sprechweiſe, das Miniſterium änderte), ſondern ſie aus ihrem Vaterlande verjagte, ohne ſie in die Oppoſition eintreten zu laſſen. Als man ſpäter den blos nichtsnutzigen Hyperbolos[1] mit der Strafe des Oſtracismus belegte, verlor ſie Würde, Bedeutung und Charakter und kam deshalb außer Gebrauch.

Was wir an den Gerichten rügten, findet guten Theils auch auf die Volksverſammlungen Anwendung, welche faſt ohne alles Gegengewicht, über alle wichtigen Dinge in letzter Stelle entſchieden; und die Bewilligung eines Lohns für das Beiwohnen derſelben, mehrte den Andrang, und das Uebergewicht der niederen Klaſſe. Freilich mußte dies ſtete Richten und Herrſchen, die faſt ununterbrochen lebendige Betrachtung und Unterſuchung der wichtigſten Fragen, die Entſcheidung über Recht, Staat, Krieg, Frieden, Kunſt u. ſ. w. das Volk auf eine Weiſe bilden, wovon man in unſern Tagen keinen Begriff hat; aber auch in jener Zeit bedurfte dieſer Ueberſchwang von Gedanken, Kräften und Gefühlen, eines höhern Mittelpunktes, eines großartigen Lenkers.

1 Pollux VIII, 5, 10; und 9, 109. Aristoph. Vespae 941, 1001. Pax 680.

Den gab der Himmel in **Perikles**, und ſo fand ſich Alles zuſammen um ſelbſt das Mangelhafte zum Beſſern, das Tadelloſe bis zum Vortrefflichen zu erheben. Nicht Perikles hat die ſpätere Verweichlichung herbeigeführt: vielmehr war ſein Hauptgrundſatz, daß man Anſtrengungen nie ſcheuen müſſe, und wenn ſich mit der Kraft und Thätigkeit auch der Genuß erhöhte, ſo geſchah es doch in beſſerer Weiſe als nachmals bei den reichen Römern und Arabern.

Perikles wußte den Schein der Volksherrſchaft und die Achtung vor dem Volke immerdar zu erhalten, während er doch demſelben niemals ſchmeichelte und alle demagogiſchen Künſte verſchmähte[1]. Selten nämlich und nur bei wichtigen Gelegenheiten ſprach er zum Volke; dann aber mit einer ſolchen, auf ſeine Geiſtesgröße und Rechtlichkeit geſtützten, gewaltigen Beredtſamkeit, daß er davon den Namen des Olympiers bekam[2]. Thucydides, der Geſchichtſchreiber, hat uns bewundernswürdige Proben mitgetheilt, die, wenn auch nicht wörtlich von Perikles herrührend, doch gewiß in ſeinem Geiſte gedacht und in ſeinem Style geſchrieben ſind.

Perikles (ſagt Thucydides), mächtig durch Würde und Geſinnung und offenbar unbeſtechlich, wußte die Menge mit Freimüthigkeit in Schranken zu halten; auch wurde er nicht ſowol von dieſer geleitet, als er ſie leitete; denn da er nicht auf ungeziemende Weiſe zur Macht gelangt war, ſo brauchte er nicht nach ihrem Wohlgefallen zu reden, ſondern konnte, bei ſeinem Anſehen, ihr ſelbſt mit Heftigkeit widerſprechen. Wenn er merkte daß die Athener im Uebermuthe etwas zur Unzeit wagen wollten, ſo ſtimmte er ſie durch ſeine Rede zur Furcht herab; wenn ſie dagegen ohne Grund in Furcht geriethen, ſo richtete er ſie auf zu kräftigem Wagen. Seine Nachfolger überließen dem

1 Thucyd. II, 65, 67.

2 Cicero Brutus 7.

Volke nach Wohlgefallen die Leitung der Staatsangelegenheiten; daher wurden, wie es in einem großen und mächtigen Staate nicht anders möglich iſt, ſehr viele Fehler begangen.

In einem Staate, wo die Geburt Nichts gab, ſondern Alles die Perſönlichkeit, in einer an großen Männern überreichen Zeit, ſtand Perikles vierzig Jahre lang ausgezeichnet unter Allen, und nach des Thucydides (des Mileſiers) Verbannung ſelbſt ohne Nebenbuhler; — unter dem gebildetſten Volke, zur größten Zeit dieſes Volkes, — der Erſte[1].

Und bei dieſer Größe, dieſem Ernſte und dieſer Würde ſeines öffentlichen Lebens, der einfachſte Haushalt unter der Aufſicht ſeines bewährten Sklaven Euangelos, Beſonnenheit während des eigenen und des Volkes Glück, Muth und Beharrlichkeit im Unglück. — Nur häusliches Uebel drückte ihn: Xantippos ſein älterer Sohn war verſchwenderiſch, ungerathen, ja des Vaters Verläumder; er ſtarb an der ſchrecklichen Peſt. Ihm folgten ſchnell ſeine Schweſtern und viele andere Verwandte und Freunde des Perikles[2]. Noch immer blieb er muthig, thätig, ohne Klage: als ihm nun aber auch ſein letzter vollbürtiger Sohn Paralos an jener furchtbaren Krankheit ſtarb und er ihm den Todtenkranz aufſetzte, brach er in einen Strom von Thränen aus: — aller Heldenmuth hat ſein Maß, und vom menſchlichen Gefühle ſoll ſich Niemand löſen! Bald nachher erkrankte Perikles ſelbſt, ſeine Freunde ſaßen um ſein Bett, hielten ihn für bewußtlos und ſprachen von ſeiner Einſicht, ſeiner Macht und ſeinen Siegen. Er aber richtete ſich auf und ſagte: „Daran hat das Glück und der Zufall Antheil; das Wichtigſte und Rühmlichſte dagegen iſt, daß kein atheniſcher Bürger meinethalben ein Trauerkleid angelegt hat.“

1 Plato, Alcib. I, 103.

2 Plutarch. consol. ad Apollon. VI, 150.

Wir ſcheiden von Perikles mit Liebe und Bewunderung: er war tapfer, ohne welches der Menſch Kraft hat zu Nichts; uneigennützig[1], denn wem Gelderwerb Zweck iſt, der erreicht nie wahrhaft Großes; er hatte tiefen Sinn für Schönheit, Kunſt und Wiſſenſchaft, ohne welchen die größte Kraft regellos und thieriſch bleibt; er war würdig in jeglichem Benehmen aus innerem Haſſe gegen das Gemeine; er war mild und aller Rachſucht fern, denn dieſe entſteht nur aus Schwäche und beſchränkter Einſicht; er hat gelebt das innigſte reichſte Leben, und wiederum nicht blos für ſich, ſondern wirkend, bildend, belehrend, ſtärkend, für ſich und für alle Zeiten!

Wenn man Perikles verläumdete, wie konnte man Aſpaſia verſtehen? Liederlich in der Jugend, alt eine Kupplerinn, nebenbei gottlos, — ſo lautet der Inbegriff der gewöhnlichen Erzählungen. — Was iſt geſchichtlich? Aſpaſia aus Milet, die Tochter des Axiochos, heirathete den Perikles, nachdem deſſen Ehe mit der Wittwe des Hipponikos, lange vorher unter Beiſtimmung beider Theile aufgehoben worden; und dieſe neue Ehe ward mit unwandelbarer Liebe bis zum Tode gehalten. Wie war es anders möglich: er der erſte Mann, ſie die erſte Frau in Athen! Auch finden wir nur da keine Verehrung für Aſpaſia, wo die Gelegenheit Einfälle zu haben (wie bei den Komikern) das Wahre zurückdrängte und überwog. Wenn Sokrates, wenn die erſten Männer Athens ſie täglich beſuchten, wenn man ſogar Frauen mitnahm, damit dieſe ſich durch Aſpaſias Umgang bilden möchten; ſo mußte wol etwas Beſſeres vorhanden ſeyn als gemeine Koketterie. Gottlos war Aſpaſia freilich, wie Anaxagoras und Sokrates[2].

Ueberhaupt darf man den vielumfaſſenden Begriff der Keuſchheit nicht auf den engſten Kreis der eigentlichen Ge-

1 Er hinterließ weniger, als er von ſeinem Vater ererbt hatte. Isocr. Symmor. 35.

2 Diog. Laert. Anaxag. c. 9.

ſchlechtsverhältniſſe beſchränken, nicht einen gewaltſamen Zwang gegen die Geſetze der Natur damit bezeichnen. Wie viele Frauen, ohne innere Einigkeit und Haltung, gehen rathlos unter, ob ſie ſich gleich unmäßig brüſten den Buchſtaben des Geſetzes befolgt zu haben: Anderen dagegen höherer Art, iſt darüber nie ein Zweifel entſtanden, keine ängſtliche Unterſuchung, kein Stolz über das Halten eines Geſetzes, deſſen Buchſtaben ihnen nie als ein äußerliches zwingendes Gebot erſchienen war. Den reinen Kreiſen ſolcher Naturen kann das Gemeine nie nahen; ohne Mühe, ohne Belehrung, ohne viele Unruhe veredeln ſie alle Umgebungen durch ihr bloßes Daſeyn, und bewirken in befreundeten Gemüthern eine Erlöſung von vielem Böſen und eine Umkehrung zum Guten und Schönen. Wir Männer vermögen Vieles, Mehreres, aber eine Heiligung dieſer Art iſt nur das Werk der edelſten Frauen! Unkeuſch ſey uns aber, das Unliebenswürdige zu lieben, dem Guten und Schönen ſich mit halber Seele hinzugeben und es dadurch zum Gemeinen hinabzuziehen. Wir ſollen, wie Göthe ſagt,

> Unabläſſig ſtreben
> Uns vom Halben zu entwöhnen,
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Reſolut zu leben.

Wer Perikles und Sokrates betrachtet in ihrem Thun und Sinn, wer ihre Verehrung für Aspaſia kennt, der wird überzeugt ſeyn, daß ſie vom Halben, Häßlichen und Schlechten ſich frei gehalten haben; der wird nicht mehr glauben daß geiſtloſe Gemeinheit unter ihnen herrſchte, und ſich aller Vergleichungen ſchämen, welche aus den niedrigſten Kreiſen unwürdiger Weiber und Männer hergenommen ſind.

Dieſe Betrachtungen bahnen uns den Uebergang zu einigen allgemeinern Bemerkungen, über die Geſchlechts- und Familienverhältniſſe unter den Griechen[1]. Bei

1 Näheres im Anhange, zweite Beilage. Die ältern Verbindun-

den Landleuten und unter den niedrigern Ständen, befinden ſich Mann und Frau im Allgemeinen in einer natürlichen und ähnlichen Lage; erſt in den höhern Ständen zeigen und entwickeln ſich ſchärfere Verſchiedenheiten und Gegenſätze. Und da finden wir, daß die Verhältniſſe der griechiſchen Frauen die Mitte hielten zwiſchen den morgenländiſchen und den neueuropäiſchen[1]; man war ſo weit entfernt von dem Kaufen, Verkaufen und Einſperren, als von mancher frivolen Oeffentlichkeit ausgearteter Zeiten. Wenigſtens hatte man den griechiſchen Frauen nicht die Grundlage ihres Daſeyns, das Hausweſen und die Kinder genommen; wie Vielen iſt dagegen in unſern Tagen, um kleinlicher Talente und oberflächlichen Schwatzens, und leeren, unfruchtbaren falſchgeſelligen Umhertreibens willen, jene Lebenswurzel, jener Lebensquell abhanden gekommen. Wir ſind weit entfernt zu läugnen, daß ſich die Hellenen zu einer übertrieben ſtrengen Beſchränkung der Frauen hinneigten (ohne ſie jedoch von Tempeln, Aufzügen, Märkten auszuſchließen); aber dieſer ſchärfere Gegenſatz folgte faſt nothwendig aus dem öffentlichen Leben des Mannes, welches von dem Haus- und Stubenleben der Männer unſerer Zeit, ſo außerordentlich verſchieden war. Die Weiber, ſagte Perikles, ſollen weder im Guten noch Böſen über ſie zu reden Veranlaſſung geben; Sophokles ſpricht: des Weibervolkes Schmuck iſt Schweigen, und Platon meint, ein Hervorziehen derſelben an das Licht (zu öffentlichen Mahlen) würden ſie für Tyrannei halten[2]. — Die Rechte des Mannes und Vaters, ja der Brüder und Söhne über Frauen, Töchter, Schweſtern und Mütter waren ſehr groß; aber dieſe wußten die geſetzliche Schärfe oft zu umgehen

gen mehrerer Geſchlechter, oder Familien zu einem Ganzen, ward ſpäter lockerer und verlor ihre Bedeutung.

1 Xenophon. Oeconom. 7.

2 Diogenes Laert. Socrates c. 10. Thucyd. II, 45. Ajax 280. Plato de legib. VI, 781.

und zu vereiteln. Eines ſchickt ſich gewiß nicht für alle Zeiten, und daß man im achtzehnten Jahrhundert nicht immer das Richtige traf und feſthielt, möchte ſchon daraus hervorgehen: daß dasjenige Volk, welches durch übertriebene und falſche Galanterie die Verwirrung über die Natur und den Beruf der Weiber hauptſächlich erzeugte, und ſeine Geſetzgebung leichtſinnig danach modelte, ernſte Schritte thun mußte um von jenem Aeußerſten zurückzudrängen, und die höhere geheiligtere Form der Ehe wiederum anzuerkennen.

Ehebruch ward in Athen ſtreng beſtraft, und die Verführer traf öffentliche Verachtung; eine Anſicht welche ohne Zweifel richtiger und würdiger iſt, als die anderer Zeiten, wo eine völlige Gleichgültigkeit der Geſetze und ſittenloſer Spott über die Beeinträchtigten vorwaltete. Die Frau war ſowol im Falle der Scheidung als gegen die Gläubiger ihres Mannes, wegen ihres Heirathsguts, geſichert. Eheliche Kinder behielten in Hinſicht des Erbtheils Vorzüge vor den unächten, und die väterliche Gewalt blieb innerhalb billiger Schranken[1]. — Verderblicher noch als die Hetairen, mochten oft die Hausſklavinnen für die Familienverhältniſſe werden, und trotz alles Preiſens jener, mußten ſie äußerliche Abzeichen tragen, und alle Bildung konnte ſie nicht vor der Verachtung der ordentlichen Bürger, ja bisweilen nicht vor der Verfolgung beleidigter Frauen ſchützen[2].

Das ſtrenge Sondern und Entgegenſetzen der Frauen und der Hetairen, war gewiß beſſer als wenn jene nach Buhlerkünſten ſtreben, und dieſe ſich unter die Sittſamen einſchmuggeln; wodurch leicht eine verwerfliche Miſchung entſteht. Auch möchte ſich erweiſen laſſen: daß die Würde der Hausfrau dem ganzen Weſen eine Grundrichtung giebt, welche nur in einzelnen hochbegabten Naturen mit vollende-

1 Demosth. in Neaer. I, 608. Aristoph. Pax 1138.

2 Aristoph. Plutus 119.

ter Gewandtheit des Geiſtes und künſtleriſch ſchöner Darſtellung des Leibes vereinbar iſt, und dann das höchſte Ideal des Weiblichen darſtellt; für alle mittleren Naturen dürfte dagegen eine Erziehung, welche gleichzeitig nach entgegengeſetzten Richtungen treibt, leicht verderblich und verwirrend wirken. — Zuletzt ſtehen ſich aber (abgeſehen von der romantiſch-germaniſchen Verehrung der Frauen) die edle Griechinn, die römiſche Matrone und die ächt deutſche Frau näher als man glaubt: denn alle halten feſt an ihrem Berufe und dieſer Beruf iſt leicht zu erkennen, er iſt ohne große innere Verkehrtheit nie zu verfehlen. Aber ſelbſt ausgezeichnet treffliche Männer, denen wir eine Vorliebe für Vielweiberei nicht einmal zum Vorwurf anrechnen wollen, können in Hinſicht der Geſchlechtsverhältniſſe in die ärgſten Mißgriffe und Abwege gerathen; und von ſolchen Mängeln haben ſich die Griechen leider keineswegs frei gehalten, obgleich ihre größten Weiſen ſich immerdar aufs Beſtimmteſte dagegen erklärten[1].

Ein anderes allgemein verbreitetes Grundübel, war die Sklaverei. Wie verſchwindet der Schein vollkommen demokratiſcher Gleichſtellung, wenn man auch nur an die Halbbürger, Schutzverwandten, Zinsbauern u. ſ. w. denkt; den Sklaven gegenüber verwandelt ſich die gerühmte Freiheit des Alterthums, in eine unnatürliche willkürliche Ariſtokratie! Freilich iſt dies Uebel ſelbſt in unſern Tagen noch nicht ausgerottet, aber es wird doch (ſelbſt unter Menſchen verſchiedener Raſſen) als ein Uebel bezeichnet, es wird die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit deſſelben doch nicht mehr, wie damals, von allen Staatsmännern und Philoſophen behauptet; das wahre Chriſtenthum iſt damit ſchlechterdings unverträglich und gewährte, ſelbſt in den Zeiten des vielverſchrienen Mittelalters, durch die kirchlichen Einrichtungen den Leibeigenen eine Hülfe und einen Schutz, welchen das Alterthum nicht kannte. Man wen-

1 Plato de legib. VIII, 841.

det ein: „Ohne Sklaven, welche eigener Rechte und Genüſſe entbehrten, hätte jene bewunderte, höchſte, geiſtreichſte Ausbildung der Herrſchenden gar nicht eintreten können;" und wir geben zu daß ſie ſo nicht hätte eintreten können, keineswegs aber daß es keine andere, trefflichere und reinere Weiſe gebe, um das höchſte Ziel der Menſchheit ohne Zertreten eines Theils derſelben, zu erreichen.

Die Sklaverei entſtand durch Kauf, Geburt und Gefangenſchaft; letzteres zur Mehrung der Kriegsübel, denn Menſchen gehörten nun auch zur Beute. Vielleicht befanden ſich die Sklaven am Beſten in den rohern Zeiten, wo zwiſchen ihnen und den Herrſchenden kein großer Unterſchied war, wogegen in gebildeteren Staaten, Geſetze die Willkür der Herren beſchränken müſſen; in überbildeten ausartenden Zeiten endlich, verwandeln ſich (eine gerechte Nemeſis) die Sklaven und Freigelaſſenen oft in die Herrn ihrer Gebieter. — So arge Kriege wie Rom und Karthago führte, ſchon der Kleinheit halber, kein helleniſcher Staat mit den Sklaven[1]: aber ganz fehlte dies Uebel doch auch nicht, und die von Solon zu ihrem Beſten erlaſſenen Vorſchriften, und die ſeit Konon ihnen im Tempel des Theſeus eröffnete Freiſtätte, war nur eine örtliche und nicht genügende Beſſerung. Die Sklaven durften Eigenthum erwerben und ſich loskaufen, allein nicht alle hatten dazu Gelegenheit; wogegen ihre Ausſagen zur Ermittelung der Wahrheit überall genügten — ſobald man ſie vorher auf Verlangen der Partei gefoltert hatte[2]! Noch härter würde dies Verfahren erſcheinen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß in andern Zeiten ſogar der freie Mann — was nie in Hellas Statt fand — der Folter ausgeſetzt wurde.

Hätte es nur Staatsſklaven und Hausſklaven gegeben, ſo wäre (abgeſehen von den nachtheiligen Folgen für

1 Athen. VI, 265 vom Sklavenkriege in Chios.

2 Arist. Ranae 620. Terent. Andria III, 5, 36. Hecyra IV, 5, 7. Lycurgus in Leocratem p. 159.

die Kinder und die Erziehung) das Uebel vielleicht minder groß geweſen; es erhöhte ſich dadurch, daß oft der Stamm freier Landeigenthümer fehlte, und die mehreſten Gewerbe nicht durch freie Meiſter und Geſellen, ſondern durch Sklaven der Fabrikherren betrieben wurden, deren Schickſal im Alter oder im Fall eintretender Unbrauchbarkeit, doppelt hart ſeyn mochte, und für welche ächte Familienverhältniſſe unmöglich Statt finden konnten. Doch finden ſich umgekehrt Beiſpiele daß Fabrikſklaven Gelegenheit hatten zu nicht unbedeutendem Erwerbe.

Im Ganzen wurden übrigens die Sklaven in Athen beſſer behandelt als die Heloten in Sparta, weshalb Demoſthenes ſagte: bei Euch dürfen die Sklaven ihre Meinung mit größerer Freiheit ausſprechen, als in anderen Städten die Bürger[1]. — Auch erhielten die im Kriege bei Beſchützung ihrer Herrn gefallenen Sklaven ein öffentliches Begräbniß und ehrenvolle Erwähnung auf den Denkmalen[2]; die leben bleibenden wurden frei gelaſſen und unter die Bürger aufgenommen. Zwiſchen einigen Staaten waren Verträge abgeſchloſſen, entlaufene Sklaven nicht aufzunehmen. Es gab mehr männliche als weibliche Sklaven, und ſie wurden bisweilen für Geld zur Arbeit verliehen[3].

So hätten wir das Gute und Böſe jener Zeiten in manchen Hauptzügen angedeutet. Natürlich wünſcht jeder daß nur das erſte geherrſcht, daß immer das letzte gefehlt hätte, und wir ſind weit entfernt von der oberflächlichen Weisheit welche Freiheit und Tugend vernichtet, indem ſie ſich hinter einer willkommenen Unabänderlichkeit und Nothwendigkeit verſteckt; allein auf der andern Seite erſcheint freilich Manches bei näherer Betrachtung untrennlich und aus einem Stück, was man anfangs trennen und umgeſtalten möchte. — Daß eine ſolche Bildung nicht

1 Demoſthenes dritte Rede gegen Philippus.
2 Pausan. I, 29.
3 Letronne Mém. de l'acad. des inscript. VI, 200.

lange dauern, Athen ſich nicht Jahrhunderte hindurch auf ſolcher Höhe erhalten konnte, ſieht jeder ein, der menſchlichen Wechſel und menſchliche Hinfälligkeit kennt. In dem Maße als das ganze Daseyn geſteigerter, lebendiger, mannigfaltiger, inniger war, mußte es kürzer ſeyn und ſich ſelbſt verzehren. So wird in Lebensluft jeder Funke zur Flamme, jede ſonſt matte Flamme zum blendendſten Lichtglanze; aber bald iſt das bewunderte Schauſpiel vorüber, und wir können in der Erinnerung kaum die Möglichkeit deſſelben begreifen! — Doch, von Hellas iſt zur Warnung und Nachahmung genug auf uns gekommen. Die Begeiſterung für das Helleniſche ſoll uns nicht verführen jene Zeiten unbedingt zurückzuwünſchen; die damaligen Mängel ſollen aber auch nicht zu einer übereilten Verurtheilung Gelegenheit geben. Zuletzt gilt dieſe Weiſung freilich für das Erkennen und Beurtheilen aller geſchichtlichen Zeiträume, immerdar ſollen wir uns vor jenem Verfahren hüten: und dennoch — um nur die Seite der Vorliebe, nicht die des Haſſes herauszuheben — wie Viele die nur ihre eigene Ueberzeugung als die richtige gelten laſſen, ſehnen ſich nach einer hierarchiſchen Zwangsanſtalt; wie Viele, denen die Macht der äußerlichen Verhältniſſe ſchon jetzt zu drückend erſcheint, preiſen die Stufenfolge ſtrenger Standesabtheilungen und vergeſſen die Gefahr daß ſie hätten als Leibeigene auf die Welt kommen können; wie Viele ſind der Meinung, ſie würden ſich leicht und heiter in unruhigen Volksverſammlungen bewegen, die doch an jedem Erguſſe eigenthümlicher Fröhlichkeit polizeilichen Anſtoß nehmen!

Nur unbefangene und genaue Kenntniß anderer Zeiten und Völker, führt zu einer allſeitig klaren Einſicht der Gegenwart; eine oberflächliche Betrachtung der Geſchichte theilt dagegen oft eine ſchiefe Richtung mit, oder führt gar zu dem Verſuche, ſeine eigene Natur ganz zu verwandeln, das heißt, ſchon vor dem Tode zu ſterben!

Neunzehnte Vorleſung.

Der peloponneſiſche Krieg.

Der Tod des Perikles iſt ein Wendepunkt in der griechiſchen Geſchichte. Maaß und Würde und Ordnung weichen ſeitdem; das Volk erſcheint aller Zucht ungeduldig, und Demagogen, welche, wie der Gerber Kleon, durch Schmeicheleien und niedrige Künſte dem ſchlechtern Theile deſſelben zu gefallen ſtrebten, mußten es immer mehr verderben. Kleon war von niedriger Herkunft, ohne Erziehung, und jeder attiſchen Feinheit fremd und abhold. Auf der Rednerbühne fehlte ihm aller Anſtand; lautes Geſchrei und heftige Bewegungen des Körpers ſollten, beim Mangel an innerer Haltung, den Schein der Kraft erzeugen. Aber nicht blos in ſolchen Aeußerlichkeiten und leeren Poſſen zeigte ſich die Gemeinheit ſeines Gemüths, ſondern auch in ſträflichem Eigennutze und wilder Grauſamkeit. Um ſich zu erheben, ſuchte er lügenhaft die größeren Verdienſte anderer Staatsmänner herabzuſetzen; jedes Mittel war ihm recht, wenn es ſeinen perſönlichen Zwecken oder ſeinen Leidenſchaften diente, und er hatte keine Ahndung, daß es darüber hinaus eine Steigerung der Triebfedern und der Zwecke geben ſolle. Freilich erkannten die Wohlgeſinnten, wie viel beſſer es unter Perikles geweſen ſey, ſie ſehnten ſich nach deſſen wahrhafter, durch ächte Milde geläuterter

Geiſtesgröße zurück. Vergeblich, an ihm konnte kein Kleon ein Vorbild erkennen.

Unterdeſſen dauerte der Krieg fort, aber kein Ereigniß war ſo entſcheidend, daß ſich die eine oder die andere Partei dadurch hätte zum Frieden bewegen laſſen. Die Lacedämonier z. B. unternahmen einen vergeblichen Zug nach Akarnanien, und die Athener einen andern mit nicht größerem Erfolge nach Thracien. In dieſen nördlichen Gegenden hemmte nämlich die Feindſchaft, welche zwiſchen Sitalces dem Odryſer und Perdikkas dem Macedonier ausgebrochen war, den ausſchließlichen Einfluß einer Partei, und nur Potidäa ward nach hartnäckigem Widerſtande von den Athenern erobert. Phormio ſchlug ferner die verbündeten Peloponneſier zweimal im kriſſäiſchen Meerbuſen, wogegen ein Verſuch der Spartaner den Piräus unter Anführung des Knemus zu erobern, mißglückte.

Ungeachtet dieſer entſchiedenen Ueberlegenheit der Athener zur See, empörten ſich Lesbos und Mitylene, und letzteres ſuchte Hülfe in Sparta. Allein weder ein neuer Einfall der Bundesgenoſſen in Attika, noch eine unter Alcides nach Kleinaſien geſandte Flotte, konnte die Thätigkeit der Athener hemmen: ſie eroberten von Paches angeführt, jene Stadt. — Bei der Berathung, welche Strafe die abgefallenen Mitylenäer treffen ſolle, zeigte ſich zuerſt der grundverderbliche Einfluß des wildgemeinen Kleon. Er behauptete: „daß man Alle, zur Abſchreckung Anderer von offenbarem Verrathe, tödten und ihre Stadt ſchleifen müſſe", und gewann die Mehrheit der Stimmen für ſeine Anſicht. Schon war das Schiff abgeſegelt, welches den Befehl zur Vollziehung jenes grauſamen Beſchluſſes an Paches überbringen ſollte, als Diodotos in einer neuen Verſammlung, die reuigen Athener zur Aufhebung deſſelben bewog: durch die äußerſte Anſtrengung der Mannſchaft, erreichte ein zweites Schiff Mitylene vor dem erſten, und errettete die Stadt vom Verderben. Dennoch wurden tauſend der Schuldigeren hingerichtet, ihre Ländereien eingezogen und

an die Athener vertheilt, welche ſie von zinspflichtigen Lesbiern bebauen ließen.

Das Gegenſtück zu dieſen Ereigniſſen gaben die Lacedämonier in Plataä. Schon vor dem eigentlichen Ausbruche des Krieges, hatten die Thebaner hinterliſtig dieſe Stadt überrumpelt, und im erſten Schrecken die Bürger zu einem Unterwerfungsvertrage vermocht; kaum aber gewahrten die Platäer die geringe Macht ihrer Feinde, als ſie dieſen Vertrag brachen und die Thebaner größtentheils niederhieben. Dafür ward die Stadt von den Lacedämoniern und ihren Bundesgenoſſen belagert. Ohne Erfolg beriefen ſich die Bewohner auf die, ihnen von Pauſanias zur Zeit des mediſchen Krieges verſprochene künftige Heiligkeit; König Archidamas erwiederte: „nicht die Verbündeten, ſondern ſie ſelbſt hätten ihren Sinn geändert, ſie möchten vom Bunde mit den Athenern ablaſſen und parteilos bleiben.“ Dies erſchien unmöglich, denn die Weiber und Kinder der Platäer befanden ſich in Athen, und ihre Geſandten, welche zum Unterhandeln dahin geſchickt wurden, brachten nur Aufforderungen zu einer muthigen Ausdauer zurück. Vergeblich trafen nunmehr die Peloponneſier große und künſtliche Anſtalten, um die Stadt in Brand zu ſtecken, vergebens ſchütteten ſie einen Erdwall an der Mauer in die Höhe, um ſie einſt durch dieſes Mittel zu beſteigen: denn die Platäer machten heimlich Oeffnungen in die Mauer und brachten unbemerkt die Erde durch unterirdiſche Gänge hinweg, ſo daß die Arbeit durchaus nicht fortrückte. Lange noch hätten ſie heldenmüthig der Kühnheit und der Geſchicklichkeit ihrer Feinde widerſtanden, wenn nicht Mangel an Lebensmitteln in der Stadt ausgebrochen wäre. Ein Theil der Einwohner rettete ſich deshalb in einer ſtürmiſchen Nacht mit beiſpielloſer Kühnheit, mitten durch die Feinde hindurch und über die doppelten Mauern hinweg, welche die Peloponneſier ſowol gen Plataä hin, als hinter ihrem Lager gegen atheniſche Anfälle errichtet hatten. Alle Uebrigen ergaben ſich den Lacedämoniern auf

richterlichen Ausſpruch. Dieſe legten ihnen aber ſtreng und ſpöttiſch nur die eine Frage vor: „ob ſie im Kriege den Lacedämoniern Gutes, oder Böſes erwieſen hätten?" und als ſie das Erſtere verneinen mußten, wurden ſie, 200 an der Zahl, ohne Rückſicht auf Recht, Sitte und alle menſchlichen Gründe des Mitleidens, — welche ſie nach der, im Thucydides enthaltenen unübertrefflichen Rede, herzzerreißend entwickelten —, dennoch nebſt den mitgefangenen Athenern hingerichtet, und ihre Stadt den Thebanern zur Zerſtörung preisgegeben[1].

Ein drittes Beiſpiel arger Ausartung boten die Korcyräer, wo zuerſt Parteiung zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten zu ſo grauſamem, wild verwüſtenden Bürgerkriege führte, daß man ſich in den Tempeln, daß Schuldner ihre Gläubiger, ja die nächſten Verwandten ſich untereinander ermordeten.

Um Athen, wo nochmals die Peſt furchtbar wüthete und mehr als alle Maßregeln der Feinde den Staat ſchwächte, von einer andern Seite her zu beunruhigen, mehr aber noch um Euböa zu ſchaden, welches für die Athener ein Zufluchtsort und ein Markt der Lebensmittel war, legten die Lacedämonier im ſechſten Jahre des Krieges Heraklea in Trachinien an; die Pflanzvölker wurden jedoch nach kurzem Glücke von den Theſſalern gänzlich aufgerieben. Größeres beſchloſſen die Athener, nämlich: ſich alle helleniſchen Länder im Norden der Landenge von Korinth zu unterwerfen, und ſo die Peloponneſier gänzlich auf ihre Halbinſel zu beſchränken. Auch wurden die Böoter wirklich bei Tanagra beſiegt, und ein atheniſches Heer drang tiefer ins Land; ein zweites, welches unterdeſſen bei Naupaktus war ausgeſchifft worden, ſollte gleichzeitig von der andern Seite angreifen und vorrücken, bis beide Heere in der Mitte zuſammenträfen. Allein die unvorſichtig angegriffenen Aetoler ſchlugen den Demoſthenes, welcher das letzte

1 Isocr. Panathen. 423. 427 Jahre vor Chriſtus.

anführte, und vereitelten ſo den Hauptzweck; obgleich auch den Lacedämoniern ein Angriff auf Naupaktus mißlang, und ſie nebſt den Ampracioten, von Demoſthenes und den Akarnanen, bei Olpä beſiegt wurden. Gegen alle Erwartung ſchloſſen aber die Ampracioten hierauf mit den Akarnanen Frieden, und fügten die Bedingung hinzu: „daß keiner von ihnen für Sparta, oder für Athen fechten dürfe.“

Demoſthenes ſollte jetzt, aus bald näher zu entwickelnden Gründen, den Leontinern eine atheniſche Hülfsflotte gegen die Syrakuſaner zuführen, landete aber ſtatt deſſen auf der mittäglichen Seite des Peloponneſos, nahm und befeſtigte Pylos, und ſetzte dadurch die Spartaner ſo in Schrecken, daß ſie ſogleich das atheniſche Gebiet verließen und zur Wiedereroberung herbeieilten. Dieſe mißlang nicht allein, ſondern es wurden auch über vierhundert Spartaner auf der Inſel Sphakteria eingeſchloſſen, deren Rettung nach einer Niederlage ihrer Flotte faſt unmöglich erſchien. Um dieſen, für ſie äußerſt bedeutenden und ſchrecklichen Verluſt ihrer Mitbürger zu verhüten, ſchickten ſie Geſandte nach Athen und boten den Frieden auf billige Bedingungen.

An der Spitze der friedliebenden Partei ſtand damals in Athen Nicias, des Niceratus Sohn, den die Vornehmen und Reichen, nach des Perikles Tode, als den äußerlich angeſehenſten und begütertſten Mann, dem Volksführer Kleon entgegengeſtellt hatten. — Nicias beſaß aber nicht die Geiſtesgröße und Beredſamkeit des Perikles, welche ohne Furcht, Künſtelei oder Ueberdreiſtigkeit, die Würde und die Herrſchaft feſt hielt; im Gegentheil war er von Natur blöde und furchtſam, ſprach öffentlich nur mit Aengſtlichkeit, und vermied jeden Ueberlauf im Hauſe unter dem Vorwande, daß Angelegenheiten des Staats ihn unaufhörlich beſchäftigten. Dennoch wußte er lange den rohen Mitteln, den Schmeicheleien und Poſſen des Kleon, das Gleichgewicht zu halten: denn das Volk ehrte ſeine gemeinnützige Thätigkeit, ſah in ſeiner Aengſtlichkeit nur

Achtung der Volksmacht, und ergötzte ſich an ſeinen prächtigen und geſchmackvollen Aufzügen und Schauſpielen; denn darin — und wie viel galt dies damals in Athen — blieb er unüberwunden. Alle ſchienen von ſeinem Reichthume Vortheil zu ziehen: die Guten, indem ſie beſcheiden den milden, die Böſen, indem ſie dreiſt den ängſtlichen Mann, in Anſpruch nahmen. Er hütete ſich, zu ſeinem und des Vaterlandes Beſten, vor allen fernen und gefährlichen Kriegszügen, unternahm ſie nur bei großer Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, und nannte beſcheiden ſtets das Glück als Urſache dieſes Erfolgs. Seine Verehrung der Götter war ſo groß, daß ſie ſogar in ſchädlichen Aberglauben ausartete; aber dennoch übertraf er an ächter ſittlicher Geſinnung alle ſeine Nebenbuhler.

Bei den Berathungen über den Frieden, wußte Kleon, obgleich Nicias widerſprach, das Volk zu überreden: „wären die Anerbietungen der Lacedämonier aufrichtig, ſo könne man noch weit mehr erlangen; wären ſie aber nicht aufrichtig, ſo wollten jene nur auf eine ſchädliche Weiſe Zeit gewinnen.“ Deshalb wurden die Unterhandlungen abgebrochen; bei der trefflichen Vertheidigung verzögerte ſich indeß die Einnahme der Inſel Sphakteria weit länger, als Kleon den Athenern glaublich gemacht hatte, und ſie wurden ſehr zornig über ihn [1]. Da ſchob er die Schuld auf Nicias als Feldherrn, worauf ihm dieſer die Abtretung des Oberbefehls freiwillig anbot. Verlegen und beſorgt vor dem Ausgange, wies er lange und unter allerhand Vorwänden dieſen unerwarteten Antrag zurück; allein die Athener zwangen ihn zur Annahme der Feldherrnſtelle, und gegen die Erwartung Aller, ja gegen ſeine eigene Erwartung, gewann er die Inſel und nahm die Männer gefangen [2]. Dies ſchadete dem Anſehen des Nicias und, weil Kleons Einfluß ſtieg, nicht minder dem Staate.

1 Lysias gegen den Poliouchos S. 600.

2 425 v. Chr.

Auch in Sparta wollte der Talentvollſte, Braſidas, den Krieg; nicht aber, wie Kleon, um ſeine Schlechtigkeit zu verbergen, ſondern um ſeine Trefflichkeit darzulegen. Er überzeugte die Lacedämonier: „Daß man Athen keineswegs in umittelbarem Angriffe bezwingen, ſondern allein durch den Verluſt ſeiner unterworfenen oder abhängigen Pflanzſtädte und ſeines Handels vernichten könne.“ Deshalb führte er ein Heer nach Theſſalien, und Heloten wurden zu deſſen Verſtärkung ausgehoben; diejenigen von den letztern aber, welche ſich nach Entfernung der wehrhaften Mannſchaft, auf nochmalige Aufforderung zum Kriegsdienſte bereit erklärten, wurden von den Lacedämoniern aus kleinlicher Furcht grauſam getödtet. Braſidas nahm Akanthus, Stageira, Amphipolis, und machte viele andere Städte von den Athenern abwendig; auch bei einem Einfalle in Böotien wurden die letzten geſchlagen, eroberten dagegen zum Schrecken Lakoniens Anaktorium und beſonders die Inſel Cythere, deren Wichtigkeit ſchon in früherer Zeit Chilon [1], einer der ſieben Weiſen, richtig gewürdigt hatte. Bei dieſen wechſelſeitigen Unglücksfällen ſchloß man einen Waffenſtillſtand, erſt auf ein, dann auf zehn Jahre; bald aber fanden die Kriegsluſtigen Gründe, ihn zu brechen. Man ſtellte nunmehr Kleon dem Braſidas entgegen, und es kam 422 Jahre vor Chriſtus bei Amphipolis zu einer Schlacht, in welcher beide Feldherrn fielen; Braſidas rühmlich fechtend, Kleon fliehend. Die Athener wurden geſchlagen.

Nun erhielten König Pliſtoanax und Nicias, die Friedliebenden, das Uebergewicht: die ſchweren Erfahrungen der Vergangenheit, die ängſtlichen Beſorgniſſe wegen der Zukunft, ſchreckten die Völker von längerem Kriege ab, und auf funfzig Jahre ward zwiſchen Lacedämon, Athen und den gegenſeitigen Bundesgenoſſen ein Friede abgeſchloſſen. Eroberungen und Gefangene wurden gegenſeitig

1 Diog. Laert. Chilon. c. 4.

zurückgegeben, mithin führte der lange und arge Krieg zu gar keinem äußerlich bedeutenden Ergebniß: aber man hoffte doch, Ruhe und Genügſamkeit mit dem eigenen Beſitze, werde um ſo eher in Hellas zurückkehren, da ſich früher und ſpäter, im höchſten Ernſte und luſtigſten Scherze (wir erinnern an den Frieden und die Lyſiſtrata des Ariſtophanes [1]) die größte Sehnſucht nach dem Frieden ausſprach. Keineswegs gingen aber dieſe Hoffnungen in Erfüllung: zehn Jahre der Noth und der geſetzloſen Willkür hatten leider die Sitten geändert, und Parteiwuth war nicht zu vertilgen. Unter dem Vorwande, man müſſe bürgerliche Gleichheit feſtſtellen oder eine weiſe Ariſtokratie einführen, trachtete jeder Ehrgeizige nur nach ſeiner eigenen Erhebung, und die Rachſucht, die Gewaltthaten nahmen zu über Maß. Frömmigkeit und Eidſchwur galten wenig, und das ſchöne Gleichgewicht der Kräfte und Beſtrebungen verſchwand. Tollkühnheit galt für großartige Tapferkeit, kluges Zaudern für geſchickt verſchleierte Furchtſamkeit, Beſonnenheit in Jeglichem für Trägheit zu Allem. Wer ſchmähte, hieß großherzig und zuverläſſig, wer widerſprach, verdächtig; Fallſtricke legen nannte man Klugheit, ſie vereiteln und mit Böſem zuvorkommen, größere Schlauheit; den nächſten Vortheil, ohne Rückſicht auf Sitte und Recht erlangen, die größte Weisheit!

Zu dieſem Uebergange aus dem Beſſeren zum Schlechteren, trug kein einzelner Mann mehr bei, wie Alcibiades [2]: er war der Erſte aller Hellenen in dieſem Wendepunkte der Zeit. Sein Vater Kleinias focht rühmlich bei Artemiſium und fiel bei Koronea, ſeine Mutter Deinomache war aus dem Geſchlechte der Alkmäoniden: dadurch ſtammte Alcibiades im fünften, ſo wie Perikles im dritten Gliede, von Megakles dem Gegner des Piſiſtratus ab. Nach dem

1 Friede, aufgeführt Ol. 89, 3; Lyſiſtrata Ol. 92, 1.

2 Leute, wie der Lampenmacher Hyperbolos, hätten für ſich keinen überwiegenden Einfluß gewinnen können. Ariſtoph. Friede 680.

frühen Tode ſeines Vaters, ward Perikles nebſt ſeinem Bruder Ariphron, Vormund des Alcibiades. Bedeutſam für deſſen eigene Natur und für die Zeit, ſind die zahlreichen einzelnen Züge, welche ſchon früh die ungebundene Kühnheit ſeines inneren Weſens offenbarten. Als Kind ward er von einem Genoſſen im Ringen feſtgehalten, und biß: — wie die Weiber, ſprach der Gegner; nein, wie die Löwen, erwiederte Alcibiades. Beim Spiele fiel einſt der Ball in den Weg, und der Fuhrmann eines ſchnell nahenden Wagens wollte nicht warten; da liefen des Alcibiades Geſpielen furchtſam davon, er aber warf ſich in kühnem Trotze vor dem Wagen nieder und erreichte ſeinen Zweck, weil der Fuhrmann erſchreckt anhielt. Sokrates erkannte die großen Anlagen des Alcibiades, und bemühte ſich ihn zu bilden, wie Keinen[1], weil er vorausſah, daß in ihm das Glück oder Unglück Athens verborgen liege; allein er feſſelte ihn, wie Kleanthes ſagte, nur bei den Ohren, wogegen die übrigen Genoſſen und Geliebten ihn an unzähligen Punkten feſthielten. Daher entſchlüpfte er oft ſeinem großen Lehrer, und wenn gleich den Fehltritten Beſchämung folgte, dann nicht minder ſchnell, auch Rückfälle in die frühere Willkür. Aber ſelbſt wenn Sokrates dem Alcibiades nicht bei Potidäa[2], dieſer jenem nicht bei Delium das Leben gerettet hätte, ſie würden ſich dennoch nie ganz fremd geworden ſeyn.

Alcibiades war — und wie viel will dies ſagen — der ſchönſte Hellene; er war es, und wie ſelten iſt dies, als Kind, als Jüngling und als Mann. Seinen Liebhabern und Geliebten, begegnete er aber mit der größten Willkür. So ſchlug er dem Anytos, einem ſeiner eifrigſten Verehrer, ab, zum Mittagsmahl zu kommen, fand ſich indeſſen dennoch ſpäter halb trunken ein, nahm einen Theil der goldenen und ſilbernen Geſchirre aus dem Vorzimmer

1 Isocr. Busiris 366. de bigis 614.

2 Dies, ſo wie alle Feldzüge des Sokrates, werden geläugnet bei Athen. V, 215.

hinweg, und verſchenkte ſie an arme Bürger. Manche fanden dies unſchicklich, aber Anytos ſprach: „er hätte ja das Ganze nehmen können.“ — Hipparete, ſein verſtändiges und treues Weib, verließ ihn endlich, ſeiner unzähligen Liebſchaften wegen, ging zu ihrem Bruder und wollte ſich-ſcheiden laſſen; da erſchien Alcibiades im Gericht, nahm ſie ſtatt aller Verantwortung bei der Hand, und führte ſie willig, oder, wie ſeine Feinde behaupteten [1], unbekümmert um Obrigkeit und Geſetz, in ſein Haus zurück. Ja dem Hipponikos, ihrem Vater, einem hochangeſehenen, überaus reichen Manne, hatte er früher ohne allen Grund, und blos einer übermüthigen Wette halber, eine Maulſchelle gegeben. Als jedoch hierüber laut und heftig geſprochen wurde, eilte er hin, ſtellte ſich ſelbſt zu körperlicher Strafe, und — erhielt Verzeihung. Daß er einem Schullehrer, bei welchem er keinen Homer fand, Ohrfeigen gab, iſt nach dieſer Erzählung nicht auffallend. Einſt kaufte er einen äußerſt ſchönen Hund für den ungeheuern Preis von etwa fünfhundert Thalern, und ſchnitt ihm dann den Schwanz ab; worauf ſeine Freunde verſicherten, daß alle Athener ſich tadelnd darüber äußerten. Er aber erwiederte: „So geſchieht mein Wille, nun wird doch wegen anderer Dinge nichts Schlechteres von mir geſprochen.“ Seine Pferde- und Wagenliebhaberei war unbegränzt: ſieben Viergeſpann ſandte er nach Olympia, gewann den erſten, zweiten und vierten Preis, und bewirthete hernach die ganze Verſammlung [2]. Kein Hellene hat es jemals ihm hierin gleich gethan: aber die Bundesgenoſſen und Städte mußten auch dem verſchwenderiſchen Athener viel zahlen, ſchenken und liefern, und er ſelbſt bedurfte der Anwendung ſeines, an Perikles gerichteten Wortes. Als dieſer nämlich gedachte, wie er Rechnung ablegen wollte, ſagte Alcibiades: „Gedenke lieber, wie du keine Rechnung ablegen mögeſt.“

1 Andocid. 117.

2 Athen. I, c. 3, p. 4.

Unbegränzt zeigte ſich die Begierde des Alcibiades, der Erſte zu ſeyn, und ſie ward doppelt gefährlich, weil Schönheit, Beredſamkeit, Tapferkeit, weil Anlagen und Tugenden ſie zwar unterſtützten, aber von ihm keineswegs blos würdige Mittel zu großen Zwecken gewählt wurden. Vielmehr gewann jede Ausſchweifung, jede Uebertretung der Geſetze[1], jede Gewaltthat, jede Eitelkeit und kleinliche Liſt, jeder übertriebene Plan des Alcibiades, um ſeiner ſonſtigen Vorzüge und Anlagen willen, Nachſicht, Eingang, Entſchuldigung; und bald nachher gaben andere, aller Tugenden entblößte Männer, loſe Willkür für Antrieb des inneren Genius aus, und entwöhnten endlich das ganze Volk von Beſonnenheit, Sitte und Geſetz.

Alcibiades war der Mann aller Weiber[2], keine ſoll ihm widerſtanden, keine zuerſt mit ihm gebrochen haben; in all dem Wechſel fand er indeß nie eine Aspaſia. Doch nicht ſowol jener Wechſel hatte wahre Liebe vertilgt, als vielmehr die Eitelkeit, welche nur an ſich denken, fremde Natur alſo weder rein erkennen, noch innig und unbefangen würdigen ließ. Deßungeachtet, wenn es ſeinem Ehrgeize fröhnte, hatte Alcibiades eine unübertroffene Geſchicklichkeit ſich jede Sitte anzueignen: in Sparta ſchien er nur an ſchwarzer Suppe, ſcharfen Sprüchen und ariſtokratiſcher Verfaſſung Gefallen zu finden; in Theſſalien war er der erſte Trinker und Reiter[3]; bei Tiſſaphernes rühmte er Gehorſam, und ſchwelgte mit aſiatiſchem Uebermaß; in Athen wußte er in den feinſten Geſellſchaften der Gebildetſte zu ſeyn, und nicht minder ſprach und lebte er wiederum auch dem großen Haufen zu Dank. Deshalb ward er mehr bewundert, geliebt, gehaßt, als Perikles in ſeiner

1 Nach Athen. IX, 508 wagte er gegen ſeine Freunde erhobene Anklagen willkürlich auszuſtreichen. Ueber ſeinen grauſamen Beſchluß die jungen Melier umzubringen, ſiehe Plut. Alcib. c. 16.

2 Diog. Laert. Bion. c. 3. Athen. V, 220.

3 Athen. XII, 534.

ruhigen Größe; es mußte den verwöhnten Athenern jetzt nachtheilig Ueberreizendes dargeboten werden. Welcher Unbefangene vermißt aber nicht in Alcibiades eine vollständige Durchbildung zu der Einheit des Verſtandes, des Willens und des Gemüths, welche dem ganzen Leben einen großen Zweck vorſetzt, und dieſen erreichen läßt. Es war kein Verlaß auf ſeinen Charakter; er liebte ſich, nicht das Vaterland, und wirkte auf gleiche Weiſe — noch thats kein großer Athener — zu deſſen Erhebung, wie zu deſſen Untergang, ſobald er nur ſeinen perſönlichen Ruhm dadurch zu mehren glaubte.

Die Bundesgenoſſen beider Parteien waren mißvergnügt über den Frieden des Nicias; ſie glaubten daß die Athener, welche man wegen mancher erlittenen Niederlage jetzt weniger achtete, mit den Lacedämoniern, denen der Verluſt auf Sphakteria zur Schande angerechnet wurde, nur Frieden geſchloſſen hätten, um gegenſeitig ihre Verbündeten ungeſtört zu unterjochen und zu beherrſchen. Dieſer Verdacht wuchs, als Nicias nach Beſtätigung des Friedens ſogar ein Bündniß zwiſchen Athen und Sparta zu Stande brachte; und deshalb ſchloſſen Korinth, Theben, Elis und Argos, für ihre Freiheit einen Gegenbund. Alcibiades mit dem Allem unzufrieden, weil er es nicht vollbracht hatte, behauptete, Händel ſuchend: Athen ſey übervortheilt, und es genüge nicht, daß die Lakonier Amphipolis verlaſſen hätten; ſie müßten die ſich weigernden Einwohner auch zwingen, dem Frieden gemäß ihre Stadt den Athenern zu unterwerfen. Sparta erwiederte: „es ſey nicht Bedingung des Friedens, die Bundesgenoſſen zum Gehorſam zu bringen, wol aber werde ihnen Pylos mit Unrecht vorenthalten.“

Spartaniſche Geſandte ſollten endlich in Athen jeglichen Zwiſt ausgleichen, und wandten ſich zuvörderſt an den Nicias. Alcibiades aber, neidiſch über den hiedurch ſeinem Gegner bewieſenen Vorzug, kam ihnen höflich entgegen und beredete ſie, damit die atheniſchen Forderungen nicht

übertrieben würden, vor dem Volke zu erklären, ihre Vollmacht ſey nicht unbeſchränkt. Hierauf gründete nunmehr Alcibiades, jene betrügend, in einer heftigen Rede den Beweis, daß Lacedämon nur zögere und hinterrücks verfahre: die Geſandten wurden ſeinem Antrage gemäß, aus Athen verwieſen. Vergeblich eilte Nicias nochmals ſelbſt nach Sparta; die Korinther und Böoter, von den Mißverſtändniſſen benachrichtigt, hatten ſich ſchon wieder mit den Lacedämoniern geeinigt und dieſe wollten, neu beleidigt, nun nicht mehr nachgeben; worauf Alcibiades bewirkte daß Athen ſich mit Argos, Elis und Mantinea verband, und Hülfsſoldaten nach dem Peloponneſos ſandte. Dieſe Verbündeten nahmen Orchomenos in Arkadien ein und belagerten Tegea, wurden aber dann von den Spartanern geſchlagen; und ein Friede mit Argos ſicherte dieſen, ungeachtet manches einzelnen Glückswechſels, die Oberherrſchaft im Peloponneſos, ja ſogar den Beiſtand von Argos gegen Athen. Auch Mantinea, auch Perdikkas, der König von Macedonien, traten zum lakoniſchen Bunde.

Ueberhaupt zeigte ſich Sparta in dieſem Augenblicke milde, ſchenkte tauſend Heloten, welche mit Braſidas gefochten hatten, die Freiheit, ſtellte die Ehre der bei Sphakteria durchs Joch gegangenen Bürger wieder her, und bedrückte die Bundesgenoſſen ſo wenig als möglich. Die Athener hingegen duldeten keine unabhängige Inſel, keine ſelbſtändige Seemacht, und beſtraften abtrünnige Bundesgenoſſen grauſam mit Tod und Sklaverei. Angeblich Parteiloſe galten ihnen, freilich oft mit Recht, für verborgene gefährliche Gegner, und ſie erklärten herriſch jeden, der nicht mit ihnen ſey, für ihren Feind.

Um dieſe Zeit kamen Bevollmächtigte aus Egeſta in Sicilien nach Athen, und ſuchten Hülfe gegen Selinus, welches mit Syrakus verbündet war. Die Athener kannten die Lage, die Macht und die Verhältniſſe Siciliens nicht hinreichend, ſie ſchickten deshalb Geſandte zur Unterſuchung dahin ab. Dieſe brachten nun zwar ſechzig Talente

als den monatlichen Lohn für ſechzig Schiffe mit zurück, waren aber von den Egeſtanern über die Größe ihrer Schätze durch Liſt hintergangen worden, und hatten ſich auch von den Machtverhältniſſen der Staaten keineswegees hinreichend unterrichtet. Nicias erklärte ſich hierauf gegen, Alcibiades für einen Feldzug nach Sicilien. Jener äußerte: „der Friede ſey unſicher, die Macht der alten Feinde groß und die der neuen keineswegs geringer, das entlegene Land könne nicht gewonnen viel weniger behauptet werden; es ſey nothwendig und heilſam die Kräfte zu ſammeln, unverantwortlich dagegen wenn man ſie durch neue Unternehmungen, blos um der ehrgeizigen Wünſche Einzelner willen, zerſplittere und Ohnmacht herbeiführe." — Alcibiades rechtfertigte hierauf zunächſt ſeinen Ehrgeiz, ſeine Prachtliebe und ſeinen Aufwand, denn dies Alles bringe auch der Stadt Ehre; dann behauptete er, die Peloponneſier wären nicht furchtbar, und die entbehrliche Seemacht reiche vollkommen hin zur Vertheidigung und Behauptung Siciliens. Es ſey Pflicht, den Bundesgenoſſen beizuſtehen, ſtaatsklug, die Zwiſtigkeiten der Sicilianer zu benutzen, und zu verhindern, daß der doriſche Stamm und Syrakuſä nicht ein gefährliches Uebergewicht erhalte. Ruhe und Abſpannung würden ſelbſt die vorhandene Macht zerſtören, Thätigkeit und Anſtrengung dagegen zu dem größten Ziele führen. Zu dieſen Anſichten kam Alcibiades nicht blos aus den ausgeſprochenen Gründen, ſondern auch weil er hoffte ſich zu bereichern und ſeine zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen.

Der Krieg ward, hauptſächlich auf ſeinen Betrieb, 415 Jahre vor Chriſtus beſchloſſen; wiederholt bemerkte indeſſen Nicias: „wenn man einmal den Frieden nicht wolle, ſo möge man doch die Nothwendigkeit der größten Vorbereitungen an Gelde, Schiffen, Mannſchaft und Lebensmitteln bedenken, und ſich über die Macht der Feinde nicht vorſätzlich täuſchen und ins Unglück ſtürzen." Anſtatt aber, daß dieſe Darlegung der Schwierigkeiten abſchrecken ſollte,

erhöhte ſie nur die Wünſche und die Begierden, bis zu einer faſt beiſpiellosen allgemeinen Begeiſterung. Die Jünglinge in den Ringſchulen, die Greiſe in ihren Verſammlungen, die Arbeiter in den Werkſtätten, ſprachen nur von Sicilien; ſie entwarfen Plane, zeichneten die Häfen, ſegelten ſchon bis Karthago, und wer etwa noch an dem glücklichen Ausgange zweifelte, ſchwieg, um nicht für böswillig zu gelten. Nicias ward (wider Willen) dem Alcibiades und Lamachos als Feldherr zugeſellt, damit keine Schwierigkeit überſehen werde. Das Volk ertheilte ihnen unbeſchränkte Vollmacht zur Rüſtung, zur Berufung der Bundesgenoſſen und zu Ausgaben aus dem öffentlichen, jetzt wieder gefüllten Schatze. Hundert dreirudrige Schiffe, dreißig Frachtſchiffe, 1300 Schleuderer und Leichtbewaffnete, 5100 Geharniſchte[1] gab Athen; eine ungeheure Macht bei der Kleinheit des Staats! Die Bundesgenoſſen, die Argiver, Kreter, Mantineer u. ſ. w. ſtellten Hülfe ihren Kräften gemäß.

Der Wetteifer der Rüſtenden war überaus groß, und führte bis zur Pracht; ſchneller als man glaubte wurden die mannigfachen Vorbereitungen beendigt. Im Piräus verſammelten ſich alle Einwohner Athens; keine Furcht, nur Hoffnung bewegte die Gemüther. Welch ein wichtiger Augenblick, auf welcher Höhe ſtand Athen, dieſer Lichtpunkt der Welt, wohin mußte ein Unfall führen! Der Herold gebot Stille mit der Poſaune, er betete, Trankopfer wurden ins Meer gegoſſen und Alle erhoben heilige Geſänge. Man lichtete die Anker, winkte ſcheidend ſich Glück und Heimkehr zu, und die Flotte verſchwand am fernen Geſichtskreiſe.

[1] Die Zahlen bei Thucydides und Diodor ſtimmen nicht ganz überein.

Zwanzigſte Vorleſung.

Sicilien und der Feldzug der Athener.

Cyklopen und Läſtrygonen nennt die Dichtung als erſte Bewohner **Siciliens**. Gleichzeitig mit ihnen mögen ſich Sikaner iberiſchen Stammes angeſiedelt haben; dann folgten, etwa hundert Jahre vor dem trojaniſchen Kriege, die aus Italien von den Opikern vertriebenen Sikeler. Hierauf bauten die Elymer, trojaniſcher Abkunft, Eryx und Egeſta, und die Phönicier hatten Niederlaſſungen an der Küſte und auf den kleinern Inſeln. Wichtiger aber, als alle dieſe, ſind die helleniſchen Pflanzſtädte, welche in Sicilien und dem unteren Theile Italiens angelegt wurden, und dieſem Lande, ihres raſchen Emporkommens, großen Reichthums und ſtarker Bevölkerung halber, ſogar den Namen **Großgriechenland** erwarben. Die Nachrichten von dieſen Anſiedlungen ſind faſt überall mit fabelhaften Göttergeſchichten in Verbindung geſetzt, und dadurch die Ermittelung der Wahrheit erſchwert worden. Doch ergiebt eine nähere Prüfung, daß die erſten angeblichen Auswanderungen vor dem Argonautenzuge, unter Oenotrus u. ſ. w. gewiß unbedeutend waren, und die wichtigeren erſt in die Jahre 750 bis 550 vor Chriſtus fallen[1]. Und nicht blos

[1] Heyne opusc. acad. Vol. 2. Micale l'Italia avanti il dominio dei Romani Vol. I. Diod. V, 6.

ein Stamm hatte daran Theil, ſondern Alle: Dorer, Achäer, Joner. Doriſchen Urſprungs waren: Tarent, von Lacedämoniern erbaut, mit der Tochterſtadt Heraklea; Syrakus, durch Korinther angelegt, mit den Tochterſtädten Akrä, Kasmenä, Kamarina. Ferner Hybla und Thapſus, gegründet von Megarern, Gela und Agrigent von Rhodiern, Meſſana und Tyndaris von Meſſenern, Lipara endlich von Knidiern. Achäiſchen Stammes waren Sybaris, Kroton und Thurii. Joniſchen oder chalcidäiſchen Stammes, Kumä, angeblich ſchon 150 Jahre nach der Zerſtörung Trojas angelegt, und davon Neapolis, Puzzuoli, Zankle und Himera; Naxos, etwa 730 Jahre vor Chriſtus erbaut; ferner Kallipolis, Leontini, Katana, Euböa, Tauromininium, Rhegium. Von Kreta aus wurden gegründet Salentia und Heraklea Minoa; von Theſſalien Petilia, von Aetolien Temeſa; von Phocis Lagaria, von flüchtigen Lokrenſern endlich Lokri. Dorer und Joner wohnten alſo vorzüglich in Sicilien, Achäer in Großgriechenland. Doch wurden die Ureinwohner meiſtens wol nur von den Küſten verdrängt, und nördlich des Neapolitaniſchen finden ſich keine zuſammenhangenden griechiſchen Anſiedlungen.

Die Verfaſſungsformen der Pflanzſtädte glichen denen der Mutterſtaaten, mithin waren die der Dorer zwar nicht immer, aber doch oft ariſtokratiſch, die der Joner durch Geſetze und Volksverſammlungen größtentheils demokratiſch, die Achäer endlich ſtanden in der Mitte, indeß den Jonern näher als den Dorern. Der fruchtbare Boden, der milde Himmelsſtrich, geringe Abgaben, ſtrenge Geſetze, einfache Sitten, veranlaßten daß ſich dieſe Pflanzſtädte (beſonders die bei Verleihung des Bürgerrechts freigebigern achäiſchen) ſchnell zu einer erſtaunenswürdigen Höhe erhoben. Darin aber lag ſchon der Keim des Unterganges, daß es immer nur einzelne Städte blieben, daß ſie ſich nie in Staaten verwandelten, nie in einen großen Bund mit umfaſſendern Geſetzen zuſammentraten. Daher litt auch das Einzelne, daher erfuhren die Stadtverfaſſungen man-

chen Wechſel, manche Unterbrechung. Wir finden das Volk bisweilen der Willkür einzelner Tyrannen hingegeben, und nicht ſeltener durch eigene Schuld in große Ausartung und Weichlichkeit verſunken[1]. Sybaris iſt darüber zum Sprichworte geworden; aber auch Kroton, auch Tarent ahmten dem böſen Beiſpiele nach.

Unter den Geſetzgebern dieſer Pflanzſtädte ſind Zaleukus und Charondas die berühmteſten, jener wahrſcheinlich für Lokri, dieſer für Thurii. Ob die unter ihrem Namen auf uns gekommenen Geſetze ächt und welchem von beiden ſie jedesmal beizulegen ſeyen, darüber walten ſehr erhebliche Zweifel ob[2]; doch wollen wir das Weſentlichſte ihres eigenthümlichen Inhalts mittheilen. Beide Männer verfuhren darin gleich, daß ſie ſittliche und rechtliche Vorſchriften nicht ſtreng ſonderten. Zaleukus lehrte: „Ein jeder glaube an die Götter und die Vorſehung, denn von ihnen ſtammt alles Gute und kein blinder Zufall beherrſcht die Welt. Wenn man das Gemüth zum Böſen getrieben fühlt, ſo ſuche man die trefflichſten Menſchen auf, um durch ſie den Werth des Guten und Böſen zu erkennen; man bete zu den Göttern, denen nicht Opfer, ſondern Recht und Sittlichkeit gefallen. Der Gedanke an den Tod, führt zur Beſonnenheit und zum Guten. Keine Feindſchaft ſey ohne Ende, vielmehr kehre die Freundſchaft zurück. Obrigkeitliche Perſonen müſſen ſich vor Stolz und Anmaßung hüten, und nicht nach Haß oder Gunſt ſprechen. Niemand liebe den fremden Staat mehr, als den eigenen, ſonſt zürnen die vaterländiſchen Götter und der Uebergang zur Verrätherei iſt nahe. Nichts iſt mit uns enger verbunden, als das Vaterland. Niemand darf ſein väterliches Erbtheil verkaufen, wenn er nicht einen großen Unglücksfall nachweiſet. Keine Frau habe mehr als ein

[1] Diod. fragm. VII und VIII, p. 33. Bip. Athen. XII. 518—22. Heracl. Pontic. Rhegium.

[2] Boeckh Staatshaushalt I, 133. Schoemann antiquitates juris publici Graecorum 6.

Mädchen zur Begleitung, ſie ſey denn trunken; keine bleibe Nachts außerhalb der Stadt, es ſey denn mit einem Ehebrecher; keine trage goldenen Schmuck und goldgeſtickte Kleider, ſie ſey denn eine Hure; kein Mann trage goldene Ringe oder ſeidene Kleider, er ſey denn ein Hurer oder Ehebrecher."

Einfach lebten die Lokrer: Gaſtwirthſchaft und Waarenniederlagen wurden nicht geduldet, und der Landmann ſollte die ſelbſtgewonnenen Früchte unmittelbar an den Verzehrer verkaufen; eine Beſtimmung, die bei der erſten Kindheit des Handels natürlich entſtehen mag, welche aber, bei höherem Verkehr, nur von Unwiſſenden empfohlen werden kann.

Zaleukus hatte ſich, umherſchweifender Räuber halber, bewaffnet aufs Feld begeben, und in der Stadt entſtand unterdeſſen ein Auflauf. Eilig kehrte er zurück und ging, ſein eigenes Geſetz übertretend, in die Verſammlung ohne die Waffen abzulegen: man machte ihm deshalb Vorwürfe, und er tödtete ſich ſelbſt, damit er das Werk ſeines Lebens erhalte[1].

Charondas befahl, man ſolle jeden aus dem Rathe und den öffentlichen Aemtern entlaſſen, der ſeinen Kindern eine Stiefmutter zubringe: denn wie wolle er dem Vaterlande gut rathen, da er die eigenen Kinder ſchlecht berathe. Sey nämlich die erſte Ehe glücklich geweſen, ſo müſſe man ſich weislich beruhigen; ſey ſie unglücklich geweſen, ſo erſcheine der zweite Verſuch ganz unſinnig. Wer ſich in ſchlechte Geſellſchaft begab oder ſie bei ſich hegte, konnte deshalb öffentlich belangt und beſtraft werden; falſche Ankläger führte man, mit Tamarisken bekränzt, ſpottend durch die Stadt. Alle Kinder mußten zur Schule gehen, und der Staat beſoldete die Lehrer. Nur die männliche Reihe der Verwandten erbte, nicht die weibliche; deshalb ward die Verwaltung von den Gütern der Minderjährigen je-

[1] Andere erzählen dies von Charondas. Diod. XI, 19.

nen, ihre Perſonen aber dieſen anvertraut. Feige und Ausreißer ſtanden drei Tage in Weiberkleidern auf dem Markte. Die Geſetze wurden ſtreng befolgt ohne Deuteleien. Wer eine Abänderung derſelben vorſchlug, mußte, während der Berathung des Volks, mit einem Stricke um den Hals auf dem Markte ſtehen, und ward erdroſſelt, wenn ſein Antrag nicht durchging. Nur in drei Fällen ſollen, bei dieſem Schreckensmittel, Neuerungen in Antrag gebracht worden ſeyn.

Erſtens: das Geſetz ſtrafte Auge um Auge; als aber einem Einäugigen das allein noch übrige ausgeſchlagen, und er dadurch ganz blind ward, ſo brachte er es dahin, daß ſein Gegner nicht ein Auge, ſondern beide Augen verlor.

Zweitens: der nächſte Verwandte mußte die Waiſe heirathen, oder ihr fünfhundert Drachmen Heirathsgut geben; als aber dafür keine Männer zu bekommen waren, ſo ſetzten die Mädchen durch, daß ſie unbedingt geheirathet werden mußten.

Drittens: jede Frau konnte ihren Mann, jeder Mann ſeine Frau entlaſſen. Dies widerfuhr einem alten Manne zu ſeinem großen Verdruſſe, und eine Abänderung des Geſetzes erfolgte auf ſeinen Antrag, wonach jene Erlaubniß nur unter der Beſchränkung blieb: daß weder Mann noch Frau eine andere Ehehälfte wählen dürfe, welche jünger als die verlaſſene ſey. Hierauf kam auch jene Frau, zu jenem Alten wiederum zurück.

Größere, umfaſſendere Anſichten und Beſtrebungen, lagen dem von Kroton ausgehenden pythagoräiſchen Vereine zum Grunde: warum er aber dennoch bald zu Grunde gehen mußte, wird an anderer Stelle erzählt werden.

In öffentlicher Hinſicht war Syrakuſä die wichtigſte Stadt in Sicilien, an ihre Geſchichte knüpft ſich faſt die Geſchichte der ganzen Inſel. Anfänglich hatte ſie eine ariſtokratiſch-republikaniſche Verfaſſung, jedoch nicht ohne innere Unruhen: denn ums Jahr 485 wurden die Reichen,

durch eine von den Sklaven unterſtützte Volkspartei gezwungen, zu **Gelon**, dem Beherrſcher von Gela zu fliehen, welcher ſie zwar in ihr Vaterland zurückführte, ſich aber zugleich der Herrſchaft, jedoch ohne Gewaltthat, bemächtigte[1]. Er erhöhte die Kraft des Staates, theils dadurch daß er neue Bürger aus Kamarina, Megara und dem ſiciliſchen Euböa nach Syrakuſä verſetzte, theils durch den großen Sieg bei Himera über die mächtigen Karthager; welcher Sieg die griechiſchen Pflanzſtädte von der Herrſchaft Karthagos, ſowie die gleichzeitige Schlacht bei Salamis, das Mutterland von der Herrſchaft der Perſer rettete. Gelon ſtarb nach ſechsjähriger löblicher Regierung und ward als Held verehrt; ihm folgte ſein Bruder Hiero, welcher bis dahin in Gela geherrſcht hatte.

Hiero faßte Verdacht gegen ſeinen zweiten Bruder Polyzelus, und wollte ihn, in der Hoffnung daß er dabei ſeinen Untergang finden werde, mit Hülfsmannſchaft für Sybaris gegen Kroton ſchicken; allein dieſer wies den Auftrag zurück und floh zum Könige Theron von Agrigent. Gleichzeitig boten die Himerenſer ihre Stadt dem Hiero an, weil Thraſidäus, Therons Sohn, ſie unbillig beherrſche; Hiero aber benachrichtigte Theron von der Gefahr, und legte dadurch den Grund zur Ausſöhnung mit ihm und mit Polyzelus. Erſt nach Therons Tode erhob der laſterhafte Thraſidäus Krieg gegen Syrakus, ward geſchlagen und tödtete ſich ſelbſt; worauf die Agrigenter ſich eine freie Verfaſſung gaben, und Frieden mit Hiero ſchloſſen. Dieſer, gelobt als Herrſcher, berühmter noch wegen der Pracht ſeines Hofes und als Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften (ſo hielten ſich angeblich Aeſchylus und Simonides, Pindar, Epicharmus und Bacchylides[2] bei ihm auf) hinterließ die wohlbefeſtigte Herrſchaft ſeinem Bruder Thraſybulus. Schon nach acht Monaten empörten ſich

1 Plat. ep. VII, p. 353. Conon bei Photius 450.

2 Aelian var. hist. IV, 15. Pausan. I, 2.

aber die Syrakuſaner deſſen Grauſamkeit halber und zwangen ihn, ungeachtet des Beiſtandes von Söldnern, nach Lokri zu entweichen. Nunmehr ward eine demokratiſche Verfaſſung in der Stadt eingeführt, doch nicht ohne Unruhe und Gewalt: denn man verſagte den, von Gelon aufgenommenen neuen Bürgern, jeden Antheil an der Regierung, und ſie mußten deshalb aus Achradina, einem Theile der Stadt, vertrieben werden. Bald nachher machte ſich ein gewiſſer Tyndarides durch Wohlthaten unter dem gemeinen Volke in Syrakuſä eine Partei, und ſuchte auf dieſem Wege die Oberherrſchaft zu erlangen; allein er ward gefangen genommen, getödtet, und durch die Einführung des, dem Oſtracismus ähnlichen Petalismus, ein Mittel gegen ähnliche Verſuche gegeben; welches ſich jedoch in Syrakuſä nicht immer bewährt zeigte, und mehrere Male durch Zurückſchrecken der Beſſeren, den Böſeren deſto freiern Spielraum ließ.

Ducetius, der Fürſt der alten Einwohner Siciliens, der Sikuler, hatte während dieſer Unruhen ſeine Macht ſehr ausgebreitet, und griff Syrakus an: er war aber unglücklich und mußte ſich, weil die Seinen ihm nicht mehr vertrauten, endlich ſelbſt Hülfe flehend zu ſeinen Feinden retten; welche auch beſchloſſen, ihn nicht zu behandeln wie er es um ſie verdient habe, ſondern wie es der Würde des Staats gemäß ſey. Man ſandte ihn, ohne Strafe oder Rache, nach Korinth. Dieſen Siegen der Syrakuſaner folgte die Unterwerfung von Agrigent und Trinakria, und die Vertilgung der etruskiſchen Flotten. Man konnte ihnen die Oberleitung der ſiciliſchen Angelegenheiten nicht mehr verſagen, ſie ſtärkten unabläſſig ihre Kriegsmacht, erhoben ſchon Zins von einzelnen helleniſchen Städten und erſchienen der Selbſtändigkeit aller übrigen gefährlich. Da ſandte zuerſt Leontini den Redner Gorgias nach Athen, welcher durch den Glanz ſeiner Bilder und den wohllautenden, oder vielmehr überkünſtelten Bau ſeiner Perioden, die Athener entzückte, und bewirkte, daß Laches im fünften

Jahre des peloponneſiſchen Krieges mit einer Hülfsflotte nach Sicilien geſchickt ward. Dieſer ſiegte anfangs, mußte aber dann ohne Erfolg zurückkehren, weil Hermokrates, der Syrakuſaner, ſeine Mitbürger bewegte den Leontinern das Bürgerrecht zuzugeſtehen; weil er die doriſchen und ioniſchen Städte ausſöhnte und ſie überzeugte, daß Einigkeit allein von der größeren, von der äußeren Gefahr erretten könne.

Als nun jetzt über die neuen, für Egeſta unternommenen Rüſtungen der Athener widerſprechende Nachrichten in Sicilien einliefen, bewies Hermokrates aus der Natur jenes Volks und den ſchon gemachten Erfahrungen, daß der Angriff gewiß, und mit großer Macht erfolgen werde. Schnell müſſe man ſich deshalb auf alle Weiſe rüſten, in Italien, Lacedämon und Karthago Hülfe ſuchen, und den Feinden bis Tarent entgegenſegeln. Ihm widerſprechend behauptete Athenagoras: „Die Unternehmung der Athener ſey unglaublich, die Ausführung unmöglich, unruhige Neuerer hätten das Ganze erfunden, um ſich ungebührliche Gewalt zu verſchaffen.“ Die obrigkeitlichen Perſonen in Syrakuſä entſchieden dieſen Streit dahin: „Es ſey nöthig zu rüſten, Geſandte auszuſchicken, Nachrichten einzuziehen, und ſich übrigens aller nutzloſen Verläumdungen und Anzüglichkeiten zu enthalten.

Unterdeſſen hatten die Athener Korcyra erreicht, und ſandten Schiffe nach Italien voraus, um eine gute Aufnahme vorzubereiten; ihre Hoffnungen ſchlugen indeß unerwartet fehl, denn Lokri und Tarent verweigerten ſogar das Waſſer, Rhegium verſchloß die Thore, und in Egeſta fand man nur dreißig Talente, weil man früher den atheniſchen Geſandten hier trüglich die, aus dem Tempel der Venus auf dem Berge Eryx und aus andern Städten geliehenen Schätze und koſtbaren Geräthe, als Eigenthum vorgezeigt hatte. Solcher Verhältniſſe halber ward das Heer unwillig, Alcibiades verdrießlich; nur dem Nicias kam dies Alles nicht unerwartet. Natürlich ſtimmten aber

die Meinungen der drei, ſo verſchieden geſinnten Feldherrn, über den Plan des Feldzugs nicht überein: Nicias wollte Selinus angreifen, und wenn Egeſta nicht Sold und Hülfe ſchaffe, zurückkehren. Auf dieſe Weiſe zeige man die Macht Athens, den Eifer für die Bundesgenoſſen, und könne Vortheile erlangen ohne ſich der äußerſten Gefahr preiszugeben. Lamachus, feurig und tapfer, aber ſeiner Armuth halber nicht ſehr angeſehen, wollte ſogleich gen Syrakus ſegeln und die Unvorbereiteten überraſchen; nur dadurch könne man bei den Sicilianern Anſehen gewinnen. Alcibiades endlich behauptete: „Man müſſe außer Syrakuſä und Selinus, alle ſicilischen Städte, beſonders aber das durch ſeine Lage ſo wichtige Meſſana zu gewinnen ſuchen und dann die Feinde angreifen, wenn ſie anders, aus Furcht vor der Uebermacht, nicht freiwillig den atheniſchen Forderungen genügten."

Zuletzt ſtimmte Lamachus der Meinung des Alcibiades bei, und ſie kam deshalb zur Ausführung. Naxos trat jetzt auf die Seite der Athener, in Katana ward liſtig von dieſen ein Thor erbrochen und die Stadt genommen, während Alcibiades zu der verſammelten Bürgergemeinde ſprach: dagegen verweigerte Kamarina und Meſſana den Beitritt zum Bunde.

Um dieſe Zeit ward Alcibiades folgender Veranlaſſung halber nach Athen zurückberufen. Kurz vor dem Aufbruche des Heeres gen Sicilien, fanden ſich eines Morgens in Athen die Hermesſäulen verſtümmelt, und manche andere Bildſäulen beſchädigt. Einige glaubten, die Korinther hätten dies, als ein den Athenern ungünſtiges, den Syrakuſanern erfreuliches Götterzeichen, heimlich veranſtaltet; Andere hielten es für unbedeutenden Uebermuth trunkener Jünglinge; noch Andere ſahen darin Entweihung der Myſterien: die Feinde des Alcibiades endlich, bezeichneten ihn als den Urheber des Geſchehenen und behaupteten, ein Plan zum Umſturze der Volksherrſchaft ſtehe damit in nothwendiger Verbindung. Vergebens erbot ſich Alcibiades

zur Rechtfertigung, denn ſeine Feinde fürchteten, daß er bei der Liebe des Heeres, und weil Argiver und Mantineer nur ſeinetwillen mitzogen, würde freigeſprochen werden; deshalb ſollte erſt nach ſeiner Rückkunft die Unterſuchung Statt finden. Er ſegelte ab, aber täglich mehrte ſich indeſſen der Verdacht und der Argwohn im Volke: auf ungenügende Anzeige wurden Viele eingezogen, und gegen alle früheren Geſetze ſollten freie Männer, ja ſelbſt Beiſitzer des Rathes, gefoltert werden[1]. Diokleides, welcher die Thäter im Mondſchein erkannt haben wollte (obgleich Neumond geweſen war) ward als Wohlthäter der Stadt bekränzt und im Prytaneum geſpeiſet; je größer die Vorſichtsmaßregeln, deſto größer die Verwirrungen, daß ſogar die Böoter zur Sicherung ihre Gränzen beſetzten. Da ward endlich Diokleides der Lügen überführt und getödtet, des Andocides Ausſagen beruhigten das Volk. Argwohn und Verfolgung hörte in Athen auf, nur gegen Alcibiades dauerte der Haß fort. Hauptſächlich auf den Betrieb von Cimons Sohne, Theſſalus[2], ſandte man das ſalaminiſche Schiff nach Sicilien, um jenen (weil man Aufruhr im Heere befürchtete) mit Güte zur Rückkehr zu bewegen. Allein Alcibiades entfloh, und erreichte auf ſeinem eigenen Schiffe Thurium, dann den Peloponneſos; er begab ſich anfangs nach Argos, hierauf aber, weil die Atheuer ſeine Auslieferung oder doch ſeine Ausweiſung verlangten, nach Sparta. Auf die Frage: „Ob er ſeinem Vaterlande nicht traue?" antwortete er: „Ja, nur nicht in Abſicht des Lebens, wo die eigene Mutter leicht ein ſchwarzes, ſtatt eines weißen Steinchens ergreifen könnte." Wirklich ward er in Athen zum Tode verurtheilt und ſeine Güter eingezogen; er aber rief: „Zeigen werde ich ihuen, daß ich lebe!" und er hielt Wort.

1 Andocid. de myster.

2 Isocr. de bigis 606.

Schon in Sicilien ſtiftete er den Athenern Unheil: denn Meſſana wollte ſich auf ſeine geheimen Unterhandlungen ergeben, als er (damit nach ſeiner Entfernung nicht Andere den Ruhm genöſſen) dies heimlich den ſyrakuſaniſch geſinnten Bürgern anzeigte, und ſo die Abſicht vereitelte. Mit Unrecht beharrte Nicias, ſelbſt nach des Alcibiades Entfernung, bei dem frühern unentſcheidenden Plane der Kriegführung: denn wenn er gleich Hykkara eroberte, und aus dem Verkaufe der Sklaven 120 Talente löſete, ſo ward er dagegen in Himera nicht aufgenommen, belagerte Hybla vergeblich und verlor koſtbare Zeit, indem er das Landheer durch die Inſel nach Katana führte, und die Seemacht ebenfalls dahin ſegeln ließ.

Dieſe Zögerungen und das damit verbundene Mißgeſchick der Athener, erhöhten den Muth der Syrakuſaner, und gaben ihnen Muße, mit ihren Gegenrüſtungen vorzuſchreiten. Zu kühn jedoch zogen ſie, durch eine falſche Botſchaft verleitet, gen Katana, während die Athener nach Syrakus ſegelten und an einer Stelle lagerten, wohin die überlegene ſyrakuſaniſche Reiterei nicht dringen konnte. Es kam zu einem ſtarken Gefechte, in welchem die Athener zwar ſiegten, hierauf aber (von dem zu ängſtlichen und vorſichtigen Nicias) dennoch nach Katana und Naxos zurückgeführt wurden, weil der Winter und der Mangel an Reiterei ihm hinderlich ſchien, und er mehrere Städte, insbeſondere Kamarina zu gewinnen hoffte. Euphemos ſprach in dieſer Stadt für die Ioner gegen die Dorer. Er bewies nicht allein die Natürlichkeit der atheniſchen Herrſchaft, ſondern auch, wenn anders Athen ſich nicht ſelbſt in Dienſtbarkeit ſtürzen wolle, ſogar die Nothwendigkeit dieſer Herrſchaft. Deßungeachtet drohe den Sicilianern von hier aus keine Gefahr: denn es ſey unmöglich, daß Athen ſie aus Bundesgenoſſen, zu deren Unterſtützung berufen man ohne Eroberungsluſt gekommen ſey, in Unterthanen verwandele; wol aber würden ſie nothwendig von Syrakuſä unterjocht werden, wenn das Bemühen der Athe-

ner, ihre Freiheit und Selbſtändigkeit zu begründen, fehlſchlage. — Dem Allem widerſprechend zeigte Hermokrates den Kamarinenſern mit Nachdruck die Kehrſeite jener Darſtellung; worauf dieſe (denen Gründe und Gegengründe gleich wichtig erſchienen) beſchloſſen, parteilos zu bleiben. Dagegen verbanden ſich die Sikeler, welche im Innern der Inſel wohnten, mit den Athenern. Der Winter verfloß dieſen unter Vorbereitungen, Anſchaffung von Pferden, Belagerungswerkzeugen u. ſ. w.: ſelbſt aus Tyrrhenien und Karthago hofften ſie Beiſtand zu erhalten.

Nicht minder übten ſich die Bürger von Syrakuſä auf Hermokrates' Betrieb in den Waffen, befeſtigten aufs äußerſte ihre Stadt, ernannten ſtatt vieler, wenige Feldherrn mit ungemeſſener Gewalt, und ſchickten Geſandte wegen Hülfsleiſtung nach Korinth und Sparta. Hier fanden dieſe den Alcibiades. In einer Rede vertheidigte er ſich öffentlich wegen ſeiner früheren Feindſchaft wider die Lacedämonier, bewies, daß er jetzt nicht gegen ſein Vaterland, ſondern nur gegen ſeine Feinde in Athen wirke, zeigte die gefährlichen Abſichten dieſer Stadt auf Sicilien, Karthago, den Peloponneſos, kurz auf allgemeine Herrſchaft, und trug zuletzt dahin an: Decelia, im atheniſchen Gebiete zu befeſtigen, und Hülfe nach Sicilien zu ſenden. Beides ward von den Lacedämoniern beſchloſſen.

Die Athener erhielten unterdeſſen in Sicilien mehrere kleine Vortheile und vertrieben die Syrakuſaner von Epipolä, einem der Stadt gegenüberliegenden Berge, welcher eine gefährliche Ausſicht in dieſelbe gewährte. Deshalb wagten dieſe jetzt ſelten Ausfälle, ſondern erbauten mit großer Anſtrengung, wider die von den Athenern angelegten Einſchließungsmauern, ein ähnliches Schutzwerk: als ſie aber demſelben zu ſehr vertrauend, nachläſſiger in der Bewachung wurden, zerſtörten ihnen die Athener in unvermuthetem Anfalle Mauern und Pfahlwerk. Gleich erfolgreich für dieſe endete ein zweiter Verſuch an

einer andern Stelle; nur tödteten ſich wechſelſeitig im Gefechte Lamachus, welcher die Reiterei befehligte, und Kallikratidas der Anführer der Syrakuſaner. Nicias blieb hiedurch alleiniger Feldherr. Nunmehr hatten die Athener in acht verſchiedenen Gefechten die Syrakuſaner beſiegt, den großen Hafen durch ihre Flotte geſperrt, endlich von mehreren Städten Siciliens und Italiens Hülfe erhalten. Ihre Hoffnungen wuchſen in dem Maße als die Niedergeſchlagenheit in Syrakus überhand nahm; Nicias verhandelte erſt heimlich, dann ſogar öffentlich wegen der Uebergabe dieſer Stadt.

Um dieſe Zeit[1] landete der Spartaner *Gylippus*, mit wenigen vom Sturme beſchädigten Schiffen, in Italien, einem Freibeuter gleich und von Nicias wenig beachtet. Dann ſegelte er, weil die gerade Fahrt nach Syrakuſä unmöglich war, gen Himera, und erreichte von hier aus zu Lande Syrakuſä mit 700 Geharniſchten, 1000 Himeräern, 100 Reitern, einigen Selinuntiern und Geloern, und etwa 1000 Sikulern. Nicht ſowol in der Mannſchaft, als vielmehr darin lag der Gewinn für die Syrakuſaner: daß ſie nunmehr *einen* Feldherrn, und einen des Krieges *kundigen* Feldherrn erhielten. Dennoch bewieſen die nächſten Ereigniſſe, daß die Macht beider Theile faſt noch immer gleich, mithin keine baldige Entſcheidung zu hoffen war. Gylippus bat deshalb in Sparta, Nicias in Athen um Hülfe. Dieſer berichtete: „Die Schiffe ſeyen ſchadhaft, das Schiffsvolk zum Theil todt, zum Theil unbrauchbar, und die Gefahr wegen Mangels an Lebensmitteln täglich anwachſend. Man möge alſo, ſo fern man nicht ſehr bedeutende Unterſtützung ſenden könne, die ganze Unternehmung aufgeben, ihm ſelbſt aber, da er krank ſey, auf jeden Fall einen Nachfolger ernennen.“ Trotz dieſer abſchreckenden Darſtellung beſchloſſen die Athener den Krieg in Sicilien fortzuſetzen und Nicias nicht abzurufen. Eurymedon ward vorläufig mit

1 414 vor Chriſtus.

zehn atheniſchen Schiffen und funfzig Talenten abgeſandt, und zum Frühjahre mehr Hülfe verſprochen.

Bisher hatten die Lacedämonier den Frieden nicht brechen gewollt, jetzt aber wurden ſie endlich von der Gerechtigkeit oder Nützlichkeit eines neuen Krieges überzeugt: theils durch die wiederholten Anreizungen des Alcibiades, theils durch die neueſten ſiciliſchen Ereigniſſe, vor Allem endlich, weil die Athener offenbar den Argivern gegen ſie Beiſtand geleiſtet hatten. Sie eroberten deshalb Decelia nach dem Rathe des Alcibiades, und befeſtigten es zum großen Nachtheile der Athener. Denn von da aus ward trotz aller mühſeligen und koſtſpieligen Gegenvorkehrungen, ihr Gebiet durch Spartaner und Thebaner[1], ja ſogar durch ausgewanderte Bürger, verwüſtet, die Zufuhr behindert und ihren Sklaven ein ſicherer Zufluchtsort eröffnet. Deßungeachtet aber beharrten die Athener bei ihren Planen, gewannen auch ihrerſeits einen feſten Punkt in Lakonien, und bereiteten neue Unterſtützung für Sicilien.

Mittlerweile erbauten die Syrakuſaner nach dem Rathe des Gylippus und Hermokrates eine Flotte, um auf dem Meere mit den Athenern zu kämpfen. Keineswegs verkannten ſie die Kühnheit dieſes Unternehmens; allein ſie wollten eben durch dieſe Kühnheit ſchrecken, und vertrauten auf allmälige Uebung. Aus dem kleineren Hafen ſegelte die ſyrakuſaniſche Flotte zur Schlacht in den größeren; die Athener griffen ſie raſch bei dieſem Durchgange an, brachten ſie in Unordnung, tödteten einen Theil der Mannſchaft und gewannen eilf Schiffe. Dagegen eroberte Gylippus gleichzeitig durch unerwarteten Ueberfall die atheniſchen Werke bei Plemmyrium, und machte große Beute an Gelde, Getraide, Kriegs- und Schiffsbedürfniſſen. Die örtlichen Verhältniſſe erſchwerten nach dieſem Verluſte die Zufuhr für das atheniſche Heer, und faſt alle helleniſchen Städte in Sici-

1 Isocr. Plataic. 524. Lysias pro Aristoph. 688. Lycurg. in Leocr. 221.

lien, Agrigent allein ausgenommen, traten auf die Seite der Syrakuſaner. Deshalb wollte Nicias bis zur Ankunft der verſprochenen atheniſchen Hülfsmacht jedes Gefecht vermeiden, und es würde ihm trotz der natürlichen Gegenbemühungen der Syrakuſaner gelungen ſeyn, wenn nicht Menander und Euthydem, einſtweilen Mitfeldherren des Nicias, vor der Ernennung Anderer hätten Ruhm erwerben wollen; ſo kam es wirklich zu einem neuen Land- und Seetreffen. Der erſte Tag entſchied Nichts, am zweiten zogen ſich die Syrakuſaner, ſcheinbar furchtſam, ſchnell zurück, aßen und griffen dann die ſorgloſen Athener unerwartet zum zweiten Male ſo heftig an, daß viele von dieſen getödtet, gefangen, und ſieben ihrer Schiffe erobert wurden.

Bald nach dieſem Unfalle langte endlich Demoſthenes mit ſo großer Hülfsmacht an, daß man ſah, wie viel den Athenern an dem Gelingen der Unternehmung liege. Prachtvoll geſchmückt, mit feierlichem Geſange, in ſchönſter Ordnung, ſegelten dreiundſiebzig Schiffe in den Hafen; es landeten 5000 Schwerbewaffnete, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl leichter Mannſchaft, Schleuderer und Bogenſchützen. Demoſthenes wollte ſogleich entſcheidend kämpfen und ſiegen, oder ſchnell zurückkehren; Nicias dagegen rieth fehlerhaft zur Zögerung: weil die Syrakuſaner an Gelde Mangel litten und ihre Bundesgenoſſen bereits ungeduldig würden. Nach einigem Zeitverluſt beſchloß man dennoch, Epipolä in der Nacht anzugreifen. Nur im Anfange waren die Athener glücklich, dann zeigte ſich aber der Mißgriff, daß Fremde die Einheimiſchen, auf ihrem Boden, in der Nacht beſiegen wollten! Bei gleicher Sprache und gleichem Kriegsgeſchrei trafen Freunde gegen Freunde, es entſtand Verwirrung, die atheniſche Loſung war den Syrakuſanern bekannt geworden, und ein ſchwacher Mondſchein, welcher dieſe ins Geſicht traf, ließ ſie ihren Gegnern noch furchtbarer erſcheinen. So wurden die Athener zuletzt völlig geſchlagen, zerſtreuet, und zwiſchen die Berge hinabgeſtürzt; ſie zählten 2000 Todte.

Nunmehr erklärten Demoſthenes und Eurymedon: „Bei der Schwäche des, durch Krankheiten außerdem noch ermatteten Heeres, könne Syrakus nicht erobert werden, aber die Rückkehr ſtehe noch offen.“ Nicias läugnete zwar die Gefahren nicht, allein er vertraute thöricht ſeinen geheimen Nachrichten und Verbindungen in jener Stadt, er fürchtete die Verantwortlichkeit in Athen. Als nun aber die Syrakuſaner aus Sicilien und den Peloponneſos neue Hülfe erhielten, und die geheimen Verbindungen ſtatt zum Ziele zu führen, nur zu ſeiner Täuſchung angezettelt erſchienen, da rieth er ſelbſt zu heimlichem Aufbruche. Eine Mondfinſterniß aber trat ein: drei Tage, oder gar dreimal neun Tage müſſe man, ſo verlangte es der Wahrſager, den Aufbruch verzögern, und Nicias, ſtatt auf perikleiſche Weiſe jenen zu widerlegen, unterwarf ſich abergläubig zu allgemeinem Verderben ſeinem Ausſpruche! Nochmals ſiegten die Syrakuſaner zur See, ſie ſchlugen einen Landangriff der Athener zurück, und mit Beiſeitſetzung aller innern Zwiſtigkeiten, dachten ſie nicht mehr blos an ihre eigene Rettung, ſondern ſchon an den Ruhm die feindliche Macht zu vernichten; ſie ſperrten den Hafen, damit den Athenern der Rückzug unmöglich werde. Dieſe verließen ihre Einſchließungsmauern und befeſtigten blos einen engen Bezirk bei den Schiffen; allein hier nahm die Noth jeder Art, und insbeſondere der Mangel an Lebensmitteln ſo ſchnell überhand, daß ſie beſchloſſen die letzte Seeſchlacht zu wagen, für den Fall der Niederlage aber die Schiffe zu verbrennen und zu Lande abzuziehen. Nicias ertheilte heilſame Lehren über die Art des Angriffs und erinnerte mit Wehmuth daran, wie viel für ſie und das Vaterland auf dem Spiele ſtehe: Gylippus hingegen ſchilderte die nachtheilige Lage der Feinde, gedachte der früheren Siege, und forderte auf zur ruhmvollen und gerechten Rache. Heftig war die Schlacht, unbeſchreiblich groß ſowol die körperlichen Anſtrengungen, als die Bewegung der Gemüther. Ringsum ſtanden auf dem Ufer die zahlreichen Zuſchauer

von beiden Parteien, und nachdem der Sieg ſich ſo oder anders zu wenden ſchien, erhob ſich gleichzeitig Jubel oder Klagegeſchrei. Endlich wichen die Athener. Nicias und Demoſthenes wollten zwar wiederholt angreifen, da die Zahl ihrer Schiffe der Zahl der feindlichen noch gleich kam; allein das Schiffsvolk weigerte ſich ihnen zu gehorchen. Deshalb ward der Abzug der Athener auf die nächſte Nacht feſtgeſetzt, aber Hermokrates — welcher ihnen die Wege zu verſperren wünſchte, und das in Syrakus nur mit der Siegesfeier beſchäftigte Volk nicht zum Aufbruche bewegen konnte — ließ jenen liſtig die falſche Nachricht zukommen, daß die Wege ſchon beſetzt wären. Hiedurch getäuſcht, zögerten die Athener thöricht einen Tag, und unterdeſſen hatten die Syrakuſaner wirklich Mannſchaft, zur Deckung der benachbarten Berge, Thäler und Flüſſe ausgeſandt.

Nicht allein der Verluſt der Schiffe traf die Athener, auch ihre Todten blieben unbegraben, auch die Kranken und Verwundeten ließ man hülflos zurück. Vergeblich flehten dieſe um Mitleid, vergeblich riefen ſie die Forteilenden einzeln bei Namen: ermattet ſanken ſie am Wege nieder und kamen um! Vier Tage lang zogen die Athener erſt über den Anapus gen Katana, dann gen Kamarina; unter ſteten Gefechten, und mit Mangel jeder Art kämpfend. Am fünften ward die, in der Nacht ſchon in Unordnung gerathene Abtheilung des Demoſthenes, gänzlich von der überlegenen feindlichen Macht eingeſchloſſen: ſie mußte ſich unter der Bedingung ergeben, daß Keiner gewaltſam getödtet, Keinem die Nahrung entzogen werde. Lange wollte Nicias dies Unglück nicht glauben, als er aber endlich nicht mehr zweifeln konnte, bot er den Syrakuſanern gegen freien Abzug mehrere Geißeln und den Erſatz der Kriegskoſten; dieſer Antrag ward jedoch verworfen. Beim Uebergange der Athener über den Aſſinarus, erhob ſich der letzte unglückliche Kampf[1], ſie wurden theils getödtet, theils ohne

1 414 v. Chr.

alle Vergleichsbedingungen gefangen. In den engen heißen Steingruben, wohin ſie zu harter Arbeit gebracht wurden, fanden die Meiſten ihren Tod; Einzelne nur bereiteten ſich ein milderes Loos, weil ſie Stellen aus den Trauerſpielen des Euripides im Gedächtniß hielten, und zur Ergötzung und Bewunderung ihren neuen Herren mittheilten.

Die Syrakuſaner verurtheilten Demoſthenes und Nicias zum Tode. Jener war den Lacedämoniern wegen der Beſitznahme von Pylos verhaßt, von dieſem, dem Reichen, beſorgte man Loskauf und Erhebung neuer Fehden; Einige fürchteten auch wol, daß die Verbindungen kund werden möchten, in welchen ſie mit ihm geſtanden hatten. Hermokrates, Nikolaus und Gylippus ſuchten vergeblich das Leben beider zu retten, und die Syrakuſaner zu edlerem Gebrauche ihres Sieges zu bewegen[1]; doch ſollen ſich, laut einer Nachricht, beide Feldherren ſelbſt den Tod gegeben haben, ehe jener Volksſchluß zur Vollziehung gebracht wurde.

Vollſtändiger war faſt nie ein Sieg, wenige Trauerſpiele der Geſchichte ſind größer als dieſes: — und wenn auf der einen Seite das Gemüth ſich zu Syrakus wendet, welches ohne rechtlich zureichenden Grund angegriffen, für die Freiheit kämpfte; ſo muß man auf der anderen Seite die Kühnheit und Ausdauer der Athener bewundern, und tiefe Wehmuth über das gränzenloſe Unglück empfinden, welches ihr ſchönſtes Heer auf dem Gipfel ihrer Macht und ihrer Bildung zerſtörte, ein Heer, wo in jedem Einzelnen mehr Geiſt und Leben zu Grunde ging, als in anderer Zeit und an anderen Orten, in vielen Tauſenden!

1 Paus. Att. c. 29. Die Nachrichten weichen von einander ab. Diodor XIII, 20 erzählt: daß Gylippus aus Haß gegen Athen zu den härteſten Maßregeln angetrieben habe; Thucydides VII, 86 berichtet dagegen, daß Gylippus gewünſcht habe, das Leben beider Feldherren zu erhalten, ſchon um ſie als Sieger nach Sparta zu führen.

Einundzwanzigste Vorleſung.

Von der Niederlage der Athener in Sicilien, bis auf die Einnahme Athens durch Lyſander.

Ein Fremder brachte die erſte Nachricht [1] von dem gänzlichen Untergange des Heeres und der Flotte nach Athen; aber ſo unglaublich erſchien die Angabe, daß man Jenen ergriff und folterte, um die Urſachen ſeiner Lügen und um die Wahrheit zu erfahren. Bald traf indeſſen die Beſtätigung von allen Seiten ein, und gränzenloſes Wehklagen erfüllte die ganze Stadt über den Verluſt ſo vieler Söhne, Brüder, Verwandten, Freunde, Mitbürger: dann folgte Zorn und Tadel aller Rathgeber, Prieſter und Wahrſager; obgleich die Begeiſterung jeden Einzelnen ergriffen, jeder für die Unternehmung, ſo wie dann für die Entfernung des Mannes geſtimmt hatte, welcher wol allein fähig geweſen wäre, das kühn Begonnene durch Mittel aller Art auszuführen.

Endlich kehrte die Beſonnenheit zurück: der Mangel an Jeglichem, an Menſchen, Schiffen, Gelde, Lebensmitteln, die Schwäche unter ſo vielen Feinden, trat furchtbar vor die Augen. Ueber 50,000 Menſchen und an zehn

1 413 Jahre vor Chriſtus.

Millionen Thaler, hatte die fruchtloſe Unternehmung den Athenern und ihren Bundesgenoſſen gekoſtet[1]. Dazu kam der, hauptſächlich von Alcibiades betriebene Abfall eben dieſer Bundesgenoſſen: denn einem, ſo oft in der Geſchichte ſich zeigenden unverſtändigen Eifer nachgebend, verbanden ſie ſich in dem Augenblicke mit den mächtigeren Spartanern zur Unterdrückung der ſchwächern Athener, wo alle Gefahren von dieſen her gehoben und jene ſchon auf ſtrenge Oberherrſchaft bedacht waren. Aber die Athener verzweifelten nicht, ſie verließen ſich ſelbſt nicht; und da blieb der Verluſt alles Anderen nicht unerſetzlich. Mit tauſend, zur Abhelfung der höchſten Noth zurückgelegten Talenten, wurde nach einmüthigem Volksbeſchluſſe die Flotte ergänzt, und die Lacedämonier, welche ſchon wagten zum Piräus zu ſegeln, wurden bei Epidaurus eingeſchloſſen und geſchlagen. Dies erhöhte den Muth, Lesbos und Klazomenä blieben den Athenern getreu, in Samos ward die Volksherrſchaft eingeführt, Chios und Milet konnten durch die lakoniſchen und ſyrakuſaniſchen Flotten kaum geſichert, und die Athener nicht von der See verdrängt werden.

Doch ſchien zuletzt Alles davon abzuhängen, welche Partei Perſien in dieſen Verhältniſſen nehmen würde. Schon hatte Tiſſaphernes faſt die ganze Küſte von Kleinaſien erobert, ſchon war ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen den Perſern und Lacedämoniern entworfen; als es Lichas (eingedenk der alten helleniſchen Einheit und Größe, und zornig über den unnatürlichen Zwiſt) als unwürdig der Spartaner verwarf: denn das Bündniß unterſagte jeden abgeſonderten Frieden, und überließ dem Könige nicht allein faſt ganz Kleinaſien, ſondern auch die Inſeln und Theſſalien. Tiſſaphernes war äußerſt erzürnt über das Mißlingen ſeiner Hoffnungen, und über die Spartaner; da kam Alcibiades, vor den letzten fliehend, zu ihm. Durch die Zweideutigkeit ſeines Charakters waren die Lace-

[1] Boeckh Staatshaush. 288, 310.

dämonier mißtrauiſch, und durch einen offenbaren Frevel erzürnt worden [1]. Er hatte nämlich mit Timäa, der Gemahlinn des Königs Agis, welche aufs heftigſte in ihn verliebt war, einen Sohn Leotychides erzeugt, und öffentlich erzählt: nicht aus Luſt, nicht um Agis zu beſchimpfen ſey es geſchehen, ſondern damit ſeine Kinder einſt die Spartaner beherrſchen möchten. Jetzt gab Alcibiades dem Tiſſaphernes den klugen, aber unhelleniſchen Rath: weder den Spartanern noch den Athenern entſcheidenden Beiſtand zu leiſten, ſondern die Schwächung beider wechſelsweiſe zu befördern, und darauf die perſiſche Uebermacht zu gründen. Ob nun gleich Alcibiades ſein Vaterland nur da ſah, wo er perſönlich ſich zeigen konnte, und bei Tiſſaphernes jener Rathſchläge halber großen Einfluß erhielt, ſo hegte er doch ſtets eine geheime Sehnſucht nach Athen [2], als dem herrlichſten Schauplatze zur Entwickelung und Anwendung aller ſeiner Anlagen, und wollte, durch feindliche und freundliche Thätigkeit, als letztes Ziel nur ſeine Zurückberufung erwerben, oder erzwingen. Dem gemäß machte er dem atheniſchen Heere bei Samos, Hoffnung guter Löhnung und anſehnlicher Unterſtützung von Tiſſaphernes; nur wolle dieſer ſich nicht dem Volke in Athen anvertrauen, ſondern verlange eine Regierungsveränderung. Phrynichus aber, der atheniſche Befehlshaber, widerſprach lebhaft und behauptete: „das Bündniß und die Verſprechungen des Perſers wären zweifelhaft, die Herrſchaft Weniger gewähre ihm noch geringere Sicherheit als die Volksherrſchaft, und es ſey nur auf Erregung innerer Unruhen und den Vortheil des Alcibiades abgeſehen.“ Ja ſo groß erſchien dem Phrynichus [3] die Gefahr für Athen, daß er, als jene Vor-

1 Athen. XII, 575.

2 Isocr. de bigis 606, Arist. Polit. V, 4.

3 Von dieſem Phrynichus und ſeinen Genoſſen, iſt gewiß die Rede in Ariſtophanes Fröſchen v. 699. Desgleichen wol bei Lykurgos gegen den Leokrates S. 217, wonach er als ein Verräther, von Thraſybulos und Apollodoros erſchlagen ward.

ſtellungen nicht genügten, mit Aſtyochus, dem lakoniſchen Flottenführer, Unterhandlungen anknüpfte, wovon dieſer aber hinterrücks dem Tiſſaphernes und Alcibiades Nachricht gab. Der Letzte ſchwärzte hierauf den Phrynichus als Verräther beim Heere an, und brachte ihn dahin, daß er den verzweifelten Entſchluß faßte, die atheniſche Flotte den Spartanern in die Hände zu ſpielen. Ehe jedoch Aſtyochus dem Alcibiades, und dieſer dem Heere hievon Nachricht geben konnte, erfuhr Phrynichus die ihn bedrohende Gefahr, und eröffnete dem Heere jetzt ſelbſt, man wolle es überrumpeln. Dadurch ward die ſpäter anlangende Botſchaft des Alcibiades unbedeutend, ja verdächtig.

Dennoch ſandte das Heer den Piſander nach Athen, um aus den erwähnten Gründen auf Abſchaffung der Volksherrſchaft anzutragen [1], und wirklich gelang es nach dem Plane des gewaltigen Redners Antiphon und mit Hülfe des, hier zuerſt auftretenden Theramenes, an die Stelle des Raths, eine Verſammlung von vierhundert, und an die Stelle der Volksverſammlung, eine Verſammlung von fünftauſend Bürgern erwählen zu laſſen [2]. Piſander und ſeine Genoſſen hofften, daß die Spartaner mit der neuen ariſtokratiſchen Regierung leichter Frieden ſchließen würden, ſie führten deshalb den Krieg läßiger und bekümmerten ſich nicht um Alcibiades. Als aber Nachrichten von der Willkür und Grauſamkeit der Vierhundert das Heer erreichten, die gehoffte perſiſche Unterſtützung ausblieb, und die Mannſchaft in Samos durch Thraſybulus und Thraſyllus für die Volksherrſchaft gewonnen ward; ſo beſchloſſen die Soldaten im Lager — mächtiger als die Bürger — die Herſtellung der alten Verfaſſung, und ernannten den Alcibiades zum Feldherrn. Dieſer hintertrieb ſogleich, auf löbliche Weiſe, das Vorhaben mit der Flotte

1 411 v. Chr.

2 Fünf erwählten 100; dieſe 100, 300 Andere; dieſe 400 aber die 5000; Alles ariſtokratiſch. Thucyd. VIII, 67.

zum Piräus zu ſegeln und Gewalt zu gebrauchen (denn Jonien und der Hellespont wäre gewiß während der Abweſenheit verloren gegangen), er hoffte durch Bevollmächtigte und friedlich ſeine Zwecke in Athen zu erreichen, und vor Allem nicht als Gnade Flehender, ſondern als Sieger zu erſcheinen.

Zuerſt trat Theramenes — unzufrieden über die Vorzüge welche dem Piſander und Kallaiſchros zu Theil geworden, getäuſcht in Hinſicht der perſönlichen Hoffnungen und in Hinſicht der Sachen ſelbſt — nicht allein zur Partei des Volkes über, ſondern klagte auch ſpäter ſeine Freunde Antiphon und Archipolemos auf den Tod an[1]; aber die Vierhundert und insbeſondere Phrynichus und Piſander, welche zwar früher auf der Seite des Volks geſtanden hatten, dann aber abtrünnig geworden und jetzt vor der Strafe für mancherlei Willkür bange waren, wollten deßungeachtet nicht abdanken, ſondern lieber um jeden Preis Frieden ſchließen und den Alcibiades entfernt halten. Erſt als der Spartaner Hegeſandridas die, zum Schutze der Stadt eiligſt ausgerüſtete Flotte ſchlug, und das, wegen des Krieges und der Lebensmittel für Athen ſo äußerſt wichtige Euböa eroberte, entſtand die allgemeinſte und höchſte Verwirrung, welche mit Abſchaffung der Vierhundert endete, und die Herrſchaft zwar nicht, wie man demokratiſcher vorſchlug, 9000 Bürgern, doch aber den 5000 nebſt dem alten Rathe wieder anvertraute. Der Zuſatz: daß jeder unter jene Zahl aufgenommen werden ſolle, der eine vollſtändige Rüſtung gebe; wies jedoch den Uebergang zu einer Volksherrſchaft nach, welche nur den Pöbel ausſchloß.

Alcibiades führte unterdeſſen die Flotte, welche ihn zum Feldherrn gewählt hatte, nach Abydos, beſiegte die von Pharnabazus unterſtützte lacedämoniſche Flotte bei Kynos-

1 Lysias in Eratosth. in Polystrat. 664, 674. Apol. δημου καταλ. 765.

ſema, und eroberte dreißig Schiffe. Das erſchreckte den Tiſſaphernes ſo ſehr, daß er von Neuem des Krieges gegen Athen gedachte, und die, ihm zur Beſchwichtigung von Alcibiades perſönlich überbrachten Geſchenke nicht annahm, ſondern dieſen gefangen ſetzen und nach Sardes bringen ließ. Aber dreißig Tage nachher entfloh Alcibiades glücklich des Nachts, erreichte Klazomenä und verſammelte die Flotte, welche in der Zwiſchenzeit an mehreren Orten Steuern eingetrieben hatte, zu Parium. Die lakoniſche Macht lag um dieſe Zeit unter Mindarus' Anführung bei Cycikus; dahin ſegelte Alcibiades, und ſiegte 410 Jahre vor Chriſtus in einer Land- und Seeſchlacht ſo vollkommen, daß Mindarus getödtet, alle Schiffe genommen, und Briefe nach Sparta des Inhalts aufgefangen wurden: „Wir ſind beſiegt, Mindarus todt, das Heer hungert, wir wiſſen nicht was zu thun."

In dieſer Bedrängniß erboten ſich die Spartaner auf den Beſitzſtand Frieden zu ſchließen, und erinnerten daran, daß der Athener Land nicht ſo geſichert ſey, wie der abgeſchloſſene Peloponneſos, daß manche ihrer Bundesgenoſſen abgefallen wären, und Perſien auf Spartas Seite ſtehe. Alle beſonnenen Athener wollten auf jene Vorſchläge eingehen; der ſchlechte Demagog Kleophon erweckte aber ſo übertriebene Kriegshoffnungen, daß das verführte Volk, unrecht und thöricht zugleich, alle Friedensanerbietungen zurückwies [1].

Vergeblich fiel jetzt König Agis in das atheniſche Gebiet ein; bei der wiedererworbenen Herrſchaft des Meeres und der reichlichen Zufuhr, ſchadete dies den Athenern wenig. Sie ſchickten im Gegentheil unter Thraſyllus eine zweite ſtark bemannte Flotte gegen Milet, Kolophon, und gegen alle feindlich geſinnten Städte der aſiatiſchen Küſten. Zwar erlitt Thraſyllus bei Epheſus einen Verluſt, griff aber doch bald nachher von Lemnos aus die ſyrakuſaniſchen

1 Diod. XIII, 52, 53.

Schiffe an, und eroberte vier derſelben: denn Hermokrates führte nicht mehr die Syrakuſaner, ſondern war aus Parteiſucht, oder weil man ſeiner gegen Karthago gebrauchte, zu großem Mißvergnügen aller Untergebenen abgerufen worden. Die ganze atheniſche Macht nahm hierauf ihr Winterlager bei Lampſakus, und that manche Streifereien in die Statthalterſchaft des Pharnabazus; weil dieſer den Lacedämoniern Muth eingeſprochen, und ſie mit Schiffbauholz und zweimonatlichem Solde unterſtützt hatte. Mit dem Frühjahre eroberte Alcibiades Chalcedon, ja er belagerte und gewann ſelbſt Byzanz, weil die Bürger den Lacedämoniern abgeneigt waren.

Immer lauter wurden jetzt zweifache Meinungen über Alcibiades in Athen. Die eine Partei behauptete[1]: von ihm, der überall nur für ſich ſorge und an ſich denke, rühre alles Unglück her, und er werde gewißlich neues Unglück bereiten; die zweite dagegen: man müſſe ſich in ſeine Weiſe fügen, denn er ſey größer als Alle und mit Unrecht verfolgt; erſt durch ſeine Verbannung habe man das Unglück herbeigeführt, und nur er könne den Staat dauernd retten. Des Alcibiades ununterbrochene Siege gaben der letzten Anſicht die Oberhand, die Volksverſammlung in Athen ernannte ihn mit Konon und Thraſybulus zu Feldherrn, und widerrief ſein Verbannungsurtheil. Nun erſt ſegelte er nach Athen[2], wagte aber nicht eher ans Land zu ſteigen, als bis er ſeine Freunde am Ufer erblickte. Im Rathe und vor dem Volke vertheidigte er ſich geſchickt durch Reden, und die Begeiſterung für ihn ſtieg jetzt ſo ſehr, daß ihm nicht allein ſein Vermögen zurückgegeben, und ſein Verbannungsurtheil ins Meer geworfen ward; ſondern daß er auch zum erſten Befehlshaber ernannt wurde und den Ruhm hatte, die, ſeit der Beſetzung von Decelia unterbliebenen heiligen Züge, wiederum nach Eleuſis zu führen.

1 Ariſtophanes, Fröſche 1428.

2 407 v. Chriſtus.

Ueber Andros, welches abgefallen war und zum Gehorſam gebracht wurde, ſegelte Alcibiades mit der Flotte zu neuen Thaten nach Samos: aber in Aſien hatte ſich unterdeſſen Vieles geändert. Cyrus, der Bruder des Königs Artaxerxes, welcher jetzt die vordern Landſchaften befehligte, war ein perſönlicher Feind des Tiſſaphernes, und hatte den Befehl erhalten, die Athener zu bekriegen. Dennoch wäre dieſer Befehl vielleicht hintertrieben worden, hätte nicht **Lyſander**, der neue ſpartaniſche Feldherr, den günſtigen Augenblick benutzt, in Sardes den Cyrus ganz für Sparta gewonnen und eine Erhöhung des Soldes der Seeſoldaten durch perſiſches Geld ausgewirkt[1]. Deshalb drängten ſich die, nur des Gewinnes gedenkenden Matroſen, zur lakoniſchen Flotte, und die Athener waren keineswegs im Stande aus ihren Mitteln die, für ſie dadurch nothwendig gewordene Mehrausgabe, zu tragen. Deshalb ſegelte Alcibiades mit einem Theile der Flotte nach dem, von Thraſybulus eingeſchloſſenen Phocäa, um hier wo möglich jenem Geldmangel abzuhelfen. Lyſander, welcher den noch nie beſiegten Alcibiades, bis jetzt nicht angreifen gewollt, benutzte den Augenblick ſeiner Abweſenheit und verführte Antiochus, den zweiten atheniſchen Befehlshaber, gegen des Alcibiades ausdrückliche Weiſung, zu einer Schlacht bei **Notium**, wo die Lacedämonier ſiegten und funfzehn Schiffe gewannen. Schnell kehrte Alcibiades zurück und wollte ſogleich einen zweiten Kampf beginnen, aber Lyſander vermied ihn auf alle mögliche Weiſe und wagte ſich nicht in die See. Wenig hätte der Unfall geſchadet, wenn ihn nicht die Athener ſelbſt entſcheidend gemacht hätten: denn kaum war die Nachricht in ihre Stadt angekommen, als Thraſybulus Thraſons Sohn, den diesmal wol ſchuldloſen Alcibiades, im Allgemeinen des Eigennutzes, der Läſſigkeit und loſen Lebensart anklagte[2].

1 Nach Iſokrates Symmor. 28, gaben die Perſer allmälig 5000 Talente zum Kriege wider Athen.

2 Diod. XIII, 74.

Alter Haß fand neue Vorwände, die gegen Sparta bewieſene Freundſchaft ward nicht vergeſſen, Manche fürchteten er werde ſich zum Tyrannen Athens aufwerfen; und bei minder Argwöhniſchen endlich, ward ihm ſogar ihre frühere aufrichtige Verehrung und die Größe ſeiner Thaten ſchädlich, weil ſie glaubten, ihm ſey nichts unmöglich und es liege nur an ſeinem böſen Willen, wenn irgend etwas nicht vollſtändig gelinge.

Zehn Feldherrn wurden an die Stelle des abgeſetzten Alcibiades ernannt, er ſelbſt begab ſich zu Schiffe nach einer, von ihm im Cherſoneſos oder bei Byſanthe in Thracien angelegten Burg. Auch die Lacedämonier wechſelten ihren Geſetzen gemäß mit den Feldherrn, und ernannten 406 Jahre vor Chriſtus, den Kallikratidas zum Nachfolger des Lyſander. Hierüber erzürnt ſandte dieſer den noch vorhandenen Reſt des perſiſchen Geldes an Cyrus zurück und äußerte ſtolz: er habe die Herrſchaft der See bereits errungen. Kallikratidas aber erwiederte: er möge erſt von Epheſus aus, vor Samos und der atheniſchen Flotte vorbeiſegeln, und ihm die Flotte in Milet übergeben; deſſen weigerte ſich Lyſander mit der Ausrede: er dürfe keine Befehle mehr ertheilen.

Die, über den Wechſel der Feldherren unzufriedenen Lacedämonier, gewann Kallikratidas durch eine verſtändige beſtimmte Anrede, und durch ſtrenge Gerechtigkeit, — ſie wagten damals noch nicht beſtimmt den Ungehorſam auszuſprechen —, dann eilte er des mangelnden Soldes halber zu Cyrus. Aber hier hieß man ihn tagelang warten, unzählige vergebliche Gänge machen, und behandelte ihn mit vornehmem Stolze. Da rief er in zorniger Wehmuth aus: Die Griechen ſind die kampfſüchtigſten Menſchen, daß ſie den Barbaren des Geldes halber ſo ſchmeicheln [1]! Er gelobte nach ſeiner Rückkehr Alles anzuwenden, um die Athener und Lacedämonier auszuſöhnen. Es war in Kallikra-

1 Plut. Apophth. lacon. 831.

tidas, ungeachtet ſeiner Jugend, die urſprüngliche Einfachheit und Hoheit lakoniſcher Tugenden, es lebte in ihm der große Gedanke von Einheit, Freiheit und Herrſchaft der Hellenen, gegen und über fremden Einfluß und fremde Sitten; aber die Trennung, ja der Verfall war ſchon zu weit gediehen, und erſt nach dem Verluſte der eigenen Freiheit, ſollte durch ihre, mit einem verwandten Stamm vermiſchte Sinnesart und Bildung, griechiſche Weltherrſchaft durch Eroberung entſtehen.

Die Mileſier ſtreckten endlich dem Kallikratidas das nöthigſte Geld vor, worauf er Methymnä eroberte, aber den Verkauf der Bewohner als Sklaven verhinderte, denn auch ſie wären Hellenen. Konon, der in einem Gefechte ſchon einige Schiffe verloren hatte, ward ferner von den Lacedämoniern in Mytilene eingeſchloſſen und belagert, bis die, auf ſeine dringende Bitte in Athen mit großer Anſtrengung und mit Hülfe vieler in die Bürgerrolle aufgenommenen Fremden und Schutzverwandten, gebildete Hülfsflotte [1], bei den arginuſiſchen Inſeln dem Vorgebirge Malea auf Lesbos gegenüber anlangte, und den Athenern auch der Zahl nach das Uebergewicht verſchaffte. Dennoch wollte Kallikratidas nicht fliehen ſondern äußerte: es werde nach ſeinem Tode in Sparta nicht minder gut wohnen ſeyn. Er kam in der Schlacht ums Leben, während die Athener ſiegten und 70 feindliche Schiffe nahmen oder zerſtörten [2]. Weil aber ihre Feldherren nicht für die Sammlung der Schiffstrümmer und nicht für Begrabung der Todten geſorgt hatten, wurden ſie (unter ihnen ein Sohn des Perikles), hauptſächlich auf des Theramenes verdammlichen Betrieb, in Athen angeklagt, und ungeachtet des Beweiſes, daß der Sturm beides verhindert habe, faſt unter alleinigem Widerſpruche des Sokrates, rechtswidrig und grauſam

1 Justinus V, 6. Selbſt Sklaven wurden unter die Matroſen aufgenommen. Xen. Hell. I, 6. — Diod. XIII, 97, 98, 101.

2 406 v. Chr.

hingerichtet [1]. Bald nachher bereuete indeſſen das Volk dieſen Frevel, und die meiſten Urheber der ſtrengen Anſicht traf harte Verantwortung.

Die Spartaner lebten unterdeſſen im Sommer auf Chios [2], von Früchten und Lohnarbeit; im Winter brachte ſie Hunger und Blöße zu dem gewaltſamen Entſchluſſe die Inſel zu plündern; welcher Plan aber entdeckt und hauptſächlich dadurch hintertrieben ward, daß die Chier den Sold für einen Monat zuſammenbrachten. Hierauf ſegelten jene beruhigt nach Epheſus, und erbaten ſich den Lyſander zum Flottenführer. Weil indeſſen nach den Geſetzen Niemand dieſe Würde, welche an Wichtigkeit jetzt der königlichen faſt gleich ſtand, zweimal bekleiden ſollte, ſo gab man ſie dem Namen nach an Arakus, ſtellte ihm aber den Lyſander mit voller Gewalt zur Seite.

Dieſer war in vieler Hinſicht ein ſpartaniſches Gegenſtück zum atheniſchen Alcibiades; die Vorzüge und die Mängel beider Staaten ſtellten ſich lehrreich in dieſen Männern dar, und nachdem Athen den Alcibiades entfernt hatte, mußte das Uebergewicht auf ſpartaniſche Seite fallen. Lyſander ſtammte aus einer heraklidiſchen, aber nicht aus den königlichen Familien; er war arm, aber nie durch Geld beſiegt; ſcharf, ſtolz und abſprechend gegen Geringere, und wiederum, ſobald es darauf ankam [3], gewandt genug, ſich in Mächtigere zu ſchicken. So antwortete er einem lebhaft ſprechenden Megarer: „Deinen Worten fehlt ein mächtiger Staat;“ ſo den Argivern bei einer Gränzſtreitigkeit: „Wer das Schwert am beſten führt, entſcheidet am tüchtigſten.“ Liſt und Verſchlagenheit verſchmähte er keines=

1 Platon. apol. Socratis ed. Bekk. I, 2, 120. Valer. Max. III, 8, extr. 1.

2 Die Spartaner ſollen um dieſe Zeit den Frieden geſucht haben, wurden aber auf Betrieb eines, nicht einmal vollbürtigen Bürgers Kleophon abgewieſen, der betrunken auf den Markt kam und meinte, die Spartaner ſollten alle Städte frei laſſen! Ariſtoph. Fröſche 1532.

3 Xenoph. Oecon. IV. 23.

wegs, vielmehr ging ihm das Nützliche und Vortheilhafte, über das Gute und Edele. Und in dieſem Sinne äußerte er: „man müſſe den Fuchsbalg annähen wo die Löwenhaut fehle, Kinder wären mit Würfeln, Männer mit Eidſchwüren zu bethören.“ Die Schmeichelkünſte der Volksführer, die Willkür und das Treiben der Volksverſammlungen waren ihm verhaßt; er beſchloß, hinreichend unterſtützt durch ſeine großen Anlagen und durch die ſpartaniſche Macht, Hellas auf eine andere, auf ſtreng ariſtokratiſche Weiſe umzugeſtalten. Deshalb ſtiftete er in den helleniſchen Städten geheime Verbindungen, Klubs der entſchloſſenſten unter den Vornehmen, die in unſichtbarem Zuſammenhange Alles umſtrickten; aber kein Geſetz, ſondern Lyſander war als kühner Revolutionsmann, der Mittelpunkt des Ganzen. Hätte er nicht, um ſicherer zu gehen, blos ſeine Anhänger, ſondern auch die Beſonnenſten erwählt, ſo würde die Umgeſtaltung dauernder geworden, und nicht um ihrer innern übertriebenen Gewaltſamkeit willen, ſogleich verhaßt und bald nachher zerſtört worden ſeyn. In Wahrheit aber begriff Lyſander, ſo wenig wie Sparta, die großen vielſeitigen, weltgeſchichtlichen Aufgaben des helleniſchen Volkes. Ihm erſchien es als das Höchſte, ſeine beſchränkten Gedanken und einſeitigen Zwecke, ſelbſt durch die grauſamſten und verdammlichſten Mittel zu verwirklichen.

Nach mehreren Zügen, wo Lyſander in Abweſenheit der feindlichen Flotte ſelbſt zu den atheniſchen Küſten ſegelte, und vor Agis ſeine Schiffe aufſtellte, legten ſich beide Flotten im Helleſponte vor Anker: die ſpartaniſche welche mit perſiſchen Schiffen verſtärkt war, bei dem eroberten Lampſakus, ihr gegenüber, leider von mehreren Feldherren befehligt, die atheniſche bei Aigoſpotamoi[1]. Zu entfernt ſchien das Lager der Letzten von Seſtos, woher ſie Lebensmittel bezogen; zu gefährlich die offene ſchutz-

1 406 Jahre v. Chr., im December.

loſe Rhede. Dies erkennend, wagte ſich Alcibiades herzu, warnte und rieth zur Vorſicht. Er verſprach, wenn man ihm Antheil am Oberbefehle zugeſtehen wollte, entweder die Spartaner, wie man wünſchte, zu einer Schlacht zu bringen, oder die Thracier zur Unterſtützung von Athen zu bewegen; aber die Feldherren wieſen ihn ſtolz zurück. Vier Tage nach einander ſegelte die ſpartaniſche Flotte wie zur Schlacht hervor, und zog ſich bei Annäherung der Athener jedesmal ſchnell zurück; dadurch wurden dieſe übermüthiger und nachläſſiger. Am fünften Tage that Lyſander das Gleiche, und nach baldiger Rückkehr ſtiegen die ſicher gewordenen Athener aus Land und zerſtreuten ſich nach allen Seiten. Nunmehr eilte Lyſander durch Kundſchafterboote benachrichtigt herzu, griff an ehe die Athener ihre Schiffe bemannen konnten [1], und ſiegte lediglich in Folge dieſer Vernachläſſigung ſo vollſtändig, daß nur Konon mit acht Schiffen zu Evagoras nach Cypern entkam, alle übrigen aber, an 180 den Spartanern in die Hände fielen. Dreitauſend Athener wurden auf Lyſanders Befehl getödtet und nicht einmal begraben [2]; weil ſie (ſo heißt es ohne Beweis), nach des Philokles Antrag, vor der Schlacht beſchloſſen hätten, den lebendig Gefangenen die Hand, oder doch den rechten Daumen abzuhauen, und ſie dadurch zum Schiffsdienſte untüchtig zu machen. Philokles erklärte an Lyſander: „er möge nicht erſt anklagen und ſcheinbar unterſuchen, ſondern als Sieger verfahren;" ruhig ging er zum Tode, und der rauhe Spartaner meinte; die grauſame Vollbringung dieſer That, ſey gerechtfertigt durch den frühern grauſamen, aber nicht zur Ausführung gebrachten Beſchluß ſeiner Gegner.

Die erſte Nachricht des, faſt zufälligen aber doch gän=

1 Die Athener behaupteten, ihre Feldherren wären zum Theil beſtochen geweſen, was, nicht unwahrſcheinlich, jedoch unerwieſen iſt. Pausan. Phocis c. 9. Xen. Hell. II, 1, 22. Scheibe die oligarchiſche Umwälzung zu Athen 21

2 Pausan. IX, 32.

zenloſen unerſetzlichen Unfalls, kam durch das paraliſche Schiff nach dem Piräus, die Wehklage wälzte ſich die langen Mauern hinauf zur Stadt. Alle Mittel, eine neue Macht zu erſchaffen, fehlten: die Belagerung der Stadt erſchien unvermeidlich, und die Erinnerung an die frühere harte Behandlung der Melier, Toronäer u. ſ. w. erhöhte die Furcht vor dem eigenen Schickſale. Außerdem fehlte, zur Erhöhung des Uebels, die Einigkeit der Anſichten und die Kraft des Willens, welche den Staat nach dem unglücklichen ſiciliſchen Feldzuge, ſchnell wieder hob. Eine oligarchiſche Partei hielt es in Athen mit den Spartanern und beförderte deren Plane, und noch Mehrere glaubten: „der Staat ſey nun einmal verloren, und die Rettung der einzelnen Beſitzthümer, bleibe allein als höchſtes erreichbares Ziel übrig;“ aber freilich täuſchte dieſe Hoffnung hier, wie immer, — und immer mit Recht [1].

Lyſander eroberte nach jenem Siege Chalcedon und Byzanz, und ſandte alle Athener gerade in ihre Vaterſtadt, um durch die größere Anzahl deſto eher Mangel an Lebensmitteln zu erzeugen. Ueberdies war deren Zufuhr, von ihm bei Lebensſtrafe verboten worden [2]. Gleichzeitig umlagerten die Spartaner, unter ihren Königen Agis und Pauſanias, die Stadt von der Landſeite, und endlich erſchien auch Lyſander mit der Flotte vor dem Piräus. Weil die Athener ſich indeſſen noch ſehr muthig vertheidigten, eilte er von Neuem nach Aſien: alle Inſeln, außer Samos, fielen von Athen ab, alle kleinaſiatiſchen Städte gewann Lyſander für Sparta. Ueberall ſtürzte er hierauf die beſtehenden Verfaſſungen, ſetzte in jeder Stadt einen ſpartaniſchen Befehlshaber oder Harmoſten, und zehn Räthe (aus den ihm verbündeten, kühnſten und heftigſten Ariſtokraten) zu Befehlshabern ein, und gab ihnen eine ſo große

1 Isocr. Aerop. 238 in Callim. 669. Lysias ἀπολ. δημου καταλ. 765.

2 Isocr. adv. Callim.

Gewalt, daß wild=grauſamer Mißbrauch ſo unausbleiblich war, als Haß.

In Athen ſtieg unterdeſſen die Noth: man unterhandelte wegen des Friedens, und lacedämoniſche Geſandte verlangten, daß die langen Mauern auf zehn Stadien weit niedergeriſſen würden. Dem widerſprach Kleophon und die Volkspartei, bis jener durch ſeine Gegner auf eine niedrige Weiſe geſtürzt ward. Die oligarchiſche Partei dagegen, welche ſich nach der Niederlage bei Aigospotamoi enger aneinander geſchloſſen, und insbeſondere unter Kritias und Eratoſthenes die Leitung der Geſchäfte erzwungen hatte, wollte den Frieden, wo nicht zum Beſten der Stadt, doch zur Begründung ihrer Herrſchaft. König Agis wies die atheniſchen Geſandten, welche ſich deshalb an ihn wendeten, zu den Ephoren; und dieſe ertheilten auf das Anerbieten, Bundesgenoſſen der Lacedämonier zu werden, aber Mauern und Hafen zu behalten, jenen nur den trockenen Beſcheid: „ſie möchten beſſer berathen wiederkehren." Nunmehr trat Theramenes auf und verſicherte, ſelbſt getäuſcht oder lügenhaft: „er könne durch geheime Mittel den Frieden ohne jene läſtigen Bedingungen zu Stande bringen;" anſtatt ſich aber auf Befragen über dieſe geheimen Mittel näher zu erklären, drang er auf unbedingtes Zutrauen, fand es, und eilte mit unumſchränkter Vollmacht zu Lyſander. Liſtig wußte ihn dieſer anfangs hinzuhalten, dann zu beherrſchen. Theramenes nämlich ſuchte zwar das Gute, aber er hatte es weder mit Sicherheit erkannt, noch wohnte ihm die Kraft bei, es unwandelbar zu verfolgen[1]. Sah er Mängel, ſo wollte er eiligſt umſtürzen und abändern, wie einſt durch die Einführung der Vierhundert; trug aber eine Maßregel nicht erwünſchte Frucht, ſo wandte er ſich leichtſinnig zu einer andern. Doch wäre dieſer Wechſel der Anſichten ſeinem Vaterlande weniger nachtheilig geweſen, wenn ihn allein die Verhältniſſe der Dinge, und nicht

1 Aristoph. Ranae 540, 968.

gleichmäßig Eitelkeit und Ehrgeiz beſtimmt hätten. So mag Lyſander durch die Erinnerung an des Theramenes frühere ariſtokratiſche Geſinnung, durch Drohungen, durch den Beweis man müſſe die zügelloſe Volksherrſchaft mittelſt einer ſtrengen Regierung brechen, durch ſchmeichleriſche Einflüſterungen von der Heilſamkeit des ihm zu Theil werdenden großen Einfluſſes u. ſ. w., ſeine beſſere Natur ganz betäubt haben. Wenn er alſo auch nicht den Lacedämoniern die neuern, drückenden Bedingungen ſelbſt in Vorſchlag brachte, ſo ward er doch ihr Werkzeug, ſie durchzuſetzen: denn drei, von ihm vorſätzlich oder thöricht hingezögerte Monate der Unterhandlungen, erſt mit Lyſander, dann mit den Ephoren, hatten die Athener in einen Zuſtand geſetzt, wo ſie mehr als früher bewilligen mußten. Vielleicht entſtand jene Zögerung aber auch dadurch, daß die lacedämoniſchen Bundesgenoſſen, wegen des den Athenern zu bewilligenden Friedens, befragt wurden [1].

Die Thebaner und Korinther ſtimmten hiebei für die gänzliche Zerſtörung Athens, man ſolle Attika behandeln wie die kriſſäiſche Ebene; aber das delphiſche Orakel warnte, nicht das eine Auge Griechenlands auszureißen, und die Spartaner erklärten (wahrſcheinlich mit beſorglicher Rückſicht auf das unzuverläſſige Böótien): „ſie wollten eine Stadt, welche in den größten Gefahren, Hellas das größte Gute erwieſen, nicht zur Sklavinn machen.“ Dies ausgenommen, zeigte ſich aber nirgends Milde, denn die Bedingungen gingen dahin: „man ſolle die langen Mauern und den Piräus zerſtören, alle Schiffe bis auf zwölfe herausgeben, allen fremden Beſitzungen entſagen [2], die Vertriebenen wieder aufnehmen, Zins zahlen, gleiche Feinde und Freunde mit den Spartanern haben, und ihnen im Kriege folgen; endlich, man ſolle ſich der väterlichen Verfaſſung bedienen.“ Dies ſcheinbar Günſtige erklärten bei

1. Lys. in Eratosth. et Agorat. Andocid. p. 99. Plut. Nic. 2. Isocr. Panath. 407.

2 Lys. in Nicom. 860. Isocr. Plataic. 524.

entſtandenem Zweifel die Sieger dahin: „daß Athen die Verfaſſung annehmen müſſe, welche Sparta habe, oder ihm zutheile[1].“

Als Theramenes mit dieſen Bedingungen nach Athen zurückkam, waren bereits viele Bürger Hungers geſtorben, Andere wehklagten mehr als ſie widerſprachen, und die früher Vertriebenen langten ſchon an; deßungeachtet erſchien der Widerſtand noch ſo groß daß die oligarchiſch Geſinnten, zuerſt durch Verfolgungen und Anklagen — wo man ſelbſt Sklaven als Angeber nicht verſchmähte — Schrecken verbreiteten und dann Lyſandern, der zwar ohnedies von den Verhältniſſen wol hinreichend unterrichtet war, mit der Flotte und den Landſoldaten aus Samos herzuriefen[2]. Nun übergab man die Stadt, und unter Geſang und Muſik wurden die langen Mauern niedergeriſſen, und die Schiffe in Brand geſteckt; denn Viele meinten thöricht, mit dieſem Tage beginne die Freiheit von Hellas!

Dies geſchah zweihundert Jahre nach Solons Geſetzgebung, ſechsundachtzig Jahre nach der Schlacht bei Marathon, fünfundvierzig Jahre nach Abſchluß des cimoniſchen Friedens, ſiebenundzwanzig Jahre nach dem Ausbruche des peloponneſiſchen Krieges, vierhundert und vier Jahre vor Chriſtus; um die Zeit als Rom ſeinen Heeren zuerſt dauernden Sold gab, und hiedurch die Möglichkeit begründete, größere Kriege zu führen und größere Herrſchaft zu erlangen.

1 Hinrichs (de Theramenis etc. rebus 32) nimmt an daß Athen nur durch des Theramenes Klugheit und Liſt ſo günſtige Bedingungen erhalten habe.

2 Lysias in Agorat. Isocr. in Euthyn. Xenoph. Hell. II, 2, 14. Pausanias I, 2, 6.

BIBLIOTECA VITTORIO EMANUELE IN ROMA
BIBLIOTECA BONCOMPAGNI
545,668
VAG 2019081

Verbeſſerungen.

Seite 131 Zeile 18 von unten lies: mit den Römern
 „ 200 „ 12 „ „ „ zögernden Wanderungen

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.